
3 1761 09701732 1

# ISIS

## Der Mensch und die Welt.

Von

Christian C. Radenhausen.

Zweite Auflage.

Vierter Band.



Hamburg.
Otto Meißner.
1872.

# Heranbildung der Welt.

§. 411. Frühzeitig gelangte der Mensch zu der Frage woher er stamme, auch wie seine Außenwelt entstehe und entstanden sei. Die Antworten prägten sich in minder oder mehr entwickelten Formen aus je nach der Bildungstufe zu welcher die Völker oder Einzelen vorgeschritten waren. Die **Forschungen nach der Entstehung der Menschheit** müssen bereits auf sehr rückständigen Stufen begonnen haben, wie die beschränkten Erklärungen erweisen welche von Völkern des Alterthums gehegt wurden, wie auch von rückständigen Völkern der Gegenwart gegeben werden.

Die Bildung der Menschheit schritt lange fort, bevor die Vorstellung erwachte daß der Mensch sich zu betrachten habe als die höchste Entwicklung der Erdenwesen. So lange er die Überlegenheit der stärkeren Thiere zu fürchten hatte, stand er ihnen als niederes Wesen gegenüber (§. 33) und als er diese Übermacht gebrochen schauete er mit Verehrung auf die Vögel als höhere Wesen, ihm an Klugheit und Fähigkeit überlegen. Diese Bescheidenheit hat den Menschen Jahrtausende lang beherrscht und noch in der Gegenwart gibt es Völker welche besonderen Thieren die höhere Stellung einräumen; dabei im übrigen Kenntnisse besitzen zu deren Heranbildung im eigenen oder fremden Kreise es der Jahrtausende bedurfte. Es war die Selbstfolge jener Bescheidenheit, daß der gläubige seinen Übermächten der Stärke oder Klugheit jegliches beimaß was günstig oder ungünstig auf ihn einwirkte, ohne von ihm selbst herbei geführt worden zu sein, daß er auch jeden Eindruck den er sonstig nicht zu deuten wußte, aus dem verhalten dieser sichtbaren Übermächte zu erklären suchte.

Die Abstammung seines Wesens führte der Mensch auf seinem eigenen Gebiete nur bis auf einen Stammvater zurück oder auf ein Stammeltern-Par und begnügte sich damit seine eigene Abstammung

und die seiner Genossen in so weit zu kennen. Sobald er darüber hinaus wollte, stellte er den Menschen mit allen anderen Wesen gleich oder noch unter einen Theil der selben. Bei Völkern die keine Kunde hatten von ihrer Einwanderung in das bewohnte Land, beschränkte sich die rückständige Vorstellung auf die Annahme daß ihr Stamm in diesem Lande entstanden sei, das erste Par unter der Oberfläche vorhanden gewesen und hervor gekommen oder empor gewachsen sei, die Solen lösend von der Erde als wandelnde Menschen das Leben begonnen habe. Auf höherer Stufe der Vorstellungen suchte der Mensch seinen Ursprung im Thierreiche: die Tschippewäs-Indianer nehmen an ihr Volk stamme vom Hunde ab; die Krähen-Indianer schreiben alles, auch die Entstehung des Menschen, der Krähe zu; andere Völker lassen die Schildkröte Urvater sein. Im westlichen Asien war dagegen die Abstammung der Menschen schon in höherer Weise erklärt durch vorherige Riesengeschlechter: die Titanen und Giganten der Hellenen gehören dahin, Götter und Menschen fallen zusammen in ihrer Entstehung. Bei den Nordländern ist es die Kuh des Riesen Ymir, welche durch belecken eines Eisblockes den darin steckenden Urmenschen hervorzog, von welchem Götter und Menschen abstammen. Den selben Riesen stellten sie auch in anderer Art zur Entstehung der Menschen; im Schlafe erwuchsen unter seinem linken Arme Mann und Weib und seine Füße zeugten mit einander einen Sohn; wiederum nur eine Umschreibung der Entstehung des Menschen aus der Erde, denn aus Ymirs Leibe ward, der selben Eddasage nach, die Erde gebildet. Bei weiterer Ausbildung forschte man nach den Keimen oder Satkörnern, aus denen die Menschen erwachsen sein sollten und gerieth dabei auf die Vermuthung, daß es Steine oder Drachenzähne u. dergl. gewesen seien, wie sich andeutet in den Sagen der Hellenen.

§. 412. In einzelen Zügen zeigt sich schon eine höhere Stufe, wenn der Mensch seine Entstehung mit der übrigen Welt aus gleicher Quelle herleitete; wie z. B. die Krähen-Indianer sich denken, daß die Krähe außer dem Menschen auch die ganze übrige Welt hervorgebracht habe. Auf diesem Wege ergab sich späterhin, als der Mensch gesehen hatte wie Land entstehe im kleinen und gelernt hatte aus vorhandenem Stoffe, zumal feuchtem Thone Gestalten nachzubilden, die weitergehende Folgerung daß es **menschenänliche Schöpfer** gewesen seien, denen das vorhandene entstamme, indem sie durch menschenartige Handlungen irgend welcher Art alles gemacht oder hervorgebracht hätten.

Die Mönitari in Nord-Amerika erzählen: der Herr des Lebens, der Urvater der Menschen, jetzt im Felsengebirge wohnend, habe alles gemacht und einen großen Vogel abgesandt, der vom Grunde des Ur-

meeres die Erde empor gezogen habe. Auf den Tonga-Inseln der Südsee erklärt man die Entstehung der Erde d. h. dieser Inseln daraus, daß ein höheres Wesen die Erde aus dem Meere empor geangelt habe; wobei die Schnur gerissen sei als die Spitzen empor tauchten, weshalb der größere Theil des Landes unter Wasser geblieben sei. Die Kamschadalen lassen die Welt von ihrem Urvater Kuka erschaffen sein, dem aber die gebürende Klugheit mangelte und der nur durch die klügere Urmutter verhindert ward noch größere Thorheiten zu begehen; denn wenn er verständiger gewesen wäre, hätte er weniger Berge und Klippen in die Welt gesetzt, auch keine reißende und seichte Ströme, würde auch nicht solche Stürme und Regenmengen senden, um derenwillen mehr Schmähungen als Gebete an ihn abgerichtet werden. Die Neuseeländer lassen ihr höchstes Wesen Mave seine beiden Söhne töden, um aus ihren Kiefern Angelhacken zu machen, an welche er als Köder ein Stück des eigenen Ohres hängte; damit hob er im Meere angelnd das Land empor und als er solches drei Monate lang fortgesetzt, fing er eine Taube, legte seinen Geist hinein und ließ sie mit seinem Ende der Schnur in die Wolken steigen: so zog sie Neuseeland herauf, womit der erste Mann und zugleich das Feuer empor kamen. Mave kannte das Feuer noch nicht und verbrannte sich die Hand daran, stürzte sich vor Schmerz in das Meer und hatte als er empor tauchte die nebenliegende Schwefelinsel auf der Schulter; darauf bildete er die erste Frau aus der Rippe des ersten Mannes. Jener heilige Geist, welcher in Form einer Taube an der Schöpfung betheiligt war und die Erschaffung des Weibes aus Mannesrippen, welche überdies als Knochen „Hewe" heißen, gemahnen stark an die biblische Beschreibung und da überdies in den Sitten jenes Volkes vieles den alt-israelitischen gleich ist, namentlich Beschneidung fasten Reinigunggebräuche u. a. und in ganzen Bezirken der Gesichtschnitt semitisch ist, so deutet sich in ihnen, neben Semiten und Kaffern, der dritte Zweig an, welcher einem gemeinsamen Urlande in Mittel-Afrika entstammt. Weitergehend würde auch jene Rippenschaffung eine Erklärung finden müssen, denn solche Vorstellungen sind nicht schiere Erfindungen, sondern haben in irgend einer Beobachtung ihre Begründung. Die Deutung vom Verluste einer Rippe (richtiger eines Rippenpares) konnte aber nur dort entstehen, wo man durch vergleichen jenen Verlust vermuthen konnte und die Gelegenheit hiezu findet sich in Afrika am Gorilla u. a., welcher 13 Rippenpare besitzt, wogegen der Mensch nur 12 hat. Da dort Affen wie auch Menschen verspeist werden, so mußte der Unterschied auffallen und solchen Völkern, welche die Verwandschaft mit Affen nicht abweisen, vielmehr sie als Waldmenschen und Urväter betrachten, lag es nahe den Verlust

eines Rippenpares mit der Entstehung des höheren Menschen irgendwie in Verbindung zu bringen.

Je nachdem die Menschen ihre schöpferischen Verehrungwesen sich dachten, standen solche ihnen näher oder ferner: waren es bekannte Thiere (Krähe Schildkröte o. a.), so hatte man sie in der Nähe; dem Indianer und Kamschadalen dagegen war der Schöpfer nur aus seinen Werken bekannt; ihnen lebte er entweder fernab im Felsengebirge oder unsichtbar in der Luft als Geist, der allerdings höre und sehe was die Menschen thun aber unfaßbar bleibe. Die höchste Vorstellung dieser Art zeigt sich im amerikanischen Stamme der Onondajas, nach welcher der große unsichtbare Geist die Welt erschuf durch seinen Willen, darauf aus Thon zwei Menschenbilder formte die er durch seinen Hauch belebte. Völker dieser Art entrücken ihre Vorstellung jeder sichtlichen Form, denken sich eine unbekannte Größe, ein Unsichtbares, einen großen Geist (x) der alle Möglichkeiten in sich trägt, aber den Menschen nur erscheinend in seinem thun d. h. in den Gestaltungen der Welt.

Minder erhaben sind die semitischen Vorstellungen in der biblischen Beschreibung; denn sie bezeichnen als Schöpfer der Welt die selben Elohim, welche dem Menschen sichtbar auf Erden erscheinen, im Garten wandeln (1 Mose 3. 8) von der Erde auffahren (1 Mose 17. 22) u. s. w., auch im Traume erscheinen und reden. Es wird beschrieben in welcher Reihenfolge die Elohim jegliches in sechs Abtheilungen machten aus dem Urgemenge: zuerst das Licht sich ausbreitend, dann die Erde auftauchend aus dem Meere; wie sie den feuchten Wolkenhimmel schieden vom Meere, die Pflanzen entstehen ließen, die Thiere, den Menschen (Adam) aus Thon geformt; wie sie ihm ein Lebenswesen einhauchten (§. 86) und aus seiner Rippe das Weib Hewa machten. Im übrigen setzt sie wie die meisten Erklärungen voraus daß der Stoff bereits vorhanden gewesen sei und nur der Scheidung und Formung bedurfte; denn sie begnügt sich nicht mit dem Schöpferworte „es werde und es ward", sondern gibt eine Beschreibung des stufenweisen anfertigens, entwickelt aber darin bereits eine höhere Erkenntniß. Der Sternenhimmel nebst Sonne und Mond welche anderen Völkern und auch vielen Israeliten als Verehrungwesen galten, waren in dieser Beschreibung nur untergeordnete Gestaltungen; so daß der Verfasser ersichtlich nicht zu ihren Verehrern gehörte. Er bezeichnet die ältesten Wesen (Elohim) als Anfertiger, bezeichnet aber JHOH außerdem, so daß zwei Erzählungen sich mengen.

Von den alten Ägüptern sind mehrfache und unterschiedliche Erläuterungen vorhanden; welche einen Urheber andeuten der aus sich

selbst die Welt erschuf. Nur sind die stattgehabten Spaltungen der Priesterschaften, so wie die Fortbildungen und Vermischungen noch nicht genügend aufgeklärt um zusammenhängende Übersichten zu bieten. Es wird berichtet vom Weltenschöpfer Knef, der aus seinem Munde ein Ei hervor brachte, aus welchem Ptah (der Feuerherr) als Weltenbaumeister entstand, der die obere Hälfte der Schale zum Himmel formte, die untere zum Gegenhimmel (zur Unterwelt) und aus dem Dotter die Erde mit ihren Wesen, die er darauf 2424 Jahre hindurch beherrschte. Es findet sich aber auch in Nieder-Ägüpten der Wüstenherr AMN als Schöpfer Himmels und der Erde, mit dem Beinamen Munk-ter, d. h. Schöpfer der Welt. Diese Vorstellung ward späterhin dahin gesteigert, daß er zum schaffenden Verstande erhoben ward, zum Schöpfergeiste, zur Weltseele. Auch der spätere Sonnenherr Osir ward zum Schöpfer der Welt erhoben, beschrieben als „Licht der Welt“ „Schöpfer und Wächter des Himmels und der Erde, Schöpfer des Menschengeschlechtes, das da bewohnt die verschiedenen Länder, auch aller vierfüßigen Thiere von der Maus bis zum Menschen, Herr des Thierreiches, der Bäume Sträucher Früchte und Pflanzen allzumal“. In der Verehrung des Volkes findet sich aber auch angedeutet, alle Wesen seien das Erzeugniß des Sonnenherrn Osir und seiner Gemalin Isis, der Erdmutter.

Zu den Vorstellungen von menschenänlichen Schöpfern gehört auch die Beschreibung der Nordländer, welche als Ur-Dasein die Unterwelt (Nebelheim) und die heiße Welt (Muspilli) annahmen. Aus belebten Thautropfen entstand der Urriese Ymir, von dem das Geschlecht der Frostriesen herstammte. Von dem ersten Menschen, den seine Nährkuh aus einem Eisblocke hervor leckte und dessen Sohn eine Riesentochter ehelichte stammten Odin Wili und We. Diese tödeten den Ymir, warfen ihn in den Abgrund (Ginnagap) und bildeten aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinem Blute alle Gewässer, die Steine aus seinen Zähnen und Kiefern; aus seinem Hirnschädel bildeten sie den Himmel, erhoben diesen über die Erde auf vier Stützen und setzten unter die Ecken vier Zwerge, genannt Ost West Nord und Süd; die Funken aus der heißen Welt geflogen setzten sie unter den Himmel als Sterne; die meisten fest, aber einige lose, nach derem Gange die Tage Monate und Jahre berechnet wurden; aus dem Gehirne bildeten sie die Wolken. Am Strande fanden die drei Schöpfer zwei Bäume und machten daraus das Urpar der Menschen, welchem Odin das Lebenswesen gab, Wili Verstand und Bewegung, We das Antlitz und die Sinne; sie gaben ihnen auch Kleider und benannten sie Ask und Embla.

Bei den Hellenen waren wie auch in anderen Bezügen mehr-

fache Vorstellungen im Gange; zumeist ägüptisch, im übrigen semitisch. In den alten Preisgesängen zum Dienste des olümpischen Zeus ist die Vorstellung ausgesprochen, daß die Welt nicht mit einem Male erschaffen, sondern aus einem dunklen Vordasein stufenweise gebildet worden sei zum schönen vollendeten Kosmos; dessen jüngste Gestaltung das Reich des Zeus mit seinen Untergöttern und der jetzigen Welt, geschieden in Himmel Erde und Unterwelt, von denen der lichte Himmel, der Äther das vollendetste sei. In anderen Ausführungen der Hellenen deuten sich östliche semitische Einflüsse an: das erste Dasein war der Okeanus, das flüssige Gemenge; aus welchem die Erde sich ausschied, umgeben vom Meere welches die Welt begrenzt, mit tiefer und gewaltiger Flut in sich selbst zurück kehrend, gleich einer Schlange als Ring liegend. Nach Hesiod dagegen war das Vor-Dasein (Chaos) dunkel und öde im tiefgähnenden Abgrunde; in diesem bildete sich die Erdscheibe, über derselben der Himmel (Eros) und unter derselben die Unterwelt (Tartaros). Die Erde brachte den Sternenhimmel hervor, dann die ragenden Berge und endlich das Meer, selbstgeboren durch ihren Urtrieb; auf der Erde regte sich die Liebe, schied männliches und weibliches zur Fülle des vorhandenen. Bei die Orfikern gehen die Bildungen hervor aus einem Ei; was auf ägüptischen Ursprung der Vorstellungen deutet. Die Reihenfolge der Welterscheinungen war das Ergebniß menschenänlicher Zeugung: Uranos (der Himmel) zeugte mit Gäa (der Erde) zuerst die Titanen, namentlich die Söhne Japetos und Kronos, so wie die Töchter Rhea Themis und Mnemosyne; darauf Riesen und Unholde die er in den Mutterschoß zurück warf. Gäa stachelte ihren erstgeborenen zur Rache, der aber zurückschauderte; der zweite übernahm sie, entmannte seinen Vater und entriß ihm die Herrschaft der Welt. Mit seiner Schwester Rhea zeugte er drei Söhne Zeus Poseidon und Aïdoneus, ferner Hera als älteste Tochter. Zeus empörte sich wider seinen Vater, überwand ihn mit dem alten Geschlechte und trat die Herrschaft der Welt an, welche er mit seinen beiden Brüdern theilte und mit der Hera ein Göttergeschlecht erzeugte. Das Ganze ist augenscheinlich eine Vorstellungreihe des späteren Mischvolkes der Hellenen, worin als ursprünglich arisches nur Zeus und Hera erscheinen, in der höchsten Stellung welche jenem arischen Himmelsherrn und seiner Erdgattin von Alters her verblieb; Kronos dagegen ist semitisch und Uranos ägüptisch. Mit ihnen wurden die heimatlichen Nebengestalten und Vorstellungen heran gebracht und jener Weltgeschichte eingefügt, zum bunten Gemenge der gesammten hellenischen Götter- und Sagenwelt.

Die Entstehung der Menschen ward in verschiedenen Weisen erklärt, durchgehends jedoch dahin, daß sie von der Erde stammten, aus

der Erde gewachsen seien oder durch höhere Kraft aus Erde geformt und des selben Geschlechtes wie die Götter. Die älteste Menschengattung lebte unter Kronos im goldenen Zeitalter, frei von Sorgen und Mühe, glücklich und zufrieden. Als sie ausgestorben schuf Zeus eine silberne Gattung, welche in Wohlleben verkümmerte und deshalb von ihm vertilgt ward. Demnächst schuf er eine eherne Gattung, hart und kriegerisch, riesig und von unwiderstehlicher Körperkraft, welche im Bruderkampfe sich ausrottete. Endlich das eiserne Geschlecht, der harten Arbeit unter Mühen und Sorgen lebend, böse aber des guten fähig und fortlebend in der Gegenwart.

Von den Tusken ist nur die Meinung bewahrt worden, der Himmel sei das Erste gewesen und von ihm hätten sich Erde und Meer durch Absonderung und Niederschlag gebildet.

Bei den Römern finden sich keine ausführlichen Erläuterungen und Gedanken über die Weltentstehung. Aus ihrem ältesten Götterpare Dianus (Janus) und Diana, welche sprachlich auf das arische Wurzelwort „diu" deuten (§. 42), ward Jener gedacht als der Anfang von allem, Urheber der Zeiten, alles bildend und regierend, die Elemente Erde Wasser Luft und Feuer verbunden haltend. Jupiter, eine andere Ausbildung des selben Wurzelwortes und Himmelsherr wie jener, war erst später entstanden (herangebracht); Saturn war übers Meer eingewandert und hatte unter ihm wie unterm helleniſchen Kronos das goldene Zeitalter geherrscht. Über die Entstehung der Menschen findet sich keine ausgebildete Sage.

§. 413. Zu höheren Stufen gelangten die Vorstellungen, als sie die **Bildung der Welt aus vorhandenen Stoffen** zu erklären suchten und dem unbekannten Urgrunde nachspürten, um im vorhandenen die Urstoffe oder Urkräfte aufzufinden.

Es war augenscheinlich für die Erklärung der Weltentstehung nichts gewonnen, wenn man das fehlende durch die Annahme eines Weltenschöpfers ergänzte; denn es hieß nur die eigene Unkenntniß auf ein unerklärliches Wesen übertragen, um darauf alles unerklärte zu verweisen. Statt zu sagen: „ich weiß nicht wie die Welt entstand", suchte der Mensch darin eine Erklärung, daß er behauptete eine unbekannte Macht habe sie aus Stoffen oder aus nichts hervor gebracht; diese wisse und könne alles was dem Menschen unerklärlich sei. Der Mensch versetzte seine gefühlte Unkenntniß in die außersinnliche Welt (§. 62) und verlieh ihr dort eine Gestalt. Die Spuren des Überganges zur stofflichen Erklärung deuten sich an in der ägüptischen Gestaltung aus dem Ei, die auch späterhin bei Hellenen nnd Römern Eingang fand; wobei augenscheinlich die Himmelswölbung und deren

scheinbare Umdrehung, also rund geschlossene Form zur Vorstellung von der Eischale führte, in derem Dotterinhalt die Erde schwebe. Die israelitische Vorstellung läßt alles aus den unorganischen Stoffen entstehen, selbst den Menschen aus Lehm, wie auch die Prometheus-Sage bei den Hellenen annimmt. Die Nordländer dagegen nahmen einen organischen Urstoff, einen Riesen-Leichnam zur Grundlage. Alle bildeten ihre Vorstellungen nach Vorgängen und Gestalten, welche zum Vergleiche dienlich erschienen und bildeten demgemäß ihre Ursachverhältnisse (§. 16).

Bei weiterer Fortbildung stützte der Mensch seine Erklärungen auf die nächstliegende Beobachtung der Landbildung; wie sie in den großen Flußthälern am Nil und Eufrat am auffälligsten beobachtet werden, wo bei den jährlichen Überschwemmungen durch Wasser aus dem Oberlande, aus der schlammigen Mischung neue Erdschichten sich absetzten, auch bei vorfallenden Durchbrüchen der Dämme die hinein stürzende Flußanschwellung den Boden zerriß, aufwühlte und ein schlammiges Gemisch von Stoffen jeder Art bereitete, aus dem in der folgenden Ruhe neues Leben erblühete ohne menschliches zuthun. Der Vorgang der Weltentstehung erschien durch Vergleich erklärlich: im Anfange möge alles in einer Urmischung gewesen sein, Wasser Erde Luft und Wärme (Feuer) in einem Gemenge. Daraus habe sich durch Niederschlag die Erde abgesondert und ebenso wie im Flußbette durch Aufschlickung Inseln entstehen, sei die Erde allmälig aus dem Wasser empor gewachsen; das Wasser sei zurück gewichen und umschließe jetzt das Land; die Luft habe sich ausgeschieden und die Wärme (das Feuer) habe sich, wie an jeder Flamme zu schauen, aus dem Gemenge erhoben und bildete Sonne Mond und Sterne, wie es die Sonnenwärme hinlänglich erweise; außerdem erhoben sich Wärme und Wasser und bildeten Wolken, wie an dampfenden Gewässern zu beobachten. Aus jenen Flußthälern mögte die biblische Beschreibung stammen (1 Mose 1): „Die Erde war wüste und leer und es war finstere Tiefe; der Geist (Hauch) schwebte über dem Wasser. Und Elohim sprach: es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an besonderen Orten, daß man das trockene sehe und es geschah also. Und Elohim nannte das trockene Erde und die Sammlung der Wasser das Meer".

Eine derartige Weltbildung ist auch ausführlich beschrieben worden vom Griechen Diodor, wahrscheinlich nach ägüptischer Vorstellung: in der vom Urbeginne her bestandenen Mischung der Dinge hatten Himmel und Erde einerlei Gestalt; darauf trennten sich die Elemente von einander und die Welt empfing die jetzt noch vorhandene Anordnung dadurch daß die Luft in beständiger Bewegung

war; das feurige Element begab sich vermöge seiner Leichtigkeit nach oben und bildete Sonne und Gestirne; der schlammige und erdige Stoff dagegen senkte sich vermöge seiner Mischung mit dem feuchten, so daß in der Mitte die Luft verblieb; erst später und allmälich trennten sich durch anhaltende innere Bewegung das feuchte und erdige von einander, um Meer und Festland zu bilden. Durch die von der Sonne ausströmende Wärme bildeten sich Blasen auf der noch feuchten Erdmasse, in denen die Thiere erzeugt, durch nächtliche Nebel und Tageshitze der Sonne genärt und ausgebildet wurden. So gingen aus der Erde alle Arten Thiere hervor, welche je nach dem Übergewichte der Elemente in ihrer Bildung einen verschiedenen Aufenthalt wählten. Darauf wurde die Erde durch Sonnenhitze immer mehr ausgetrocknet, so daß sie später nicht mehr größere Thiere aus sich selbst hervorbringen konnte und die schon vorhandenen Arten durch Zeugung sich fortpflanzen mußten.

Unter den Denkern der Hellenen findet sich diese Richtung der Erklärung in verschiedener Weise ausgebildet:

Thales (6. Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, nach den dürftigen Überlieferungen zu schließen, das Wasser sei der Grundstoff; die aus dem Wasser entstandene Erde schwimme auf dem selben und jedes vorhandene sei nur verschieden umgebildetes Wasser. Diese Annahme ward wesentlich gestützt durch die Beobachtung daß Pflanzen und Thiere zum größten Theile aus Wasser bestehen, indem sie gedörrt verhältnißmäßig leicht sind und Pflanzen unter heftigem Drucke das Wasser unmittelbar abgeben; ferner durch die Beobachtung daß Wasser in der Luft schwebe, aus der es als Regen herabfalle; daß auch in der Erde Wasser anzutreffen sei, aus der es als Quellen hervorbreche; endlich auch durch die von Schiffern erlangte Kenntniß, daß die bekannten Länder vom Meere umgeben seien und an derem äußersten Ende das Indische Meer einerseits und das Atlantische andererseits sich ausdehnen ohne jenseitige Ufer. Thales konnte sich deshalb denken, die Erde sei rund umher vom unendlichen Meere eingeschlossen, auf ihrer Oberfläche wie im Inneren vom Wasser durchzogen und über sich die feuchte Luft; also Wasser an allen Orten herrschend und Wasser die allesvermögende Grundlage, da ohne Wasser nichts entstehe und alles vorhandene verdorren müßte.

Anaximander sein Zeitgenosse nahm einen Urstoff an dünner als Wasser aber dicker als Luft, aus welchem vermöge der ihm innewohnenden unaufhörlichen Bewegung die Bestandtheile und Zustände des bestehenden sich sonderten: zuerst das kalte und warme, darauf das trockene und feuchte. Die Erde gebar demnächst lebende Wesen aus Wasserblasen, jedes zuerst von einer dornigen Rinde umgeben, welche

hinterher sprang. Der Mensch habe sich hervorgebildet aus dem Thierreiche, bewohnte anfangs in Fischgestalt das Wasser, ging dann auf das trockene und reifte zur menschlichen Gestalt.

Anaximenes (um 550 vor Chr. G.) dachte sich die Luft als Urwesen aller Dinge, aus welcher durch verdichten und verdünnen, zusammenziehen und nachlassen alles hervorgehe. „Wie unsere Seele, Luft seiend, uns zusammen hält, so umfassen Hauch und Luft die ganze Welt.“ Die Luft sei in beständiger Umwandlung und werde verdünnt zu Feuer, verdichtet zu Wasser Erde Stein. Sein Schüler Diogenes führte diese Lehre darin weiter aus, daß er die Luft als das feinste alles durchdringende sich dachte, als Luftgeist mit Verstand begabt der alles ordne und regiere; so daß nach dem vom Lehrer aufgestellten Vergleiche mit der Seele die Luft vom Schüler zur Weltseele erhoben ward.

Herakleides (5 Jahrh. vor Chr. G.) betrachtete das Feuer als Grundwesen der Welt. Es werde in unausgesetzter Umwandlung zu Stoffen oder löse solche in sich auf; in der Art daß diese Bewegung durch stufenweises erlöschen des Feuers Luft Wasser und Erde schaffe oder durch zunehmen diese Stoffe wiederum in Feuer auflöse. Er sagte: „die Welt ist niemals von Göttern oder Menschen erschaffen, sondern sie war immer und wird immer sein ein ewig lebendes Feuer, das in abwechselnder Folge sich entzündet und wieder erlöscht im ewigen Kreislaufe.“ Die ganze Welt ist im Flusse streitend und sich einigend, aus dem verschiedenen wird der schönste Einklang, alles durch Streit; aus dem All entsteht das einzele und aus dem einzelen das All; keine Gestaltung ist fest; das stätige ist lediglich im Grundwesen, dem Feuer, dessen Umwandlung jegliches ist.

Empedokles (um 440 vor Chr. G.) nahm vier Grundwesen an: Feuer Luft Wasser Erde; jedoch Feuer als das ursprüngliche, aus welchem alles jetzt sichtbare entstand und in welches alles sich wiederum auflösen werde. Entstehen der Dinge sei lediglich einigen jener Grundwesen und vergehen nur trennen der selben. „Werden gibt es von keiner Sache, noch vergehen, sondern nur mischen und entmischen; werden aber nennen es die Menschen.“ Mischen werde erzeugt durch Liebe, entmischen durch Streit der Grundwesen. Ursprünglich seien alle vier vereint gewesen in der Ureinheit (Kugel), bis der Streit eintrat der diese Einheit schied, woraus die Fülle der vorhandenen Erscheinungen entstand. Die Liebe strebt alles zu vereinen und wird es endlich auch zur Ureinheit wiederum zusammen führen.

Anaxagoras (500 bis 425 vor Chr. G.) deutete den Ursprung der Erscheinungen welche Welt genannt werden aus einem vorherigen Gemische aller Elemente, in Ureinheit aus Theilen bestehend, unendlich

an Menge und Kleinheit, umfangen von Luft und Äther, beide unendlich. „Alle Dinge waren beisammen unendlich an Menge und Kleinheit.“ Diese Ureinheit, in welcher der Same aller Dinge lag, nachdem er unendliche Zeit geruht empfing vom weltbildenden Verstande den ersten Anstoß zur Bewegung, worauf die Trennung eintrat, aus der die gleichartigen Urbestandtheile sich mischten zu Stoffen und aus derem mischen und entmischen die vorhandene Welt entstand. Jener Verstand sei das feinste und reinste aller Dinge, habe Kenntniß von allem und vermöge alles, bewirke auch jede Umwandlung. Es schied sich vom dünnen das dichte, vom kalten das warme, vom dunklen das helle und vom feuchten das trockene. Die feinen trockenen hellen Stoffe bildeten den Äther, die dichteren dunklen feuchten die Luft, aus welcher vermöge der Bewegung das Wasser sich ausschied und aus dieser die Erde. Erkaltete Erdmassen bildeten Steine und einzele Steinmassen, durch den mächtigen Umschwung der fortdauernden Bewegung nach oben gerissen und in Bewegung gehalten, wurden Sterne, die vom Äther durchglüht die in der Mitte des Weltalls ruhende Erde beleuchten und erwärmen. Aus den in Luft und Äther vorhandenen Keimen gebar die Erde Pflanzen Thiere und Menschen, welche alle vom schaffenden Verstande belebt sind in verschiedenem Maße. Jedes Ding besteht aus gleichartigem, aber nicht allein daraus, sondern hat auch etwas vom übrigen. „Es ist in jeglichem ein Theil von allem; die Welt ist Einheit und ist in ihr nichts geschieden oder mit dem Beile abgehauen, weder das warme vom kalten, noch das kalte vom warmen; aus allem wird und kann jegliches werden, es kann sich selbst in verschiedenstes und entgegengesetztes umwandeln.“

Demokritos (5 Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, die Welt bestehe im Grunde aus unendlich kleinen Urkörpern (Atomen), nicht verschieden in ihrer stofflichen Art sondern lediglich in ihrer Größe und Gestalt; so daß je nachdem diese Verschiedenheit in Formen Ordnung und Stellungen sich auspräge, die aus den Atomen zusammengesetzten Dinge sich unterscheiden; je nachdem die Atome sich verbinden oder trennen, die Dinge entstehen oder vergehen. Die Atome sind unendlich viele, können dieses aber nur dadurch sein daß ein trennendes vorhanden, welches sie in ihrer gegenseitigen Abscheidung erhalte; dieses Trennende sei der leere Raum oder das „Dünne“, so daß die Vereinigung und alles werden aus der Urneigung der Atome entstamme, dagegen trennen oder der Vergang der Dinge von der Leere welche sich zwischendränge. „Das Seiende ist um nichts mehr als das Nichtseiende; das Volle (die Atome) um nichts mehr als das Leere.“ Diese Leere oder das dünne ist Grund und Bedingung aller Be=

wegung, indem sie die gegenseitige Berührung der Atome verhindert und sie dadurch in kreisende Bewegung setzt; so daß gleiches das gleiche anziehend, die Körper und Wesen entstehen, je nachdem die herrschenden Ursachverhältnisse es als Notwendigkeit bedingen.

Zeno (3 Jahrh. vor Chr. G.) und seine Nachfolger lehrten, daß nur das Körperliche in Wirklichkeit da sei, alles da seiende sei körperlich und außerdem nichts wirkliches. Jegliches in der Welt, die ganze Welt sei ein stoffliches, aus zweien Grundwesen stofflicher Art zusammengesetzt, einem Urstoffe und einer Urkraft: der Urstoff sei an sich ohne Form und Eigenschaften, auch bewegunglos, aber zu jeder Gestaltung und Umwandlung geeignet. Die Urkraft dagegen durchdringt den gesammten Urstoff und gibt ihm seine Gestaltungen, verhält sich zu ihm wie das wirkende zum leidenden. Beide stehen in untrennbarer Wechselbeziehung zu einander, sind nur zwei Seiten eines Wesens, ebenso wie Leib und Seele des Menschen; die Welt ist ein beseeltes und vernünftiges Wesen, dessen Leib der Urstoff, dessen Seele die Urkraft. Diese nannten sie Theos, erklärten sie aber stofflich als Hauch Äther Wärme oder künstlerisches Feuer (Begeistrung); die allesdurchdringende und bildende Wärme in ihren verschiedenen Formen, ausgerüstet mit Vernunft Verstand Heiligkeit Seligkeit Vollkommenheit als Vater des All Vorsehung menschenfreundlich wohlthätig Vergelter des guten und bösen u. s. w.

§. 414. In einigen jener Ansichten nebenher erscheinend, aber in den nachfolgenden als vorwaltendes hervor gehoben, wird der **Grund der Welt in Ureigenschaften** erkannt von denen die Gestaltung herrühre.

Püthagoras (6 Jahrh. vor Chr. G.) und seine Schüler faßten den Urgrund alles Daseins als Verhältniß der Dinge zu einander in Zahlen ausgedrückt: die Dinge seien Erscheinungformen der Zahl und deren Gegensätze von geradem und ungeradem. Die Eins sei jedes Dinges Grundlage, das maßvoll geordnete ganze der Welt (der Kosmos); ihre Verdoppelung erzeugt die Zweiheit, den Zwiespalt, die Trennung. „Aus streitendem und entgegen gesetztem besteht das seiende; es liegt aber der Einklang darin, denn Einklang ist des vielgemischten Einheit und des zwiespältigen Zusammenstimmung.“ „Da die Urgründe (das begrenzte und unbegrenzte) einander weder änlich noch eines Stammes waren, so würde es ihnen unmöglich gewesen sein zu einem wohlgeordneten ganzen zu werden, wenn nicht der Einklang in sie eingegangen wäre.“ Die gerade Zahl sei das unbegrenzte, das in Einklang stehende, die ungerade Zahl das begrenzte widerstreitende, welches alle Unterschiede Spaltung und Gegensätze er=

zeuge; wie: ruhendes und bewegtes, gerades und krummes, rechts und links, Licht und Finsterniß, gutes und böses, männliches und weibliches u. s. w.

Parmenides (5 Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, dem wechselnden und getheilten sein welches wir Welt nennen, liege ein wirkliches wahres sein zum Grunde, weder geworden noch vergänglich, ohne alles früher oder später, unveränderlich und unbeweglich in sich ruhend, untheilbar in sich zusammenhängend und einartig, auch alles erfüllend ohne Lücke und Leere. Was wir als nahes und fernes, Zeitfolge u. s. w. erkennen ist nur Schein. Das wirkliche sein ist auch das denken, denn der Gegenstand des denkens ist das sein, nicht was durch die Sinne erscheint. Die Welt lasse sich um der Faßlichkeit willen denken als Gegensatz des zarten und feinen Feuers oder Lichtes und des schweren dichten und kalten Dunkels; von denen aber nur ersteres als das wirkliche sein anzuerkennen sei, letzteres nur als Gegensatz angenommen werde, als Abstufung des Lichtes; denn je mehr Licht, desto mehr Sein Leben Bewußtsein und je mehr kaltes und starres desto mehr Leblosigkeit.

Plato (428—347 vor Chr. G.) erläuterte daß jedem Dinge der Erscheinung ein Urgedanke oder Urbild (eine Idee) zum Grunde liege, ewig und unveränderlich, frei von aller Unvollkommenheit des daseins seiner Form, nicht sinnlich wahrnehmbar aber dem Verstande offenbar. Es sei eine Vielheit solcher Ideen vorhanden, aber jede habe nur ihre besondere Art der Gestaltung. Die Ideen haben verschiedene Geltung; die des guten sei die höchste, denn das gute sei die ursprüngliche und höchste Quelle alles seins, aller Ideen; sie seien aber keine Gedanken-Erzeugnisse, sondern wirklich da, bildeten einfache unkörperliche und unräumliche Wesen, bei allem Wechsel der Erscheinungen unveränderlich. So sagt er: „das schöne ist ewig, weder entstanden noch vergänglich, weder wachsend noch schwindend, nicht in der einen Beziehung schön in der anderen häßlich, so daß es dem einen so dem anderen anders erscheine. Auch kann es nicht sinnlich wahrgenommen werden wie etwa ein Gesicht oder eine Hand; ebenso wenig ist es an einer Sache sondern an und für sich da. Jedes was wir schön nennen nimmt an dem schönen Theil, doch so daß während der Gegenstand entsteht und vergeht, das schöne selbst weder mehr noch weniger wird und nicht damit leidet.“ Die Ideen seien die Vorbilder der Erscheinungwelt, die Einzeldinge nur ihre Nachahmungen Abbilder oder Abschattungen und jegliches sei das was es ist nur als eine Gestaltung der zum Grunde liegenden Idee. Zu jedem bilde eine Idee die Grundlage, denn es gebe Ideen nicht nur vom schönen und guten, sondern auch von Stimme Farbe Ton Gesundheit Ruhe oder

Bewegung, der Kugel, des Tisches, selbst des schlechten und schändlichen.

Aristoteles (385—322 vor Chr. G.) lehrte in änlicher aber abweichender Weise, daß jedem Dinge der Erscheinung ein Urwesen oder Urbild zum Grunde liege; aber nicht eine Idee sondern die Form, welche jedoch um ein Ding werden zu können des Stoffes bedürfe, so daß in Wirklichkeit jegliches aus Form und Stoff bestehe. Im Stoffe sei die Form noch nicht vorhanden, als solche unkennbar; aber er strebt und begehrt nach der Form, fügt sich in die Form und beide helfen sich gegenseitig zur Erscheinung; die daraus gewordenen Dinge stehen im Vergleiche zu einander als Abstufungen. Den Urgrund alles bewegens und anordnens nannte Aristoteles in Anlehnung an den Volksglauben den Theos, ewig unstofflich unveränderlich leidenlos unbegrenzt unbeweglich einheitlich reine Form reines denken und wollen, aber nicht schaffen; in denkender Betrachtung das höchste und seligste Dasein, also ein ewiges und bestes Wesen, dessen Leben reine Selbstbeschauung und ununterbrochene Seligkeit. Der Theos ist reine Form ohne Beimischung von Stoff. Die Welt ist aus Form und Stoff zusammen gesetzt, aber in jedem Einzeldinge verschieden: je mehr der Stoff überwiegt desto niedriger die Stufe des daseins; je mehr die Form die trübende Art des Stoffes beherrscht desto höher steht es; die Form will den Stoff beherrschen, vermag es aber nicht gleichmäßig sondern nur stufenweise, alles überflüssige unzweckmäßige und mißlungene ist fruchtloses und verunglücktes bemühen. Der Mensch und zwar der Mann ist Krone und Zweck der gesammten Welt, vollkommenstes aller Gestaltungen, denn in ihm hat die Form sich erhoben zur Vernunft. Pflanzen Thiere und Menschen besitzen Seelen; erstere nur ernärend, die zweiten ernärend und empfindend; aber im Menschen überdies vernünftig. Seelen ohne Leib sind nicht denkbar, sie vergehen mit ihm; nur die Vernunft, das denken lebt fort.

§. 415. Als Einfügung der ursprünglichen Vorstellung von einem menschenänlichen Schöpfer (§. 412) in die Vorstellung vom Grunde der Welt in Ureigenschaften (§. 414) erscheint der **Glaube an einen Weltbildner,** der als erstes Geschöpf des Urwesens die weitere Gestaltung der Welt bewirkt habe.

Die Grundzüge dieses Glaubens, wie er vorliegt, deuten sich an als chaldäischen Ursprunges. Die Chaldäer hatten gleich den übrigen Semiten den Wüstenherrn verehrt (§. 37) ursprünglich in der Mehrheit (Elim änlich den Elohim der Israeliten), späterhin ebenso wie sie in der Einheit den EL, wie es auch der Name ihrer Hauptstadt Babel (Thor oder Grab des EL) bezeichnet. Nach manchen Zwischenstufen,

vornämlich der Dreiheit (Adonai Moloch Kaiwan) waren sie zum Herrn des Sternenhimmels vorgedrungen; dem selben der bei den israelitischen Profeten als „Herr Zebaoth“ vorkommt, die erhabenste ihrer Götter-Vorstellungen zu welcher die Sternbeobachtungen geführt hatten (§. 40). Es war der Sternenhimmel, das blaue hehre Gewölbe, an welchem anscheinend fest die unzähligen Sterne haften und welches, hoch erhaben über die Wandelsterne (Sonne Mond Planeten) in Ruhe und Gleichförmigkeit (scheinbar) um die Erde kreist, ohne Störung Leidenschaft Hitze oder Kälte, unwandelbar gesetzmäßig täglich seinen Lauf vollbringend. So erscheint er auch im ägüptischen Uräos (Uro-Ra) als blaue mit goldenen Sternen bedeckte Schlange, den Kreis darstellend indem sie sich in den Schwanz beißt; er liegt auch im indischen Varuna und dem hellenischen Uranos.

Die Beobachtung der scheinbaren stätigen Umdrehung des fernen Sternenhimmels, verglichen mit den verschiedenen Läufen der nahen und kleinen Wandelsterne, mußte den Eindruck der erhabenen Ruhe und unwandelbaren Gesetzmäßigkeit erregen. Der Sternenhimmel bewegte sich im ganzen alles umfassend ohne Hast in einfacher Ordnung; die Wandelsterne dagegen als eine Anzahl Scheiben klein und groß, die Sonne im Jahre abwechselnd hoch und niedrig am Himmel, bald stark bald schwach, der Mond abwechselnd voll, getheilt oder verschwunden, die Planeten unerklärlich regellos wandelnd, Merkur (scheinbar) am eiligsten unordentlich hin- und herlaufend; so erschienen alle Wandelsterne kleinlich schwankend und leidenschaftlich oder launenhaft im Vergleiche zum erhabenen Sternenhimmel. Mogte man die Sonne als Befruchter der Erde verehren, den Mond als keusche reine Jungfrau und die Planeten als Schicksalverkünder, so erschienen sie doch alle als niedrig und menschenartig im Vergleiche zum Sternenhimmel, der ohne Leidenschaft in unwandelbarer Einfachheit und Regelmäßigkeit waltete, hoch über dem irdischen Getriebe und den Wandelsternen: der Herr des Sternenhimmels mußte der höchste sein.

Die Welt ward aber nach wie vor gedacht als erschaffen und zwar von den Elim (Mehrheit) oder dem EL (Einheit) oder durch den Sonnenherrn Bel. Als aber diesem der Herr des Sternenhimmels übergeordnet werden sollte, war eine Ergänzung der Schöpfunggeschichte notwendig; denn dem höchsten konnte weder das erschaffen sein, noch das unbetheiligt sein zugeschrieben werden, vielmehr gebürte ihm der Uranfang, die unwandelbare Ruhe, das nicht sein aus welcher jegliches entstand. Es kam hinzu, daß die fortschreitende Bildung immer mehr die Mängel der Welt, deren den Menschen feindliche Seiten erkannte, aber sich scheuen mußte dieses böse dem

höchsten Himmelsherrn beizumessen. So vereinigten sich zwei Ursachen, um dahin zu treiben die älteren Weltenschöpfer beizubehalten, aber dem Himmelsherrn unter zu ordnen als seine erst geschaffenen; denen er darauf die weitere Gestaltung überlassen habe, so daß aus ihrer minderen Vollkommenheit die Mängel der von ihnen geformten Welt sich erklären lassen. Es bildete sich eine vollständige Engel- (Dämonen) Lehre aus (§. 80) deren Scharen von Engeln in stufenweise abnehmender Vollkommenheit aus einander hervorgingen, vom höchsten bis zum tiefsten reichend, und alle Gestaltungen der Welt mit Engeln bevölkernd, die den vier Elementen gemäß in Erd- Wasser- Luft- und Feuergeister eingetheilt wurden, oder auch der Weltspaltung gemäß in gute und böse, Engel und Teufel. In diesem Sinne stellt auch der biblische Schöpfungbericht den schaffenden Elohim die Schlange gegenüber, das Urbild des Bösen, des Verderbers von Anfang her; den auch die Chaldäer als Feind des Lebensbaumes kannten, welcher wie die Weltesche der Nordländer inmitten der Welt stehe und den genießenden die Unsterblichkeit verleihe, gleich dem Lebensbaume des Paradieses (1 Mose 3. 22). In Elohim und der Schlange (dem Drachen) stritten sich Leben und Tod um den Menschen.

Der Weltgestalter (Demiurg) war erstes und höchstes Geschöpf des Herrn der Sternenwelt, konnte aber als Geschöpf nicht vollkommen sein, deshalb auch die Welt nur mangelhaft herstellen; behaftete sie mit Mängeln, die um so größer wurden je mehr die einander folgenden Schöpfungen von seinem Wesen sich entfernten. Er ward zudem übermütig, lehnte sich auf wider den höchsten, von ihm deshalb verstoßen und gedemütigt, um in Ungnade und Qualen zu büßen. Dieser Gedankengang ging durch die ganze gebildete Semitenwelt und kam auch zu den Hellenen in der Prometheus-Sage; die augenscheinlich semitisch ist, sowol in dem Opferbetruge der ihm zugeschrieben wird wie in der Menschenschöpfung aus Thon und in dem stellvertretenden Opfer des Kentauren Cheiron. Er fand sich auch ein im Christenthume und lebt noch jetzt im Kaukasus, wo die heimische Sage einen Urgeist oder Riesen in einer Höhle angekettet denkt, dessen Kettengeklirr die Umwohner von Zeit zu Zeit hören und der auch von hinab gestiegenen gesehen worden sei als alter Mann mit langem Barte an Felsenplatten gekettet, also dem Prometheus änlich. Diesen gefallenen Engel kennt auch das Neue Testament als Schöpfer, als den „Herrn der Welt". Am Kaukasus, so wie im Eufrat-Thale lebt das Volk der Jessiden, die sogar den gefallenen Engel verehren, dessen Namen Scheitan sie aber nicht auszusprechen wagen, sondern ihn „König der Engel" nennen oder „König Pfauhahn", welcher dereinst vom Höchsten begnadigt der Herr der Welt sein werde. In jenen

Kaukasus-Sagen so wie bei den Jessiden ist die Versöhuung noch nicht geschehen; ebenso war es bei den Altpersern, deren Lehre erst am Weltende den Herrn des bösen, den Agramainju oder Ariman (dessen Ursitz der Albordsch, der Berg Elborus im Kaukasus) durch Läuterung eingehen ließ in das Lichtreich. In der Prometheus-Sage bei den Hellenen war dagegen die Versöhnung bereits vollzogen durch das stellvertretende Opfer des Cheiron.

Unter den jüdischen Müstikern fand sich die Meinung, der höchste sei das männliche der Welt, dagegen der heilige Geist (1 Mose 1. 2) das weibliche und deren erster Sohn sei der Weltbildner geworden. Daran schließt sich unmittelbar die im Evangelium Johannis (1. 1—14) dem Jesus beigemessene Stellung als Gottessohn und Weltbildner, der schon im Anfange der Welt dagewesen sei, von dem alle Dinge gemacht worden seien und der auf Erden erschien als verheißener. Der Demiurgos in dieser Gestalt ward durch Ulfilas, dem gothischen Bibelübersetzer (4 Jahrh. nach Chr. G.) in das Christenthum eingeführt; denn er unterscheidet den ungeborenen Gott und den eingeborenen Gott (Jesus); jenen als Vater und Schöpfer Jesu und diesen als Weltbildner in der Urzeit, den er auch den zweiten Gott nennt, welcher dem Vater untergeordnet alle Dinge erschaffen habe und dem eine Stufe tiefer der heilige Geist folge, als Jesu Diener und Austheiler seiner Gnaden, vor allen anderen Wesen von Jesus erschaffen.

Die allgemeiner giltigen Bedeutungen des Demiurgos waren jedoch die des bösen und fielen mit dem Satan zusammen, „dem großen Drachen, der alten Schlange, welche heißt Teufel und Satanas der die ganze Welt verführt“ (Offenb. Joh. 12. 8. und 20. 2) oder des „Herrn der Welt“. Die selben Bilder und Bezeichnungen finden sich auch im „Loki“ der Nordländer, so wie im „Satan“ des christlichen Mittelalters; den man vielfach dachte und darstellte als in der Hölle gefesselt und von Teufeln gepeinigt, also büßend. Aber auch als gefallener Engel und Herrn der Welt gelangte er in das Christenthum durch die Albigenser, welche lehrten: Gott habe zuerst Luzifer und seine Engel erschaffen, die aber sich empörten und aus dem Himmel gestoßen wurden (Offenb. Joh. 12. 9); darauf habe er die Welt erschaffen mit Menschen und Thieren, kerkerte aber darin die verbannten Geister und unterstellte sie dem Luzifer, seinem erstgeborenen; späterhin erbarmte er sich und sandte seinen zweiten Sohn Jesus um die Menschen zu erlösen. Diese Anschauung erweiterte sich im 13. Jahrh. bei den Stedingern in Nord-Deutschland zur Behauptung, daß Gott mit Unrecht den Luzifer verstoßen und ihm die Herrschaft der Welt genommen habe, deshalb auch ihn dereinst in Gnaden

wieder aufnehmen werde. Demgemäß verehrten sie den Luzifer und ermordeten seine Feinde, die Priester. Die gleiche Behauptung fand sich im 14. Jahrh. bei den Lollarden in Frankreich, die noch hinzu fügten daß bei der dereinstigen Wiedererhöhung des Luzifer, sein Überwinder Michael (Offenb. Joh. 12. 7) mit seinen Engelscharen verstoßen werden solle.

In der höheren Gestalt ward der Demiurgos entwickelt durch die Denker, welche ihn nicht dachten als ein menschenartig gestaltetes Wesen, sondern als das Schöpferwort, als erste Willensäußerung des Höchsten, als ersten Anstoß zur Entstehung der Welt. Diese Urvernunft (Logos) ward als Geist oder bewegender Hauch gedacht, die (1 Mose 1. 2) über dem Urmeere schwebte. Endlich ging dieser Logos über in die dritte Person der christlichen Gottheit, deren Dreieinigkeit demnach zwei Demiurgen enthält: erstens Jesus, der (Joh. 1. 3) alle Dinge machte und ohne den nichts gemacht worden ist; zweitens den heiligen Geist, in welchen die Vorstellung von der uranfänglichen hauchartigen Bewegung, des Schöpferwortes (Logos, Joh. 1. 1) übergegangen ist.

§. 416. Zur Zeit Jesu und in den ersten Jahrhunderten erschienen nirgends neue selbsterdachte Vorstellungen über den Ursprung der Welt. Die Denker vertieften sich in frühere Lehren, suchten Vermengungen durchzuführen oder in semitischer Weise durch Verzückungen oder Versenkungen Licht zu gewinnen. Namentlich die schwächlichen Nachläufer der ehemaligen großen Denker der Hellenen. Wichtiger für uns Europäer sind die **Schöpfung=Vorstellungen im Christenthume,** welche aus den semitischen und hellenischen Lehren hergeleitet wurden; zum heidnischen gehörig, welches so reichlich aufgenommen ward um die Mängel des Jesuglaubens (§. 180) ergänzend seine Lücken auszufüllen.

Der neue Glaube war hierin wie in so vielen anderen wichtigen Beziehungen ohne Erläuterung des Stifters geblieben. Es sind von Jesus keine Äußerungen überliefert worden, aus denen seine Ansichten über die wichtige Frage der Entstehung der Welt erkannt werden könnten. Auf Grund seines durchgehends zu den israelitischen Stammschriften eingenommenen Standpunktes muß angenommen werden, er habe deren Erklärung als richtig gelten lassen; was er bei einer Gelegenheit (Matth. 19. 4) bestätigt bezüglich des ersten Menschenpares. Von seinen Nachfolgern sind nur wenige Äußerungen überliefert, aber nicht von ihm; denn diese hatten bereits die Vorstellung vom Demiurgen in den Glauben aufgenommen und stellten demgemäß Jesus als Weltenschöpfer dar. So heißt es

Joh. 1. 1—4, 14: „Im Anfange war der Logos (das Wort) und der Logos war beim Theos (Gott) und Theos war der Logos. Dieses war im Anbeginne beim Theos; alle Dinge sind durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht was gemacht ist. Und der Logos ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnaden und Wahrheit."

Kolosser 1. 13—18: Der Vater „hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Theos, der erst geborene von allen Geschöpfen. Denn durch ihn ist alles erschaffen das im Himmel und auf Erden ist, das sichtbare und unsichtbare, beides die Thronen und Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten; es ist alles durch ihn und zu ihm erschaffen. Und er ist vor allem und es besteht alles in ihm. Und er ist das Haupt des Leibes nämlich der Gemeinde, welcher ist der Anfang und der ersterstandene von den toden, auf daß er in allen Dingen den Vorgang habe."

Es war also Jesus vor allen anderen Wesen erschaffen worden als Ebenbild des unsichtbaren Theos und habe alsdann alles übrige erschaffen; sei auch das selbe Logos, welches späterhin in Jesus Mensch geworden und in seiner Auferstehung von den toden den Vorgang gehabt habe in Tilgung der Sünde, welche durch Adam in die Welt gekommen. Diese Stellen mogten im Osten genügen um den Logos zum Haupt=Verehrungwesen zu erheben, weil er schon im Anfange der Welt als Weltenschöpfer an die Stelle des Theos getreten war, mit ihm auch gleich stand; weil ferner Jesus nur seine zeitweilige irdische Erscheinung war, seine sterbliche Verkörperung, und endlich weil er mit dem heiligen Geiste der Weissagung Wunderverrichtung u. a. das selbe war. Der Logos ward im Osten alles in allem, während man an anderen Stellen namentlich Griechenland und Alexandrien den Theos an die Spitze stellte, im Westen aber die Verehrung Jesu übermächtig gestaltete. Es rissen Unterscheidungen ein (§. 191) die das Christenthum in drei Kirchen zu spalten droheten, auch zerrissen hätten wenn nicht 325 und 381 nach Chr. G. der Glaube an die Dreieinigkeit beschlossen und mittelst Gewalt herrschend geworden wäre: Logos Theos und Jesus wurden als gleichstehend verbunden zu einem Wesen, um jeder der drei Parteien es recht zu machen und doch die Einheit der Christen zu retten.

Die christlichen Vorstellungen bewegten sich unausgesetzt auf heidnischem Grunde, waren Nachklänge der verschiedenen Lehren früherer Zeiten, welche man derartig gestaltete und umdeutete, daß sie zum

neuen Glauben paßten, zu demselben hinführten und ihn als die vom Anbeginne der Welt vorhanden aber verborgen gewesene Wahrheit darstellten. Die Spaltung in Judenchristen und Heidenchristen (§. 179) machte sich auch hierin geltend: erstere begnügten sich wie noch jetzt die meisten Christen mit der biblischen Erklärung, daß der höchste (Adonai EL Theos o. a.) die Welt durch seinen Willen erschaffen habe; letztere nahmen dagegen die heidnischen Lehren in das Christenthum auf, um die Art der Erschaffung zu erklären. Es war die Wirkung der ursprünglichen Unterscheidung zwischen Semiten und Ariern (1 Kor. 1. 22): dem Juden genügt ein Wunder, der Arier (Grieche) will die Begründung wissen; jener glaubt, dieser forscht. Dieses arisch-heidnische Grundwesen wirkte in folgenden christlichen Lehrern und Kirchenvätern.

Clemens von Alexandrien (2 Jahrh. nach Chr. G.) in den ihm zugeschriebenen Homilien lehrte: die Welt sei aus dem Theos hervor gegangen, dem allein das sein zugeschrieben werden dürfe, wogegen der Stoff das nicht seiende leere sei. Anfänglich war alles im Theos, aus dem die Welt hervor ging, indem das kalte vom warmen sich schied, das feuchte vom trocknen. Als der Theos diese Grundstoffe mischte, machte er durch seine ewige schöpferische Weisheit (den Logos) mittelst ausdehnen und zusammen ziehen die Einheit zur Zweiheit und schied dadurch die ganze Welt in Gegensätze, stellte aus jenen vier Stoffen ein selbstthätiges böses Wesen her, das wiewol vom Theos erschaffen doch den Grund seiner Bosheit im eigenen Willen habe. Dieses böse wirke mit zum guten, indem es strebt die bösen zu verderben; aber es strebt falsch, indem es das böse vernichten will durch Verderb der bösen* statt durch ihre Erlösung. Das erst geschaffene Ebenbild des Theos war der Adam; die nachfolgende Ewa folgte ihm als Gegensatz; denn Adam war der Profet der Wahrheit, aber Ewa der Ursprung der Sünde, des Heidenthumes. Adam habe den Menschen den rechten Weg gezeigt in seinen wechselnden Gestalten als Henoch Noah Abraham Isaak Jakob Moses und endlich als Adam-Christos, worauf er die ewige Ruhe erlangte.

Valentinus (2 Jahrh.) in Alexandrien und Rom nebst seinen Anhängern lehrten: von Anfang her waltete der unergründlich schweigende Urgrund, bis er in sich eine Begierde weckte, vermöge welcher die 30 Geister- (Äonen-) Welten entstanden, mannweiblich wie das Urwesen selbst. Zuerst der Gedanke (Logos) als der Vater und Grund aller Dinge und allein dem Urwesen gleichstehend, auch alleinig im Stande das selbe zu fassen und zu offenbaren, jedoch in der schweigenden Tiefe des Urvaters zurück gehalten, sodaß die anderen Äonen vergeblich sich bemüheten den Urgrund zu erforschen. Der

letzte Äon war die Weisheit (Sofia), welche in gewaltiger Sehnsucht nach dem ewigen sich verzehrend, hinaus stürzte aus der Geisterwelt und unter gegangen wäre, wenn nicht der Äon Horos sie zu ihrer ergänzenden männlichen Hälfte, dem Willen, zurück geführt hätte. Um die Geisterwelt zusammen zu halten traten noch Christos und der heilige Geist helfend hinzu und die Fülle der Äonen brachte gemeinsam den Heiland oder Jesus hervor. In ihrer Verzweiflung hatte Sofia das unreife Achamoth geboren, welches zwischen sein und nichtsein in leerer Öde liegend, der Ursprung der stofflichen endlichen Welt ward, deren Horos und Christos sich erbarmten um ihr das bewußtlose Dasein zu verleihen u. s. w.

Basilides (2 Jahrh.) in Alexandrien erklärte, daß aus dem ungezeugten Wesen des unaussprechlichen namenlosen Urgrundes von allem, sieben Geistermächte oder Aonen hervor gingen, deren erste der Logos, als Einheit der Vernunft und des Schöpferwortes gewesen sei. Diesem ersten und höchsten Geisterreiche seien 364 andere gefolgt, stufenweise an Reinheit abnehmend. Zu den 7 Geistern der untersten Stufe gehörte der Archon, der Weltenschöpfer der Juden (der Bibel) und aus dieser Stufe empfing auch die stoffliche Welt ihre Lebenskeime. Da aber dieser Judengott die Herrschaft sich anmaßen wollte über die ganze Geisterwelt: so sandte der namenlose seinen ersten Äon, den Logos, hinab in die Welt, welcher zum Zwecke der Erlösung des Geistes vom Stoffe in Jesu Taufe mit diesem sich verband, und nachdem er als Simon von Kürene das Kreuz getragen zum obersten Geisterreiche wieder zurück kehrte.

Mani (3 Jahrh.) ein Perser entnahm dagegen seine Begründung dem persischen Heidenthume, aus dem er die Lehre der Weltspaltung einführte (§. 120). Von Ewigkeit her standen Geist und Stoff sich gegenüber als Urgutes und Urböses, das in lautere Helle ausströmende Urlicht entgegen der Finsterniß und ihren rasenden Gewalten. Um den Andrang des bösen vom Lichtreiche abzuwehren, ließ der Vater des Lichtes die Grenze bewachen durch einen seiner Engel, welcher als Quelle des Lebens den himmlischen Urmenschen hervor brachte zum Kampfe wider die finsteren Gewalten. Als dieser aber unterlag und in Gefahr stand der Finsterniß anheim zu fallen, sandte der Vater des Lichtes einen Lichtgeist, der ihn erlöse und zum Lichte zurück führe. Der Urmensch hatte jedoch einen Theil seines Lichtes verloren an den Grenzen der Finsterniß und um diesen Theil zu erlösen schuf der Urgeist die außermenschliche Welt, in welcher die gefangene Lichtseele stufenweise sich empor mühen soll zum heimatlichen Lichtreiche mit Hilfe zweier Äonen, Christos und dem heiligem Geiste. Der böse Urgeist schuf als Gegensatz jenes himmlischen Menschen den irdischen

Menschen und bemühete sich diesen in Finsterniß zu halten. Aber Christos, der Sohn des Urlichtes, erschien auf Erden im Scheinkörper des Menschen Jesus und ließ in seiner Scheinkreuzigung den widerstrebenden Geist der Finsterniß kreuzigen u. s. w.

Origenes (2 Jahrh.) lehrte, von Ewigkeit her sei das unstoffliche unbegrenzte Urwesen (Theos) dagewesen, einfach in sich selbst ruhend. Im Sohne oder Logos sei als Inbegriff seiner Gedanken die höchste Vernunft vorhanden, aus welcher in Ewigkeit die mit dem Theos und Logos durch den heiligen Geist verbundene übersinnliche Welt hervor gehe. Die darin befindlichen Engel waren stofflos und frei in der Wahl des guten und bösen; welche einen Theil verleitete vom Theos sich los zu sagen. Um ihnen aber die Rückkehr möglich zu machen schuf Theos die irdische vergängliche Welt, in welcher jene gefallenen Engel Menschengestalt annahmen. Der Logos offenbarte sich wiederholt in den Profeten und ließ sich zuletzt in Jesus auf die Erde herab zum Zwecke der Erlösung u. s. w.

Diese Vorstellungen und das streben nach weiterem erlahmten im Getümmel der Völkerwanderung und der folgenden Ermattung. Je mehr späterhin das Christenthum nach Nordwesten vordrang aus dem Mittelmeerbecken zu den kühleren Teutonen, deren Heidenthum nicht die Grundlagen zur morgenländischen Fülle von Geistern Engeln und Äonen besaß, nahmen die Vorstellungen andere Gestalten an, bewegten sich ohne wesenhafte Formen in der außersinnlichen Welt und mehr im Verstande als in der Einbildung.

John Scot (Johannes Scotus Erigena) im 9 Jahrh. sagte, die Welt lasse sich in vierfacher Beziehung betrachten: als Natur welche schaffe und nicht geschaffen wird; als Natur welche geschaffen wird und schafft; als Natur welche geschaffen wird und nicht schafft; als Natur welche weder geschaffen wird noch schafft. Die erste und vierte wird in Gott erkannt, die zweite und dritte in der Schöpfung. Etwas anderes als Gott und außer ihm gibt es nicht, denn in ihm ist alles und außer ihm nichts; er ordnet und schließt alles zum Einklange. Gott war nicht früher als er alles in das Dasein rief, sondern das Dasein ist ihm nichts anderes als sein schaffen; was da ist ist er allein. Nicht der Zeit nach sondern nur aus dem Grunde geht Gott dem Weltall voran.

Albert, Bischof zu Regensburg zwischen 1260 und 1280, lehrte als Gottes ewige That sei die Welt im Augenblicke vollendet worden; gleichwol habe die Schöpfung als Offenbarung nur in Zeitfolgen geschehen können. Der Stoff könne nicht sein ohne Form, die Form nicht ohne Stoff; der Stoff sei nicht Ursache der Form, aber die Form Ursache des daseins vom Stoffe, die Form unvergänglich wenn auch das geformte vergehe.

Johannes Duns Scotus (13 Jahrh.) erläuterte, die Schöpfung aller Dinge gehe von Gott aus, nicht durch irgend eine Notwendigkeit des Wissens oder Willens sondern aus reiner Freiheit, die durch nichts außer ihm bewegt oder bestimmt werde. Jegliches würde verschieden erschaffen, nicht durch Verschiedenheit des Stoffes sondern durch ewige und unendliche Ideen seiner göttlichen Vernunft, in denen das wirkliche, das Wesen jedes Dinges liege.

In jenen Meinungen und den meisten vorfallenden Streitigkeiten über das Wesen der Welt begegneten sich die semitischen Vorstellungen der Bibel und die Lehren Platos von den Grund-Ideen oder des Aristoteles von den Grund-Formen, deren Gestaltungen das vorhandene sein solle. Das semitische genügen am Wunder durch einfache Willensäußerung des höchsten, neben dem weiter gehenden arischen streben nach Erläuterung der Entstehung der Welt; jenes von den Priestern gestützt durch Deutung der semitischen Lehre der Bibel, diese dagegen gefördert von Denkern welche die Lehren der alten Hellenen in sich aufnahmen. Dieses neben einander gehen des Semitenthumes und Heidenthumes, der Gläubigen und Denker im Christenthume ward unhaltbar beim zunehmenden aufblühen der Erforschung des hellenischen Alterthumes; es trennten sich Religion und Wissenschaft (§. 229) um fortan geschiedene Wege zu wandeln. Die Lehrer der Religion begnügten sich mit dem biblischen Berichte, setzten jedoch den Christengott an die Stelle der Wüstengeister Elohim; die Lehrer der Wissenschaft dagegen forschten unablässig weiter, um das Wesen der Welt zu ergründen.

§. 417. Es entwickelte sich unabhängig von der Religion eine Folgenreihe von **Ansichten der Denker und Forscher,** welche theils scheinbar sich anlehnten an den Glauben, meistens aber in offener Unabhängigkeit sich entwickelten. Sie begnügten sich jedoch nicht mit der Wiederbelebung der Vorstellungen von althellenischen Denkern, sondern suchten bald auf Grund der fortschreitenden Naturwissenschaft weiter vorzudringen. Wenn auch einige des Namens Gott sich bedienten, so wollten sie doch keinen von der Welt unabhängigen Schöpfer damit bezeichnen.

Cardanus (16 Jahrh.) in Pavia lehrte: das Eine ist das gute und vollendete, welches alles in sich trägt und dem alles zustrebt, das ewige sein, in welchem allein das werden der Dinge möglich ist und das die einzige und ewige Grundlage jeglicher Besonderheit ist. Dieses Eine ist Gott und die Welt ist die fortwährende Entfaltung seines Lebens. Der Stoff ist überall, aber nirgends ohne Form und ebenso überall in der Verbindung beider die bewegende und ordnende Thätig-

keit der Seele, die den Stoff gestaltet und durch ihn als Leben sich darstellt. Ihr Organ ist die das All verbindende und erfüllende Wärme, die überall neubildend wirkt, so daß im Weltall ein fortwährendes Umwandeln des Lebens vor sich geht.

Tilesius (16 Jahrh.) in Padua und Neapel suchte alles zu erklären aus zweien Grundkräften der Wärme und Kälte, welche den Stoff in der Art durchwebten, daß kein Theil lediglich Stoff oder Kraft sei, sondern selbst im kleinsten Theile beides vorhanden sein müsse. Der an sich leere Raum wird durch die Körper ausgefüllt. Der Stoff an sich ist in allen Dingen gleich und wird nur verschieden gestaltet durch dic Kraft welche ihn durchwebt, kann weder gemehrt noch gemindert werden; Wärme und Kälte dehnen ihn aus oder ziehen ihn zusammen und durch sie wird jedes hervor gebracht im unausgesetzten Kampfe und Streite. Das eigentliche Leben in allen lebenden Wesen liegt aber im unsichtbar ätherischen Lebensgeiste, den die Wärme aus dem Samen entwickelt und der in den Nerven besonders im Hirn seinen Sitz hat.

Giordano Bruno (16 Jahrh.) lehrte: Gott ist der Urgrund, Ursache aller Ursachen, Grund und Ziel alles Strebens, Ordner aller Elemente, sein in allem da seienden, die allgemeine Wesenheit und Grundlage, aller Wesen Quell, innerste schöpferische Natur aller Dinge. So ist Gott die im Ganzen wie in allen Theilen waltende Weltseele, der in allem allgegenwärtig wirkende Künstler. Ursache und Gestaltung sind das selbe in dem da seienden; die Form ist der wirkende Verstand selber als bildender und belebender Urgrund. Der Urgrund enthält zugleich den Stoff in sich und ist alles was sein kann, Kraft und Wollen, Möglichkeit und Wirklichkeit in Einem. Die Welt ist Gottes lebendes Bild und beides ist das selbe: die Welt das werdende, Gott das seiende, alles eines, unendlich unbeweglich, Stoff oder Leib, Form oder Seele, keines für sich allein, sondern alles seiend unermeßlich und unvergleichlich auch unendlich.

Vanini (17 Jahrh.) dachte Gott und Welt als das selbe, den Stoff als unvergänglich ohne gemehrt oder gemindert werden zu können; kann nicht ohne Gestaltung sein aber seine Gestalten wechseln. In der ewigen Natur liegt das Gesetz der Erhaltung und Zeugung; die Seele ist als Nervengeist in jedem Körpertheile ganz und die im Samen gegenwärtige schöpferische Form des Lebens im Stoffe. Der Mensch ist die Welt im kleinen und hat deshalb die Kräfte von Steinen Pflanzen und Thieren.

Es war die Erforschung der sichtbaren Dinge welche vom Anbeginne den Menschen geleitet hatte zu seinen Vorstellungen von der Entstehung oder dem Wesen der Welt. Sie führte Südsee-Insulaner

wie Nordländer zu ganz verschiedenen Vorstellungen, prägte sich aus in der 6tägigen Folge der biblischen Beschreibung und zeigt sich in den Erläuterungen der Hellenen, welche die Scheidung des starren und flüssigen, warmen und kalten, Liebe und Haß als Ursache dachten, je nach den sichtbaren Ergebnissen solcher Scheidungen in der Außenwelt. Der selbe Ausgangspunkt ward auch im Mittelalter festgehalten und hat in der Folgezeit nur die Gestalten gewechselt, je nachdem neue Stoffverhältnisse oder Kräfte (Bewegung-Erscheinungen) entdeckt wurden, in denen man glaubte den Urgruud zu finden; der Art daß jede eingreifende Entdeckung ganze Reihenfolgen vorheriger Vorstellungen umwarf um neue an ihre Stelle zu setzen.

Agrippina von Nettesheim (1487—1535) lehrte daß alle Elemente zur Erzeugung eines Dinges zusammen wirkten, jedes Ding aber vorwaltend einem der vier Elemente (Feuer Luft Wasser Erde) gehöre; auch die Sterne und Geister unterschieden sich demgemäß; ihrer Mischung entspringe jede Kraft und Eigenschaft. Durch die Weltseele lasse Gott geheime Kräfte in die Dinge strömen unter Mitwirkung der Geister und Gestirne. Geist und Körper seien durch den allgemeinen Lebenshauch (Äther) oder Weltgeist verbunden, in welchem aller Dinge Zeugungkraft und Samen liege. Alle Dinge ziehen einander an oder stoßen einander ab; alles ist in allem und wirkt auf alles. Als Ausdruck der ewigen Wesenheit ist die Welt unermeßlich ewig unvergänglich voll des Lebens, der Tod nur ein leerer Name, Trennung und unwandelbare Wiedergeburt.

Theophrast von Hohenheim (1493—1541) ging über die Elemente hinaus zu den Stoffen. Er sagte: der Grund aller Dinge ist Gott, das Licht aller Geister. Alles ist lebendig und der Tod nur umwandeln und verändern der Kräfte und Fähigkeiten; alles sterben ist Wiedergeburt. Jegliches ist beseelt, denn jeder Körper hat seinen Lebensgeist dessen wirken im Stoffe waltet. Drei Grundstoffe bilden das große Geheimniß aller Dinge: Salz als Grundwesen alles festen, Schwefel das Grundwesen alles feurigen, Quecksilber das Wesen alles flüssigen. Ebenso werfen drei Welten ihre Stralen in den Menschen: das Himmelreich die Gestirne und die Elemente. Die geheime Kraft aber die jedes einzele zur Vollendung bringt ist der Naturgeist Abech oder Archäus, der alles bereitet und umwandelt.

Francis Bacon (1561—1626) wirkte nur mittelbar zu diesem Zwecke, indem er stärker als je zuvor die Erforschung des vorhandenen jeder anderen Anwendung des Verstandes voran stellte und an die Stelle der Vorausschlüsse der Einbildung, das geordnete vorschreiten der Forschung lehrte. Wenn auch die Erklärung mancher Denker in den vorhergegangenen Zeiten auf diesem Wege wandelte, selbst den

jetzt albern scheinenden Aufstellungen wirkliche Beobachtungen und Erforschungen der sinnlichen Außenwelt zum Grunde lagen, so hatten sie doch bei der geringen Kenntniß damaliger Zeit, um so mehr durch Einbildung das fehlende ergänzt und waren dadurch mehr und mehr in die sogenannte geheime Wissenschaft (Magie Alchemie und Astrologie) gerathen, wo sie der ruhigen Betrachtung der Sinnenwelt nahezu fremd wurden. Die Forschungen hatten niemals geruht, allein sie waren nur unsicheres und wildes umher tappen gewesen, weil das Gebiet dunkel und die Wege der Erforschung wenig bekannt waren. Bacon hatte das Verdienst seinen Zeitgenossen eine Übersicht der Kenntnisse seiner Zeit zu geben und das weiter forschen zu ordnen, zu zeigen wie Irrthümer zu meiden seien und anscheinend langsamer aber um so sicherer zu Ergebnissen gelangt werden könne. Die großen Männer seiner Zeit befanden sich bereits auf diesem Wege, schufen auch mehr als er; aber sein Einfluß half diese Zeitströmung fester und wirkungreicher zu machen.

Vom Anfange des 17 Jahrh. vollzog sich allmälig in diesem Kreise eine Abscheidung der eigentlichen Forscher von den Denkern, der Füsiker u. a. von den Filosofen: erstere beflissen die Zustände und Änderungen des vorhandenen zu erkennen, um daraus Ursachverhältnisse Gesetze und Begriffe zu ermitteln; letztere bemüht von einem allgemeinen Vordersatze aus die Welt in ihrem Zusammenhange wie auch in ihren Einzel-Gestaltungen zu erkennen; jene vom einzelen zum gemeinsamen, vom Umkreise zum Mittelpunkte vordringend, diese dagegen von einem gewählten Mittelpunkte nach allen Seiten hinaus strebend. Die Denker benutzten allerdings die Ergebnisse der Naturforscher, aber nur beiläufig; denn ihre Arbeit war vorwaltend ein schaffen der Welt aus ihrem Inneren, von dem Mittelpunkte aus, den ihr eigener Grundgedanke bildete; ihre Hauptleistung bestand demgemäß in der Feststellung von Gottesvorstellungen und Gottesbegriffen (§. 57), aus denen sie alsdann die Verschiedenheiten ihrer Außenwelt andeutungweise erklärten.

§. 418. Von den rückständigsten Zeiten her hatten die Denkenden nicht damit sich begnügt zu erkennen daß die Welt gemacht sei, sondern hatten auch zu ermitteln gesucht in welcher Form dieses habe geschehen können. Nach Überwindung der Beschränkung welche die nächste Umgebung, die eigene Insel oder das absehbare Land als die Erde betrachtet (§. 412), waren Vorstellungen entstanden über die

**Gestalt der Welt.**

Als nächstliegende Vorstellung ergab sich aus dem Augenscheine die bei mehreren Völkern des Alterthumes herrschende Ansicht, daß die

Erde eine Scheibe sei, auf welcher der Himmel als Halbkugel-Schale ruhe. Im gemäßigten Erdstriche ward dieser Himmel anfänglich nur als Wolkenhimmel betrachtet welcher Regen und Gewitter sende, übermächtig in seinen Eindrücken im Vergleiche zu dem darüber befindlichen wirkunglosen Sternenhimmel. Im heißen Erdgürtel, namentlich in den wolkenlosen Wüsten, trat diese Erscheinungform (der Wolkenhimmel) minder hervor als die von oben herabströmende Hitze, auch die beiden größeren Gestalten der Sonne und des Mondes und endlich, bei zunehmender Bildung und Empfänglichkeit, der prangende und kühlende nächtliche Sternenhimmel. Je nach diesen örtlichen Verschiedenheiten gestalteten sich die Vorstellungen von dem auf der Erde ruhenden Himmel.

Bei Ausbreitung des Verkehres gelangten die Landbewohner an das Meer und auf dasselbe. Es erweiterten sich die Vorstellungen dahin, daß die Landscheibe vom Meere begrenzt sei. Als die Seefahrt-Völker im Indischen und Atlantischen Meere gelernt hatten, daß nach allen Seiten das Land vom Meere umschlossen werde und jene Meere unabsehbar sich erstreckten, indem auf keiner Reise ihr jenseitiges Ufer erblickt werde, bildete daraus sich die Vorstellung, die Erdscheibe werde rundumher vom unendlichen Meere umschlossen und das Himmelgewölbe müsse also allenthalben zum Meere herabreichen. Daß ein festes Gewölbe nicht auf dem schwankenden Meere ruhen könne erschien einleuchtend, und deshalb nahm man an es werde von Stützen getragen und zwar von vier Stützen, zwischen denen die vier Himmelsrichtungen lägen. Diese Vorstellung liegt der sinnbildlichen Darstellung auf den Sonnenwagen der Chaldäer Perser und Israeliten (im Adonaitempel 1. Kön. 7) zum Grunde: der Himmel ward dargestellt als Halbkugel-Schale (Kessel) auf vier Stützen stehend. Dieselbe Vorstellung gab die Beschreibung der Nordländer, welche die Stützen als vier Zwerge, Ost West Süd Nord bezeichnete. Da aber das anscheinende Gewölbe an seiner Grundlage einen vollen Kreis bildet, dagegen die Binnengrenzen des Meeres längs den Küsten, eine gewundene Linie von Ein- und Ausbuchten bildet: so dachte man sich zwischen dem Lande und dem großen endlosen Meere einen schlangenförmig gewundenen Strom, der in sich selbst zurückkehrend das Land umfließe. Der Anfang dieser Vorstellung erscheint in Nieder-Ägüpten, wo Tiube (der Widersacher) Meeresherr ward (§. 47) und sein Bildwesen, die Schlange, unmittelbar angewendet werden konnte auf das längs den Küsten sich windende Meer: der Name dieser Meeresschlange Okkam oder Ogan findet sich wieder im babelonischen Ogannes, im indischen Ganesa und im hellenischen Okeanos; von dem das römische und noch jetzt gebräuchliche Ocean stammt. Die Nord-

länder dagegen nannten es die Midgardschlange (Midgard = Erdscheibe).

Bei den Ägüptern war die Weltform weiter entwickelt zum Bilde des Eies, dessen sie sich bedienten in ihrer Schöpfungsage. Das sich spaltende Ur-Ei bildete aus seinem Dotter Erde und Meer; die obere Schalenhälfte ward Himmelsgewölbe, die untere Unterwelt, der Abgrund Tartaroth. Dieser Abgrund ward unterschieden von der Unterwelt unter unseren Füßen, dem Ament; denn letzterer reichte bis an die Oberfläche herauf auf der die Menschen wandeln, war das dunkle Erdinnere, zu welchem schon die Gräber mit ihren Bewohnern gehörten und zu dem man durch Hölen hinabstieg. In dieser Unterwelt, dem Erdinnern, dachte man sich die Seelen der verstorbenen ein Schlummerleben führend, wie es die Semiten und die von ihnen belehrten älteren Hellenen annahmen; oder auch die Seelen dort dem Richterspruche des Herrn der Unterwelt (Ra-Amenthes = Nacht-Osir) unterstellt, der sie zum Aufenthalte der Seligen oder zur Seelenwanderung weiter sende. Tief unter diesem Erdinnern war der dunkle Abgrund, der Tartaroth der Ägüpter, Tartaros der späteren Hellenen, die finstere Tiefe der Israeliten (1 Mose 1. 2), der Urabgrund (Ginnagap) der Nordländer; völlig geschieden von der Unterwelt, ebenso weit wie seine Gegenhälfte, der Himmel, von der Erde.

In diesem Bilde des Eies waren die beiden Schalenhälften feste Begrenzungen der Welt, deren umschließende Hülle, innerhalb der die Veränderungen und Bewegungen auf der Erde so wie unter dem Himmelsgewölbe geschahen. Aus den Beobachtungen ward geschlossen, daß die Sonne bei Tage über der Erdscheibe kreise, während der Nacht unter derselben; aber ebenso wie der Sonnenherr das höchste Gewölbe nicht berühre, so gelange er auch nicht in die unterste Welt, den Abgrund. Desgleichen die Wandelsterne gelangten nur zur Unterwelt, wo der Sonnenherr als Todtenrichter wirkte und waren dort seine Gehilfen. Weiter gehende Beobachtungen lehrten jedoch, daß das Sternengewölbe nicht feststehend sei sondern in stätig wiederholter Umdrehung. Daraus bildeten die Ägüpter eine Vorstellung, nach welcher die Erdscheibe inmitten des Meeres feststehe, um dieselbe in nahen Abständen die Wandelsterne kreisend und hoch über diesen das ferne Himmelsgewölbe mit seinen festen Sternen; welche Vorstellung allmälig bei den Bildungvölkern herrschend ward. Hoch über dem Sonnenherrn und der Mondherrin bewegte sich eine Macht, erhaben in höchster Gesetzmäßigkeit waltend ruhig und prächtig frei von Leidenschaft und Schwankung, das höchste Wesen welches der Mensch sich denken konnte, aber weit entfernt in Raum und Zeit und von allem was menschenänlich war.

Bei dieser Vorstellung dachte man sich die Erde inmitten der Welt und vom Wasser nicht allein umgeben, sondern auch vom Urmeere durchzogen und in demselben befindlich. Bei Beschreibung der Sündflut (1 Mose 7) sind es die „Brunnen der Tiefe", welche aufbrechend die Erde überschwemmen und in welche nachher die Flut zurückströmt; ebenso bei den Nordländern im beschreiben des Weltunterganges versinkt die alte Welt in das Meer, aus dem hernach eine neue Welt im Frühlingsschmucke empor taucht. Die ungemessene Tiefe des Meeres wird diese Vorstellungen vom Wasserabgrunde geschaffen haben, die nur bei Seefahrt-Völkern entstehen konnten.

Diese Grundeintheilungen verblieben die Unterlage der weitergehenden Erklärungen der Denker und Dichter, sowol bei den Hellenen und Römern wie auch im christlichen Europa bis zum 16 Jahrh. Bei den Hellenen entwickelten

Püthagoras (6 Jahrh. vor Chr. G.) und seine Schüler die Vorstellungen dahin, daß sie die Erde und Unterwelt von einander trennten, als Erde und Gegenerde, welche sich dreheten um ein Weltfeuer im Mittelpunkte der Welt befindlich und um welches auch die Wandelsterne (Mond Sonne Merkur Mars Jupiter Saturn) kreisten, so wie das Himmelsgewölbe mit seinen festen Sternen, zusammen die vollkommenste Zahl 10 ausmachend. Am weitesten vom Mittelfeuer entfernt sei die Sternwölbung, dieser folgten Saturn Jupiter Mars Venus Merkur Sonne Mond Erde und am nächsten dem Feuer die Gegenerde. Jeder dieser Körper erzeuge durch seine Bewegung einen Ton und die 10 Töne bildeten zusammen den Einklang, eine Sfären-Musik, die wir nicht hören könnten weil unser Ohr daran gewöhnt sei.

Die frühere Vorstellung hatte nur das Himmelsgewölbe in Umdrehung gesetzt. Jene gaben ihr die wesentliche Erweiterung daß auch die Erde aus ihrem Ruhestande zu einem Umlaufe geführt ward, allerdings nicht um die Sonne sondern um ein Centralfeuer kreisend. Späterhin kam auch die Umdrehung der Erde hinzu, denn

Hiketas von Syrakus und Ekfantus ein Püthagoräer lehrten die Umdrehung der Erde um sich selbst und

Aristarch (3 Jahrh. vor Chr. G.) führte diese Vorstellung weiter, indem er nicht allein die Umdrehung der Erde lehrte, sondern auch ihren Umlauf um die Sonne; welches späterhin von

Seleukus näher begründet ward.

Plato (4 Jahrh. vor Chr. G.) stand der älteren Vorstellung näher, indem er annahm die Erde ruhe im Mittelpunkte der Welt und die übrigen Weltkörper kreisten um die Erde: Mond Sonne 5 Planeten und der Sternenhimmel. Erst späterhin soll er sich dazu

bekehrt haben, das Mittelfeuer des Püthagoras anzunehmen und auch die Erde darum kreisen zu lassen.

Aristoteles (4 Jahrh. vor Chr. G.) erläuterte auf der selben Grundlage, daß die äußerste Grenze der Welt der Fixsternhimmel sei, eine Kugelschale mit einer Unzahl von kugelförmigen Sternen daran befestigt. Dieser sei der vollkommenste Theil der Welt, dem Urbeweger am nächsten und zuerst bewegt worden, aus feinstem Stoffe (Äther) bestehend und unveränderlich in sich. Die Sterne seien leidenlose nicht alternde Wesen, im seligsten Leben mühelos thätig und höherer Art als die Menschen. Innerhalb dieses Gewölbes bewegten sich die Planeten um die inmitten der Welt ruhende Erdkugel; deren Bahnen seien aber nicht vollkommene Kreise wie die des Sternenhimmels, sondern schiefe Bahnen, unregelmäßig zusammen gesetzt, unvollkommen weil dem Beweger ferner stehend und deshalb auch verwickelter. Die Erde inmitten der Welt sei am weitesten vom Beweger entfernt und deshalb der unvollkommenste Theil: in beständiger Umwandlung, wogegen der vollkommene Sternenhimmel in unabänderlicher Ruhe sich befinde.

Am einflußreichsten ward die Lehre des

Ptolemäus (70—150 nach Chr. G.), welche durch die Araber (im Almagest bearbeitet) über Spanien zu den christlichen Europäern gelangte, und gleich den Lehren des Aristoteles über die Gestaltung und die Wesen der Erdenwelt (§. 414) so große Geltung erlangte, daß ein Zweifel an jene Lehren der heidnischen Hellenen, von dem christlichen Priesterverbande als eine ebenso große Ketzerei angesehen und bestraft ward, wie ein Zweifel an die Richtigkeit der Glaubenslehren der Kirche. Denn man fand in jenen heidnischen Lehren die wissenschaftliche Begründung der biblischen Eingebungen des heiligen Geistes und hielt sie deshalb für unzweifelhaft und unentbehrlich. Eudoxus hatte schon früher gelehrt daß jeder Planet einzel an eine Kugelschale befestigt sei, ebenso wie die äußersten Fixsterne insgesammt; daß also der Raum zwischen der Erde und dem Fixsternhimmel von einer Anzahl durchsichtiger Kugelschalen erfüllt sei, die in einander steckten wie die Schalen einer Zwiebel und alle sich bewegten um die im Mittelpunkte der Welt ruhende Erde. Um aber die besonderen Bewegung-Erscheinungen der Sterne zu erklären, gab er Sonne und Mond jeder 3 Schalen, jedem Planeten 4, so daß 26 Schalen in einander steckten, jede mit besonderer Umdrehung. Ptolemäus Erläuterungen vereinfachten diese Erklärungweise. Seine Lehre daß die Erde inmitten der Welt ruhe, um welche Mond Merkur Venus Sonne Mars Jupiter und Saturn sich dreheten, ward und blieb herrschend in der Christenheit bis in das 16 Jahrh.; wenn auch bei einigen

Lehrern mit der Änderung, daß Merkur und Venus als Ausnahmen um die Sonne kreisten, weil sonst ihr stetes verweilen in der Nähe der Sonne unerklärlich erschien. Dieses abgeänderte System nannte man das Ägüptische.

Auf Grund der alten Schriften der Hellenen, so weit sie im Laufe der Zeit verbreitet wurden, erhob sich die Frage ob die andere Seite der Erde bewohnt sein könne, die Frage nach den Gegenfüßlern. Daß die christliche Hölle unter der Erdoberfläche sei blieb anerkannt; aber die jenseitige Erdfläche mogte dennoch gestaltet und bewohnt sein wie die diesseitige. Der christliche Priesterverband lehnte sich auf wider diese neue Lehre (§. 235): der Bischof Vergilius ward auf anstiften des heil. Bonifaz vom Papste gezwungen solche ketzerische Lehre abzulegen; auch Columbus ward von den Gelehrten die seine Entdeckungpläne begutachten sollten, verlacht und verworfen, weil er zu den Gegenfüßlern fahren wolle; eine unrichtige Berechnung half ihm durch und sicherte die Unternehmung.

Die Lehren der heidnischen Denker Aristoteles und Ptolemäus konnten durch den christlichen Priesterverband aufrecht erhalten werden bis

Kopernikus (Köpernik) 1473—1543 zu Thorn die Lehren der alten Hellenen Hiketas und Aristarch wieder aufnahm und untersuchte; dann sie ausführlich begründend erwies, daß die Sonne den Mittelpunkt eines besonderen Sternenreiches bilde, in welchem die Erde und übrigen bekannten Planeten um die Sonne kreisen, der Mond aber um die Erde; welche nur durch Umdrehung um sich selbst den Anschein gebe als ob die ganze Welt um die Erde kreise. Obgleich er diese Entdeckung schon 1517 machte, dauerte es mit seiner Ausarbeitung bis 1530 und die Veröffentlichung verschob er bis 1543, aus Furcht vor den Priesterverfolgungen.

Tycho Brahe, der gleichzeitig lebende größte Sternforscher, trat dawider auf und lehrte die Erde stehe fest inmitten der Welt; um sie kreiseten Mond und Sonne und um letztere die 5 Planeten. Diese Vorstellung ward von der kopernikanischen überwunden, half aber die bisherige Allgewalt der ptolemäischen Lehre zu brechen, deren Mängel auch Tycho nachwies und dadurch die Gegner des Kopernikus veranlaßte, die alte Lehre aufzugeben und aus der selben auf seinen Boden über zu treten, der bald darauf verloren ging.

Galilei (1564—1642), welcher die neue Lehre unter großen Gefahren in Italien verbreitete (§. 235) fand bei Beobachtung der Sterne durch die von ihm hergestellten Fernröhre, daß die Planeten Venus und Merkur gleich dem Erdmonde ab= und zunehmen, in der Weise daß ihre erleuchtete Seite jederzeit der Sonne zugekehrt sei; er entdeckte die Monde des Jupiters, die Änlichkeit des Mondes mit der

Erde, die Flecken der Sonne und ihre Umdrehung. Es war nunmehr außer Zweifel gestellt, daß alle Planeten um die Sonne kreiseten, daß auch die Sonne nicht feststehe. Nur der Priesterverband, jeder Vorstellung feindlich die seine angemaßte Unfehlbarkeit und reichen Einnahmen bedrohete, hielt noch lange fest an der altheidnischen Erklärung.

Seitdem ist die neuere Vorstellung herrschend geblieben: es ward gemessen, daß die Sonne in je 25 Tagen 10 Stunden ihre Umdrehung vollende und zu den im 16 Jahrh. bekannten 6 Planeten (Merkur Venus Erde Mars Jupiter und Saturn) ward 1781 der Uranus entdeckt, dann im 19 Jahrh. eine anwachsende Zahl kleiner Planeten zwischen Mars und Jupiter befindlich und zuletzt der Neptun jenseit des Uranus. Mittlerweile waren auch die Monde jener Planeten entdeckt, von denen mit dem Erdmonde 20 bekannt sind (Jupiter 4 Saturn 6 Uranus 8 Neptun 1). Das Sonnenreich besteht soweit die jetzige Erkenntniß reicht, außer der Sonne aus mehr als 100 Planeten, 20 Monden und einer Anzahl Kometen, die in kürzeren oder länger gestreckten Bahnen um die Sonne wandeln. Es ist auch ermittelt worden, daß die sogen. festen Sterne (Fixsterne) nicht unbeweglich seien, sondern frei schwebende Sonnen; die Entfernungen und Bahnen mehrerer sind erkannt und roh berechnet worden, auch eine große Zahl von Doppelsternen d. h. Sonnen, die gegenseitig sich umkreisen. Dabei hat sich erwiesen, daß auch unsere Sonne nicht feststehe, sondern in der Richtung nach Osten sich fortbewege, mit einer Geschwindigkeit von etwa 83400 Meilen täglich. Während das bloße Auge nur 7000 Sterne zählt, berechnet sich deren Gesammtzahl, nach dem Verhältnisse zum Gesichtsfelde des größten Fernrohres, auf 500,000 Millionen.

§. 419. Neben dem streben nach Erkenntniß der Gestaltung der Welt beschäftigten sich die Denker und Forscher nach wie vor mit der Frage nach dem Grunde der vorgehenden Veränderungen. Es genügte ihnen nicht deren Folge und Art zu erkennen, sondern es sollte auch **das Bewegende der Welt** ermittelt werden.

Die leichteste Beantwortung der Frage war von jeher gegeben worden im hinweisen auf Wesen, welche die Welt gemacht haben sollten, sei es ein jederzeit sichtbares Wesen wie die Krähe der Indianer (§. 412) oder nur zeitweilig sichtbare Wesen wie die Elohim der Semiten, oder auch stets unsichtbare, wie die großen Geister der Südsee-Insulaner Kamschadalen Indianer Alt-Ägüpter u. a. Durch diese Beantwortung war aber augenscheinlich kein Aufschluß erlangt, denn der Mensch übertrug seine Unkenntniß auf ein fremdes Wesen der sinnlichen oder außersinnlichen Welt, belegte das gefragte mit einem fremden Namen und verzichtete auf jede Erklärung. Alle dachten

allerdings den Schöpfer nicht als den Hervorbringer aus nichts, sondern nur als Macher der Welt, die er entweder aus dem Meere heraufholte oder aus dem vorhandenen Stoffe formte. Auch die Bibel beschreibt anfertigen der Welt aus der vorhandenen Urmischung, indem sie in Tagewerken das stufenweise abscheiden formen und beleben der Urstoffe aufzählt.

Auf höheren Stufen erweiterte sich die Bedeutung des schaffenden Wesens, indem die Denker es empor hoben zu einem allgemein verbreiteten wirken. Bei den Ägüptern fanden sich späterhin dahin gehende Vorstellungen, in Isis und Osir oder andren Götterehen (§. 44); in allen Fällen das örtlich geltende höchste Verehrungwesen zum All erweitert. Am Isistempel zu Sais stand: „Ich bin Alles was war, ist und sein wird". Ebenso ward TAH, ehemals Feuerherr späterhin Demiurg (§. 415) zuletzt zum Allseienden erhoben, zur schaffenden und belebenden Wärme alles Daseins. Bei den Hellenen ward der Himmelsherr Zeus zu dieser Stellung erhoben, wie in einem orphischen Hymnus sich erweist; anderwärts ward Pan zum All der Welt erweitert, dargestellt das Haupt mit Sonnenstralen und Mondhörnern, das Antlitz roth und den Leib mit einem gefleckten (Reh-) Felle bedeckt, welches den Sternenhimmel andeuten sollte, wogegen die Beharung seiner Haut als Thiere und Pflanzen gedeutet ward.

Die Denker der Hellenen strebten tiefer einzudringen in das Vorhandene und bei ihnen lassen sich drei Stufen der Erforschung erkennen: bei den älteren Jonern streben nach Erkenntniß des Wesens, des Grundstoffes; bei den Püthagoräern streben nach Erkenntniß der Verhältnisse der Dinge zu einander; bei den Eleaten streben nach Erkenntniß des wahren Seins, des unveränderlichen in der steten Flucht der Umgestaltungen. Diese einander folgenden Bestrebungen (§. 413) waren alle auf das gleiche Ziel gerichtet, auf das ursprüngliche, die Grundlage zu allem. Ihre Ergebnisse waren aber sehr verschieden: den Grundstoff suchte man im Wasser, in der Luft und zuletzt im Feuer, d. h. der Wärme; die Verhältnisse wurden in den Zahlen gefunden; das wahre Sein dagegen ward im außersinnlichen gesucht.

Im nachfolgenden Christenthume der Europäer kam die Rückbildung zur Geltung und herrschte bisher allgemein bei den gläubigen aller Abtheilungen. Die Erzählung der Bibel daß Elohim die Welt geformt aus der vorhandenen Urmischung, ward dahin umgedeutet, daß das Verehrungwesen der Christen (Theos Deus Gott Bog o. a.) die Welt aus nichts hervor gebracht habe, in wunderbarer unerklärlicher Weise, so daß jede Erforschung unnütz und frevelhaft sei, wenn sie die Lehren der Heiden Aristoteles und Ptolemäus übertreffen wolle. Im 15 Jahrh. begann ein neues Leben der Forscher und Denker, ein

gewaltiges aufblühen des Verstandeslebens der Europäer: gezeitigt durch die Übersiedlung griechischer Gelehrten nach Italien, nachdem die Türken 1453 in Konstantinopel herrschend geworden waren; gefördert durch den 1436 neu erfundenen Buchdruck; ungemessen erweitert durch auffinden des Seeweges nach Ostindien und entdecken Amerikas (1490—1500); wesentlich erleichtert durch die Herrschaft der lateinischen Sprache auf allen Hochschulen, wie auch im Verkehre der gelehrten und gebildeten aller europäischen Völker. So trafen günstige Verhältnisse zusammen wie nie zuvor und die Folgen waren überraschend reich; es ergoß sich neues denken und schaffen durch Europa, ein beschleunigter Fortschritt der die dumpfe Rückbildung früherer Jahrhunderte bleibend zurück drängte.

§. 420. Die Denker strebten vorerst auf den Grundlagen der Hellenen weiter (§. 417) und kamen wenig hinaus über deren Gebiet. Um so mehr gelang es den **Naturforschern** nicht allein fortzuschreiten, sondern auch mit jenen neuen Hilfmitteln das entdeckte zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Forscher schafften durch erweitern der Erkenntniß des besonderen den Denkern neuen Stoff zu weiteren allgemeinen Schlüssen, begnügten sich selbst aber meistens mit den Ergebnissen auf dem beschränkten Gebiete ihres wirkens. Sie verwendeten alle ihre Kraft in ihrer besonderen Richtung nnd ließen das außerhalb liegende im gewohnten Gange, beschafften aber großes indem sie Umgestaltungen in ihrem Bereiche erwirkten, denen die anderen Gebiete der Wissenschaft folgen mußten.

Von einflußreichster Wirkung war die Entdeckung des

Kopernikus (1517) daß die Erde in je 24 Stunden sich umdrehe und gefolgt von ihrem Monde in etwa 365 Tagen einen Rundlauf um die Sonne vollbringe, um welche auch die übrigen Planeten kreisen.

Kepler (1571—1630) erweiterte und begründete die neue Lehre indem er erwies, daß die Planeten nicht in kreisrunden sondern länglich runden Bahnen um die Sonne sich bewegen und daß die Verhältnisse der Planeten-Umläufe in folgende einfache Sätze zu fassen seien:

a) jeder Planet beschreibt in seiner Bahn eine Ellipse, in deren einem Mittelpunkte die Sonne sich befindet;
b) der Halbmesser von diesem Mittelpunkte bis zum Umfange beschreibt in gleicher Zeit gleiche Flächenräume, d. h. je mehr der Planet in seinem Umlaufe der Sonne sich nähert, desto rascher wird seine Bewegung und zwar im gleichen Verhältnisse wie die Entfernung sich mindert;

c) die Quadrate der Umlaufzeiten verhalten sich zu einander wie die Kuben der mittleren Abstände von der Sonne.

Galilei (§. 235), ein Zeitgenosse, erweiterte und stärkte die neuen Lehren durch seine Sternbeobachtungen mittelst Fernrohr und bereicherte die Kenntniß durch Ableitung des Gesetzes der Fallgeschwindigkeiten aus beobachteten Pendelschwingungen. Er erwies, daß frei fallende Körper nach dem Mittelpunkte (Schwerpunkte) der Erde mit zunehmender Geschwindigkeit sich bewegen und daß ein frei schwebender Körper, wenn am fallen gehindert, um seinen Haltpunkt schwinge.

Robert Hooke entwickelte 1666 in einer Abhandlung die Meinung, daß die Anziehung (Schwere) die Verhältnisse der Planeten zur Sonne beherrsche und späterhin versuchte

Newton (1642—1727) die Anwendung des Gesetzes der Fallgeschwindigkeit auf den Mond, fand es bestätigt in den Beziehungen des Mondes zur Erde und schuf alsdann auf Grund desselben das Gesetz der Anziehung, welches dahin lautet: die gegenseitige Anziehung der Weltkörper wirkt im einfachen Verhältnisse der Gewichte (Masse) und im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Abstände ihrer Schwerpunkte.

Die Bewegungen der Weltkörper wurden demgemäß erklärt aus gegenseitigem anziehen (Centripetalkraft) und der jedem innewohnenden Flugbewegung (Centrifugalkraft). Deren zusammen wirken kann am einfachsten verdeutlicht werden an einer Bleikugel, die am Faden hängend von der haltenden Hand im Kreise geschwungen wird. Die Kugel strebt fort zu fliegen und würde wenn der Faden risse in der Richtung fortfliegen nach welcher sie strebte im Augenblicke des zerreißens; der Faden hält sie davon zurück, wie die Anziehung der Sonne die Erde oder der Erde den Mond verhindert seiner Flugrichtung zu folgen; die Flugbewegung der Bleikugel hält sie aber in der größten Entfernung vom Haltpunkte welche der Faden erlaubt und ebenso geschieht es bei den angezogenen Weltkörpern. Wenn z. B. die Sonne plötzlich aufhörte die Planeten anzuziehen, so würden diese in ihrer eigenen Flugbewegung, gleich der losgerissenen Bleikugel, in den Weltenraum hinaus fliegen, jeder nach der Richtung in welcher er strebte im Augenblicke als die Anziehung aufhörte. Wenn dagegen die Eigenbewegung der Planeten, ihr Flug, plötzlich aufhörte, so würde die Anziehung der Sonne allein herrschend und die Planeten mit ihren Monden müßten mit zunehmender Geschwindigkeit hin zur Sonne fallen und in dieser ihr Ende finden. Die Anziehung kommt jedem Weltkörper zu im Verhältnisse seines Gewichtes, also aller gegen einander, und findet ihre Anwendung je nach dem Gesetze, seien die Körper groß oder klein. Die Flugbewegung kommt ebenso jedem

dieser Körper zu, der demgemäß in geringer oder großer Geschwindigkeit sich fortbewegt, so lange bis die übermächtige Anziehung eines anderen Körpers seine Eigenbewegung aufhebt und ihn an sich reißt. Diese Flugbewegung hatte Newton nicht zu erklären vermocht und deshalb aufgefaßt als einem Uranstoße des Schöpfers entstanden.

Die Entdeckungen wurden im einzelen bereichert, namentlich aber erforscht und erwiesen daß die Anziehung nach demselben Gesetze in allen Körpern wirke:

Maskelyne und Hutton ermittelten 1772 durch Lothungen zu beiden Seiten eines Berges in Schottland, wie stark die Anziehung des Berges die angewendeten Bleilothe aus der Richtung der Schwere ablenke und wie schwer also der Berg sein müsse im Verhältnisse zum Gewichte der Erde. Die selbe Ermittelung ward späterhin durch Cavendish mittelst der Drehwage versucht, wodurch aus der Anziehung schwebender Kugeln durch größere Körper das Gesetz bestimmt ward. Das durch fortgehende Versuche ermittelte Gewicht des Erdballes ward der Anschaulichkeit halber im Vergleiche zum Wasser bestimmt und zwar je nach den Versuchen erkannt, daß der Erdball $5,_{42}$ bis $5,_{68}$ mal schwerer sei als ein gleicher Rauminhalt von Wasser.

Nachdem dieses erlangt, konnte auch das Gewicht der übrigen Weltkörper ermittelt werden und fanden sich an den Sternen unseres Sonnensystemes weite Abstufungen von $0,_{72}$ des Saturn bis $6,_{70}$ des Merkur, die Sonne nur $1,_{38}$; so daß Saturn ($0,_{72}$) und Uranus ($0,_{92}$) leichter sind als Wasser ($1,_{00}$), dagegen Jupiter ($1,_{25}$), Venus ($5,_{00}$) und Mars ($5,_{30}$) schwerer; letzterer der Erde ($5,_{42}$—$5,_{68}$) nahe kommend, aber Merkur ($6,_{70}$) die Erde übertreffend. Die Dichtigkeit der Erde als Einheit ($1,_{00}$) angenommen, ergab sich, daß nur Merkur ($1,_{225}$) dichter sei als die Erde, Venus dagegen $0,_{908}$, Mars $0,_{972}$, die Sonne $0,_{252}$ (also nur $^1/_4$ so dicht) Jupiter $0,_{227}$, Saturn $0,_{131}$ und Uranus $0,_{167}$: daß also unser Sonnenreich am Mittelpunkte und am Rande die geringste Körperdichte besitze.

Eine weitere Ausbildung erlangte die Lehre von der Schwere und dem fliehen (der Eigenbewegung im Weltenraume) durch die ermittelte Abplattung der Erde; welche Newton bereits gefolgert hatte aus der geringeren Geschwindigkeit der Erdumdrehung an den Polen, also stärkeren Anziehung welche dort die Erde auf ihre Bestandtheile ausübe. Indem die Erde sich umdreht wird jeder Gegenstand am Gleicher 5400 Meilen in 24 Stunden fortbewegt, also in einer Geschwindigkeit von $^1/_{16}$ Meile in der Sekunde, wodurch die Anziehung welche auf ihn die Erde ausübt gemindert wird; wogegen ein auf dem Pole stehender Gegenstand in 24 Stunden nur einmal um sich selbst dreht und die Anziehung der Erde also ungemindert auf ihn wirkt.

Zwischen dem Gleicher und den Polen herrschen die Übergänge: je näher dem Gleicher desto größer die Fliehgeschwindigkeit und kleiner die Anziehung, dagegen umgekehrt je näher den Polen; an den Polen drängt die ungeminderte Anziehung die Theile am stärksten zusammen, dagegen am Gleicher am wenigsten. Dadurch mußte die Kugelform sich abplatten, in der Weise daß der Durchmesser am Gleicher 1720 Meilen beträgt, durch die Pole gemessen nur 1714. Das Maß dieser Abplattung ward aber erst später ermittelt durch Gradmessungen. Schon im Alterthume hatten hellenische Forscher Gradmessungen versucht, um daraus die Größe der Erde zu berechnen; auch im 17 Jahrh. hatte solches stattgefunden und war es eine Messung von Picard, welche Newton in den Stand setzte das Gesetz der Anziehung an dem Monde zu erproben. Der Beweis der Erdabplattung konnte jedoch erst später berechnet werden durch vergleichen verschiedener Gradmessungen, die an entlegenen Stellen der Erdoberfläche geschahen: in West-Europa Süd-Amerika Lappland Ostindien u. a. aus denen die Abplattung auf nahezu $1/_{300}$ sich ergab. Das gleiche Verhältniß stellten auch spätere Pendelversuche heraus; jedoch zeigte sich die Abplattung nicht regelmäßig, sondern sowol nach Nord und Süd wie auch Ost und West abweichend von den berechneten Maßen.

Kant (1724—1804) in Königsberg entwickelte 1755 in seiner „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ und ausführlicher 1763 in seinem „Einzig möglichen Beweisgrund des Daseins Gottes“ die Ansicht, daß die ganze Sternenwelt aus dem Urstoffe durch Verdichtung gebildet worden sei, welche sie zu einzelen Sternkörpern formte. Die Lehre ward von Lambert in seine „Lettres cosmologiques“ aufgenommen und verbreitet; aber erst 1796 durch

Laplace (1749—1827) zu Paris in seiner „Exposition du système du monde“ schlagend und durch Berechnungen begründet, ausführlich dargelegt in Bezug auf die Planetenwelt. Er ging darauf zurück, daß die jetzigen Bestandtheile der Sonne mit allen ihren Begleitsternen ursprünglich eine Dunstkugel bildeten, welche allmälig durch Umdrehung zu einer Linse abplattete, deren Achse ihr kleinster Durchmesser bildete und in deren Mitte die jetzige Sonne entstand durch allmäliges verdichten der angezogenen Stoffe. Aus der Linse hätten sich im Laufe der Zeit Ringe abgesondert, welche fortführen die gemeinsame Achse zu umkreisen, aber allmälig sich verdichteten zu Planeten und Monden. Da schon in der Linsengestalt die Stoffe sich sondern konnten und mußten nach ihrer verschiedenen Schwere: so erkläre sich wie die äußeren Planeten (Jupiter Saturn und Uranus) so viel leichter seien als die inneren (Merkur Venus Erde Mars).

Diese Erklärung des bewegenden der Welt führte den Anfang

der Erde auf Zeiten zurück, für deren Entlegenheit jede Schätzung fehlt und gegen welche unsere Jahrtausende verschwindend klein sind. Sie ist aber die zur Zeit herrschende und die seitdem in Erforschung der Erdrinde gemachten Entdeckungen geben schon für die nächstliegenden Erdbildungen Zeiträume von solcher Länge, daß der menschliche Verstand sich daran gewöhnt, die nach Millionen oder Billionen Jahren zu schätzenden Zeiträume der Erdbildung ebenso zu ertragen, wie die Millionen und Billionen Meilen auf welche die Entfernungen im Weltenraume sich berechnen.

§. 421. Im 18. Jahrh. ward die **Kenntniß der Erdrinde** in solchem Maße gefördert, daß die Forscher Grundlagen gewannen, um zu versuchen die Zeitfolgen und Zeiträume der Entstehung mancher der erschlossenen Lagen der Erdrinde annähernd zu bestimmen.

Werner (1750—1817) in Deutschland hatte nach den Schichtenfolgen der von ihm untersuchten Gegenden und nach den ihm zugänglichen Kunden, eine Folgenreihe der Gesteinbildungen aufgestellt; wobei er das Wasser als Mittel des umbildens betrachtete, die Gesteine und Schichtungen als erhärtete Niederschläge aus dem Wasser erklärte, in änlicher Weise wie noch jetzt Niederschlagschichten entstehen. Die ältesten Niederschläge seien in Folge der größeren Belastung die härtesten, die obersten und neuesten die Übergänge. Ausgenommen seien ersichtlich die Auswürflinge der Feuerberge.

Hutton (um 1780) in Schottland folgerte dagegen aus den ihm zugänglichen Thatsachen, daß die wesentlichsten und ursprünglichsten Gestaltungen durch Feuer hervorgebracht worden seien und das Wasser nur nächstdem gewirkt habe und wirke, indem es die Feuergebilde vielfach zerstörte und aus den fortgeschwemmten Trümmern Niederschlagschichten auf der Oberfläche absetzte.

Jede der beiden Lehren hatte zahlreiche Anhänger, welche sich gegenüber standen als Neptunisten und Vulkanisten und um so schärfer sich getrieben fühlten zum erweitern und vertiefen der Forschungen, um daraus Beweise zur Widerlegung der Gegner zu gewinnen; in einem Kampfe der ohne Blut und Elend zu den schönsten Ergebnissen führte, aber nicht zum Siege der einen oder anderen Seite; denn noch jetzt gelten Feuer und Wasser neben einander und die Gegner erobern und verlieren wechselweise Theile ihrer Gebiete.

Den Vulkanisten erwuchs eine mächtige Stütze, als die Wärme-Beobachtungen ergaben, daß die Erdrinde um so wärmer sei je tiefer man eindringe. Es fand sich z. B. in Bergwerken, daß auf je 30 Meter Tiefe die Wärme um einen Grad zunehme, so daß der Siedepunkt des Wassers (100 Grad) in weniger als einer halben Meile

Tiefe zu erwarten sei; nach diesem Verhältnisse in 6 Meilen Tiefe schon alle Gesteine geschmolzen sein müßten, in 15 Meilen Tiefe sogar das am schwierigsten schmelzbare Platina nicht mehr fest sein könne. Verglichen mit dem Halbmesser der Erde (859 Meilen) wäre also unsere Erdrinde nur eine dünne Kruste, welche den geschmolzenen Erdkern umschließe wie die Eischale das flüssige Dotter, aber verhältnißmäßig noch viel dünner sei. Die Bildung der Erde aus einem vorherigen feurigflüssigen Zustande erschien damit vollständig erwiesen; es erklärte sich auch die abgeplattete Gestalt der Erde, welche im flüssigen Zustande am leichtesten sich bilden konnte, indem die Stoffe zum Gleicher drängten. Die Bildung der Kruste erklärte sich durch allmäliges abkülen der Kugel im Weltenraume, dessen Wärmezustand nach Versuchen auf mindestens 80 Grad unter dem Gefrierpunkte zu schätzen sei. Auch die augenscheinlichen Durchbrüche der Gebirge fanden ihre Erklärung; denn sie mußten im erwärmten teigigen Zustande der Stoffe durch empor dringen von unten geschehen sein, erschienen also als Aufsteigungen des feurig flüssigen Erdinneren. Es ergab sich auch eine Erläuterung der unverkennbaren gewaltsamen Umänderungen der Erdoberfläche; denn bei allmäligem abkülen der Erdrinde hatte deren Zusammenziehung einen Druck auf den flüssigen Kern ausgeübt, dessen widerstreben die Rinde sprengte; worauf die zertrümmerten Stücke der Schale gleich Eisschollen auf dem Feurigflüssigen schwammen, bis die fortschreitende Abkülung sie aufs Neue zusammen kittete, unregelmäßig zwar aber zusammen hängend. Das gespannte flüssige Erdinnere habe aber die Zerbrechung wiederholt und aus den Spalten empor quellend die Gebirge aufgeworfen; deren verschiedenes Alter erweise, daß diese Gegenstöße des Erdinneren mehrmals stattgefunden haben müßten nach langen Zwischenzeiten.

Das vorhandene Wasser konnte wegen der Hitze sich nicht sammeln auf der Kruste, sondern schwebte als Dampfhülle um die Erde, külte oben ab am Weltenraume, stürzte herab als Regen, stieg aber sofort von der heißen Rinde wieder empor als Dampf und wiederholte solches bis dadurch die Erdrinde abgekült worden war unter den Siedepunkt des Wassers und Wasser-Ansammlungen sich halten konnten in den Becken der gerunzelten Oberfläche. Das bisher von der Dampfhülle verschleierte Sonnenlicht konnte nunmehr hindurch dringen; Licht und feuchte Hitze begannen die Verwitterung der trockenen Steinrinde, um ein für Pflanzen und Thiere geeignetes Land zu schaffen und diese entstanden sobald die Lebenserfordernisse bereitet waren. Bezüglich der vorher gegangenen Zeiträume ward nach Versuchen mit glühenden Basaltkugeln berechnet, daß es mindestens 353 Millionen Jahre bedurft habe um jene glühende Erdkugel bis zum jetzigen Zu-

stande abzukülen. Wie große Zeiträume erfordert wurden um den starren Fels zu verwittern und Schichten daraus zu bilden, ward berechnet aus Schieferlagen, die bekanntlich aus Blättern bestehen, welche als Niederschläge aus dem Wasser sich aufeinander lagerten und durch den Druck der auf ihnen ruhenden Schichten erhärteten. Es gibt solche Lager deren Niederschlag 180,000 Jahre bedurfte, wenn der Verlauf nach der jetzigen Bildung solcher Schlammabsätze in Meeresbuchten berechnet wird. In gleicher Weise sind die, augenscheinlich aus Pflanzenresten gebildeten Steinkolenschichten untersucht und berechnet worden; wobei sich ergab, nach der Anhäufung des Pflanzenabfalles in den jetzigen Wäldern, daß manche Steinkolen-Schichtung hundert tausende von Jahren zu ihrer Bildung bedurften.

Je nach den Zuständen der aufeinander liegenden Erdschichten theilte man sie ab: zu oberst die auf der Oberfläche liegenden Aufschwemmungen (Alluvium und Diluvium) von denen man, in Anlehnung an die biblische Sündflutsage, ersteren als nachher und letzteren als vorher entstanden deutete. Beide bestehen zumeist aus losen Körnern und Blättern, wie sie noch jetzt als Sand und Thonerde durch Verwitterung der Gesteine gebildet und von den Gewässern hinabgeschwemmt werden nach den Tiefländern und in das Meer. Unter dieser losen Decke finden sich Schichten nahezu wagerecht liegend oder beckenförmig nach den Rändern aufsteigend, gleich in einander liegende flache Schalen: feste Gesteine, Sandstein, Kalkstein o. a. Zu unterst finden sich erstarrte Gesteine: Granit Quarz Porfür Basalt u. a. aus Kristallen gleicher oder verschiedener Art zusammen gesetzt. Letztere unterliegen den Schichtengesteinen, haben aber an verschiedenen Stellen diese durchbrochen und sind in den Längspalten empor gequollen, wobei sie die Schichtensteine deckelartig aufrichteten oder gar überkanteten, wie der Augenschein vielerwärts erweist. Es fand sich bei manchen Gebirgen, daß nach solchem Durchbruche wiederum neue Schichten am Fuße des Gebirges gebildet worden waren, indem sie ungestört an die Trümmer der ehemals durchbrochenen Schichten sich fügten. Dadurch ließ sich das vergleichsweise Alter der Gebirge ermitteln, sofern man annahm, daß auf der Erde die gleichen Schichtengesteine zu gleicher Zeit sich gebildet hätten; denn je tiefer die ungestörten Schichten lagen, desto entlegener mußte die Zeit des Durchbruches sein. So ergab sich daß die höchsten Gebirge der Erde (Cordilleras in Amerika, Himelaja in Asien u. a.) zu den jüngsten gehören; dagegen viele der niedrigen z. B. der Harz, Teutoburger Wald u. a. zu den ältesten: woraus folgte daß deren geringere Höhe zum größten Theile der in der Zwischenzeit von Millionen Jahren wirksam gewesenen Verwitterung zugeschrieben werden dürfe.

Die aus der Gestaltung hergeleitete scharfe Unterscheidung der Schichtgesteine von den Urgesteinen, Erläuterung der ersteren durch Niederschlag aus Meer= und Flußwasser und der letzteren durch Erstarrung aus vorher gegangener Schmelzung, ward späterhin erschüttert durch die Entdeckung von umgebildeten Gesteinen, d. h. solchen, die augenscheinlich durch Berührung mit glühend empor gequollenem Urgesteine in den Kristallzustand übergeführt worden sind; eine Beobachtung die noch ergänzt ward durch Versuche, welche gewöhnlichen Kalkstein durch große Hitze unter starkem Drucke in Marmor umwandelten, also aus dem Zustande der Schichtengesteine in den der Kristalle überführten. Es war damit die Möglichkeit erwiesen, daß ursprünglich auch die Urgesteine aus dem Wasser abgesetzt sein konnten, wenn sie nur späterhin unter einem starken Drucke erhitzt worden waren, genugsam zum kristallen. Da überdies die Kristallgesteine (Granit Basalt Quarz u. a.) in empor gequollenen Felskörpern vorhanden sind, so wäre es ebenfalls möglich, daß diese unter Druck und Hitze an die Oberfläche gedrückten Theile der unterliegenden Urgesteine, erst im gewaltsamen empor drängen kristallisch geworden seien und ihr in der Tiefe unbewegt gebliebenes Muttergestein noch jetzt als bekanntes Schichtgestein lagere; da jene Kristallgesteine aus den selben einfachen Stoffen (Thonerde Kieselerde Kalk u. a.) bestehen wie die Schichtgesteine. Dadurch verwischte sich die scharfe Unterscheidung, welche zwischen beiden Arten aufgestellt worden war und ward den Neptunisten ein großes Gebiet eröffnet. Dagegen verloren sie an anderer Stelle einen Theil, indem sich erwies, wie die verschiedenen Auswürflinge der Feuerberge in ihrer stofflichen Zusammensetzung ganz gleich sein können, obgleich sie in den Gestaltungen der glasharten Lava, des löcherigen Bimmsteines und der leichten Asche zu Tage kommen; daß also diese Formverschiedenheiten Folge der Abkülung sind, nicht der Wasserwirkung, daß ferner solche Asche aus Feuerbergen geworfen (wie beim Untergange von Pompeji u. a. 70 nach Chr. G.) mächtige Erd= und Gesteinschichten gebildet haben, die nicht aus dem Wasser niedergeschlagen wurden, sondern nur durch Oberflächen=Wasser verdichtet wurden.

Die Vorstellung vom feurig flüssigen Erdinneren ist in neuerer Zeit erschüttert worden durch die Beobachtung, daß die Schmelzpunkte der festen Körper wandelbar seien, je nach dem Drucke unter welchem der Körper steht während die Wärme wirkt. Es leitete dazu die Erfahrung, daß der Siedepunkt des Wassers verschieden sei je nach dem Luftdrucke welcher auf dem selben ruhe; so daß auf hohen Bergen eine geringere Wärmemenge und Wärmestufe (Grade) ausreiche, um Wasser zum sieden zu bringen. Diese Abnahme der Wärmegrade des

Siedepunktes zeigte sich so regelmäßig, daß man vermöge des Koch-Thermometers die Höhe der bestiegenen Berge mißt: je niedriger die Grade des Siedepunktes, desto geringer ist der am Orte vorhandene Luftdruck; je dünner aber die Lufthülle im Vergleiche zum Niederland, desto höher die Lage dieses Ortes (Bergesspitze) über dem Meere. Auf je 294 Meter Höhe nimmt der Siedepunkt des Wassers um 1 Grad C. ab und ebenso steigt derselbe um 1 Grad C. sobald der Luftdruck um $^1/_{20}$ Atmosfähre vermehrt wird; so daß also im Inneren der Erde, je nach der Tiefe ein um so höherer Wärmegrad erfordert würde, um Wasser zum Sieden zu bringen, bei doppeltem Luftdrucke z. B. 120 Grad C., während auf der Erdoberfläche bei einfachem Luftdrucke 100 Grad C. genügen. Das gleiche Verhältniß der Abhängigkeit des Körperzustandes von Wärmezustand und Belastung findet seine Anwendung auf die Schmelzpunkte der Metalle und Gesteine: je stärker der Druck unter dem sie sich befinden, desto höher ist der zum schmelzen erforderliche Wärmegrad. Da nun mit ihrer tieferen Lage in der Erdrinde die auf ihnen ruhenden Erdschichten um so dicker sind, also größeren Druck ausüben, indem z. B. eine Steinschicht von 600 Meter Dicke mit mehr als 100 Atmosfären Druck das Unterliegende belastet: so ist zu erwarten daß die tief liegenden Gesteine weit über den uns bekannten Schmelzpunkt erhitzt sein können ohne zu schmelzen. Die Wärmezunahme der Erdrinde je nach der Tiefe bedingt also nicht die Annahme eines feurig flüssigen Erdinneren, sondern ist vereinbar mit dem festen Zustande der Stoffe unter hohem Drucke. Dagegen aber ist anzunehmen, daß wenn diese durch Druck erhitzten Schichten plötzlich zur Oberfläche empor gehoben oder gedrängt werden, sie durch aufheben des die Schmelzung verhinderden Druckes und durch die im drängen mittelst Reibung erzeugte Wärme sofort in den Zustand übergehen den ihre Wärme unter geminderntem Drucke bedingt, daß sie also schmelzen oder erweichen. Würden sie dagegen langsam empor gehoben, so könnte ihr schmelzen nicht geschehen; denn mit allmäliger Abnahme des Druckes dehnten sie sich demgemäß aus und bänden dadurch die vordem mittheilbare Wärme, verblieben also im festen Zustande. Daß aber Körper, seien sie gasig flüssig oder fest, unter Druck warm werden ist eine bekannte Erfahrung und läßt sich am leichtesten an der Luft erweisen, sobald sie durch Druckpumpen gepreßt wird: je stärker der Druck desto wärmer wird sie. Man unterscheidet zur Erklärung der desfallsigen Vorgänge zwischen mittheilbarer (latenter) Wärme und gebundener (specifischer) Wärme: erstere fühlbar und durch Wärmemesser (Thermometer) meßbar; letztere dagegen versteckt und zur vorliegenden Gestaltung des Gegenstandes gehörig, so daß sie erst dann zur Erscheinung kommt

(fühlbar wird) wann der Gegenstand in eine festere Gestaltung übergeht. Wenn z. B. eingeschlossene Luft zusammen gepreßt wird steigert sich ihre mittheilbare Wärme, weil ihre gebundene Wärme sich mindert; wird sie dagegen ausgedehnt, so mindert sich ihre mittheilbare Wärme, weil ihre gebundene Wärme zunimmt. Die Luft kann durch plötzlichen Druck so viel mittheilbare Wärme äußern, d. h. erhitzt werden, daß sie (in ehemals gebräuchlichen Feuerzeugen) zubereiteten Schwamm entzündet; umgekehrt durch rasches ausdehnen so sehr ihre gebundene Wärme mehren, daß ihre fühlbare Wärme unter den Gefrierpunkt sinkt und sie Wasser durch entziehen seiner mittheilbaren Wärme zum gefrieren bringt. Die im Inneren der Erde befindliche Luft untersteht bei zunehmender Tiefe größerem Drucke in ihrer eigenen Säule und äußert dieses durch zunehmende fühlbare Wärme, jedoch mehr als ihre eigene Belastung bedingt: sie empfängt nämlich Wärme mitgetheilt von den umgebenden stärker belasteten Gesteinen; von denen auch das Wasser erwärmt wird, welches die Erdschichten durchzieht, und als heiße Quellen an die Oberfläche tritt. Die Schichten selbst mögen aber durch Druck noch so sehr erwärmt werden, ihre Schmelzung wird durch denselben Druck verhindert; der Erdkern also festbleiben auch bei einer Erhitzung die weit über die Schmelzpunkte hinausgeht, welche für seine Stoffe an der Erdoberfläche gelten.

Dadurch wird aber keineswegs ausgeschlossen das walten der Entzündung tiefliegender Schichten, wie es sich offenbart in den Ausbrüchen der Feuerberge; zu deren Erklärung es nicht der Annahme eines feurig flüssigen Erdkernes bedarf, sondern bekannte Umsetzungen von Stoffverbindungen ausreichen, welche erfahrungsmäßig unter so starker Wärmeentwickelung vor sich gehen, daß Feuererscheinungen folgen. Es gibt z. B. am Kaspisee Feuerquellen, d. h. Gasentweichungen durch die Erdrinde, welche entzündet brennen und wenn irgend etwas ihre Ansammlung unter der Erde bedingen würde, wie etwa Hölungen, könnten sie ohne Zweifel bei eintretender Entzündung die über ihnen liegende Erde sprengen, gleich einem Feuerberge. An anderen Orten sind Steinkolen-Schichten schon seit vielen Jahren im Brande, schwälen durch Selbstentzündung wie solche auch bei feuchten Steinkolen-Lägern über der Erde eintritt. Es bedürfte also bei Schichten brennbarer Stoffe, deren es viele gibt in der Erdrinde, nur eines zeitweiligen Wasserzutrittes und Hölungen zum sammeln und anspannen der Dämpfe oder der Kolenwasserstoff-Gase, um Sprengungen der heftigsten Art mit Feuerausbrüchen und Schlammauswürfen hervor zu bringen. Wo ausreichender Wasserzufluß oder Hölungen der Erdrinde fehlen, bleiben die Sprengungen aus, indem die trockene Wärme mit den Gasen durch unzählige Risse aus der Erdrinde lang-

sam entweicht. Bei den Ausbrüchen der Feuerberge dagegen erscheint der Wasserdampf als heftig mitwirkend und der ausbrechende Schwefel weist hin auf Schwefelverbindungen in den Schichten der Tiefe; so daß Umsetzungen vor sich gehen können, bei denen Wasserstoff frei wird, der mit dem Sauerstoffe der Luft angemessen verbunden Knallgas bildet, dessen Wirkungen bekanntlich die heftigsten Sprengungen und stärkste Erhitzung sind. Mehrere Schwefelverbindungen, auch Steinkolen und andere Pflanzenstoffe, gehen im feuchten Zustande zur Selbstentzündung über und da mächtige Schichten solcher Stoffe reichlich vorhanden sind, so darf es nicht überraschen, daß auf der Erde noch jetzt mehr als 200 Feuerberge thätig sind, ohne daß der Annahme eines feurig flüssigen Erdkernes bedürfte um ihre Ausbrüche zu erklären.

Die Folge der fortschreitenden Forschungen ist überdies gewesen, daß die Denker sich gewöhnt haben, die Bildung der Erde und Erdoberfläche nicht als das Werk plötzlich wirkender unermeßlicher Gewalten zu betrachten, sondern als Erzeugniß der selben unabläßig wirkenden Umgestaltungen, die noch jetzt die Erdoberfläche verändern; der Art daß die unermeßliche Menge der sichtbar vorhandenen Änderungen nicht dem zeitweiligen hervorbrechen unbekannter Kräfte zugeschrieben zu werden brauchten, sondern in dem allmäligen wirken der bekannten Kräfte während langer Zeit ihre ausreichende Erklärung finden konnten. Man hat sich gemüßigt gesehen, das Alter einzeler (Schiefer- oder Kolen-) Schichtenbildungen, welche unverkennbar in bekannten Weisen entstanden sind, nach hundert tausenden von Jahren zu berechnen und dadurch das Alter der oberen Schichtenfolgen der Erdrinde nach millionen Jahren. Darin ward der Übergang gegeben, um aus allmäligem verwittern bekannter Gesteine die dicken Schichtenfolgen durch Zeitlängen zu erklären, während welcher Luft und Wasser in der selben Weise verwitternd wirkten wie noch jetzt. In Folge dessen hat das frühere Übergewicht der Vulkanisten wiederum abgenommen; die Vorstellungen sind küler geworden dadurch daß der glühende Erdkern schwand und damit die übermächtige Geltung des Feuers. Überdies beginnt man gegenwärtig dem Wasser die Kristallisation von Urgesteinen zuzuschreiben welche man früher dem wirken des Feuers beimaß.

§. 422. Die Erforschung der Erdrinde hat nebenher eine wachsende Zahl von **Überresten vorweltlicher Pflanzen und Thiere** zu Tage gefördert, aus denen durch vergleichen mit den jetzt lebenden Vorstellungen gebildet werden konnten über die Beschaffenheit und Lebensumstände der ehemaligen Bildungen auf der Erde.

Jahrhunderte hindurch wurden nur die auffälligsten der gefundenen Knochen aufbewahrt als vermeintliche Riesenknochen der Urzeit; alles andere ward verworfen und auf Pflanzentheile so selten Rücksicht genommen, daß nur weniges der gefundenen Überbleibsel gerettet und erhalten worden ist, auch noch jetzt das meiste durch Unkenntniß der Finder verloren geht. Das verhältnißmäßig wenige was gefunden und auch gesammelt war, wurde in neuerer Zeit geordnet je nach dem vergleichsweisen Alter der Erdschichten in denen sie gefunden waren und so entstand eine Übersicht der Zeitfolge in welcher die Wesen auf Erden gelebt hatten. In neuerer Zeit sind die in geringerer Tiefe liegenden Menschenknochen Waffen und Geräte so wie sonstige Spuren des Menschenlebens (Pfahlbauten u. a.) in zunehmender Menge hervor gesucht worden; so daß auch über das Alter des Menschengeschlechtes auf Erden und dessen Vorleben stufenweise Vorstellungen gebildet werden konnten.

Die bei zunehmendem Eifer anwachsenden Sammlungen wurden geordnet nach den gemuthmaßten Zeitfolgen der Schichten und dabei angenommen, daß die gleichen Schichten verschiedener Orte auch zeitlich gleich gewesen seien, d. h. daß über die ganze Erde, so weit man die Schichten kennt, eine im allgemeinen gleichartige Schichtenfolge zu gleichen Zeiten sich gebildet habe; daß also die Thiere oder Pflanzen, welche in entfernt von einander liegenden gleichartigen Schichten gefunden worden seien, auch zu gleichen Zeiten auf Erden lebten. Wenn auch diese Annahme starken Zweifeln unterliegt, so ist sie doch der Anordnung und Übersicht sehr dienlich gewesen; gestattet auch unbehindert die bei zunehmender Erkenntniß eintretenden Veränderungen einzuschalten, so bald sich überzeugend erweisen wird, daß die Schichten örtliche Bildungen sind, die zu ganz verschiedenen Zeiten gleichartig entstehen konnten, je nachdem die örtlichen Verhältnisse wie Luftwärme Wassermenge, Gefälle der Landabdachung, Richtung der Meeresströmungen, Bestandtheile und Art der verwitternden Gesteine u. s. w. es bedingten. Es kommt überdies wesentlich in Betracht, daß die Schichtenuntersuchungen verhältnißmäßig sehr lückenhaft sind, indem sie den größten Theil der Erdoberfläche bisher unberührt lassen mußten; auch in Europa nur das wenige durchforschen konnten, was in Bergwerken Klüften Hölen Gebirgswerfungen Steinbrüchen Klippenreihen Durchstichen u. a. entblößt entdeckt und gesammelt ward; daß ferner die wenigsten Arten der Pflanzen und auch diese nur zufälliger Weise erhalten bleiben konnten, gleichfalls die meisten Thiere um ihrer Weichheit und Zerbrechlichkeit willen gar nicht durch Einschlüsse in Erdschichten sich erhalten konnten: demnach die gesammelten Reste nur einen höchst geringen Theil des ehemaligen Lebens darstellen.

Die Eintheilung der Überreste ward ursprünglich nach der vorausgesetzten Altersfolge der Schichten getroffen; späterhin ließ man die dadurch erlangte Ordnungfolge der Überreste zurück wirken auf die Eintheilung der Erdschichten und gewann auf beiden Wegen eine stufenweise Anordnung, welche erwies daß die Pflanzen und Thiere um so rückständiger in ihrer Bildung waren je weiter die Zeit ihres Daseins entfernt liegt von der Gegenwart, daß auch je mehr die Schichten der Oberfläche sich nähern also jünger sind, desto mehr die Pflanzen und Thiere auf deren Wesen die darin eingeschlossenen Überreste deuten an Zahl Entwicklung und Manchfachheit zunahmen. Im Urgebirge, Granit Gneis Quarz und anderen Kristallgesteinen haben sich bisher keinerlei Überreste angefunden; woraus allerdings nicht folgt daß zur Zeit ihrer Bildung kein Leben auf Erden vorhanden war; denn etwaige Überreste wären jedenfalls bei der Erhitzung im empor quellen zerstört worden, oder sie würden wenn jene Gesteine aus dem Wasser kristallisirten davon ausgeschlossen sein, weil das Wasser nur gelöste Erdstoffe enthalten konnte. Im aufliegenden Gebirge aus Thonschiefer Grauwacke Steinkolen Sandstein Zechstein u. a. fanden sich die ältesten Überreste von Pflanzen und Thieren: zu unterst sämmtlich Meeresbewohner, woraus geschlossen ward daß die früheste Entwicklung des Lebens auf Erden im Meere stattgefunden habe; aus dem Pflanzenreiche fanden sich nur Meeralgen zu den rückständigsten Gestaltungen gehörig; aus dem Thierreiche nur wirbellose Thiere und aus den drei Ordnungen der Stralthiere Weichthiere und Gliederthiere, alle den untersten Reihen angehörig, wogegen deren oberen Reihen und die ganze Abtheilung der Wirbelthiere fehlte. Erst in den höheren Schichten der Grauwacke u. a. kommen Fische vor, aber ohne Rückgrat, sogenannte Knorpelfische mit einem Rückenstrange und ungleicher Gabelung der Schwanzflosse gleich den Stören u. a. der Jetztzeit; ferner Panzerfische mit Platten bedeckt statt der Schuppen. In den oberen Schichten erscheinen endlich Landpflanzen, namentlich Farne und spärliche Reste von Nadelhölzern. In den Steinkolen-Schichten sind die Gewächsarten am reichlichsten, weil sie fast gänzlich aus Pflanzenresten bestehen; deren Mehrzahl allerdings unkenntlich geworden ist. Es finden sich einige Arten von Palmen in Gegenden, die jetzt nicht zum Palmenwuchse geeignet sind, neben einer großen Zahl von strauch- und baumartigen Pflanzen, deren Verwandte noch jetzt am Orte wachsen. In der Steinkolen-Zeit erscheinen auch die ersten luftatmenden Thiere: Landschnecken Schaben Heuschrecken Skorpione Tausendfüße, auch Land und Wasser bewohnende Schleichen. In der dritten Abtheilung, dem Flötzgebirge aus Sandstein Kalk u. a. zeigen sich zu unterst vogelartige Fußspuren, aber nur in der höher

liegenden Kreideschicht wurden Vogelknochen gefunden; auch lagen in dieser Abtheilung zuerst Überreste von landbewohnenden Säugethieren. In der vierten Abtheilung (sogen. Trias) vornämlich aus mächtigen Thonablagerungen bestehend, finden sich reichlich Überreste von Thieren und Pflanzen, deren Arten theils noch jetzt dort leben. In den darüber liegenden jüngsten Schichten, welche die gegenwärtige Oberfläche bilden, finden sich die Reste noch jetzt lebender Pflanzen und Thiere, wenn auch mit einigen Abweichungen der Gestaltung und des Ortes der Gegenwart.

Der Vergleich mit lebenden Pflanzen und Thieren stellte heraus, daß manche der vorhanden gewesenen Gattungen ausstarben, daß sie auch meistens tiefer standen, minder entwickelt waren als die jetzt lebenden; daß ferner eine allmälige Stufenfolge zu erkennen sei, der auch die jetzt lebenden eingeordnet werden konnten; welche unzweifelhaft mit denen der Vorzeit aus gemeinschaftlichen Stammwesen hervorgegangen seien, aber mit geringen Ausnahmen die höchsten Stufen aller Bildungen enthalten. Zu unterst finden sich nur Pflanzen und Thiere des Meeres; darauf Landbewohner rückständigster Art, erst später gefolgt von höheren Gattungen. Auch die ersten Fische des Meeres gehören zu den unteren Ordnungen der Knorpel- und Panzerfische. Im Pflanzenreiche zeigten sich erst spät die Landgewächse, darunter keine hoch entwickelte Blütenpflanze. Erst in den jüngeren Schichten erscheinen die entwickelten Blütenpflanzen, auch Vögel und Säugethiere, stufenweise von rückständigen zu höheren Formen ansteigend. Je jünger die Schicht desto mehr nähern sich die Gestalten den gegenwärtigen, bis die Reste in den obersten Schichten denen jetzt lebender Thiere gleich sind. Nur in den Aufschwemmungen der jetzigen Oberfläche sind bisher Menschenknochen und Geräte gefunden worden; der Mensch ist demnach das jüngste wie das höchste Gebilde der Erde.

§. 423. Die Beurtheilung der augenscheinlich stufenweisen Fortbildung der Pflanzen und Thiere führte rückwärts zu einer Grenze der Gestaltung, der man keine einfachere oder niedrigere zu unterstellen wußte und deshalb zum erläutern der Entstehung dieser einfachsten Gestalten die schon bei den alten Hellenen gepflegte Vorstellung der **Urzeugung** benuzte, welche den Übergang aus dem unbelebten in das lebende Dasein vermittelt haben sollte.

Von jeher erschienen manche Thiere dem Menschen als plözlich entstanden; sei es daß ihre Gestalt anfänglich zu klein war um gesehen zu werden, oder daß sie Umwandlungen vorheriger Gestalten waren und der Mensch den Übergang nicht bemerkte, oder auch daß sie aus

einem Verstecke hervor kamen, aus fremden Ländern nächtlicher Weile einwanderten u. s. w. ohne vorher bemerkt worden zu sein. In alter Zeit waren es vornämlich die aus dem Schlamme hervor kommenden Thiere und solche die sich verkriechen so lange ihr Leben an der Luft behindert ist; von denen dann die Vorstellung hergeleitet ward, sie entstünden aus dem Schlamme oder in der Erde. Späterhin waren es auch die Ungezieser-Thiere, welche den kranken Menschen in kurzer Zeit in unzähliger Menge befallen können, deren entstehen aus den kranken Stoffen gedeutet ward; noch mehr aber die Eingeweide-Würmer, deren vorhandensein in Menschen und Thieren man nicht anders zu deuten wußte als durch Urzeugung d. h. Entstehung aus sogen. verdorbenen Säften, Schleim u. a. Als man durch das Nahrohr (Mikroskop) entdeckte wie im Essig die sogen. Essigale entstehen, in gärenden Flüssigkeiten die Gärungspilze und in faulenden Stoffen kleine Thiere verschiedener Art, ward die Vorstellung der Urzeugung um so mehr befestigt.

Harvey (1578—1657), der Entdecker des Blutumlaufes, hatte den Satz aufgestellt „alles Leben aus dem Ei". Allein die Entstehung aus dem Ei war nicht für alle Thiere nachweisbar, findet auch in den unteren Ordnungen nicht statt und deshalb hatten die Anhänger der Urzeugung Beispiele in Menge, welche sie als Beläge benutzten ohne überzeugend widerlegt werden zu können.

Oken (1779—1851) dagegen nahm zur Entstehung lebender Wesen einen Urschleim an, dessen durch Wärme vorgehende Umgestaltung zu Wesen einfachster Art führe, aus denen alsdann die höheren Ordnungen stufenweise sich entwickelten. Er vermogte aber diesen Urschleim nirgends nachzuweisen und solcher ist auch bisher bei allen vorgenommenen Versuchen nicht entstanden.

In der Zwischenzeit von Harvey bis Oken hat die Urzeugung unausgesetzt angesehene Vertheidiger gehabt, wenngleich ihre Gestaltungen wechseln mußten je nachdem die fortschreitende Erkenntniß zu Umbildungen nöthigte. Die Anhänger gingen stets auf eine Urform zurück, gewöhnlich wie im Altertume Monade (Einwesen) genannt, aus deren verschiedenartiger Menge und Zusammenbindung die vorhandenen Wesen bestehen und entstanden sein sollten. Diese Gestaltung der Frage ward besonders erläutert durch Leibnitz (1646—1716) welcher die Monaden als Grundkörper aller Wesen bezeichnete, als unmeßbare aber stoffliche Punkte, untheilbar unzerstörbar ewig; fähig zu jeder Wesenbildung, je nach dem Grade der ihr inne wohnenden Vorstellungen: von der verworrenen, der unorganischen Natur, durch die unbewußte Lebenskraft des Pflanzenreiches, der träumenden Seele des Thierreiches mit Empfindung und Gedächtnis, zum menschlichen Geiste mit

Betrachtung und Vernunft. Diese Deutung ward wesentlich vereinfacht durch die Entdeckung neuerer Zeit, daß die Urform aller Pflanzen die Zelle sei; daß die Pflanzen jeder Art in allen Gestaltungen und Einzelheiten aus Zellen bestehen, kleinen Säcken mit einem Safte und Zellkerne gefüllt. Noch näher kam jener Frage die gleiche Entdeckung, daß auch das Thierreich aus der Zelle sich aufbaue, einem häutigen Sacke gefüllt mit Saft in welchem Körnchen schwimmen; in verschiedenen Gestaltungen im Blute und Fleische so wie in allen anderen Theilen deutlich erkennbar. Es handelte sich nun nicht länger darum Urformen sich einzubilden oder auf ungefähr hin zu versuchen und zu deuten, sondern es genügte zu erforschen ob eine Zelle von selbst entstehen könne, d. h. unmittelbar aus unorganischen Stoffen; denn daraus ließe sich dann die ganze Manchfachheit der höheren Gestalten ableiten. Dahin gehende Versuche lieferten aber bisher ein entgegen gesetztes Ergebniß; denn selbst Pflanzen- und Thierstoffe, in denen durch kochen etwaige Keime und Eier zerstört waren, ließen kein neues Leben entstehen wenn die Luft ausgeschlossen ward; eben so wenig wenn die hinzu gelassene Luft durch Schwefelsäure geleitet worden war, um die darin enthaltenen Keime zu zerstören oder mittelst Leitung durch Baumwolle von den Keimen befreit worden war. Nur wenn die Luft in gewöhnlicher Beschaffenheit zugeleitet ward, keimten Pflanzen und Thiere und da die Untersuchung der kleinsten lebenden Pflanzen und Thiere gelehrt hat, daß ihre Keime und Eier leicht genug sind um von dem Luftzuge fortgeführt zu werden: so war der ausreichende Beweis geliefert, daß die Pflanzen und Thiere in faulenden Mischungen nicht durch Urzeugung entstanden waren, sondern aus Keimen, in der Luft zugeführt. Das gleiche Ergebniß trat ein, wenn reines destillirtes Wasser hingestellt ward, um zu versuchen ob Leben darin entstehe: beim freien Luftzutritte erwuchsen allerdings Algen der niedrigsten Form; sobald aber die Luft künstlich gereinigt ward von jedem darin schwebenden Stäubchen, dann zeigte sich selbst nach Jahren keine Spur von entstehenden Pflanzen oder Thieren. Wie sehr aber die gewöhnliche Luft von mitgeführten Stoffen angefüllt ist, zeigt sich wenn Sonnenlicht in einen dunklen Raum fällt, sei es durch eine Spalte oder sonstige enge Öffnung: der Stral ist voll von schwebenden und wirbelnden Fädchen und Körnern, unter denen viele Thier- und Pflanzenkeime sich befinden; wie auch in neuerer Zeit in Krankensälen sogar schwebende Eiterzellen darin entdeckt worden sind.

Die Vorstellung, daß jedes Leben einem Keime entstamme, hat das Übergewicht erlangt über die der Urzeugung; sie ist jedoch durch andere Beobachtungen wieder eingeschränkt worden, indem sich erwiesen hat, daß es Wesen gebe, die durch Spaltung sich mehren, in der Art,

daß solche Wesen niederer Art in der Mitte sich einfurchen und allmälig sich spalten durch abschnüren bis zwei unabhängige Thiere daraus werden. Das Thier dieser Art bildet nur eine Zelle, den häutigen Sack mit Flüssigkeit in welcher Körnchen schwimmen: zuerst spaltet sich das Körnchen oder Scheibchen, so daß zwei auseinander weichende Mittelpunkte entstehen; zwischen diesen vollzieht sich alsdann die Einschnürung welche die Zelle in zwei Wesen spaltet.

§. 424. Die Entstehung der ersten Zelle, der ursprüngliche Übergang aus dem unorganischen in das organische dasein, ward also bisher nicht ermittelt. Dagegen gelangten die Forscher zu weitergehenden Vorstellungen über die **Fortbildung der Erdenwesen**, von den rückständigsten zu den höchst entwickelten Gestalten.

Linné (1707—1778) war es welcher seit Aristoteles zuerst eine streng abgestufte Anordnung des Pflanzen- und Thierreiches ausarbeitete; wobei er, wenn auch vorwaltend nur nach äußeren Merkmalen, so trefflich jedes einzele bestimmte benannte und einordnete, daß seine Verfügungen noch in der Gegenwart gelten. Er gehörte zu den Forschern welche genau beobachten, das unterscheidende scharf hervor heben und demgemäß das erkannte in Abtheilungen zu ordnen wissen.

Werner wendete gleiches verfahren an auf das Steinreich und

Cuvier ordnete in änlicher Weise das Thierreich, aber nach tiefer liegenden Merkmalen als Linné.

Außer diesen unterscheidenden scharfsinnigen Forschern wirkten andere Denker in fast entgegen gesetzter Richtung, indem sie das gemeinsame und durchgehende der Wesen ermittelten und, mit Zurückstellung des unterscheidenden, als vorwaltend hervor hoben um daraus Grundformen für lange Bildungreihen zu ermitteln. Die oben benannten Forscher trennten und unterschieden, diese dagegen vereinten; erstere hielten die unterscheidenden Gestaltungen strenge auseinander; letztere dagegen verbanden sie zu gemeinsamen Grundformen, denen sie die Unterscheidungen als nebensächliches unterordneten. Zu letzteren gehörte zuvörderst

Lamarck (1745—1829), welcher lehrte, daß im Thierreiche ein einheitlicher Fortbildungplan ausgeprägt sei, verschieden von einem anderen welcher dem Pflanzenreiche zum Grunde liege. Er betrachtete die jetzige Thierwelt als hervor gegangen aus der Fortbildung vorweltlicher Thiere, deren Knochengerüst ihre Gestalt und Lebensweise erkennen läßt, wie auch ihre Ordnung im Thierreiche. Er erläuterte die Stufenreihe des Thierreiches von den rückständigsten und kleinsten zu den größten und vorgeschrittensten, an deren Spitze der Mensch,

und versuchte zu zeigen wie nach Entwickelunggesetzen die niedrigsten Formen sich heranbilden konnten zu den gegenwärtigen. Er nahm dabei die Urzeugung an für die niedrigsten Formen, die aus einer belebten Schleimzelle bestehenden Wesen, welche nach seiner Ansicht noch jetzt in Gewässern und Sümpfen sich bilden könnten. Alle höheren Formen erklärte er dagegen als Fortbildungen jener Urwesen, welche sich verbreitet hätten über die Erde und weiter entwickelt in verschiedenen Weisen, je nach den örtlichen Lebensbedingungen, weit aus einander zur größten Manchfachheit, dabei in begünstigten Theilen ansteigend zu höheren Stufen. Die Entwicklung und Umgestaltung der Thiere deutete er als Folge des anbequemens an ihre Umgebung und deren Einflüsse auf das Leben, woraus jedes Wesen sich allmälig fortgebildet habe seiner Übung und Angewöhnung gemäß. Ein Weichthier konnte indem es strebte die Gegenstände zu betasten dahin gelangen seine Nerven und Gefäße am vorderen Ende vorzugsweise zu entwickeln und in den aufeinander folgenden Geschlechtern zu Fühlern zu verlängern. Wasserthiere empfingen Schwimmhäute zwischen den Zehen durch ihr bestreben zu schwimmen; Wadvögel reckten ihre Beine durch emporziehen aus dem Wasser und Schlamme; die Giraffe streckte ihren Hals im bemühen das Laub hoher Bäume zu erlangen, wie auch Vögel (Schwäne u. a.) ihren Hals reckten, um aus der Wassertiefe ihr Futter zu holen oder (Störche u. a.) weil ihre Stelzbeine sich verlängerten und demgemäß Hals und Schnabel sich recken mußten um das Futter im Schlamme nach wie vor erhaschen zu können. Affenarten durch schaukeln an Baumästen verlängerten ihre Arme oder Schwänze, welche dagegen um so kürzer blieben bei Thieren, die wühlen oder kriechen; bei veränderter Lebensweise die zum bemühen des aufrechten gehens führte, platteten sich die Solen der Affenbeine und wurden zu Füßen, zum dauernden aufrecht stehen und gehen: das Thier ward Mensch. Solche Übergänge nach verschiedenen Richtungen seien geschehen und geschähen noch jetzt, aber so allmälig daß sie den Beobachtern wegen der vergleichsweisen Kürze des Menschenlebens nicht auffallen. Nur deshalb habe man irriger Weise angenommen, jedes Wesen gehöre zu einer festen und unveränderlichen Art und alle Arten hätten ein gleiches Alter von der Urzeit her.

Göthe (1749—1832) fügte zu seinen anderen unschätzbaren Verdiensten auch den Nachweis der Umwandlung in den Pflanzengebilden (der Pflanzen-Metamorphose), indem er überzeugend darlegte, wie die Blüten oder Blumen mit allen ihren Theilen lediglich Blattentwicklungen seien. Er dehnte diese Beweisführung auch auf das Thierreich aus, indem er nachwies wie das Knochengerüst des Kopfes als Umbildung der 6 obersten Wirbelknochen zu gelten habe, von

denen 3 das Hinterhaupt und 3 das Vorderhaupt bildeten. Ferner schritt er vor zur Bestätigung der Behauptung, daß sämmtliche höhere Thierarten (Fische Lurche Vögel Säugethiere) nach einem Urbilde geformt seien, welches nur in den Theilen seiner sehr beständigen Grundform mehr oder weniger hin und her weiche und noch täglich durch Fortpflanzung sich aus- und umbilde.

Geoffroy St. Hilaire (1772—1844) führte 1828 Lamarck's Ansichten weiter aus, indem er sie in ihrer Fassung beibehielt, aber bei ermitteln der Ursachen in sofern abwich, als er den Grund der Umgestaltungen vorwaltend in Veränderungen der Lufthülle suchte, weil die Luft nicht allein das am meisten von den Thieren genossene Erhaltungmittel bildet, sondern auch ihre anderweitige Narung beeinflußt; so daß jede Änderung der Luftmenge oder ihrer Zusammensetzung von eingreifendster Wirkung auf das Leben und die Gestaltung der Thiere habe sein müssen. Es habe z. B. die Änderung der Luftzustände genügen können, um aus einem Reptil die Vogelgestalt zu entwickeln, indem sie eine Veränderung im Luftsacke bedingte, welche diesen zur Lunge umbildete; woraus gesteigertes atmen entstand, also größere Blutwärme und stärkere Stoffzufuhr nach der Haut, so daß deren Warzen zu Federn empor sproßten u. s. w. Er wiederholte später als Grundsatz, daß jede Art feststehe so lange sie sich fortpflanze bei unveränderten Lebensbedingungen; sobald aber diese wechseln ändere sich die Art.

Cuvier (1769—1832) war der schärfste Gegner dieser neuen Lehre, indem er die durch seinen Scharfsinn bedingte Trennung der Thierarten als feststehende Scheidungen erklärte und für jede Art nur Änderungen innerhalb bleibender Grenzen gelten lassen wollte, so daß niemals Übergänge aus einer Art in die andere möglich seien. Den Untergang ehemaliger Arten erklärte er aus stattgehabten Umwälzungen der Erdoberfläche, bei welchen das Meer über weite Strecken der Erde geströmt sei und deren Thiere zerstört habe; mit Ausnahme derer welche in höheren Gegenden sich befanden oder anders wohin flüchten konnten. Er nahm eine Reihenfolge von derartigen theilweisen Abschwemmungen der Oberfläche an, um den Untergang so vieler Thierarten und das Begräbniß ihrer Knochen in Schichtengesteinen zu erklären, wie auch den Wechsel des Aufenthaltes vieler Thiere (Elefant Nashorn Hiäne u. a.) deren Knochen in Europa gefunden werden, wogegen die jetzt lebenden nur in Afrika und Asien sich vorfinden. Er legte besonderes Gewicht darauf, daß nirgends in den gegenwärtigen und vorweltlichen Thieren ein Übergangswesen von einer Art zur anderen zu entdecken sei, daß also zu allen Zeiten die Arten als

feststehende und gegen einander scharf begrenzte sich erwiesen ohne Vermittlung oder Verbindung.

Agassiz, noch lebend in Nord-Amerika, vertheidigt ebenfalls die Unabänderlichkeit der Arten und begründet dieses stark vermengt mit theologischen An- und Absichten. Die von den Forschern getroffenen Abtheilungen der Erdschichten und der Wesenreihen sind nach seiner Ansicht getrennte Schöpfungen Gottes, die allerdings „als Theile eines gemeinsamen Zweckes, durch Bande höherer Art mit einander verbunden sind" aber dennoch scharf geschiedene Abtheilungen der Schöpfung bilden, jedesmal durch vollständige Unterbrechung des Lebensfadens getrennt. Er nahm eine stufenweise Entwicklung der höheren Thiere in dreien Schöpfungen an, die er nach den vorwaltenden Formen, als das Zeitalter der Fische, der Reptilien und der Säugethiere unterschied; letztere gekrönt durch die Schöpfung des Menschen. Die stufenweise Folge der Thiere jedes Zeitalters erläuterte er in vortrefflicher Weise, zeigte wie die früheren Formen niedriger stehen als die späteren und wie sie mit jetzt lebenden Arten sich vergleichen; ferner wie höhere Fische im unreifen Zustande Änlichkeiten besitzen mit niederen im reifen Leben, wie auch höhere Thiere frühzeitig Lebensformen der niederen durchmachen, aber demnächst zu höheren Stufen wachsen. Er nahm an, jede der auf einander folgenden Schöpfungen sei neu vom Schöpfer hervor gebracht worden, aber die Thiere nicht in ihrer jetzt lebenden Gestalt, sondern in ihrem Lebensbeginne als Eier, welche allerdings nicht im Eierstocke und durch Befruchtung hätten erzeugt sein können, aber doch lebensfähig gewesen und in unbekannter Weise sich entwickelt hätten.

Kemp, noch lebend in England, hat in seinem Werke „Vestiges of the natural history of creation" 1844 den Grundzug der Lehren Lamarck's beibehalten, deutet jedoch das bewegende der Fortbildungen aus zweien Ursachen. Zum ersten aus einem innewohnenden streben nach Fortbildung zu den höchsten Stufen der Pflanzen und Wirbelthiere; die Stufen bezeichnet durch Zwischenräume, welche die Ermittlung des verbindenden erschweren. Zum zweiten in der innewohnenden Fähigkeit zur Anbequemung, zur Veränderung des Baues nach äußeren Verhältnissen, mögen solche liegen in den Närmitteln und sonstigen örtlichen Lebensverhältnissen oder allgemeinen Weltzuständen der Luft u. a. Die Zelle betrachtet er als unabhängiges Wesen und als Grundform zum aufbauen aller höheren Wesen des Pflanzen- und Thierreiches. Den Ursprung der ersten Zelle deutete er aus einer chemisch-elektrischen Einwirkung auf unorganische Stoffverbindungen; die weitere Fortbildung der Zellen zu höheren Stufen erklärte er aus den allgemeinen die ganze Welt beherrschenden Gesetzen. Er war

dabei allerdings genöthigt, aus Rücksicht auf die theologische Beschränktheit seiner Landsleute, irgendwo den Gottesglauben anzufügen; allein die dem Glauben zur Grundlage dienende Vorstellung der Erschaffung der Welt aus nichts fand keinen Raum in seinen Erläuterungen.

Kaiserling, ein berühmter Geologe, entwickelte 1853 die Ansicht, daß zu verschiedenen Zeiten auf der Erde ein Miasma sich ausgebreitet haben könne, welches die vorhandenen Keime umstimmte, indem es sie mit Stoffen anderer Art in Verbindung setzte und dadurch die Entstehung neuer Formen und Wesen hervorbrachte.

Darwin, noch lebend in England, erläuterte die Lehre Lamarck's über stufenweises heran bilden der Erdenwesen, von den einfachsten Urgestaltungen zu den vielfachen und höchsten der Gegenwart, aus einem der Wesenreihe innewohnenden Grundzuge, dessen walten durch anpassen an die Lebensbedingungen in jedem Einzelwesen zu verschiedener Gestaltung geführt habe. Jenen Grundzug erkennt er in der Erblichkeit, vermöge welcher gleiches auch gleiches erzeuge und hervorbringe, so daß ein beharren in jeder begonnenen Richtung vorwalte. Daneben bestehe jedoch eine Neigung zum abändern und dieses geschehe durch anpassen an herrschende Lebensbedingungen, welches zur verschiedenen Fortbildung der Urgestaltungen und dadurch zur vorhandenen Manchfachheit der Formen geführt habe. Hätte der Grundzug, die Erblichkeit, alleinig gewaltet, so wäre die Urgestaltung in allen nachfolgenden Wesen unverändert geblieben; wäre er dagegen nicht vorhanden gewesen, so hätten die Wesenbildungen in der größten Manchfachheit nach allen Seiten sich zerstreut. Nur das zusammen wirken beider konnte die vorhandenen Wesen schaffen, bei größter Manchfachheit beharrend in gleichbleibenden Arten und in einer nachweisbaren Richtung ihrer Entwicklungbahn. Die Anpassung an herrschende Lebensbedingungen, welche sich äußert in der Ausrüstung des Wesens, noch mehr aber in seiner Fortpflanzung wirkend sei, habe die unterschiedlichen Arten hervorgebildet; die Erblichkeit machte diese Arten fest und hielt sie innerhalb der Richtung der allgemeinen Fortbildung. Daß aber dabei ein allmäliges fortbilden der Wesen statthaben mußte sei Folge des Lebenskampfes aller Wesen; welche wider die unorganische und organische Natur um ihr Leben ringend, vorwaltend in ihren stärksten oder fortgebildetsten Mitgliedern erhalten blieben; so daß die Natur eine Auswahl traf zum züchten der Nachkommen.

Die Anbequemung an waltende Lebensverhältnisse erwies er aus Änderungen, die nachweisbar an Pflanzen und Thieren entstehen oder willkürlich durch Versuche hervorgebracht werden können und in der Züchtung selbst nach festen Voraussetzungen zu erzielen möglich sei.

Er folgert daraus, daß in dem sichtbaren Kampfe, den jede Pflanze und jedes Thier um sein Dasein führen muß wider Luft Licht Landesverhältnisse und andere Wesen, dieser Kampf erleichtert oder erschwert werde durch die in der Nachfolge eintretenden Abweichungen: Änderungen, die jenem Kampfe günstig, waren der ferneren Erhaltuug und dem weiteren gedeihen förderlich; ungünstige Änderungen führten dagegen zum Untergange, zum aussterben. Die unausgesetzt wirkenden Anbequemungen und Veränderungen mußten zu einer Auslese der starken und günstig fortentwickelten führen; änlich wie bei der Zuchtwahl der Gärtner und Viehzüchter durch beseitigen der Schwächlinge und Pflege der stärker und höher entwickelten allmälige Verbesserungen erzielt, welche die auf einander folgenden Geschlechter wesentlich in Gestalt und Werth verändern und erhöhen. So mogte im Laufe der Jahrtausende jede siegreich gewordene Art sich befestigen durch Vererbung und unverändert bleiben an einem Orte, während an anderen Orten die selbe Art durch die dort erforderliche Anbequemung gezwungen ward sich abzuändern. Es konnten Feststellung und Abänderung der selben Gattung gleichzeitig an verschiedenen Orten walten oder auch an einem Orte eine Art sich feststellen, während daneben eine andere Art durch Anbequemung sich veränderte. Als Wirkung dieser Ursachen sei die Manchfachheit der bestehenden Wesen und Arten zu betrachten.

Um auf Grund der vorliegenden und unbestreitbaren Thatsachen die Verschiedenheiten auf Einheit zurück zu führen, dachte er sich das Thierreich von vier oder fünf Stammarten herrührend und das Pflanzenreich von eben so vielen oder noch wenigeren. Weil aber alle lebenden Wesen vieles mit einander gemein haben in ihrer stofflichen Zusammensetzung, ihrem Zellenbaue, ihren Wachsthumsgesetzen und der Empfindlichkeit gegen Einflüsse ihrer Außenwelt, so war er geneigt, auch jene Stammarten auf ein Urthier und eine Urpflanze zurück zu führen; weiter auch sich stützend auf die Beobachtung daß es niedere Formen gibt (Schwämme u. a.), welche das eigenthümliche beider Reiche vereinen, hielt er es nicht unglaublich daß beide Reiche im Ursprunge zusammen gehören. Er gipfelte seine Schlüsse in folgenden Worten: „daher ich annehme, daß wahrscheinlich sämmtliche organische Wesen die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen.“ Daß er hinzu fügte „welcher zuerst das Leben vom Schöpfer eingehaucht worden ist“ war eine örtliche Vorsicht, die zur Lehre nicht gehörte und auch später von ihm ausgelassen ward.

§. 425. Die Gegenwart bietet bezüglich der Entstehung und Fortbildung der Erdenwesen zwei gegenüber stehende Ansichten:

die **ältere,** auf Cuvier u. a. sich stützend, welche annimmt das Pflanzenreich und ebenso das Thierreich seien geschieden in eine Anzahl scharf getrennter und feststehender Arten, von denen jede nur Wesen gleicher Abkunft enthalte, auch nur innerhalb ihrer Grenze fähig sei sich dauernd fortzupflanzen und Abarten zu erzeugen, die bleibend werden können durch Fortpflanzung und durch gleich bleiben der Anlaß gebenden Lebensbedingungen. Jede Art sei aber von den anderen durch eine Kluft getrennt und deshalb müsse eine Schöpfung für jede Art besonders angenommen werden, entweder gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten einander folgend, weil der Übergang aus einer Art in die andere unerweislich sei;

die **neuere Lehre,** von Lamarck begründet und von Darwin am weitesten ausgeführt, bestreitet die Urklüftung der Arten und hegt die Vorstellung daß alle Wesen aus einer Urform sich entwickelt haben, daß also die jetzt vorhandenen Pflanzen und Thiere die Erzeugnisse und übrig gebliebenen seien der unzähligen Bildungen, welche in ungemessenen Zeiten einander folgten, durch ihren Kampf mit der übrigen Welt fortgebildet und gesichtet, je nachdem die äußeren Umstände und das verhalten der Abänderungen zu den selben es bedingten.

Die ältere Lehre hat den großen Vorsprung, daß alle vorherigen Beobachtungen und Anordnungen ausschließlich für sie gemacht worden sind; daß die demgemäße Auffassung der Thatsachen und Eintheilungen sich festgesetzt haben, auch bei den meisten Fachgelehrten den ganzen Inhalt ihres Wissens ausmacht, den ganzen Bereich ihres Lebens und ihrer Fähigkeiten ausfüllt; ebenso wie in früheren Jahrhunderten die Lehren des Aristoteles und Ptolemäus, auch diese als Stütze des herrschenden Glaubens geltend gemacht wird, so sehr daß abweichen davon Gefahren bietet für die amtliche oder bürgerliche Stellung und demnach Vorsicht und Trägheit zu ihren Gunsten wirksam sind. Die neue Lehre dagegen muß einstweilen sich behelfen mit den wenigen Thatsachen, welche aus den für die ältere Lehre angesammelten zufälliger Weise auch für die neue dienlich sind und mit den wenigen welche in der kurzen Frist seit Entstehung der neuen Lehre haben ermittelt werden können. Die ältere hat das Gebiet im Besitze, die neuere soll erst ihren Grund erobern; die ältere hat ein von tüchtigen Männern (Linné Cuvier u. a.) ausgearbeitetes und sorgfältig ergänztes Fachwerk, welches lediglich das gegenwärtige zu ordnen braucht; wogegen die neuere nur Bruchstücke besitzt, einzele Glieder einer unabsehbaren Kette aus denen sie die ganze Folgenreihe unermeßlicher Zeiten zusammen stellen und ableiten soll; aber bei der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Erkenntniß des vordem gewesenen durch Annahmen Muthmaßungen und eigene Gebilde die

fehlenden Glieder der Kettenreihen und Stufenfolgen ergänzen muß. Die ältere hat ein durch Scheidewände getrenntes Fachwerk, in welcher sie jegliches mehr oder minder bequem einordnen kann; die neuere dagegen kann und darf keine Fächer machen, weil bei ihr Alles Folgereihen bilden soll.

Dagegen hat die neue Lehre andere Vorzüge welche mächtig wirken: sie regt in höherem Grade den Forschertrieb an und die Einbildung, hat also die stärksten Bethätigungen des menschlichen Verstandes für sich; sie verfährt angriffsweise, wirkt also in günstigerer Stellung als die ältere Lehre welche nur vertheidigen kann; sie stimmt zu der in anderen Gebieten des wissens fortschreitenden Erkenntniß, welche in den Vorstellungen von der Weltbildung alles schroffe gewalthätige leidenschaftliche und menschenartige zurück drängt und aus dem walten der noch jetzt wirkenden Kräfte während langer Zeit erklärt was früherhin dem plötzlichen wirken unbekannter Mächte zugeschrieben ward und deshalb eines außerhalb befindlichen übermächtigen Wesens zur Erklärung bedurfte. Die ältere Lehre kann den Gottesglauben nicht entbehren (wie die Erklärungen von Cuvier, Agassiz u. a. erweisen; denn sie bedarf eines Schöpfers, der die unvermittelten Arten machte, der in unerklärlicher Weise, sogenannten Wundern, die Fehler ausgleicht welche in der Arteneintheilung der alten Lehre sichtbar werden. In dieser Verbindung liegt ihre hauptsächliche Schwäche, denn die Wissenschaft begibt sich damit in die Knechtschaft der Theologie, des priesterlichen blinden Glaubens und legt sich die Verpflichtung auf deren anderweitige Glaubenssätze zu vertheidigen um ihrer Unterstützung sich würdig zu machen; die Wissenschaft wird ein Zweig der Religion, während die Religion ein Zweig der Wissenschaft sein sollte (§. 214). Die neue Lehre bedarf nicht des knechtenden Bündnisses mit dem Glauben, denn sie verweist alles Leben auf Selbstentwicklung; sie läßt lieber die Lücken der Stufenreihe einstweilen unausgefüllt bis fortschreitende Erkenntniß die Ergänzung beschafft, als daß sie solche durch Gebilde der außersinnlichen Welt ausfüllt; denn auch diese Gebilde ersetzen das zur Zeit unerklärte nur durch ein unerfaßliches und unerklärliches, erwirken also eben so wenig eine Ergänzung des wissens. Was Kemp und Darwin in dieser Richtung erwähnten war augenscheinlich eine Bewilligung, welche sie ihren bibelgläubigen Landsleuten machen mußten um nicht als Atheisten geächtet zu werden; als Deutsche oder Franzosen würden sie dieser Deckung wider Gefahren sich nicht bedient haben.

Die entscheidende Spitze des Streites liegt ersichtlich in der Unterscheidung der Arten, welche die ältere Ansicht denkt als von jeher durch Klüfte getrennt; wogegen die neue allerdings die Unterscheidungen in

ihrem sachlichen vorhanden sein anerkennt, aber nicht als Klüfte von Anfang her, obgleich sie nicht jeden Zwischenraum auszufüllen oder zu überbrücken weiß. Sie beruft sich aber auf vorhandene Ausfüllungen von besonderer Stärke, auf Vermittlungglieder zwischen Arten und Reichen; welche selbst die Gegner als solche anerkennen, indem sie einräumen müssen daß Kennzeichen welche sie auf Arten beschränken, auch in anderen Arten sich vorfinden und daß überhaupt ihre Unterscheidungen und Klüfte vorwaltend auf äußere Merkmale und minder wesentliches sich gründen; wogegen die inneren Merkmale und die Grundzüge der Wesen stärkere Beweise für die neue Lehre liefern als für die alte. Wenn z. B. die Wirbelsäule und das Hirn zur Grundlage der Betrachtungen genommen werden, wozu sie unstreitig mehr geeignet sind als die Entwicklung der Bewegungglieder zu Flossen Flügeln Beinen und Armen oder die Ernährungweise durch Milch oder zerkäuete Speise oder die Hautbedeckung durch Schuppen Federn oder Haare, so fallen sofort alle Scheidewände der alten Lehre hinweg für das ganze Reich der Wirbelthiere: es fließen Fische Lurche Vögel und Säugethiere zusammen in eine Gestaltung, aus welcher der anfängliche Wirbelstrang sich fortbildete zur Wirbelsäule, deren einzele Ausästungen nach einem gemeinschaftlichen Grundplane die Glieder entwickelten, je nach äußeren Bedingungen zum bewegen im Wasser, auf der Erde oder in der Luft. Es zeigt sich ebenso in der Fortbildung des Hirns wie nicht allein alle Wirbelthiere zusammenhängen sondern auch die wirbellosen; wie stufenweise von den rückständigsten Gestalten hinauf ein Nervenstamm sich entwickelt vom einfachen Strange durch allmälige stufenweis anwachsende Veräſtung zum Ringe, zur Knotenbildung, zur Anschwellung im Kopfraume, Entwicklung geschiedener Hirntheile und fortschreitende Ausbildung des Mitteltheiles, bis im menschlichen Hirn die höchste Stufe der Nervenbildung erwachsen ist. Vergleicht man mit diesen durchgehenden Entwicklungen und deren Bedeutung, als Grundwesen der ganzen Folgenreihe andere Merkmale nach denen man die Reiche und Arten scheidet, so erscheinen diese als verhältnißmäßig geringfügig und untergeordnet, auch keineswegs so bestimmt wie es den Anschein hat. Nimmt man z. B. das unterscheidende der Säugethiere, so liegt es nicht darin, daß sie auf dem Lande leben, denn es gibt auch solche die stätig im Wasser leben (Wale u. a.); auch nicht darin, daß sie lebendige Junge gebären, denn dieses geschieht auch bei Fischen (der Aalmutter, dem Haie) bei Kreuzottern Salamandern und Schnecken; auch nicht darin daß sie auf vier Beinen gehen, denn solches thun auch die Lurche; Lungenatmung findet sich auch in Schnecken u. a.; also nur wegen des warmen Blutes und der Ernärung der Jungen

durch Muttermilch werden die Wale zu den Säugethieren gerechnet. So die Fische: es gibt solche (Wale, Seehunde u. a.), die ihre Jungen mit Muttermilch ernären gleich den Säugethieren und deshalb dahin gerechnet werden; die selben und andere mit Lungenathmung, auch Fische die fliegen können; die an Land gehen auf Raub oder gar in Bäume klettern; auch sind die Fische nicht wasser- sondern luftlebende Thiere gleich den anderen. Andererseits gibt es fliegende Säugethiere, auch solche mit Vogelschnabel, dagegen Vögel die nicht fliegen können; überhaupt zahlreiche Merkmale von einem Reiche und einer Art in der anderen. Als die sichtbarsten Beweise dienen den Vertheidigern der neuen Lehre die Frösche, welche in ihrer Jugend als Kaulquappen zu den Fischen gehören, als kiemenathmende Pflanzenfresser gliederlos mit Fischbewegung im Wasser lebend; wogegen sie ausgewachsen zu den Lurchen gehören, weil sie alsdann durch Lungen atmen und mit vier Beinen ausgerüstet als Insektenfresser auch auf dem Lande leben. Desgleichen die Schmetterlinge, die anfänglich im Raupenzustande als kriechende Würmer leben, darauf als fußlose Larven und endlich als fliegende Kerbthiere. Als tiefer liegende Beweise führen sie an, daß alle Thiere im unreifen Zustande vorübergehend niedere Bildungen durchmachen, die in tiefer stehenden Thieren als bleibende Formen vorkommen, dadurch also in jedem Wesen die zurück gelegte Bildungreihe sich andeutet; wogegen wenn Arten durch Klüfte getrennt gewesen wären, jedes entstehende Wesen im allmäligen wachsen nur die Gestaltungen seiner besonderen Art durchmachen würde. Auch zeigt sich in vielen Fällen wie Rückbildungen aus einer Art in die andere hinüber führen: Gestaltungen, die an niederen Arten nützliche Glieder bilden finden sich bei höheren Arten als nutzlose verkümmerte Überbleibsel, die im reifen Wesen sich erhielten, statt wie so manches andere Übergangebilde im unreifen Zustande d. h. vor der Geburt zu schwinden.

Noch deutlicher ließ sich im Pflanzenreiche die Willkürlichkeit der menschlichen Unterscheidungen nachweisen, weil darin am schnellsten und eingreifendsten anscheinend große Unterscheidungen sich verwischen lassen. Es gelingt z. B. einjährige Pflanzen zu mehrjährigen umzuändern, krautartige in holzstämmige; die Blattformen und Blüten, Staubgefäße und Satkolben lassen sich beliebig ändern, ebenso Geruch Behaarung Größe und Form in größter Manchfachheit; so daß hier noch weit eher angenommen werden darf alle vorhandenen Pflanzen seien nur Umbildungen der selben Urform. Es ist dabei allerdings in Betracht zu ziehen, worauf Darwin besonderes Gewicht legte, daß die Wesen welche gegenwärtig durch starke Unterscheidungmerkmale von einander getrennt scheinen, keineswegs aus einander hervor ge-

gangen sind, sondern von einem Pare der Vorzeit stammen welches die Merkmale vieler in sich vereinte. Weil aber die Nachkommen ihre anfänglich kleinen Unterschiede durch Vererbung stufenweise fortbildeten, seien dadurch die Verschiedenheiten so stark angewachsen wie die Gegenwart sie aufweist. Solche Stammpare hätten im Kampfe um das Dasein zu Grunde gehen müssen, weil sie minder günstig ausgerüstet waren als ihre höher gebildeten Nachkommen; dadurch sei die Verbindungbrücke zwischen den aus einander gewachsenen Nachkommen, den sogenannten Arten, abgebrochen und deshalb könnten die Übergänge nicht mehr geschehen. Ein besonders günstiger Beläg hiefür liegt in dem Baue einer ausgestorbenen vorweltlichen Fischart (Cölakanthien), in welcher das Knochengerüst sämmtlicher Rückgratthiere vorgebildet ist. Desgleichen in einer ausgestorbenen Thierart der Labirinthodoten, den ältesten aller untergegangenen Lurchen, in welcher eine Anzahl Kennzeichen sich zusammen finden, die in keinem der späteren Thiere dieser Art vereint sind, wol aber einzel in verschiedenen dieser Thiere, gleich einer unter sie vertheilten Erbschaft. Die Verbindung reicht aber auch noch weiter rückwärts, denn jene vorweltliche Thierart schließt sich in Bezug auf Zahnbildung an die Fische und weil sie Merkmale in sich vereinte, durch welche gegenwärtig die Schildkröten Krokodile Eidechsen Frösche und Salamander sich unterscheiden lassen, war ihre Ausbildung rückständiger als die einer jeden dieser Arten. Es wird dadurch erklärlich, warum gegenwärtig nicht Frösche sich fortbilden könnten zu Schildkröten oder diese zu Krokodilen; denn sie müßten zuvor zu Labirinthodoten sich zurück bilden, um dann in ihren ersten Nachkommen der Urform die geringen Abweichungen zu empfangen, deren einseitige Fortbildung zu den jetzigen großen Unterschieden führte.

Auch die in neuerer Zeit fortschreitende Erforschung der Fortbildung der Thiere im unreifen leben hat überraschende Beweise für die neue Lehre gegeben, indem sie zeigte wie die ersten Ansätze bei weit verschiedenen Thierleben die größten Änlichkeiten bieten; wie darauf allmälig die Fortgestaltungen in engere Grenzen sich zurück ziehen, anfänglich mehreren weit verschiedenen Arten gemeinschaftlich sind, dann stufenweis in solche übergehen die nur nahestehende Arten umfassen; endlich auf die eigene Art sich beschränken, so daß zuletzt nur noch die unterscheidenden Merkmale des besonderen entstehenden Wesens sich heraus bilden, die dann nach der Geburt noch schärfer als Eigenthümlichkeiten sich entwickeln. Es ward z. B. in der stufenweisen Heranbildung des unreifen Menschen erkannt, wie das werdende Wesen anfänglich auf eine Zelle beschränkt ist, die gleich den untersten Wesen mittelst Flimmerhaare sich fortbewegt; wie darauf

durch Furchung die Vergrößerung eintritt, änlich der Vermehrungweise der rückständigsten geschlechtlosen Wesen; wie die allen Wirbelthieren gemeinsame Gestalt entsteht und sich dann umbildet zu einer allen Säugern gemeinsamen Fruchtgestalt; wie durch sprossen die Glieder hervor gehen, plump und unbeholfen gestaltet wie bei niederen Thieren; wie fischartig vorüber gehend Kiemenspalten entstehen; wie das Herz zuerst die einfachste Einrichtung eines Schlauches habe wie bei tiefstehenden Thieren, dann die den Fischen und Lurchen zukommende Stufenreihe der Kammer-Anordnung durchbilde bevor es zum Menschenherzen wird; wie die Knochen zuerst nur Knorpel sind wie bei niederen Thieren; wie die Bildung des Hirns und Rückenmarkes in niederer Weise beginne und stufenweise Gestaltungen durchmache die in rückständigen Thieren bleibend sind. Es zeigen sich ferner am ausgewachsenen Menschen verkümmerte Überbleibsel von Formen die bei niedriger stehenden Thieren nützliche Glieder oder Einrichtungen sind: z. B. in der Faltung des Augenlides die verkümmerte Schlafhaut mittelst welcher die Vögel ihre Augen schließen; im Inneren der Nase zwei kleine Knorpel als Verkümmerung beweglicher Wülste, die im Pferde und auch am Wale dienen um die Nase zu schließen; zwischen den Menschenfingern, welche nicht bis auf ihre Wurzeln getrennt worden sind, zeigen sich die Reste der Schwimmhäute die im unreifen Menschen vorübergehend sich bildeten; im Nacken findet sich als schmale Schicht von weißen Knorpelfasern der verkümmerte Rest oder die Grundanlage des starken Muskels der den Kopf des Weideviehes beim grasen hält u. s. w. Diese Rückweisungen auf niedrige Stufen lassen sich nicht vereinen mit der alten Lehre der Artenschöpfung, nach der nicht nützliche Gebilde verkümmert wiederholt oder die ganze Stufenreihe niederer Gestaltungen hinauf zu klimmen brauchten, sondern der Mensch vom ersten Keime ganz in seiner Art geschieden von jeder anderen sich ausbilden müßte. Dagegen ist sie der neuen Lehre überaus anpassend, welche darin die augenscheinlichen Beweise der stufenweisen Entwicklung erkennt, welche sich sichtbar wiederholt in jedem entstehenden Leben, auch darin ihre verkümmerten Spuren zurückläßt.

§. 426. Die neue Lehre hat den stärksten Widerstand erfahren als sie die Kluft zwischen den **Affen und Menschen** auszufüllen suchte, um das höchste Bildungglied ihrer Kette, den Menschen, als Höherbildung der Affenstufe zu erweisen.

Es vereinigten sich starke Rücksichten zum Widerstande: erstens die Abneigung des Menschen überhaupt, ein Wesen welches er bis dahin als sein Zerrbild betrachtet hatte, nunmehr als seinen Ver-

wandten anzuerkennen, als seinen Urahn dem er die Menschlichkeit verdanke; zweitens die begründete Furcht, daß durch anerkennen solcher Verbindung der Glaube an die menschliche Seele und deren Unsterblichkeit schwinden müsse mit allem was daraus gefolgert worden ist; drittens daß damit der letzte Anker der Schöpfung-Vorstellung verloren gehe, die man äußersten Falles noch für die Entstehung des Menschen retten mögte, wenn man sich etwa genöthigt sähe die Artenschöpfung der Pflanzen und Thiere aufzugeben.

Es waren jedoch viele überzeugende Beobachtungen vorhanden, welche die anscheinend unausfüllbare Kluft zu beseitigen vermogten für alle welche sich dazu verstehen konnten die Abneigung der Eitelkeit zu überwinden, auch den ägüptischen Unsterblichkeitglauben und sonstige theologische Bedenken aus dem Reiche der Wissenschaft in das Gebiet der außersinnlichen Welt zu verweisen wohin sie gehören. Das ganze Knochengerüst der höheren Affenarten ist dem des Menschen gleich bis auf geringfügige Unterschiede, jedenfalls steht das Becken der Hottentotten- und Negerweiber dem der Äffinnen näher als dem der Europäerinnen; Gang und Haltung der Menschen auf den rückständigsten Stufen stehen dem äffigen Wesen weit näher als dem der höher gebildeten Völker; Blut- und Nervenschläuche der Affen sind in ihrer Anordnung und Einrichtung dem menschlichen nahezu gleich, indem sie nur in so weit abweichen wie der aufrechte Gang es erforderte; ebenso die Einrichtungen zum atmen verdauen zeugen gebären und nären; das Hirn der Affen hat mit dem menschlichen Eigenthümlichkeiten gemein, durch welche beide sich unterscheiden von den anderen Säugethieren; so daß wenn eine Kluft gedacht werden sollte sie nicht oberhalb sondern unterhalb der Affen vorhanden sein müßte. Die sog. Hinterhände der Affen sind ihrem Baue nach den menschlichen Füßen näher als den Händen; auch am Gorilla so sehr verändert, sichtbar verkümmert, daß sie den Übergang zum menschlichen Fuße bilden. Reisende Forscher haben wiederholt über den niederbeugenden Eindruck berichtet, den Negersklaven aus den rückständigsten Völkern auf sie machten durch ihr thierisches aussehen und gebaren, auch durch lange Arme, Plattheit des Fußes, fleischlose Wade, lange schmale Hände, Hagerkeit bei hängendem aufgetriebenen Bauche, thierischen Dunst, vorragendes Gebiß, gedrückte Nase und niedere Stirn; alles Merkmale welche sie den Affen ihrer Heimat weit näher stellten als den fortgebildeten Menschen. Auch die Forschungen auf den höchstentwickelten Theil des Menschen gerichtet, führten zu gleichen Ergebnissen; denn der Negerkopf rückständigster Art zeigt zurückweichende Stirn, vorstehende Kiefer, geflachte Nase und vollen Hinterkopf, änlich den höheren Affen. Die Ermittlung daß der Gesichtswinkel im allgemeinen

die menschlichen Entwickelungstufen andeute, führte zu Vergleichungen zwischen dem Affen und Menschen, wobei sich zeigte daß der Winkel im Antlitz

des Affen höchster Stufe 40 Grad messe
des niedrigsten Negers 65 „
des höheren Europäers bis zu 90 „

so daß der rückständigste der jetzt lebenden Menschen ungefähr die Mitte bilde zwischen dem Affen und Europäer. Auch die Ausmessungen der Schädelhöle ergibt änliches, denn der Inhalt derselben mißt

beim Gorilla 24 bis 34 Zoll
„ niedrigsten Australier 62 „
„ hochgebildeten Europäer 114 „

welche Zahlen allerdings minder überzeugend sind, weil die Angabe des vergleichsweisen Alters fehlt welches bedingend für die Größe ist.

In Folge dessen schwindet immer mehr die Vorstellung von der weiten Kluft, die zwischen dem Menschen und dem Thierreiche, namentlich den Affen, bisher gedacht ward. Es ist allerdings ein großer Unterschied zwischen den hochgebildeten Menschen und den Affen; aber der Unterschied stuft sich ab wenn die rückständigen Völker dazwischen geschoben werden. Der Vorzug des Menschen liegt lediglich in der größeren Bildungfähigkeit seines Geschlechtes, namentlich darin daß er auf den höheren Stufen sich befähigt Begriffe zu bilden und seinen Verstand in einer Weise zu verwenden die man gewohnt ist Vernunft zu nennen. Von dieser Fähigkeit zeigt sich aber bei den rückständigsten Menschen keine Spur; sie entwickelt sich erst in der Fortbildung des Menschen. Wenn also ihr vorhanden sein zur Grundlage genommen werden sollte, müßte die Kluft quer durch die Menschheit gezogen werden, so daß die rückständigsten Menschen mit den Affen zusammengerechnet würden. Im übrigen zeigen sich aber unter den zahlreichen Anschlüssen an das Thierreich, manche Gestaltungen die den Menschen nicht höher sondern theilweise noch tiefer stellen als das Thier, z. B. der Parungtrieb (§. 281), die geringere Voraussicht und Klugheit welche Menschen auf rückständigster Stufe besitzen im Vergleiche zu vielen Thieren, die auch den geregelten Kampf (§. 374) so wie das Leben im Verbande (§. 321) eben so wol kennen wie der Mensch.

Die neue Lehre der stufenweisen Selbstentwicklung nimmt zu an Festigkeit und Geltung, erobert sich unausgesetzt neue Gebiete. Sie ist aber noch weit entfernt davon die alte Lehre zu verdrängen, welche mit dem Glauben und den Gewohnheiten der Jetztzeit stark verwachsen ist.

§. 427. Ein Überblick der Ergebnisse welche die Forschung auf verschiedenen Wegen erzielte, drängt mehr und mehr dahin die Schöpfung=Theorien auszuschließen und **die Welt als Reihenfolge zunehmender Fortbildungen** zu betrachten.

Für das unterste Glied der Kettenreihe, die Bildung der Uranfänge unseres Sonnenreiches, also auch unserer Erde, bietet die Lehre von Kant und Laplace (§. 420) die einfachste Erklärung: sie zeigt wie durch stätiges und gleichmäßiges wirken der Anziehung aus den Urstoffen eine Kugelform ward, die allmälig durch umdrehen zur Linsenform überging, aus welcher bei fortschreitendem verdichten die Sonne als Mittelkörper sich bildete, so wie aus abscheidenden Ringen die Reihenfolge der Planeten mit ihren Monden. In dem Maße wie der Stoffanschluß die Körper vergrößerte wuchs ihre Anziehung und deren Bereich, auch die Geschwindigkeit ihrer Umläufe; die Einwirkung der Sonnenwärme nahm zu und auf der Erdoberfläche begannen Umgestaltungen; alles aus einfachem wirken der Anziehung erklärlich.

Am obersten Gliede der Kettenreihe zeigt sich als höchste der bekannten Gestaltungen der Mensch, welcher eben so wol von den kleinsten Anfängen stufenweise sich fortbildete bis zur gegenwärtigen Gestaltung (§. 409) abgestuft von den rückständigsten Menschen und Völkern die an den Grenzen und im Gebiete der Thierheit leben, bis zu den höchst gebildeten der Gegenwart; noch jetzt eine lange Bildungreihe in ihren einzelen Mitgliedern darstellend.

Es lassen sich deutlich die beiden entferntesten Endglieder der langen Kette der Erdbildungen erkennen, von den Anfängen des ballens bis zum höchstgebildeten Menschen der Gegenwart; in der aber viele Zwischenglieder von den anfänglichen Umwandlungen auf der Erde bis zum Menschen hinauf ergänzt werden müssen. In jenen beiden Endgliedern läßt sich die stufenweise aufsteigende Selbstentwicklung erkennen und deshalb darf mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß auch in den Mittelgliedern der Kette der selbe Grundzug der stufenweisen Fortbildung zu höheren Gestaltungen geherrscht habe.

Denkt man sich zur Versinnlichung dieser Schlußfolgerung eine Verhältnißreihe:

1. 2. 4. 8. . . . . . . . . 1024. 2048. 4096. 8192 u. s. w.

so wird kein Rechner darüber in Zweifel sein können, welche Zwischenzahlen einzufügen seien: er erkennt sofort die Verdoppelung und rechnet demgemäß. Er wird allerdings die Möglichkeit einräumen, daß von der Zahl 8 an Vervierfachungen hätten eintreten können, also die Ergänzungzahlen 32. 128. 512 möglich seien, wenn auch demnächst das kleine Verhältniß der Verdoppelung wieder eintrete. Allein wenn ihm

mitgetheilt würde, daß die Endzahlen keine andere Entwicklung sein sollten weder an Menge noch an Verhältniß: so würde er sofort die Vervierfachung verwerfen und die Verdoppelung durchführen. Er würde auch einräumen, daß kleinere Verhältnißzahlen in den Mittelgliedern möglich seien z. B. $1\frac{1}{3}$ und $1\frac{1}{2}$ zusammen 12mal angewendet; da ihm aber gesagt war, daß die Mittelglieder gleich stehen sollen im Verhältniß mit den anderen, so würde er sofort auch dieses verwerfen und die durchgehende Verdoppelung als das gemeinte Verhältniß anerkennen. Das einzige was sich gegen jene Versinnlichung einwenden ließe wäre wol, daß in der Entwickelung der Welt nicht eine durchgehende Verhältnißzahl zu erkennen sei, sondern eine Folgenreihe stufenweis steigender Verhältnißzahlen. Aber auch hieraus würde das Gleiche sich ergeben; denn eine Verhältnißreihe wie die folgende:

$1.\ 1_{,10}.\ 1_{,22}.\ 1_{,37}\ .\ .\ .\ .\ .\ 3_{,48}.\ 5_{,22}.\ 10_{,44}.\ 31_{,33}$ u. s. w.

würde, nach der Vorbemerkung daß die Verhältnißzahlen stufenweise fortschreiten, leicht ermitteln lassen, daß die untersten Verhältnißzahlen $1\frac{1}{10}$, $1\frac{1}{9}$, $1\frac{1}{8}$ seien und von $1\frac{1}{7}$, $1\frac{1}{6}$, $1\frac{1}{5}$ und $1\frac{1}{4}$ gefolgt würden, um dann in den höchsten Gliedern als $1\frac{1}{2}$, 2, 3 u. s. w. fortzuschreiten. Die Wahrscheinlichkeit würde auch hierin an Gewißheit grenzen.

Diese Beweisführung erhebt sich allerdings nicht über eine Wahrscheinlichkeit-Berechnung hinaus und je nachdem der Beurtheiler rechnen kann und derartige Beweise schätzt, wird er den selben Gewicht beilegen. Allein sie steht schon darin höher als jede Schöpfungvorstellung, denn diese beruht lediglich auf Annahmen und geht ihr selbst die Möglichkeit einer Wahrscheinlichkeit-Berechnung ab. Die neue Lehre hält sich überdieß im Bereiche des erkannten, deutet die Gestaltungen aus den vorhandenen Stoffen und Bewegungen; die Schöpfung-Gläubigen dagegen springen aus dem vorhandenen in die außersinnliche Welt hinaus. Wenn es also darum sich handelt wer die den Gegner überzeugenden Beweise beibringen sollte, so sind zuerst die gläubigen verpflichtet ihre Behauptungen zu erweisen; denn sie sind es welche aus der vorhandenen und erkannten Welt hinausgehen und dieses ungewöhnliche verfahren mit triftigen Gründen belegen sollten. Weil sie solches aber nicht können, so ist die Beweisführung der neuen Lehre trotz aller Mängel und Lücken die vorzüglichere. Wir Menschen werden hierin niemals so gestellt sein, daß wir lediglich zwischen der Gewißheit und der augenscheinlichen Unrichtigkeit, zwischen unbedingt wahrem und falschen zu wählen haben; sondern alle unsere Erkenntniß beruht auf Schlußfolgerungen nach Wahrscheinlichkeitgründen von mehr oder minderem zutreffen, und können wir unsere Entscheidungen

lediglich fällen nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit mit welcher wir die Richtigkeit in dem besonderen Falle voraus setzen. Wenn also die Wahl getroffen werden soll zwischen einer Schöpfung-Vorstellung, die keine Erklärung gibt und geben kann, und einer Lehre die eine Erklärung wenn auch unvollkommen darbietet, so darf letztere geltend gemacht werden als die welche wahrscheinlich dem Sachverhalte der Richtigkeit und Gewißheit näher kommt und annehmbarer sei. Die Anhänger der alten Lehre machen nach Anleitung der Ägüpter und Chaldäer einen Schöpfer namhaft statt ihre Unkenntniß zu gestehen und glauben daran genug gethan zu haben; die Anhänger der neuen geben dagegen zu daß sie vieles noch nicht erkannt haben, verdecken dieses aber nicht durch einen Namen sondern bemühen sich die Lücken durch Erkenntniß auszufüllen. Die Erkenntniß muß aber fortschreiten und veraltete Vorstellungen ablegen, sobald sich ergibt daß neue durch stärkere Gründe der Wahrscheinlichkeit gestützt werden; denn unbedingte und unübertreffliche Gewißheit für alle Folgezeit ist uns Menschen nicht möglich, wäre auch das Ende unserer Fortbildung.

§. 428. Vom Gesichtspunkte der allmäligen Entwicklung läßt sich eine **Übersicht der Entstehung und Fortbildung der Welt** gewinnen, wenn auch nicht jedes einzele erkennen und einordnen. Was dargestellt werden kann, bietet jedoch eine Entwicklungreihe welcher jedes neu erkannte sich wird anfügen lassen und leistet also den selben wichtigen Dienst den die ältere Lehre durch die fachweis geschlossene Arten-Eintheilung der Dinge erreicht.

Durch Rückschlüsse läßt sich für jetzt die Entstehung nicht weiter in die Urzeit zurück führen als bis zum vorhanden sein einer großen Dunstmenge, aus welcher im Laufe der Zeit alle Sterne also auch die unseres Sonnenreiches sich gebildet haben. Für die fremden Sterne würde gleiches gelten können wie für unsere; denn ihre Gestalten und Bewegungen gleichen so sehr denen unserer Sonne, daß kein Grund vorliegt um auf ein verschiedenes walten in ihrer Entstehung zu schließen. Die Dunstkugel als Urform unseres Sonnenreiches kann nicht ausschließlich gasförmig gewesen sein, weil diesem Körperzustande nicht anziehen sondern abstoßen innewohnt, streben nach unbegrenzter Ausdehnung, welche jedes verdichten aus sich selbst verhindert haben würde. So weit bisher bekannt verdichten sich Gase zum tropfbar flüssigen selbst zum starren Körper; sobald aber die veranlassenden äußeren Ursachen (Druck, Wärme entziehen, Glutflächen o. a.) fehlen oder aufhören unterbleibt es oder kehren die festen Formen in den gasigen zurück. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß Gase in jener

Dunstkugel vorhanden waren, vielmehr ist anzunehmen, daß sie den Raum erfüllten; aber die Stoffe zu den Sternkörpern mußten als starre Körper vorhandeu sein, als feste Stoffe fein zertheilt, seien es die bekannten einfachen Stoffe welche unsere Erdrinde bilden oder dieselben in wenigeren zur Zeit unbekannten Urstoffen.

Die Dunstkugel unseres Sonnenreiches wird einen Raum erfüllt haben, der so weit über den fernsten Planeten Neptun sich erstreckt bis sie die Grenze der Anziehung des nächsten Sonnensternes berührt. Da dieser nächste Stern (a im Kentaur) nach annähernden Messungen über 4 Billionen Meilen entfernt ist, so ergibt sich, wenn der Bereich gleichmäßig vertheilt wird, daß der Stoff unserer Sonne mit ihrem ganzen Gefolge ursprünglich eine Kugel bildete von 2 Billionen Meilen Halbmesser. Zur Erläuterung genügt diese Annahme, wenn auch spätere Messungen die Erstreckung verändern sollten. Die Stoffmenge des Sonnenreiches ist ausreichend bekannt, um darauf hin die Dichtigkeit zu berechnen, in welcher die Stoffe jenen Raum erfüllt haben werden. Die Entfernungen und Durchmesser der Sonne und anderen Sterne sind durch Winkelmessungen von der Erde aus ermittelt; ihre Schwere konnte berechnet werden als die Schwere der Erde mittelst Pendel und Drehwage (§. 420) ermittelt worden war und so stellte sich bisher heraus, daß deren Rauminhalt und die Dichtigkeit der Hauptsterne zur Erde sich verhalten wie folgt:

| | Cubikmaß in Erdkörpern | Dichte im Verhältnisse zur Erddichte |
|---|---|---|
| Sonne | 1,415,225 | $0_{,25}$ |
| Merkur | $0_{,06}$ | $1_{,225}$ |
| Venus | $0_{,99}$ | $1_{,07}$ |
| Erde | $1_{,00}$ | $1_{,00}$ |
| Mars | $0_{,136}$ | $0_{,70}$ |
| Jupiter | 1491 | $0_{,24}$ |
| Saturn | 772 | $0_{,13}$ |
| Uranus | $86_{,5}$ | $0_{,16}$ |

Die Dichtigkeit der Erde wird von $5_{,42}$ bis $5_{,68}$ berechnet und wenn letztere Zahl zum Grunde gelegt wird, so ergiebt sich, daß obgenannte Sterne, unter Zurechnung der mehr als 100 kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, so wie der bekannten 20 Monde und eines Zuschlages für den Neptun, im Ganzen 354,300 Erdgewichten gleich kommen oder

27,100,000,000,000,000,000,000,000,000 Tons wiegen

das heißt 27,100 Quadrillionen Tons, jeder zu 1000 Kilogramme oder 2000 Pfund.

So groß diese Zahl auch erscheinen mag weil unsere Maße und Gewichte so klein sind, so geringe ist doch die Stoffmenge im Verhältniß zum Raume, den sie vor ihrer Zusammenballung zu Sternkörpern ausgefüllt hat. Dieses mögte zunächst anschaulich werden in nachfolgender Übersicht, welche eine Linie beschreibt die man sich denken muß als vom Mittelpunkte der Sonne durch die Planetenreihe gezogen bis zur angenommenen Grenze des Sonnenbereiches (2 Billionen Meilen). Auf dieser Linie fänden sich vor:

| | | | |
|---|---|---|---|
| zuerst der Sonnenhalbmesser | 96,480 | Meilen | |
| darauf folgen | 7,999,200 | „ | Zwischenlänge |
| dann der Durchmesser des Merkur | 670 | „ | |
| | 6,944,900 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser der Venus | 1,714 | „ | |
| | 5,728,600 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser der Erde | 1,720 | „ | |
| | 10,827,460 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser des Mars | 882 | „ | |
| | 76,080,700 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser des Jupiter | 20,018 | „ | |
| | 89,661,060 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser des Saturn | 16,304 | „ | |
| | 199,428,560 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser des Uranus | 7,886 | „ | |
| | 243,248,000 | „ | Zwischenlänge |
| „ Durchmesser des Neptun | 10,000 | „ | |
| endlich | 1,999,360,000,000 | „ | Zwischenlänge |

bis zur Grenze.

Es wird aus den Zahlenverhältnissen augenscheinlich, wie klein diese Sternkugeln sind im Vergleiche zu ihren Abständen. Der Vergleich mit dem Raume in dem sie schweben vergrößert sich aber billionenfach wenn erwogen wird, daß jene Linie nur an einer Stelle durch diese Sterne führt, wogegen an allen anderen Stellen vom Mittelpunkte der Sonne lediglich der Sonnenball sich erstreckt und nur die kleinen Planeten Monde Kometen und Weltkörperchen stellenweis und weit entfernt von einander anzutreffen wären. Der Erd-Durchmesser ist z. B. nicht einmal der 70000. Theil der Erdbahn; wenn also von der Sonne aus 70000 solcher Linien in gleichen Abständen gezogen würden durch die Erdbahn, so könnte nur eine davon die Erde antreffen, die 69999 anderen würden die leere Bahn durchziehen. Wenn man solche Linien von der Sonnenmitte nach allen Seiten gezogen denkt, so würde in der Kugelschale der Erdferne unter den

5000,000,000 möglichen Linien nur eine die Erde treffen können. Jenseits des Neptun erstreckt sich allerdings ein so weiter Raum, daß dort aller Wahrscheinlichkeit nach eine Menge Planeten vorhanden sind. Die bisherigen Forschungen haben aber solche nicht entdecken können und wenn auch dieses bei fortgehender Verschärfung der Fernröhre und Berechnungen nicht ausbleiben wird: so läßt sich doch voraussehen, daß daraus keine nennenswerthe Mehrung der Stoffmenge entstehen könnte; da bei der beobachteten Zunahme der Zwischenräume in vergrößertem Sonnenabstande, dort das Verhältniß der Sternkörper zum Raume noch viel geringer sein wird.

Denkt man sich nun die Stoffmenge unseres Sonnenreiches von 27100 Quadrillionen Tons gleichmäßig durch den Raum von 2 Billionen Meilen Halbmesser vertheilt, um zu ermitteln in welchem Dichtigkeit-Verhältnisse der Raum uranfänglich erfüllt gewesen sei, so ergibt sich eine so feine Zertheilung, daß mehr als 50 Millionen Cubikmeilen Stoff nur ein Pfund wogen oder daß z. B. ein Bereich so groß wie unser Erdball nur 60 Pfund enthielt. Dieser Stoff wird entweder fein zertheilt mit ansehnlichen Zwischenräumen oder gar in großen und kleinen Stücken, in beträchtlichen Entfernungen von einander, schwebend gewesen sein in dem Gasgemenge welches den Raum erfüllt.

Die vorhandene Anordnung macht es gewiß, daß im jetzigen Mittelpunkte oder Schwerpunkte der Sonne die Fortbildung begann, daß dort die stärkste Anziehung stattfand und dadurch ein Übergewicht entstand, welches rascher als anderswo die Ballung bewirkte. In Folge dessen mußte, wenn auch ganz allmälig, der Bereich dieser Anziehung sich erweitern und ein Ball sich bilden. Dessen zunehmendes Gewicht erwirkte eine verstärkte und erweiterte Anziehung und diese brachte wiederum raschere Zunahme des Sonnenballes, so daß dessen ursprüngliches Übergewicht immer stärker anwachsen mußte. Hätten die Stoffe in einem vollständig leeren Raume geschwebt, so wäre entweder keine Anziehung möglich gewesen, oder wenn sie wider erwarsen gewirkt hätte, wären sie zusammengefallen von allen Seiten nach dem gewichtigsten Körper. Da sie aber in einem gaserfüllten Raume sich bewegten: so konnte gegenseitiges anziehen der Körperchen nur in so weit zur Ballung führen wie sie den Widerstand des Gases überwand, durch welches der angezogene Körper sich bewegen sollte um mit seinem Anzieher sich zu vereinen. Daß aber der Weltenraum von einem feinem Stoffe erfüllt sei (den man unnöthiger Weise Äther benennt, da die Annahme bekannter Gase ausreicht) schließt man daraus daß der Komet von Pons seit 1789 seinen Lauf um 2 Tage verkürzt hat, welches nur aus dem Widerstande eines Stof=

ses solcher Art sich erklären läßt; so daß angenommen werden darf, ein gasiger Stoff habe von jeher den Raum erfüllt. Wie dünn dieses Gas sei, läßt sich schließen aus der Abnahme der Dichte unserer Lufthülle bei zunehmender Entfernung von der Erdoberfläche: die Erdhülle muß ihre Grenze finden dort wo die Fluggeschwindigkeit (Centrifugalkraft) der Anziehung (Centripetalkraft) gleich ist. Dieses berechnet sich in etwa 4500 Meilen Höhe über der Erde und da Beobachtungen ergeben, daß die Lufthülle in $^3/_4$ Meilen Höhe um die Hälfte dünner ist als an unserer Oberfläche: so würde unsere Lufthülle an der äußersten Grenze bei diesem Maße des verdünnens unmesbar dünner sein als an der Erdoberfläche. Ungeachtet solcher Verdünnung in 6000maliger Verdoppelung des Bruch=Nenners leistet das Gas wie jeder andere Körper Widerstand sobald es verdrängt werden soll von einem anderen Körper, Raum geben soll damit dieser sich fortbewegen könne. Deshalb konnte zu allen Zeiten die Anziehung der schwebenden Stoffe, welche unbegrenzt nach allen Seiten und über alle Stoffe sich erstreckt, nur in so weit zur Vereinigung führen wie die Stärke der Anziehung den Widerstand der zwischen befindlichen Gasmenge überwand. Die gegenseitige Anziehung mußte aber allenthalben im Raume zur Vereinigung führen, sobald leichtere Körper in den Anziehungbereich schwerer gelangten. Es bildeten sich vielleicht an millionen Stellen Schwerpunkte steigender Anziehung, unter denen der anwachsende Sonnenball der größte war, der seinen Anziehungbereich immer weiter erstreckte bis er die Grenze erreichte wo die Anziehung der nächsten Sonne in gleichem Maße entgegen wirkte. Jedes angezogene Theilchen im fortbewegen zum Anzieher ward durch den Widerstand des zu verdrängenden Gases in eine Eigenbewegung versetzt, in Umdrehung wie jede Flinten= oder Kanonenkugel im durchschneiden der Luft, und da die Geschwindigkeit mit annähern zunahm, so mußte der angezogene Körper seinem Anzieher im Augenblicke des anstoßes seine Bewegung mittheilen, im Verhältnisse seines Gewichtes, seiner Endgeschwindigkeit und der Lage des Anstoßpunktes im Bezug zum Schwerpunkte. In dieser Weise konnten sich Millionen anwachsende Weltkörper im Bereiche unserer Sonne bilden, jeder mit einer Eigenbewegung ausgerüstet, welche sich ändern mußte, sobald die fernerhin angezogenen und anschließenden Körperchen es bedingten, und die Eigenbewegungen konnten bei dem geringen Widerstande den das Gas darbot um so länger anhalten. Unter diesen selbständigen Schwerpunkten fanden jedoch Verschiedenheiten statt und diese mußten bedingend sein für die Schnelligkeit der Zunahme: die anfänglich kleinsten Unterschiede konnten genügen um im Laufe der Zeit große Unterschiede des Einflusses und der Geltung

zu bewirken; denn jedes Übergewicht erweiterte den Bereich der Anziehung, zog also um so mehr Anschlüsse heran und stärkte damit wiederum das Übergewicht; änlich wie es einem reichen Manne um so leichter wird reicher zu werden. Es mußten sich im Laufe der Zeit millionen anderer Ballungen bilden, als Kerne der jetzigen Planeten Monde Kometen und Weltkörperchen (Ärolithen); jeder dem Zuge der Gesammtheit folgend in einer Eigenbewegung, aus der seine Umdrehung also die Richtung seiner Achse entstand, die je nach den ferneren Anschlüssen sich ändern mogte aber ihm als selbständige Bewegung im Weltraume verblieb. Indem die anwachsende Sonne den Bereich ihrer Anziehung, ihren Einfluß auf die anderen Körper ausdehnte, mußte sie im beschleunigten Maße sich vergrößern und ihr uranfänglich vielleicht nur kleines Übergewicht konnte dadurch derartig anwachsen, daß sie jetzt 170 mal mehr wiegt als ihr ganzes Gefolge von Planeten und Monden zusammen genommen. Sie übte ihre Anziehung aus auf alle anderen Ballungen, konnte aber nur die mit sich vereinen deren Eigenbewegung kleiner war als das Maß der Anziehung; die anderen vermogte sie nur aus der geraden Richtung (Tagential-Bewegung) zum gemeinsamen Anzieher in die kreisförmige abzulenken, ein Maß der Anziehung auf sie wirken zu lassen, welches sich berechnen läßt in der Annäherung (der Fallstrecke) zu welcher die Sonne jeden Planeten zwingt. Als die Sonne dergestalt den Bereich ihrer Anziehung bis an die äußerste Grenze wirksam erstreckt hatte, mußte ihre Eigenbewegung bedingend werden für die Umlaufbahnen der anderen Körper und darin vollendete sich die Umgestaltung der anfänglichen Dunstkugel. Die anderen Körper mogten ihre Eigenbewegung, die Richtung ihrer Achse im Weltenraume beibehalten, aber ihre Fallrichlung, ihr Umlauf um die Sonne mußte sich nach dieser richten. Die anfängliche Dunstkugel hatte sich abplatten müssen in der Richtung der Sonnenachse, denn hier war die Fluggeschwindigkeit am geringsten, also die Anziehung am stärksten. Der daraus entstandenen Linsenform in deren Mitte oder Schwerpunkte die Sonne sich umdreht ist alles übrige gemäß; denn der Sonnen-Gleicher liegt in der Richtung der weitesten Erstreckuug der Linse und in der selben Richtung befinden sich die Bahnen der Planeten und Monde welche um die Sonne kreisen.

Die örtlichen Schwerpunkte müssen ungleich entstanden und angewachsen sein; denn der Mond der Erde ist zum untergeordneten Sterne geworden, den die Erde mit sich zieht im gemeinschaftlichen Umlaufe um dte Sonne; wogegen die viel kleineren Sterne zwischen Mars und Jupiter unabhängige Planeten geworden sind. Der Erdmond (wie die Monde bei den anderen Planeten) entstand in solcher

Nähe der Erde, daß deren Anziehung übermächtig auf ihn wirken konnte. Jene kleineren Planeten hatten dagegen keinen übermächtigen Körper in solcher Nähe, daß er sie stärker anziehen konnte als die Sonne. Die 4 welche dem mächtigen Jupiter nahe genug entstanden, zog dieser an und zwang sie seine Monde zu werden; aber jene anderen 100 und mehr waren entfernt genug um stärker von der Sonne angezogen zu werden und blieben deshalb Planeten. Dagegen haben Merkur Venus und Mars keine Monde, obgleich z. B. Venus eben so groß ist wie die Erde; es wird also in ihrer Nähe keine Ballung entstanden sein welche sie als Mond hätten an sich fesseln können.

Je mehr die einzelen Sterne anwuchsen desto größer ward der Bereich ihres Einflusses, ihrer anziehenden Gewalt; bis sich ihre Bereiche gegenseitig abgrenzten und jeder in seinem Gebiete an sich zog was er erreichen konnte. Jeder Planet mit seinen etwaigen Monden umkreist die Sonne gemeinschaftlich mit Stoffen und Weltkörperchen, die je nach dem Widerstande des Gases den sie zu überwinden haben, in verschiedenen Geschwindigkeiten ziehen: in Folge dessen werden die kleineren von den größeren ereilt und angezogen, so daß eine stätig fortschreitende Vergrößerung der Hauptkörper stattfindet. Auf der Erde zeigt sich solches in den unausgesetzten Anschlüssen kleiner Weltkörper, den sogenannten Sternschnuppen Feuerkugeln u. a. Gleiches wird bei allen anderen Sternen (Planeten und Monden) stattfinden, am stärksten bei der Sonne, deren Licht= und Wärme=Bewegung man in neuerer Zeit gänzlich als Erzeugniß solcher Anschlüsse angezogener (hinein fallender) Weltkörperchen deutet. Man berechnet, daß ein stätiger aber verhältnißmäßig geringer Anwachs an Stoff ausreichen würde um die unausgesetzt strömende Licht= und Wärme=Bewegung zu erzeugen; deren Betrag sich berechnet gleich stündlich 10 Fuß Kolenstoff über die gesammte Oberfläche der Sonne verbrannt in Glühhitze. Eine andere Erklärung in der selben Richtung bietet sich in der fortschreitenden Verdichtung des Sonnenkörpers, indem berechnet wird daß wenn die Verdichtung nur um 1/10000 den Durchmesser der Sonne verkürzt, daraus für 2300 Jahre die ausströmende Licht= und Wärme=Bewegung unterhalten werden könnte.

Die Größen= und Stoff=Zunahme der einzelen Sterne unseres Sonnenreiches schreitet unaufhörlich fort. Ihre Verhältnisse zu einander sind keineswegs unabänderlich, sondern wandeln sich wenn auch unmeßbar beständig um je nach den Verhältnissen in welchen Körperchen sich anschließen und ihre Größe nebst Gewicht dadurch zunehmen. Es kann angenommen werden daß die Umwandlung der anfänglichen Stoffringe oder Stoffgürtel in Planeten und Monde

noch lange nicht vollendet sei, sondern jeder Stern nur die größte Ballung bildet in dem Ringe der mit ihm kreist.

§. 429. Diesem Verlaufe folgend würde die **Bildung der Erde** sich erklären aus dem allmälig und noch unausgesetzt fortgehenden Anschlusse von Weltkörperchen, die mit ihr um die Sonne kreisend in den Bereich der übermächtigen Anziehung unserer Erde gelangen. Ob die Streckung der Erd= und anderen Planetenbahnen (die Excentricität) herrühre von der Vertheilung der verschiedenen Körper in dem Ringe, der zu jedem einzelen Sterne gehören wird und also nur der gemeinschaftliche Schwerpunkt einen regelmäßigen Kreis ziehe; oder ob sie davon herrühre, daß in jedem Planeten der Schwerpunkt nicht im Mittelpunkte liege, so daß die Eigenbewegung die Stellung dieses Schwerpunktes zur Sonne in den verschiedenen Bahnstrecken derartig ändern könne, bleibt zur Zeit noch unerledigt. Gewiß ist nur, daß die Bahnen nicht reine Kreise sind, daß also die Lage der Schwerpunkte der Planeten oder der Ringe zu denen sie gehören demgemäß unregelmäßig wirken könne.

Das Gas, welches den Weltraum erfüllt und ohne dessen vorhandensein weder die Anziehung wirken, noch die Licht= und Wärme=Bewegungen sich fortpflanzen könnten, leistet den darin schwebenden, sich drehenden und fortziehenden Weltkörpern einen Widerstand im Verhältnisse zu ihren Querschnitten und der Kraft ihrer Bewegung. Diese Kraft ist zusammengesetzt aus dem Gewichte des Körpers und der Geschwindigkeit seiner Fortbewegung: je größer also das Gewicht des Körpers desto größer ist bei gleicher Geschwindigkeit die Kraft, mit welcher er Widerstände überwinden kann. Wenn nun ein Körper durch Anschlüsse anderer von ebenso dichtem Stoffe sich vergrößert, so wachsen nicht Querschnitt und Gewicht im gleichen Maße, sondern wenn ersterer im quadratischen dann letzteres im cubischen Verhältnisse; so daß wenn eine Kugel von 1 Fuß Durchmesser bei gleichbleibender Dichte anwächst zu 2 Fuß, dann hat sie 4 mal größeren Querschnitt erlangt, aber um 8 mal größeres Gewicht. Wenn beide neben einander mit gleicher Geschwindigkeit im Weltenraume in Bewegung gesetzt würden, erlitten sie beide Verlüste an Geschwindigkeit durch den Widerstand den das welterfüllende Gas leistet; die große Kugel aber nur 4 mal so viel als die kleine und übte dagegen 8 mal so viel Kraft aus in der Überwindung: ihr Verlust an Geschwindigkeit wird also im Vergleiche um so weniger betragen. Das selbe findet bei den Körpern verschiedener Größe statt, die in einem Planetenringe kreisen: die größten, wie z. B. in unserem Ringe der Erde, bewegen sich am schnellsten und die kleinern um so langsamer, je ge=

ringer ihr Gewicht bei größerem Querschnitte, abwärts bis zu solchen kleinen Geschwindigkeiten daß sie dem menschlichen Auge als Stillstand erscheinen würden. Erde und Mond werden also in ihrem Rundlauf unausgesetzt langsamer hinziehende Körperchen ihres Ringes ereilen und anziehen, von denen alle herabfallen müssen, deren Eigenbewegung schwächer ist als das Maß der Anziehung; die übrigen werden ihren Rundlauf fortsetzen bis Erde und Mond durch unausgesetztes anwachsen ihren Anziehungbereich so weit ausdehnen daß sie die zuvor ihnen entgangenen Körperchen erreichen.

Es können in dieser Beziehung dreierlei Weltkörperchen in Betracht kommen: solche die vom Gürtel übrig sind aus dem der Planet sich bildete, andre die in selbständigen Bahnen um die Sonne kreisen und dabei in den Bereich übermächtiger Anziehung eines Planeten gerathen und drittens solche die dem Weltraume außerhalb unsres Sonnenbereiches angehörig in dasselbe gelangen während dieses im Weltraume seine Bahn entlang zieht. In allen drei Fällen gelten und walten die gleichen Gesetze: die schwereren und größeren Bälle überwinden leichter den Widerstand der Weltgase, ziehen also rascher, ereilen die leichteren und kleineren im Laufe der Zeit, ziehen sie an sich, verändern deren Bahnlauf, zwingen sie zum umkreisen und endlich zum anschließen (herabfallen). Da jeder Ball seinen Bereich hat in welchem er übermächtig anzieht, aber nur andere aus der Bahn ziehen kann so weit dabei der Widerstand der Weltgase überwunden wird, so muß dieses anziehen zum anschließen unaufhörlich sich fortsetzen; weil die Bälle so verschwindend klein sind im Verhältniße zum Raume den sie durchziehen und anzunehmen ist, daß allenthalben im Raume Weltkörperchen schweben. Die einzelen Sterne durchziehen aber nicht die selben Stellen des Weltraumes in ihren Kreisen oder Schraubenlinien sondern immerfort andre Stellen, so daß sie nie zwei mal die selbe berühren. Sie können also immerfort neue Weltkörperchen treffen, wie auch früher verschonte, welche gleiche Bahn ziehen und denen sie allmälig sich nähern durch Ungleichheit der Bahnachsen.

Die Körperchen, welche auf die Erde herabfallen, sind sehr verschieden an Größe und Gewicht: viele der aufgefundenen Steine und Metallklumpen wogen von $^1/_2$ Pfd. bis 120 Pfd. und an einzelen Stellen der Erde liegen Eisenblöcke die viele tausende Pfunde wiegen, von denen man annimmt daß sie herabgefallen seien. In diesen Körperchen zeigen sich nur Stoffe welche auch in den Bestandtheilen der Erde sich vorfinden, namentlich Eisen und Nickel Kobalt Kupfer Fosfor Schwefel u. a., also die Metalle welche ebenfalls auf der Erde am reichlichsten vorhanden sind. Manche Stoffe fehlen, namentlich die leichter schmelzbaren und oxüdirenden Metalle Alumium Calcium

Natrium Kalium u. a. was sich erklären läßt durch die im durcheilen unserer Lufthülle erlittene Reibung und Erhitzung, welche jene Stoffe verflüchtigte und abtrieb, so daß nur die zur Erde gelangten welche im Zusammenhange blieben, als schwerer schmelzbar oder enger und dichter verbunden.

Die stoffliche Gleichheit der fallenden Körperchen mit der Erde und das unausgesetzte niederfallen stützen die Voraussetzung, daß die Erde gänzlich aus solchen angezogenen Körperchen sich gebildet habe, daß sie von jeher durch die Anziehung solcher sich vergrößerte. Was anscheinend dawider redet ist die vermeintliche Geringfügigkeit der jährlich fallenden Stoffmenge: allein wenn dem so wäre könnte es nicht wider die Möglichkeit beweisen, sondern nur den Zeitraum verlängern, dessen es bedurfte um aus angezogenen Körperchen eine Kugel von 1720 Meilen größtem Durchmesser zu bilden. Die Unterschiede der Zeitlängen sind aber in der Weltbildung von geringem Belange; denn die Erforscher der dünnen Erdrinde haben schon die Betrachtung an millionen Jahre gewöhnt und so würden tausende von millionen Jahren kein Hinderniß abgeben im begründen jener Entstehungweise. Der Körperinhalt der Sternschnuppenfälle ist aber nicht so unbedeutend wie es den Anschein hat; denn es werden in jedem Jahre an jedem Orte viele Tausende gezählt, welche auf die Erde fallen und wahrscheinlich bilden diese nicht den tausendsten Theil der wirklich fallenden; denn in den heißen trocknen Länder, wie Persien Peru u. a. rieseln sie allnächtlich herab fast wie Hagelschauer. Die Bereiche menschlicher Beobachtung sind an jedem Orte sehr gering im Verhältnisse zur Erdoberfläche; die meisten fallen in das Meer, welches $^2/_3$ der Erde bedeckt, oder in Wüsten, unbewohnte Gegenden oder bei nicht zählenden Völkern, wie sie den größten Theil der Erdflächen bewohnen; werden auch nur in der Nacht bemerkt wenn wenige wachen und noch wenigere beobachten. In neuerer Zeit werden von den zahlreich regelmäßig wiederkehrenden Fällen alle zwischen 10 und 12. August und 10—13. November auf Sternwarten beobachtet und abgeschätzt. Da aber die Überschau aller Warten zusammen genommen nicht den tausendsten Theil der Erdoberfläche erblickt: so kann auch daraus nur durch starke Vermehrung der Zahlen eine Schätzung erlangt werden. Unter den berichteteten Fällen war einer am 12/13. Nov. 1833 in Nord-Amerika der stärkste unter den bekannten; denn es fielen innerhalb 9 Stunden nach ungefährer Schätzung 240,000 Sternschnuppen. Wenn dabei erwogen wird, daß während jener 9 Stunden die Erde in ihrer Bahn 130,000 Meilen zurücklegte, so ergibt sich daß der Streif von Körperchen in dieser ganzen Länge sich erstreckt hat, und wenn man außerdem beachtet daß die

Beobachtungstelle während jener 9 Stunden, durch die Umdrehung der Erde, um $^3/_8$ des Erdumfanges an jener Stelle nach Osten fortgerückt ward, so ergibt sich daß die Schicht 600 Meilen dick sein mußte. Die Erscheinung ward beobachtet in der Breite von Jamaika bis Halifax, aus welcher aber zur Zeit nur etwa 20 Meilen in dem Bereich jener Beobachter liegen mogten. Es zeigt sich einen wie geringen Theil des gesammten Falles jene 240,000 ausgemacht haben und wie groß Gesammtbelauf ausfallen würde wenn auf der ganzen Erde hätte beobachtet und gezählt werden können. Schon jetzt läßt sich die Zahl der jährlichen Sternschnuppen auf 400 Millionen schätzen; die mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten die Luft durchschneiden, je nachdem sie von der Erde mit planetarischer Geschwindigkeit direkt eingeholt oder seitwärts ziehend angeschlossen werden, und ihre zunehmende Fallgeschwindigkeit hinzufügen. Nimmt man um der Einfachheit willen an es habe die Erde seit Anbeginn durchschnittlich jährlich eine Cubikmeile Stoff gewonnen durch Anziehung, so würde sich ergeben, daß nur 2650 Millionen Jahre erforderlich gewesen seien, um die jetzige Kugel zu bilden.. Möge diese Zunnahme nun größer oder kleiner angenommen werden, so ist jedenfalls gewiß, daß es eines langen Zeitraumes bedurfte bevor die Erde ihre jetzige Gestaltung erlangte, daß sie also nicht plötzlich entstanden sein könne. Wenn aber die rasche Verdichtung fehlte, dann hat auch die Vorstellung von einem ehemaligen Glutzustande keinen Grund; denn nur bei heftiger Verdichtung wäre so viel Wärme frei geworden, daß der Körper hätte glühend werden müssen; bei langsamer und allmäliger Verdichtung dagegen war die jezeitige Wärmeentwicklung, durch Übergang der gebundenen in freie Wärme, so gering daß sie nur zu einer allmäligen Erwärmung führen konnte. Von dieser ist noch ein bedeutender Theil in der jetzigen Erdwärme enthalten, da die Körperchen vordem im Wärmezustande des gasigen Weltenraumes sich befanden, der mindestens 80 Grad unterm Gefrierpunkte ist, wahrscheinlich aber tausende von Kältegraden mißt. Allmäliges verbinden erhöhete nur langsam im Laufe der Millionen Jahre den Wärmezustand der Erde; auch war dabei dem Verluste der Wärme durch ausstralen in den Weltraum von Anfang her vorgebeugt durch die Lufthülle, mit welcher die werdende Erde durch aneignen eines Theiles der Weltgase sich umgab; denn durch deren ausdehnen ward die entstehende Wärme gebunden, so daß jederzeit an der Grenze die Wärme gleich blieb mit der im Weltraume. Durch zunehmendes anziehen vergrößerte und verdichtete sich der Erdball, mehrte sich die freiwerdende Wärme, aber auch die Lufthülle welche sie aufnehmen und ihren Verlust verhindern konnte. Deshalb mußte vom kleinsten Anfange bis zur jetzigen Größe der Erd=

kugel ihr die durch verdichten langsam erzeugte Wärme verbleiben. Freimachen der Wärme ist ein unausgesetztes, denn jeder Zuwachs auf der Oberfläche durch fallende Körperchen steigert die Belastung der unterliegenden Schichten, macht von ihrer gebundenen Wärme einen angemessenen Theil frei, der den oberen Schichten als fühlbare Wärme sich mittheilt; die davon an die Lufthülle mittheilen und einen anderen Theil im umsetzen der Stoffverbindungen und Wesen abgeben. Der weitaus größte Theil der durch fortgehendes vergrößern und verdichten frei werdenden Wärme ist aber in der allmäligen Beschleunigung der Umlauf-Geschwindigkeit verbraucht worden, umgesetzt aus Wärme in Arbeit. Diese Verwendung ist so bedeutend gewesen, daß man berechnet die Erde wenn plötzlich gehemmt würde sich so sehr erhitzen, daß sie nicht allein schmelzen sondern sich verflüchtigen müßte. Dieser Theil der ursprünglich in den Weltkörperchen gebunden gewesene Wärme ist demnach bei der fortschreitenden Verdichtung frei geworden; aber sofort in die gesteigerte Bewegung übergeführt und aufs neue gebunden worden; woraus sie nur dann wiederum frei würde, wenn die Erde plötzlich stillstünde oder in die Sonne fallend aufhörte sich fort zu bewegen.

Die allmälige Bildung der Erde durch zusammen schließen kleiner Körper wird auch gestützt durch Beobachtungen an den anderen Sternen des Sonnenreiches. Die Kometen z. B. eine der rückständigsten Stufen der Sternbildung, als Schwärme kleiner Körper die aus dem Dunste fester Stoffe sich gebildet haben und ihren Umlauf um die Sonne vollziehen, erscheinen dem Auge nebelhaft, weil die einzelen Körperchen zu klein sind um im menschlichen Auge geschiedene Eindrücke zu machen, weshalb ihre Einzelbilder zusammen fließen (§. 3). Der Umriß jedes Kometen verändert und streckt sich bei Annäherung der Sonne, weil jeder aus Körperchen verschiedener Größe und Schwere besteht, von denen die größeren oder schwereren mit weniger Verlust an Geschwindigkeit der Anziehung der Sonne folgen, wogegen die kleineren mehr und mehr zurückbleiben müssen; ebenso wie im worfeln des Getreides die schweren Körner voran fliegen, die leichten hinterher. Daß die Kometen ein nur geringes Gewicht haben erweist sich daran daß sie keinen meßbaren Einfluß durch Anziehung auf die Planeten üben während sie in ihrer Nähe vorüber ziehen. Solches mögte sich erklären aus den großen Zwischenräumen welche die Körperchen trennen; so daß selbst die 9460 Meilen Durchmesser in denen der Biela'sche Komet erscheint, deshalb ein geringes Gewicht enthalten können, selbst wenn die einzelen Körperchen eben so fest sind wie die zur Erde fallenden Feuerkugeln. Daß sie das Licht der Sterne durchlassen, erklärt sich auch aus den Zwischenräumen und daß sie uns als

Nebel erscheinen aus der scheinbaren Kleinheit der Körperchen. Erscheint uns doch die Milchstraße als Nebel, obgleich die Sterne aus denen sie besteht so groß sind wie unsere Sonne und billionen Meilen von einander entfernt kreisen; aus gleichem Grunde auch eine vorüberziehende Wolke, die eben so aus einzelen Körpern (Wasserbläschen) mit Zwischenräumen besteht. Nicht die Größe eines Dinges bedingt seine Sichtbarkeit, sondern der Sehwinkel den sein Bild in unserem Auge ausfüllt: die stärksten Fernröhre vermögen nicht einen Gegenstand in seiner Form deutlich erkennbar zu machen, wenn er einen kleineren Winkel als eine Bogensekunde darstellt; ist das Bild kleiner dann wird der Gegenstand nicht gesondert erkannt möge er nahe oder fern sein, eine Linie oder tausende Meilen groß; viele solcher Bilder neben einander erscheinen dann als Nebel in einander verschwimmend. Jener Sekunden-Winkel umfaßt je nach der Entfernung verschiedene Maßlängen: z. B. auf dem Monde in 50,000 Meilen Entfernung $^1/_4$ Meile; auf dem Kometen von 1770, welcher in 6 Mondentfernungen der Erde sich näherte, faßte er $1^1/_2$ Meilen; auf der Sonne in 20 Millionen Meilen Entfernung 100 Meilen u. s. w., und so ergibt sich daß die einzelen Körperchen aus denen die Kometen bestehen, Meilen groß sein können und durch Meilen weite Entfernungen von einander getrennt, ohne anderen Eindruck auf unseren Sehnerv zu machen als den eines verschwimmendeu Nebels. Aus gleichem Grunde können auch unzählige Körperchen in der Erdbahn sich bewegen selbst zwischen der Erde und dem Monde ohne sichtbar zu werden; denn schon in 1000 Meilen Höhe würden Stücke von einem Meter Durchmesser nur einen Seh-Winkel von $^1/_{30}$ Sekunde füllen, viel zu klein für die Sichtbarkeit.

Die Entstehung aus kleinen Körpern, welche von der rückständigen Stufe der Kometen zur höheren Stufe des Anschlusses gelangten, bietet auch eine Erklärung der Ringe des Saturn; aus solchen Körpern bestehend, die in allmälig sich verengenden Kreisen den Planeten umlaufen und entweder sich an einander schlossen bevor ihre Spirale sie zur Oberfläche hinabbrachte oder noch jetzt in ihren Ringen aus Einzelkörpern bestehen, deren Größen und Entfernungen geringer sind als eine Winkelsekunde, zu der in der Saturnsferne (186 Millionen Meilen) 900 Meilen erfordert werden. Die Ringe können also aus Stücken bis zu Hunderten von Meilen bestehen, auch die Entfernungen zwischen den Stücken können bei gegenseitiger Lückendeckung noch größer sein und dennoch die Züge uns als dichte Ringe erscheinen, wenn die Größe des zur Unterscheidbarkeit erforderlichen Sehwinkels fehlt für die Stücke, deren Entfernungen und Schlagschatten. Am Jupiter dagegen zeigen sich um den Gleicher dunkle Streifen von

wechselnder Beschaffenheit und dabei die starke Anschwellung von 1/14; beides erklärlich durch umkreisende Gürtel von Körperchen, die zeitweise ihre gegenseitigen Entfernungen ändern, so daß sie je nachdem als blasse oder dunkle Streifen und Flecke erscheinen; nur so weit von der Oberfläche des Sternes entfernt, daß sie am Rande als Anschwellung erscheinen, wogegen sie bei größerem Abstande als Ringe erscheinen würden wie beim Saturn. Aus dem vorhanden sein der Schwärme von Körperchen in den einzelen Planetenbereichen mögten sich auch die kleinen Abweichungen erklären, welche in der Regelmäßigkeit der Planeten-Abstände von der Sonne sich zeigen: die Mittelpunkte der Planeten sind nicht die Schwerpunkte der Ringe, und nur diese halten die genauen Entfernungen.

§. 430. Der Augenschein lehrt, daß die **Fortbildung der Erde** weit über diesen uranfänglichen Zustand des zusammen ballens kleiner Körper hinaus gelangt ist: es finden sich nicht allein einfache Stoffe, wie sie in den zur Erde gelangenden Weltkörperchen enthalten sind, sondern auch Verbindungen dieser und anderer einfacher Stoffe zu Wasser Erdarten Pflanzen nnd Thieren.

Zuerst müssen die Körperchen in dem Maße wie sie durch Ballung an Gewicht, also Anziehung zunahmen, aus dem sie umgebenden die Welt erfüllenden Gase einen Theil an sich gezogen haben; so viel und so weit ihr Anziehungbereich ging, also in fortschreitender Zunahme ihres Gewichtes um so mehr, bis die jetzige Lufthülle gebildet worden war, von 4500 deutschen Meilen Höhe. In dem Maße wie die angezogene Luftmenge zunahm, wuchs die Höhe der Lufthülle, steigerte sich also der Luftdruck an der Erdoberfläche und mit der größeren Dichte auch die Luftwärme und Lichtfähigkeit. Das gegenwärtig gewöhnliche Maß des Luftdruckes von etwa 760$^{mm}$ ist die im Laufe der Zeit erreichte größte Dichtigkeit, wird aber in der Vorzeit um so minder gewesen sein, je weiter die Zeit zurück liegt; die stufenweisen Verhältnisse bei minderer Höhe, Schwere und Dichtigkeit der Lufthülle, lassen sich beurtheilen nach denen welche noch jetzt auf hohen Bergen beobachtet werden können.

Die einfachen Körper, aus denen die Erde besteht, zeigen sich in verschiedener Gestaltung und Dichtigkeit, theils gasig, theils dampfend, tropfbar-flüssig oder fest und erstarrt; aber fähig, je nach den Wärmeverhältnissen, aus einer Gestaltung und Dichtigkeit in die andere über zu gehen. In ihren Eigengewichten sind sie sehr verschieden und wenn der leichteste Stoff das

| | |
|---|---|
| Wasserstoffgas als | 1 angenommen wird, dann wiegt |
| die Lufthülle an der Erdoberfläche | 14 1/2 |
| das Wasser | 12000 |
| die Erdkugel durchschnittlich | 68000 |
| Platina | 256000 |

so daß der schwerste Stoff 256000 mal schwerer ist als der leichteste. Ebenfalls zeigen die Stoffe verschiedenes streben nach verbinden mit einander, verschiedenes anziehen ihrer Urgestalten, welches man als Wahlverwandschaft bezeichnet: manche verbinden sich unter allen bekannten Wärmeverhältnissen, andere nur bei gelinder oder starker Wärme, viele fast ohne merkliche Aufregung, andere so heftig daß sie sich entzünden. Sie werden also von Anfang her als sie zusammen ballten ihre Wahlverwandschaft bethätigt haben, indem sie Verbindungen eingingen und Umsetzungen bewirkten so weit es in der geringen Luft- und Wärmemenge geschehen konnte. Bei diesen Umwandlungen gingen Gase mit festen Körpern Verbindungen ein, namentlich Sauerstoff mit Kalium Natrium Calcium Alumium Silicium u. a., so daß die bekannten Erden Kali Natron (Pottasche Soda) Kalk Thon Kiesel u. a. entstanden; ferner mit Eisen Kupfer und anderen Metallen, woraus die zahlreichen Oxüde u. a. hervor gingen. Es verband sich auch mit einem anderen Gase, dem Wasserstoffe, zu Wasser; welches zuerst in den vorgehenden Kristallbildungen gebunden werden mogte, dann aber bei fortgehendem bilden wegen der herrschenden minderen Wärme sofort erstarrte zu Eis; so daß erst in viel späterer Zeit flüssiges Wasser sich zu sammeln begann.

Da zu den umgebildeten Stoffen stets neue Weltkörperchen der selben Grundbeschaffenheit herabfielen, in denen einfache Stoffe verschiedener Schwere sich befanden, so mußten Trennungen und Lagerungen, je nach der Schwere eintreten, aber keineswegs durchgehend; denn feste Körper von geringerer Schwere lassen sich nur in besonderen Lagen durch schwerere verdrängen, sonst schichten sich die festen Körper über einander wie es sich eben fügt. Dennoch müssen sich die schweren Stoffe nach und nach der Erdmitte genähert haben, denn es findet sich, daß die Erdkugel durchschnittlich $5{,}_{68}$ mal schwerer ist als Wasser, während die Bestandtheile der Erdrinde so weit diese erforscht worden ist durchschnittlich nicht mehr als $2{,}_{68}$ wiegen. Es müssen also im Inneren mehr schwere Stoffe, namentlich Eisen Blei Kupfer u. a. vorhanden sein die das Mindergewicht der oberen Schichten ausgleichen. Das in den herabfallenden Weltkörperchen so reichlich befindliche Eisen, dessen Schwere bis zu $7{,}_{80}$ beträgt, würde schon einen dienlichen Überschuß liefern, Kupfer ($8{,}_{80}$) und Blei ($11{,}_{40}$) noch mehr, bis zu

Gold ($18,_{00}$) und Platina ($21,_{00}$) hinauf. Außerdem käme auch die größere Schwere in Betracht, welche selbst die leichteren Stoffe der Erdrinde in der Tiefe durch Zusammendruck erlangen; wogegen wiederum in Abrechnung käme, daß alle Stoffe und Schichten von Holräumen (Hölen Klüften Rissen und Poren) durchzogen sind, in denen sich nur die leichten Stoffe des Wassers und der Luft befinden. Die Ausgleichung der an der Oberfläche waltenden Minderschwere muß im Inneren um so stärker sein in den Eigengewichten der Stoffe, als der Körperinhalt gleich dicker Kugelschalen um so geringer ist je näher sie der Erdmitte liegen: die innerste Kugel von 100 Meilen Dicke (Halbmesser) verhält sich z. B. zur äußersten Kugelschale von 100 Meilen Dicke wie $100^3$ zu $1720^3—1620^3$, also wie 1 zu 837; die schweren Metalle müssen demnach den größten Theil des Erdhalbmessers erfüllen; es sei denn daß man annehme der Druck der oberen Erdschichten genüge um in der Tiefe die Eigengewichte der leichteren Verbindungen (Gesteine) zu vervielfachen; worüber ausreichende Versuche fehlen.

Mit anwachsen der Erdkugel mehrte sich ihr Luftvorrat, nahm demgemäß zu an Höhe und Druck Erwärmung und Lichtfähigkeit. Auch entstand eine zunehmende Wassermenge, welche allmälig aus der Erstarrung flüssig ward; in dem Maße wie vom Gleicher nach den Polen und aus den Tiefen in die Höhe die Lufthülle erwärmte. Sobald dieses irgendwo begann konnte Leben entstehen; wahrscheinlich aber nicht Pflanzen und Thiere geschieden, oder jene zuerst und diese folgend, sondern Stammwesen zu beiden Reichen, aus denen erst später durch spalten der vereinten, aber jetzt unterscheidenden Merkmale und deren einseitiges fortbilden die beiden Reiche erwuchsen. Die Schwämme u. a. zeigen noch jetzt solche Vereinigungen, in denen die Unterscheidungen der Pflanzen und Thiere verborgen liegen. Die Entstehung des Lebens konnte aber schon zu weit entlegenen Zeiten und unter rückständigen Verhältnissen stattfinden; denn es leben noch jetzt auf Erden Pflanzen und Thiere im hohen Norden, wie auch auf hohen Bergen unter Wärme-Verhältnissen, die wenig und nur zeitweilig über dem Gefrierpunkte sich befinden, oder unter einem Luftdrucke der nur halb so groß ist wie am Meere; andere Pflanzen (Pilze Schwämme u. a.) wachsen und gedeihen in Schachten und Tunnels niemals vom Sonnenlichte getroffen, Laubmose und Halbmose bedürfen nur wenig Licht und alle niederen Pflanzen bedürfen so wenig Erde, daß Flechten auf dem starren Felsen wachsen; selbst Thiere und Menschen können unter viel geringerem Luftdrucke dauernd leben. So wachsen im Himelaja Pflanzen (in Tibet der Weizen) in der Höhe von nahezu 6000 Meter über dem Meere wo die Luft nicht halb so

dicht ist wie am Meere; Schafe weiden dort auf 4200 Meter Höhe und die Hirten mit ihren Hunden übersteigen Pässe von 5500 Meter Höhe. In den Cordilleras liegt das höchste bewohnte Dorf etwa 4000 Meter über dem Meere und in Mexiko sind volkreiche Städte die mehr als 2000 Meter hoch liegen; was alles erweist, daß der Mensch oder andere Wirbelthiere schon auf Erden leben konnten längst bevor die Lufthülle ihre jetzige Höhe und Dichtigkeit hatte. Kleine Thiere leben auf den Eisfeldern des Nordens; Flechten und Mose entwickeln sich auf dem nackten Felsen unter Schnee und Eis; die Eispflanzen des höchsten Nordens finden sich überdies weiter südlich auf hohen Bergen, vermögen also zu gedeihen bei geringer Wärme geringem Luftdrucke und gemindertem Sonnenlichte. Das Leben konnte demnach an der Erdoberfläche beginnen längst bevor die Lufthülle halb so dicht war wie jetzt, und wenn auch nicht allenthalben so doch an den meist begünstigten Stellen in der Nähe des Gleichers mogten Thiere niederer Art sich ausbilden zu höheren Stufen.

Aus dieser allmäligen Fortbildung lassen auch Beobachtungen am Monde sich erklären, der im Vergleiche zur Erde in einem weit rückständigen Zustande sich befindet; wahrscheinlich änlich dem der Erde als sie die jetzige Mondgröße besaß, 470 Meilen Durchmesser hatte statt der gegenwärtigen 1720. Wie weit rückständig dieser Zustand sei läßt sich daraus erkennen, daß der Mond zur Zeit nur $^1/_{88}$ der Erde wiegt. Es zeigt sich auf dem Monde keine bemerkbare Lufthülle, weil weder bei Sternenbedeckungen eine Lichtbrechung eintritt sobald der Stern vom Mondrande bedeckt wird, noch an den Schatten auf der Mondfläche ein Dämmerungrand zu sehen ist. Die Luft kann allerdings nicht gänzlich mangeln, denn sonst würde keine Lichtbewegung sich fortpflanzen; allein auf der Mondoberfläche muß sie so geringe Dichtigkeit besitzen, daß solche weniger als $^1/_{1000}$ der Dichte unserer Lufthülle (also unter $^3/_4$ mm Quecksilbersäule) beträgt; weil dieses die Grenze der Sichtbarkeit bildet, über welche hinaus jede größere Dichte durch Lichtbrechung bemerkbar würde. Es läßt sich deshalb annehmen, daß die Lufthülle welche der Mond sich bildet, den ganzen Stern durchdringt, ebenso wie auf unserer Erde, daß sie aber viel weniger und deshalb um so dünner über die Oberfläche sich erhebt. Unsere Lufthülle ist in $7^1/_2$ Meilen Höhe schon 1024 mal dünner als an der Oberfläche und doch befinden sich dort noch mehr als 4500 Meilen Luft darüber. Wenn also $^1/_{1000}$ Dichte das Maß bildet, jenseit welcher die Lichtbrechung dem Menschenauge entgeht, so könnte die Lufthülle des Mondes noch immer eine bedeutende Höhe haben ohne den Sternforschern bemerkbar zu werden. Unser Auge, die Grenze unseres Sehvermögens, ist nur das Maß für uns aber

nicht für die Welt. Ebenso daß auf dem Monde keine Spur von Wasseransammlungen zu entdecken ist wird erklärlich aus dem in der Erdentstehung erläuterten: die durch Stoffumwandlungen entstandene Wassermenge ist noch so gering, daß sie zum kristallen der Drüde gebunden ist und das übrige findet in den Zwischenräumen des Körpers Raum. Was sonst noch vorhanden kann bei mangelnder Luftwärme nur Schnee- oder Eisfelder bilden und Spaltfüllungen, keine Meere. Die Zustände auf der Mondoberfläche ließen sich unmittelbar vergleichen mit denen auf hohen Erdbergen, wenn diese 7 bis 8 Meilen in die Lufthülle empor ragten und wir die Verhältnisse in solcher Höhe untersuchen könnten. In Ermangelung dessen müssen die Zustände der erklimmbaren Bergeshöhen etwa $^3/_4$ Meilen über dem Meere dienen, wo schon die Lufthülle um so viel dünner und leichter ist, daß die Luftwärme unter dem Gefrierpunkte des Wassers sich befindet und die Lichtwirkung der Sonne so viel geringer daß die Luft dunkel und die Sonne matt erscheint. Vergleichen wir damit einerseits die Zustände an der Erdoberfläche und folgern andererseits auf die Zustände wie sie in 7 $^1/_2$ Meilen Höhe über dem Meere vorhanden sein werden, so läßt sich erklären warum auf dem Monde wegen seiner rückständigen Bildung weder eine dichte Lufthülle noch Wasser zu entdecken sind, wenngleich beide dort vorhanden sein müssen.

Wie der Mond auf rückständiger Stufe der Entwicklung sich befindet, so mögen andere Sterne im Vergleiche zur Erde auf vorgeschrittenen Stufen viel höher als die Erde entwickelt sein. Venus und Mars, der Erde zunächst befindlich, lassen aus Anzeichen schließen, daß manche ihrer Verhältnisse denen der Erde änlich seien; vor allem auf der Venus deren Größe und Schwere denen der Erde am nächsten stehen. Bei den entfernteren Planeten Jupiter Saturn Uranus sind die Grundverhältnisse sehr verschieden von denen der Erde und wenn sie auch aus den selben Stoffen bestehen, so müssen diese doch bei der geringen Dichtigkeit jener Sterne ($^1/_4$ $^1/_8$ $^1/_6$) in anderen Verhältnissen und Lagerungen vorhanden sein. Es wird eine verschiedene Lufthülle Erwärmung und Erleuchtung dort wirken, auch die Wasserbildung mag verschieden sein. Auf der Sonne sind augenscheinlich die Verhältnisse so weit verschieden, daß zur Zeit jede Vermuthung über die Stufe ihrer Fortbildung müssig wäre. Nur läßt sich für die Gesammtheit annehmen, daß, wie auf der Erde die Gestaltungen alle Stufen der Fortbildung darstellen, so auch die Sterne und Weltkörper unseres Sonnenreiches und auch hierin der Bibelspruch Anwendung finde: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.“ Welche Stufe in der Reihenfolge der Sternbildungen die Erde als Gesammtwesen

einnimmt, dürfte der menschlichen Erkenntniß noch lange verschlossen bleiben. Wahrscheinlich gehört sie zu den auserwählten.

§. 431. Die gerunzelte Beschaffenheit der Erdoberfläche gibt Zeugniß von den **Veränderungen der Erdrinde,** welche im Laufe der Zeit geschehen sind. Die Forschungen haben zur Erkenntniß der Verhältnisse geführt welche so weit reichende Umgestaltungen erwirken konnten.

In früheren Zeiten hegte man vorwaltend die Überzeugung, es müßten plötzlich wirkende ungeheure Kraftaufwendungen gewesen sein welche so große Veränderungen hervorbrachten: Kometen die mit der Erde zusammen gestoßen seien; plötzliche Aufbrüche des feurig flüssigen Erdinneren, gewaltige Erdbeben welche Meeresboden emporhebend neues Land schufen und dagegen vorhandenes Land versinken ließen; eine Veränderung der Lage oder Richtung der Erdachse (Erdumdrehung), wodurch Nord- und Südpol nach anderen Stellen der Oberfläche verschoben wurden oder auch die Gleichgewichtslage der Meere sich änderte, so daß gewaltige Überflutungen die Erdoberfläche abschwemmten u. s. w. Endlich führten die Forschungen dahin zu erkennen, daß die Ursachen der jetzt noch auf der Erde vorgehenden Veränderungen zur Erklärung völlig ausreichten, wenn man sie während langer Zeit wirksam denke, wenn man in Zeitlängen ausdrückte was man vordem in Kraftgrößen suchte.

Von diesen Ursachen zu weitreichenden Veränderungen der Erdrinde während unermeßlich langer Zeiten, kämen zunächst die **Umsetzungen** in Betracht welche im fortwährend wechselnden verbinden der Stoffe vor sich gehen. Sauerstoff und Wasser sind unausgesetzt thätig die Metalle zu oxüdiren, wobei Wasserstoff der leichteste aller Körper frei wird; welcher wiederum bei anderen Gelegenheiten mit frei werdendem Sauerstoffe zu Wasser sich verbindet. Chlor oder Schwefel verbinden sich mit Metallen und machen sie zur heftigen Oxüdation geeignet; sie verbinden sich mit Sauerstoff zu erregenden Säuren. Chlorgas und Sauerstoff zumal haben die größten Umsetzungen hervor gebracht, denn sie sind am stärksten dazu geeignet, am reichlichsten vorhanden und als Gas allenthalben zugänglich und eindringend. Mit Wasserstoff verbunden bildet Sauerstoff das vorhandene Wasser; mit Stickstoff gemischt bildet er die Lufthülle der Erde; mit fast allen Metallarten, mögen sie leicht oder schwer sein, bildet er verbunden die Salze und Gesteine; in Pflanzen und Thieren ist der Sauerstoff der Träger des Lebens, der Vermittler der Umsetzungen die das Leben ausmachen.

Anfänglich werden die metallischen Zustände vorgeherrscht haben; denn die Oxüdation konnte nur so weit geschehen wie Sauerstoff vorhanden war, und dieser konnte erst durch heranziehen und verdichten der Lufthülle und vorhanden sein des Wassers verfügbar werden. Der Sauerstoff ward auch zunächst von den Stoffen angezogen zu denen seine Wahlverwandschaft am größten ist; am stärksten vom Kalium Natrium Calcium und Alumium, welche deshalb nur im oxüdirten Zustande vorhanden sind als Kali Natron Kalk und Thon. Nur vom übrig bleibenden Sauerstoffe konnten schwere Metalle oxüdirt werden so weit der Vorrat reichte. Späterhin konnten die Oxüdationen der schweren Metalle zunehmen; nur hatten sich bereits dichte Schichten gebildet welche die Metalle schützten, so daß die Verbindung wenn auch nicht gehindert so doch erschwert war. Es ward auch je mehr mit der Lufthülle der Sauerstoff zunahm bei fortgehender Erwärmung um so mehr Sauerstoff zu Wasser verbunden. Die Oxüdationen nahmen jedoch zu, bis in der Gegenwart die unverbundenen Metalle höchst selten vorkommen, also den geringsten Theil der Erdrinde ausmachen. Die Erreger (Sauerstoff und Wasser) zu den leichteren Stoffen gehörig, befinden sich oben d. h. zunächst an der Erdoberfläche und können das Innere nur so weit durchdringen und fortwährend umsetzen wie die Zwischenräume der zusammen gedrängten schweren Stoffe es ermöglichen.

Luft und Wasser sind noch jetzt im ganzen Erdballe thätig Umsetzungen zu erwirken. Nicht allein die Luft kann vermöge ihrer gasigen Beschaffenheit alle Körper durchdringen, sondern auch das Wasser vermöge seiner Flüssigkeit: es durchdringt alle Gesteine selbst den härtesten Basalt; Gußeisenröhre durchdringt es bei 15fachem Luftdruck, etwa 150 Meter Wassersäule; selbst Glas oder Platina vermögen dem durchdringen des Wassers unter hohem Drucke nicht zu widerstehen. Das Wasser durchdringt sämmtliche Stoffe und Schichten, bringt unausgesetzt Oxüdationen hervor, löst viele der Verbindungen und nimmt daraus in sich auf Salze oder Gase; es führt solche mit sich zu anderen Metallen und Gesteinen, erregt dort Umsetzungen, tauscht seine Beimengen aus gegen andere die es weiter führt um neue Umsetzungen einzuleiten. Es löst auch aus Gesteinen u. a. die bindenden Stoffe ohne Ersatz dafür zu geben, oder gibt an anderen Stellen mitgeführte Stoffe ab ohne Ersatz dafür zu nehmen; dort zerrüttet es, hier festigt es. So weit aber der Mensch in die Erdrinde eindrang fand er Luft und Wasser umbildend thätig, letzteres vielerwärts in solcher Menge vorhanden daß es z. B. in tiefen Bergwerken zu großen Ansammlungen hervorsickert und manche Metalläger nicht bearbeitet werden können wegen des übermächtigen Wasser=

zudranges. Da Luft und Wasser in Folge der Anziehung der Erde, gleich allen anderen Stoffen, nach dem Schwerpunkte der Erde drängen und am stärksten vermögen alle Schichten zu durchdringen: so läßt sich annehmen, daß sie bis zur Mitte des Erdballes thätig sein werden zum unausgesetzten mehren der Umsetzungen; da die alten Bestandtheile (Metalle) nicht eher oxüdiren konnten als flüssiges Wasser vorhanden war. Indem das Wasser Sandläger durchdringt und die geringen Mengen mitgeführter Kieselsäure und Kalk abgibt, schafft es Sandsteine; anderwärts kittet es die Kalkschalen unzähliger kleiner Thiere zum Kalksteine zusammen; führt überhaupt lockere Schichten zur Kristallform und macht Gesteine indem es in den Zwischenräumen feste erstarrende Stoffe (Kalk Kiesel Eisen u. a.) absetzt.

Auf der Oberfläche sind die Zersetzungen am stärksten und auffälligsten; denn Luft und Wasser berühren die Landfläche in vollster Erstreckung und es sind hier weitere Zwischenräume zum eindringen und umschließen der Theilchen vorhanden. Sie zernagen die ganze Fläche, zersprengen im Gebirge den Fels und lassen nicht ab bis sie ihn zu Staub gemacht haben; sie verkleinern alle Gestalten durch unaufhörliches zersetzen der Oberflächen und führen unzählige Lösungen in das Innere der Erde, bringen dagegen verhältnißmäßig wenig zur Oberfläche zurück. Ihre Einwirkungen sind allerdings örtlich verschieden je nachdem Luftwärme und Feuchtigkeit zusammen treffen: in heißen regenlosen Gegenden erhalten sich Erdstoffe sehr lange, z. B. Jahrtausende hindurch Luftziegel die im nördlichen Europa keinen Winter überdauern würden; in heißen feuchten Gegenden, an den Küsten Mittel-Amerikas und West-Afrikas, wird dagegen frei stehendes Eisenwerk in wenigen Jahren völlig zersetzt, während es in Europa bei änlicher Verwendung Jahrhunderte lang dauern kann und in den heißen, regenlosen Gegenden Jahrtausende hindurch. So auch mit Gesteinen: im Süden Europas können marmorne Standbilder in freier Luft sich halten, im feuchten Norden dagegen verwittern sie; in Süd-Afrika blättern harte Gesteine ab, sobald die Tags erhitzte Oberfläche in der Nacht rasch erkaltet; in Nordost-Afrika zerspringen sogar die auf dem Boden liegenden Kieselknollen aus gleicher Ursache. Diese Zersetzung ist jedoch beim Vergleiche der Gegenden nur eine Zeitfrage; denn allenthalben auf der Erde liegen am Fuße jeder Felswand die Trümmer, in welche Luft und Wasser den Fels zerbröckelten.

In minderer Ausdehnung, aber zum heranbilden des Lebens von größerer Bedeutung, sind die Umbildungen welche das Pflanzen- und Thierreich erwirkt haben. Beide nehmen feste und flüssige auch gasige Stoffe in sich auf, zersetzen ihre Verbindungen um daraus ihr eigenes Wesen zu bilden, schaffen ganz neue Verbindungen und scheiden neue

Stoffverbindungen wieder aus. Manche Wechselungen sind vorübergehender Art, namentlich die vorwaltend aus Gasen gebildeten Pflanzentheile, Stärkemehl Zucker Fette u. a., welche wieder in ihre einfachen Stoffe oder Verbindungen zerfallen sobald sie vom Pflanzen- oder Thierleben getrennt werden. Andere dagegen wie die Kole der Pflanzen, die kalkigen und kieseligen Theile der Thiere, können sich unter Umständen unabsehbare Zeiten hindurch erhalten und sind hieraus wichtige Gestaltungen der Erdrinde entstanden. So sind die zahlreichen Schichtenläger der Steinkolen Braunkolen und Torfe, die so starken Einfluß auf das gedeihen der Menschheit äußern, das Erzeugniß des Pflanzenreiches, gebildet aus den Überbleibseln der Pflanzen, welche in Hunderttausenden von Jahren im Meere oder auf der Erde wuchsen und jene Formen annahmen je nach der Zeitdauer ihrer Zersetzung und der Stärke der Belastung. Ebenso besteht was wir fruchtbare Erde nennen zum großen Theile aus Pflanzenresten; denen namentlich die üppige Fortbildung der Pflanzen entstammt, welche zum gedeihen des Menschenlebens von größter Bedeutung gewesen sind. Von den Umwandlungen durch das niedere Pflanzen- und Thierleben rühren zumeist die mächtigen Kalkläger der Erdrinde her, die aus den Schalen kleiner Thiere sich anhäuften, deren schleuniges mehren mächtige Läger und Klippen schafft. Auch ein großer Theil des allenthalben vorhandenen Sandes und der bekannten Feuerstein-Knollen besteht aus den Schalen und Panzern kleiner Thiere und Pflanzen, die in der Vorzeit in Meeren oder Landseen lebend sterbend zu Boden sanken, wo ihre haltbaren Hüllen sich aufschichteten und Läger bildeten. Die hohen Kreideschichten der Südküste Englands und an der französischen Nordküste, so wie die einzelen Kalkberge in Lüneburg Segeberg u. a., Insel Rügen Möen u. a., sind Überbleibsel einer ehemals ausgedehnten Kalkschichtung, bestehend zum größten Theile aus Hüllen des niederen Lebens. An anderen Stellen geht diese Umbildung noch jetzt vor sich durch lebende Wesen niederer Arten: so findet sich in der Lüneburger Haide ein fortwachsendes Lager von großer Ausdehnung, 8 Meter dick und in den oberen Schichten noch lebend und sich mehrend; deren Untersuchung die Hüllen von 14 Arten Kieselpflanzen gab. In Schweden sind solche Läger (sogen. Bergmehl), aus denen jährlich hunderte von Fudern entnommen werden zur Speise. Ein Lager von Polirschiefer zu Bilin in Böhmen besteht aus so kleinen Hüllen, daß 40000 Millionen zu einem Cubikzoll Stein gehören, also etwa 70 Billionen einen Cubikfuß ausmachen. Dennoch würde jedes einzele jener kleinen Wesen ausreichen, um innerhalb 4 Tage zu 140 Billionen sich zu mehren, also zwei Cubikfuß Stein zu bilden; denn es verdoppelt seine Zahl in jeder Stunde durch Furchung und

Theilung, kann es also in 4 Tagen zu einer 96maligen Verdoppelung bringen. Ebenso haben die Kalkschichten vielerwärts eine Dicke von mehr als hundert Meter und werden bekanntlich gebrochen um gebrannt zu Mörtel zu dienen. Die festeren Arten werden auch als Baustein bearbeitet und verwendet; am reichlichsten in Paris, dessen ältere Häuser fast sämmtlich aus Blöcken des dort gebrochenen Grobkalkes gebaut wurden, der leicht bearbeitet werden kann und hinterher erhärtet.

Nicht minder ist das leben im Meere geschäftig die Erdrinde umzubilden: am Meeresgrunde finden sich wie die von Senklothen heraufgebrachten Anhängsel beweisen, selbst in Tiefen von mehreren tausend Metern, die Hüllen kleiner Pflanzen und Thiere; vom flacheren Meeresgrunde bauen die Korallen Berge und Rücken empor, die bewohnbare Inseln bilden oder meilenweite Riffe, gefährliche Hindernisse der Seefahrt. Solche Riffe an den Küsten Florida's sind nach der jetzigen Aufhöhung berechnet im Laufe mehrerer hundert tausend Jahre aufgebaut worden, aus den Hüllen der abgestorbenen Korallen auf denen die Nachkommen höher baueten bis an die Oberfläche des Meeres.

Genannte Umbildungen haben seit millionen Jahren stattgefunden: Wind und Wasser, Licht und Wärme, Pflanzen und Thiere haben die Erdrinde verändert, Verbindungen gelöst und neue Verbindungen geschaffen, starres zertrümmert und aus der feinsten Zertheilung neue Formen gebildet, das Leben ermöglicht und das Leben verwendet um neue Gestaltungen durch verbinden des locker vorhandenen zu schaffen.

§. 432. Zweitens ward die **Fortbewegung der Stoffe** durch Luft und Wasser eine der allgemeinsten Ursachen zum umgestalten der Erdrinde; unausgesetzt dahin wirkend die Unebenheiten der runzlichten Oberfläche auszugleichen, indem sie die Stoffe von den Höhen nach den Tiefen förderte, jene erniedrigend und diese ausfüllend.

Von den Berghängen führen Stürme Schneestürze Gletscher und Bäche unausgesetzt Stoffe hinab; seien es Felsblöcke auf Eisesrücken oder im stürzenden Bergstrome hinab geschoben, oder Erde und Sand die der Schneedruck fortreißt, der Regen hinab stürzt oder der Sturm fortweht: oben wird es weniger, unten mehr. Die Felsblöcke werden im rollen abgerieben und zerschlagen; die Brocken verschleißen zu Geröllen, zu Schotter Sand und Staub; die Trümmer lagern sich in der Ebene, rücken aber vom Regen in die Flüsse getragen weiter abwärts bis in das Meer, auf dessen Grunde die Theile des ehemaligen Gebirgsfelsens sich lagern je nach ihrer vergleichsweisen Schwere und den

Einflüssen der Meeresströmungen. Aber nicht alle Trümmer wandern zum Meere, sondern im Tieflande lassen Bäche und Flüsse einen Theil sinken, erhöhen damit ihr Bett und deren Umgebung in den Thälern, bilden daraus fruchtbare Marschen welche in der Bildunggeschichte der Menschheit die bemerkenswerthesten und einflußreichsten Stellen der Erdoberfläche bilden: alles aus Bestandtheilen ehemaliger Gesteine des Hochlandes aufgeschlämmt, herabgefördert durch strömen von Luft und Wasser. Fast die ganze Landfläche der Erde mit Ausnahme der Berge, auch der größte Theil des Meerbodens sind mit Sand und Thonerde bedeckt, den Trümmern der Gebirge. Am Fuße der Alpen liegen beiderseits hohe Vorberge aus Trümmern, aufgehäuft zu ganzen Bergstöcken aus Nagelfluh u. a.; zu beiden Seiten des Uralgebirges erstrecken sich 50 Meilen breit und bis zur Höhe von hunderten Meter die Gerölle und Trümmer des Gebirges; auch längs der Westseite der Cordilleras erstreckt sich ein breiter hochliegender Wüstenstreif aus aufgehäuften Trümmern des Gebirges; das Land der langen norddeutschen Ebene, von Nord-Frankreich bis in Rußland hinein, besteht aus Trümmern der umliegenden Gebirge des Nordens und Südens, von Luft und Wasser herab geführt. Auch im Meere liegen die Trümmer nicht ruhig, sondern sind neuen Bewegungen und Verkleinerungen unterworfen. Die Grundströmungen schieben die Senkstoffe auf dem Boden entlang, zerreiben sie und lagern sie ab in der Tiefe; treiben sie anderwärts an den Küsten entlang, häufen Sandbänke auf, verflachen die Küsten und schaffen neues Land zu fruchtbaren Marschen; wogegen sie an vortretenden Stellen die Küsten angreifen und schmälern. Der Wellenschlag wirft den rund geschliffenen Schotter auf die Ufer und der Wind treibt den gedörrten Sand des Strandes landeinwärts; die Flut überschwemmt das Land und setzt Niederschlag ab, wogegen die Ebbe den Küsten und Niederungen Stoffe entnimmt und mit sich hinaus führt in das Meer.

Im Mittelmeere treibt die Strömung von Gibraltar ostwärts längs der Südseite an Afrika entlang nach Palästina, wendet sich alsdann nördlich um westwärts zurück zu laufen; an einigen Stellen werden die Küsten angegriffen, an anderen die mitgeführten Stoffe abgesetzt, vielerwärts Meerbusen ausgefüllt, Hochländer vermindert oder Flachländer erweitert. An den englischen Küsten macht der entlang getriebene Schotter schwere Arbeiten nöthig um die Hafeneingänge offen zu halten; an der Westküste Frankreichs wie Jütlands treibt der vorherrschende Westwind unausgesetzt den Meeressand landeinwärts, füllt Becken aus und begräbt fruchtbares Land unter Dünen. Der von Westen andringende Golfstrom hatte in der Urzeit zwischen Afrika und Europa eine Bucht ausgehölt, bis er zuletzt den

trennenden Rücken zertrümmerte und in das Tiefbecken des Mittel-Meeres einbrach; zwischen England und Frankreich hatte er ebenso eine tiefe Bucht gebrochen, bis er endlich (§. 380) den letzten Kalkrücken zerreißend in die Nordsee einbrach und deren Inselwelt zertrümmerte. Die Bestandtheile dieser Inseln führte er mit anwachsender Rückströmung der Ebbe hinaus in das Atlantische Meer und noch im 18. Jahrhundert zertrümmerte er den letzten Rücken zwischen dem Hoch- und Tieflande der Insel Helgoland, riß eine Meerfahrt von 6 Meter Tiefe wo vorher trockenes Land war. Der jährliche Eisstrom, welcher zwischen Grönland und Labrador nach Süden zieht, führt auf seinen Feldern und Bergen große Stoffmengen an Gesteinstrümmern mit sich; die bei fortschreitendem aufthauen zu Boden fallen, im offenen Meere oder beim stranden auf den Felsbänken bei Newfoundland. Diese Bänke weit hinaus nach Osten sich erstreckend deutet man als entstanden aus solchen Trümmern, von Eisbergen und Eisfeldern heran geführt; die anfänglich auf einer vorhandenen Meeresuntiefe strandeten und darauf ihre Trümmer häuften. Gleichen Ursprunges sind die zahllosen Felsstücke welche die norddeutsche Ebene bedecken, die sogenannten Findlinge; aus dem Norden auf Eisflächen herangeführt als jene Ebene mit der Ost-See zusammen eine Verlängerung des Eismeeres bildete.

Aber nicht allein führten allezeit Bäche Flüsse Meeresströmungen und Eisberge die Stoffe von der Höhe zur Tiefe, sondern auch die Winde wirken nach beiden Richtungen, treibenden Meeressand auf das Land und den Sand vom Ufer in das Meer. Von der Westküste Afrika wehen heftige Ostwinde den Sand der Wüsten in langen Reihen von wirbelnden Wolken in das Meer, so sehr daß zu Zeiten anlanden unmöglich ist; treiben den Sand sogar 40 Meilen weit über die vorliegenden Canarischen Inseln hinaus und wirken dahin die Küste des Festlandes immer mehr zu verflachen. In den Nilmarschen sind im Laufe der letzten Jahrtausende viele fruchtbare Strecken mit ihren Dörfern verschüttet worden. In Palästina rücken die Dünen landein und verschütten die ehemaligen Filister-Städte. In den Ostseeländern wurden durch unausgesetztes Sandwehen viele Landseen umgewandelt, zuerst in Sümpfe und Torfmoore, dann nasse Weiden, darauf trockene Weiden und endlich dürre Sandflächen. Heftige Winde führen häufig durch die oberen Luftschichten große Stoffmengen nach fernen Ländern; der sogenannte Passatwind führt aus Süd-Amerika und Nord-Afrika den Staub bis nach Europa; der Aschenregen von Feuerbergen ist wiederholt 50 Meilen und und in Hinterindien sogar 300 Meilen fortgeweht, in solcher Menge ausgeworfen daß 12 Meilen rund um den Feuerberg drei Tage lang völlige Finsterniß herrschte. Derartige Leistungen erscheinen für ein

Mal nur geringfügig. Sobald aber bedacht wird wie oftmals sie sich wiederholen konnten in millionen Jahren, dann berechnet sich die Gesammtleistung als eine große, durch welche wichtige Veränderungen bewirkt werden konnten. In jeder Wüste und an jeder Sandküste gibt es herrschende Winde welche den lockeren Boden in ihrer Richtung forttreiben und dieses alljährlich wiederholend die gesammte Oberfläche verändern. In West-Europa herrschen Westwinde vor, in Ost-Europa die Ostwinde und danach gestalten sich die Sandwehen.

Der Wind hat auch durch fortführen von Pflanzenkeimen umgestaltend gewirkt, indem er an vielen Orten neuen Pflanzenwuchs hervor brachte, wo solcher gedieh und den vorherigen verdrängte. Dem folgend wurden viele Thierarten heran gezogen und andere vertrieben. Gleichfalls änderten sich die Verhältnisse der Wärme und Feuchtigkeit indem die Oberfläche wesentlich umgestaltet wurde. Es sind selbst in neueren Zeiten Pflanzen aus Südosten in Europa eingedrungen, deren jahrweises vorrücken nach Westen verfolgt werden konnte. Eine allgemeine Übersicht der Pflanzen Europas zeigt, daß sie meistens aus Asien herstammen, um so mehr je näher die bezüglichen Länder Asien liegen; daß dagegen im Westen Europas längs dem Atlantischen Meere manche Pflanzenformen nach Südwesten deuten, so daß man daraus abgesehen von anderen Gründen auf eine ehemalige Landverbindung mit West-Afrika und Süd-Amerika schloß.

§. 433. Drittens hat die **Störung des Gleichgewichtes der Schichten** nachweisbar viele Veränderungen verursacht; sowohl im unausgesetzen allmäligen wirken wie in plötzlichen Erschütterungen und Erdbeben.

Die den Menschen zugängliche Erdrinde besteht aus Schichten verschiedener Art, aus den vielartigen Trümmern ehemaliger Gesteine, Schalen kleinster Thiere der Urzeit, Überresten des Pflanzenwuchses früherer Zeiten und unzähligen Theilen und Zersetzungstoffen der ehemaligen Thierwelt. Die Schichten sind theils brennbar theils löslich in Wasser, einestheils erweichbar anderentheils starr. Sie erstrecken sich aber nicht in gleichen Folgen über die ganze Erde, überziehen nicht ihren Kern wie die Schalen einer Zwiebel, sondern die Schichten liegen meistens in Mulden und Runzeln, geschieden durch Landrücken verschiedener Art. Wagerechte Flächen sind selten oder nirgends vorhanden; denn jede Schicht neigt sich irgend wohin, sei es nach dem Meere oder nach dem tiefsten Theile einer Mulde. Auch die Gebirge bestehen zum geringsten Theile aus ungeschichtetem Gesteine, gewöhnlich nur in einem von unten empor getriebenen Rückgrate; wie auch andere Bildungen dieser Art in einzelen empor ge-

schobenen Basaltkuppen oder von Feuerbergen ausgeflossenen Laven u. a. vorhanden sind. Die Schichtungen liegen in großer Manchfachheit über einander, zerklüftet gerissen und theilweis verworfen bis zu einer unbekannten Tiefe. Man ist bisher nicht weiter eingedrungen als etwa 600 Meter unter Meereshöhe, vermag jedoch an einzelen Stellen aus der Neigung der Schichten in verschiedenen Schachten oder Bohrlöchern zu schätzen, daß Schichtungen über eine Meile tief hinab reichen. Auf der jetzigen Oberfläche sind noch viele Becken und Mulden, an denen sich ersehen läßt wie in der Vorzeit Schichtungen sich absetzen konnten, als dünne flache Schalen in einander liegend. Es gibt Becken noch theilweis mit Wasser gefüllt, wie Bodensee Genfer-See o. a., in denen der hindurch strömende Fluß (Rhein Rhone o. a.) die aus dem Gebirge mitgeführten Stoffe sinken läßt; wodurch die Schichtungen am Grunde noch fortwährend zunehmen bis dereinst das Becken gefüllt sein wird, oder der See dadurch daß die Ausflußmündung sich zunehmend vertieft leer laufen kann; worauf dann sein Boden Tiefland wird, vom Flusse durchströmt. An anderen Stellen hat sich diese Wandlung augenscheinlich längst vollzogen: im Rheinbecken zwischen Basel und Mainz, im Marchbecken bei Wien, im Theißbecken mitten in Ungarn; ganz Böhmen und ebenso Mittel-Sachsen sind Becken solcher Art, ehemalige Seen von Bergzügen eingefaßt und vom durchziehenden Flusse gefüllt, bis endlich der Seegrund Land ward in Folge allmäliger Vertiefung der Auslaufmündung. Die Hauptstädte London und Paris liegen auf Kalkbecken älterer Zeit, deren ausfüllen aber nicht vom jetzigen Flusse herrührte, sondern von den in der Urzeit am Meeresgrunde entstandenen mächtigen Kalk- und Thonschichten, auf denen das jetzige Land mit seinen Flüssen und Städten ruht. An anderen Stellen gehen gegenwärtig die Schichtbildungen an Fluß- und Meeresufern, auch in Meeresbuchten vor sich, wie solches ebenfalls in der Vorzeit nachweisbar vielerwärts geschah. So haben sich jederzeit auf der Erdoberfläche allmälige Aufschichtungen von verschiedener Ausdehnung Mächtigkeit Schwere und Zusammenhang gebildet, welche auf die unterliegenden Schichten in zunehmendem Maße drückten und deren Gleichgewicht je nachdem störten.

Die Schichten der Erdrinde, wenn auch starr und dick, sind keineswegs unverrückbar sondern biegsam oder zerbrechlich wie dünne Blätter Papier oder Glasscheiben dünnster Art, so bald nur der Druck angemessen stark ist. Die vergleichsweise Dicke ist bei den meisten im Verhältnisse wie bei einem Bogen Papier oder einer großen sehr dünnen Glasscheibe; sie müssen einseitig gedrückt sich runzeln wie Papier oder in ganzer Ausdehnung belastet an allen schwachen Stellen einbrechen. Diese Änderungen ihrer Lage können beim anwachsen

der Oberlast allmälig vorgehen oder auch plötzlich eintreten sobald die Belastung solche Höhe erreicht daß sie unerträglich wird. Im ersteren Falle senkt sich die Oberfläche allmälig und erst im Laufe längerer Zeit bemerkbar; im zweiten Falle entstehen Erdbeben und Einstürze. In anderer Weise kann unausgesetztes wirken des Wassers in den Schichten große Störungen herbei führen: Kalkschichten werden vom Wasser ausgelöst um so mehr solches säurig ist, Thonschichten und lose Schieferschichten dagegen werden vom eindringenden Wasser erweicht; der Kalk verliert seine Tragfähigkeit indem er löcherig wird und sinkt am Ende unter der Last aufliegender Schichten zusammen; der erweichte Thon dagegen entweicht unter der Oberlast irgend wohin sobald sich Gelegenheit darbietet. Wenn mit dem zusammen sinkenden Kalke auch die oberen Schichten folgen geschieht die Senkung fast unmerklich. Bleiben aber die oberen Schichten hängen, dann bilden sich Holräume über welchen sie gewölbartig schweben, bis am Ende die Unterhölung so weit sich ausdehnt, daß die Gewölbe sich nicht halten können: die oberen Schichten brechen ein, stürzen hinab in weithin schallenden und erschütternden Erdbeben. Die Störung des Gleichgewichtes zieht auch häufig weithin reichende Schiebungen Erschütterungen und Senkungen herbei; denn feste Schichten sind starke Leiter des Schalles und der Erschütterungen, so daß weithin andere schwankende Gleichgewichtslagen zum einstürzen gebracht werden können. Die Erdbeben sind sehr verschieden vom leisen stoßen oder rütteln bis zum weithin verbreiteten zerstören der Oberfläche; dabei um so verderblicher je nachdem die oberen Schichten in längeren Zeiträumen einander folgen im Sturze oder mit einem Male zusammensinken. Bei den aufgeweichten Schichten ist der Vorgang in sofern verschieden, als sie durch das aufgenommene Wasser nicht allein weicher sondern auch schwerer wurden und vermöge ihrer Weichheit Druck ausüben wie Wasser nach allen Seiten und überdies weit stärker als zuvor. Ist nun irgendwo ein Riß in den oberen Schichten, also eine schwache Stelle welche dem verstärkten Drucke nicht länger zu widerstehen vermag, so drängt der Thon o. a. den Riß auseinander indem er die Plattenränder empor hebt, wogegen er leicht nachgiebig die entgegen gesetzten Plattenenden einsinken läßt. Das weiche Erdgemenge vorn im Risse aufsteigend, hinten durch die Plattensenkung gedrängt, quillt aus der geöffneten Spalte empor; weich und erhitzt kann es einen Gebirggrat von starrem Gesteine bilden, an welches zu beiden Seiten die empor gehobenen Platten sich lehnen, die in manchen Fällen völlig überkanten oder auch von dem aufgequollenen Gesteine überflossen werden. Derartige Bewegungen konnten aber nicht geschehen ohne weithin die Erdrinde zu verändern: nicht allein daß Erschütterungen und Er=

hitzungen die Folge waren, sondern es wurden auch die Entwässerungzüge der Oberfläche verändert, der Niederschlag an Regen, Thau u. a., wie auch die Einflüsse des Windes, der Jahreswärme u. s. w. über weite Bereiche wesentlich verändert. Häufig hatte solcher Emporbruch auf einer Längenspalte auch die Folge, daß dort wo die entgegen gesetzten Plattenenden einsanken, die anstoßenden Schichten ihr Gleichgewicht verloren und indem sie daneben einsanken am entfernten Ende sich hoben, wo alsdann ein zweites Gebirge aufstieg, nahezu gleichlaufend mit dem ersten und mit Ausläufern auf entstehenden Querspalten. Große Gebirgsstöcke konnten sich sonach bilden durch örtliche Gleichgewichtstörungen, die das Wasser bewirkte.

Der Bestand der vorhandenen Schichtungen beruhte alle Zeit auf ihrer Unveränderlichkeit in Schwere Widerstand und Lage; von den selben Gesetzen des Gleichgewichtes beherrscht wie die kleinsten Dinge. Auf Wasser oder sogar auf Luft verbleiben große Eisenstücke z. B. Kolben einer Druckpumpe ruhend so lange jene Flüssigkeiten nicht entweichen können; bietet sich ihnen aber die geringste Öffnung, muß das Eisen sinken so tief und mit der selben Geschwindigkeit wie jene entweichen. Wenn dagegen in das Gefäß (den Cilinder) welches jene Flüssigkeiten enthält, noch mehr Wasser oder Luft hinein gepumpt wird, dann muß im Gegentheile der Kolben um eben so viel steigen wie seine flüssige Unterlage an Raum zunimmt. In dieser Weise sind zahllose Landhebungen entstanden, weil die unterliegenden Schichten ihren Rauminhalt mehrten, sich ausdehnten indem sie vom unablässig durchsickernden Wasser neue Stoffe empfingen ohne Ersatz zu geben und allmälig ihre Zwischenräume mit drängenden Kristallen ausfüllten. So unbedeutend und langsam derartige Umbildungen auch vor sich zu gehen scheinen, so konnten sie doch durch die ganze Dicke der Schicht gleichzeitig geschehend im Laufe der Jahrhunderte merkliche Änderungen hervor bringen und im Laufe der hundert tausende von Jahren große Flächen aus dem Meeresgrunde empor heben. Andere Hebungen und Senkungen in der Nähe von Feuerbergen geschahen in Folge der Änderungen der Gleichgewichtslage durch deren Verbrennungen und Auswürfe; welche entweder Schichten in ihrer Dichtigkeit änderten und ihren Zusammenhang zerrissen, oder auch beim empor quellen der Auswurfsmengen einerseits Holräume und Senkungen, andererseits Schichtenhebungen erzeugten.

Es gibt an vielen Stellen der Erde Steinkolen- oder Braunkolen-Schichten, die selbst entzündet schon Jahrtausende lang Leuchtgase Theer oder Asphalt und Öle empor senden oder durch erwärmen des Bodens sich andeuten: so die Gasquellen bei Baku am Kaspisee, Asphaltquellen im Toden Meere, Ölquellen in Nordamerika; alle

Erzeugnisse der selben Art liefernd wie sie in Gas=Anstalten durch geschlossenes erhizen der Steinkolen erlangt werden. An Steinkolen=Lägern auf der Oberfläche wird häufig die Erfahrung gemacht, daß feuchte Kolen auf einander gehäuft sich erhitzen und selbst entzünden; so daß sie je nach dem Luftzutritte im Fortgange zu Zinders Schlacken oder Asche brennen, ohne daß weiteres als Wasser und Luft mitgewirkt hätten. Derartigen Selbstentzündungen bei Wasserzutritt sind auch Schwefelverbindungen ausgesetzt, welche stellenweis in der Erdrinde reichlich vorhanden sind und bei vielen Feuerbergen in den Dämpfen und Niederschlägen sich andeuten; ebenso können Fosfor=Verbindungen anzünden, deren Gebilde leicht= und selbstentzündlich sind, wie namentlich der Fosfor=Wasserstoff, welcher in Flammen aufgeht sobald er mit der Luft in Berührung kommt. Es sind demnach Schichten in Menge vorhanden, deren verbrennen feste Lagen in Gase Schlacken und Asche umsetzt, das Gleichgewicht zu stören und weithin Bodenhebungen oder Senkungen zu erwirken vermag; sei es plötzlich mit Feuerausbrüchen und Lavaergüssen oder in Zeitabständen allmälig und abwechselnd. Der Grund kann je nachdem wiederholt gehoben und gesenkt werden; wie es an den Säulentrümmern eines altrömischen Serapistempels in Italien sich erweist, die am Meeresufer stehend augenscheinlich auf festem Lande erbaut wurden, an denen aber der Meeresspiegel in verschiedenen Höhen seine Spuren zurückließ, so daß der Boden sich gesenkt und später wieder gehoben haben muß. Es ist bei allen Hebungen und Senkungen nicht zu übersehen, daß die Erdschichten allmälig sich abgesetzt haben und zwar in solchen Lagen wie es die Erdanziehung als Gleichgewicht bedingte. Von welcher Größe diese Schichten auch sein mögen, so kann ihr Gleichgewicht wie jedes andere gestört werden, sobald irgendwo ein Übergewicht entsteht genügend um sie in Bewegung zu setzen; wie wenn jede Schale einer genauen Wage mit 1000 Pfund belastet ist, schon $^1/_{10}$ Pfund genügt um jenes Gleichgewicht zu stören, geräuschvolles sinken und steigen der Schalen zu erwirken; ebenso kann auch ein verhältnißmäßig geringes Übergewicht genügen um in den Schichtungen der Erdrinde große Störungen zu erregen.

§. 434. Viertens sind die **örtlichen Unterschiede zwischen Niederschlag und Verdunstung des Wassers** wirksame Mittel zum umgestalten der Erdoberfläche gewesen.

Bekanntlich ist in der Lufthülle ein Kreislauf des Wassers in der Art, daß die Meere und Wasserflächen, welche zusammen zwei Drittel der Erdoberfläche bedecken, die berührende Luft mit Wasserdunst sättigen; am stärksten zu beiden Seiten des Gleichers, wo höhere

Wärme die Verdunstung der Meeresoberfläche beschleunigt und überdies die Luft stärker ausdehnt, also zur Aufnahme größerer Dunstmengen geeignet macht. Die dort erwärmte und mit Dunst gesättigte Luft umkreist die Erde in der Richtung des Gleichers, fließt aber auch nach den Polen ab um mit der dortigen kalten Luft sich in das Gleichgewicht zu setzen; wogegen Ströme kalter Luft von den Polen nach dem Gleicher fließen zum ausfüllen des Raumes der durch erwärmen empor getriebenen Luft. Die vom Gleicher nach beiden Polen fließenden warmen und mit Wasserdunst gesättigten Luftströme streifen über külere Meeres- und Landflächen, müssen also an diese Wärme abgeben und verlieren um so viel an Fähigkeit den Dunst zu behalten, der abkülend sich verdichtet und nieder fällt als Regen oder Schnee, je nachdem die durchfallene Luft über oder unter dem Gefrierpunkte war. Einen anderen Theil seines Dunstes verliert der Strom in Berührung mit der küleren und trockneren Oberfläche des Landes, welche den Dunst als Thau und Reif auf ihrer Oberfläche verdichtet oder ihn aufnimmt in die Zwischenräume der Körnchen und Blätter der obersten Erdschicht. Wenn die abgekülten Wassermengen auf das Land fallen und dieses wärmer ist als die Luft, steigt sofort ein Theil des Niederschlages durch verdunsten wieder empor; ein anderer Theil dringt in die Erde, durchfeuchtet deren Schichten, löst ihre Bestandtheile und nährt die darauf wachsenden Pflanzen; das überschüssige sammelt sich entweder auf Schichten die den Durchzug erschweren und tritt irgendwo als Quelle zu Tage oder rinnt auch auf der Oberfläche zusammen, um in Bächen und Flußrinnen nach tieferen Stellen in einen Landsee oder das Meer zu laufen. Gleichzeitig geschieht der entgegen gesetzte Vorgang in den Luftströmen von den Polen nach dem Gleicher: ihrer geringen Wärme gemäß sind sie durch eine mindere Dunstmenge gesättigt worden; je mehr sie sich von den Polen entfernen, desto stärker werden sie erwärmt und mehrt sich ihre Fähigkeit Wasserdunst aufzunehmen; den sie der Erdoberfläche entziehen, auf dem Meere unbeschränkt, auf dem Lande dagegen nur so weit sie mit Wasser oder Dunst in Berührung kommen; selbst im strengsten Winter nimmt der trockene Nordost-Wind die Nässe der ausgehängten Wäsche in sich auf.

Der größte Theil der Dunstmengen wird auf dem über die ganze Erde verbreiteten und zusammen hängenden Meere erzeugt und dort fällt auch wiederum die größte Niederschlagsmenge. Der kleinere Theil wird von den herrschenden Winden über die dem Meere zunächst liegenden Länder geführt, fällt dort bei zunehmender Abkülung herab oder wird über ihre erhitzten Flächen fortgeführt nach Gebirgen, an deren Abhängen der Dunst abkült zum rinnenden Regen oder liegen

bleibenden Schnee. Der übrige Dunst zieht mit dem Luftstrome weiter nach den Polen und gefriert dort zu Schnee und Eis. Das von den dortigen Gebirgen abwärts drängende gefrorene Wasser bildet breite und tiefe Eisströme (Gletscher) die im vorrücken abschmelzen oder (in Grönland) an das Meer gelangend hinein stürzen und als Eisberge von der Strömung nach Süden getragen werden.

So waltet ein vollständiger Kreislauf in Folge der Verschiedenheit der örtlichen Wärme-Verhältnisse durch den die Landoberflächen an Feuchtigkeit gewinnen, da die aus dem Meere dem Lande zugeführten Dünste nur zum Theile dem Meere wieder zufließen. Auf dem Lande wirkt Niederschlag oder Verdunstung überwiegend je nach dem wechselnden Verhältnisse in welchem Land und Luft bezüglich der Wärme und Sättigung mit Feuchtigkeit zu einander stehen: bald empfängt das Land den verdichteten Überschuß der feuchten Luft als Niederschlag, bald muß es den Unterschuß der trockenen Luft aus ihrem Vorrate (durch verdunsten) ergänzen. Es sind einfache Einrichtungen erfunden worden, um in verschiedenen Gegenden der Erde die jährlichen Niederschläge zu messen und die jährliche Verdunstungmenge. Dadurch hat sich ergeben daß in den meisten Gegenden die jährlichen Niederschläge weitaus überwiegen, in den wenigsten die Verdunstung; daß aber auch der Wechsel der Jahreszeiten in beiden Fällen zeitweilig entgegen gesetzte Verhältnisse mit sich bringe, unter denen in Gegenden vorwaltender Niederschläge die Verdunstung überwiegt, wie andererseits in Gegenden überwiegender Verdunstung zeitweilig der Niederschlag. Das Maß der Niederschläge ist örtlich so verschieden, daß an manchen Stellen Ostindiens und Amerikas jährlich 3 bis 4 Meter Wasser u. a. fallen, dagegen in anderen Gegenden des großen Wüstengürtels nur 70$^{mm}$; in Patagonien fielen in 41 Tagen 3,$_6$ Meter, im Kassiagebirge Asiens kommen Jahrgänge vor von 15 Meter, und in Sierra Leone an der Westküste Afrikas rechnet man auf 10 Meter jährlich. Ebenso verschieden ist die Verdunstung: in den Polarländern, wo nur wenige Wochen im Jahre die Luftwärme über den Gefrierpunkt steigt und Luftströmung vom Gleicher her Dunstmengen in Überschuß herbeiführt, ist die Verdunstung nur geringe im Verhältnisse zum Niederschlage; dessen Wasser als Eiskruste und Eisfelsen das Land wie auch rund umher das Meer bedeckt, stellenweise als Felsklippe 50 bis 100 Meter hoch am Meere stehend. In heißen Gegenden findet sich das umgekehrte Verhältniß: das Rothe Meer hat eine jährliche Verdunstung von 2,$_5$ Meter und fast keinen Niederschlag; im Kaspisee verdunstet alles Wasser, welches Wolga Ural Kur und andere Flüsse zuführen; das Mittelmeer verliert jährlich fast einen Meter vom Wasserspiegel durch überwiegende Verdunstung und das Tode Meer muß 2,$_4$ Meter

jährlich verdunsten, weil es so viel Wasser durch den Jordan empfängt ohne den Spiegel bleibend zu heben.

Niederschlag und Verdunstung in ihrem gegenseitigen verhalten erzeugen im Zusammenhange mit der Jahreswärme wesentliche Veränderungen auf der Erdoberfläche: wo der Niederschlag überwiegt bei geringer Wärme, wie auf hohen Gebirgen und in der Nähe der Pole, bilden sich Ansammlungen von Schnee und Eis; wo er überwiegt bei größerer Wärme werden die Erdschichten getränkt und zersetzt, so daß fruchtbare Lösungen entstehen zum gedeihen von Pflanzen und Thieren; wo dagegen die Verdunstung überwiegt wird die Erde ausgedörrt, bilden fruchtbarer Theile gehindert und geschaffen die Wüste. Wo ein Überschuß an Wasser entsteht, sinkt dieser in die Erde und gelangt dort durch lockere Schichten zum Meere oder rinnt auf der Oberfläche durch Flüsse zum Meere: im Wüstengürtel fällt an manchen Orten genugsam Regen, gibt aber keinen Überschuß; denn er verdunstet sofort oder verschwindet im sandigen Erdboden, so daß die Oberfläche wüste bleibt. Aus dem Thale des Missisippi gelangt dagegen von der jährlich fallenden Regenmenge ein viertel ins Meer: in trockenen Jahren 11, in nassen Jahren 27 Trillionen Cubikfuß; das übrige Wasser verdunstet und sinkt in den Erdboden. Je weniger die Erdschichten zum durchlassen geeignet sind, desto mehr sammelt sich auf der Oberfläche zum verdunsten und abfließen. Je nachdem finden sich vielfach unterschiedliche Verhältnisse auf der Erde, so daß nicht allein der Niederschlag und die Verdunstung sondern auch der abfließende Überschuß sehr verschieden sich verhalten je nach den Wärmezuständen und der Bodenbeschaffenheit.

Die runzelige Beschaffenheit der Erde hat es ermöglicht daß alles im Leben der Erde erzeugte Wasser an tieferen Stellen sich sammeln konnte, während es sonst wenn die Erde eben gewesen wäre über die ganze Oberfläche sich ausgebreitet hätte, diese gänzlich vom Meere bedeckt worden wäre etwa 2000 Meter hoch. Nur dadurch daß es in Vertiefungen sich sammelnd die jetzigen Meere von gleicher Spiegelhöhe bildete, konnten die höheren Theile als Land empor ragen; gerunzelt wie der Meeresboden und meistens in geschiedenen Mulden nach dem Meere geneigt, an einzelen Stellen Mittel-Asiens Ost-Europas u. a. aber auch Hochflächen bildend und die vom Meere geschieden sind durch zwischen liegende Ränder. In jenen offenen Mulden rinnt der etwa vorhandene Überschuß des Niederschlages längs den tieferen Stellen in einem Adergeflechte von Gräben Bächen und Flußrinnen nach dem Meere; auf den geschlossenen Hochflächen dagegen rinnt er nach der tiefsten Stelle und bildet dort einen Landsee. Ersterer Art sind die zahllosen Flüsse, welche in allen Erdtheilen die Länder durchziehen

und in das Meer sich ergießen; letzterer Art sind eine Menge anderer Flüsse, welche geschlossene Landseen füllen, deren Spiegel hoch über oder tief unter Meereshöhe liegen, je nachdem die örtliche Höhenlage und Verdunstung es bedingen. So liegt z. B. der Wansee 1559 Meter über Meer, das Tode Meer dagegen 350 Meter tiefer als der Meeresspiegel, der Kaspisee 26 Meter unter, der Aralsee 10 Meter über Meer. Als Verbindung beider Arten gibt es obere Mulden durch Rinnen mit unteren verbunden; die oberen haben für sich Sammelseen an ihrem unteren Ende, die aber durch eine Rinne nach der unteren Mulde ablassen können, so daß sie nicht höher sich anfüllen als zum Rücken des Überfalles. Dieser Art ist z. B. das obere Rheinthal, an dessem Ende der Bodensee (etwa 300 Meter über dem Meere) das Becken des obersten Endes vom Rheinflusse bildet und bei Schafhausen seinen Überschuß in die untere Mulde hinab fallen läßt. Ebenso hat das obere Rhonethal den Genfer-See als Sammelbecken; das obere Nilthal den neuerdings entdeckten Nüanza-See (etwa 1000 Meter über dem Meere); auch die canadischen Seen gehören hierher, als Wasseransammlungen des oberen Beckens, dessen Überschuß durch den Niagarafall in das untere Thal hinab stürzt. Je nachdem in den einzelen Fällen das Überfallwehr durch die Reibung des Wassers und der Geschiebe abschleißt und sich erniedrigt, fließen die Seen tiefer ab und senkt sich ihr Spiegel. Diese Senkung, also Verkleinerung der Ansammlung ohne daß Regenfall oder Verdunstung sich änderten, läßt sich bei allen vorgenannten Hochseen erkennen und wird dereinst wann das Wehr sich erniedrigt bis zum Seeboden gänzliches trocken laufen jener Seen herbeiführen, so daß nur noch der Fluß in seiner Rinne hindurch laufen wird. Becken dieser Art, jetzt Thalflächen und ehemals Landseen, sind zahllos in und bei Deutschland: das schwäbische Rheinbecken, Sachsen und Böhmen als obere Elbthalbecken, das Marchfeld und die Theiß-Niederung als leer gelaufene Becken der Donau &c. In Spanien das obere Ebrobecken, in Nord-Amerika das Missouri-Becken u. s. w.

Je nachdem die zum Meere eilenden Flüsse aus Gegenden starken Niederschlages zu solchen von geringem Niederschlage und großer Verdunstung gelangen oder umgekehrt, bilden sich verschiedene Gestaltungen. In Australien gibt es einzele Flüsse, die im oberen Laufe mächtig anwachsen, aber im weiteren ablaufen durch verdunsten und einsickern in den Grund allmälig abnehmen bis sie versiegen bevor sie zum Meere gelangen. Andere Flüsse dieser Art wie der Nil Eufrat und Ganges behalten im durchlaufen der heißen Ebene Wasser genug, um einen großen Überschuß in das Meer zu senden nachdem sie die ganze Thalniederung befruchteten. Je nach den Jahreszeiten in welchen Nieder-

schlag oder Verdunstung schwanken oder überwiegen, erscheint die Flußrinne hoch oder niedrig angefüllt oder zeitweilig leer: letzterer Art sind viele der Rinnen des Wüstengürtels die nur vorübergehend Wasser enthalten; zur anderen Art der schwankenden Anfüllung gehören fast alle Flüsse der Erde, indem sie ihre Zeiten der Dürre und Seichte haben wechselnd mit denen der Nässe und Stromschwellung.

Die Wirkungen dieser manchfach einander durchkreuzenden Einflüsse offenbaren sich in den verschiedenartigen Zuständen der Erdoberfläche, schaffen weite Wüsten oder fruchtbare Thäler, bedecken im hohen Norden das Land mit starren Eisfelsen, an anderen Orten weite Flächen mit Landseen; senden und bringen Wärme nach den Polen und dagegen Kälte nach dem Gleicher; überziehen die Erdoberfläche mit zahllosen Rinnsalen für die örtlichen Überschüsse, lösen den Boden für den Pflanzenwuchs, von dem das Thierreich abhängt wie auch die Menschheit. Diese Verhältnisse haben von jeher gewaltet, denn die bedingende Lage der Erdachse durch die Umdrehung der Erde ist ein ursprüngliches Verhältniß. Als demnach die Erde genügend angewachsen war um angemessene Wärmeunterschiede zu äußern, auch Wasser gebildet hatte so daß Meere entstanden, da mußten die Luft- und Dunstströmungen in der jetzigen Weise wenn auch im minderen Maße beginnen und allmälig zunehmend die Erdoberfläche mehr und mehr umgestalten. Aufsteigende Gebirgsgräte mogten die Mulden ändern, Landflächen unter den Meeresspiegel sinken oder Meeresboden zu Land werden lassen, die Hauptrichtungen der Strömung des Dunstes vom Gleicher nach den Polen und der Rückströmung der Polarluft nach dem Gleicher mußten verbleiben. Die Flüsse mogten ihre Rinnen tiefer graben oder ihr Bette aufhöhen, Landseen ihre Umfassung irgendwo durchbrechen wie das Schwarze Meer (§. 378) u. a. oder ihre Abflußrinne aushölen wie die canadischen Seen; die selben Grundursachen wirkten stets in gleicher Weise, und jede Art der Bewegung und Umgestaltung, welche in der Gegenwart aus dem Verhältnisse zwischen Niederschlag und Verdunstung erfolgt, hat auch ihre Spuren früherer Zeiten an vielen Stellen hinterlassen.

Der Mensch hat keine wesentliche Änderung in den Richtungen der Dunstströmungen herbei führen können, wol aber in ihren Niederschlägen und im verwenden des Überschusses. Die Dunstströmungen des Indischen Meeres werden Mittel-Asien meistens entzogen durch die zwischenliegenden Gebirge; Nord-Amerika empfängt die kalten Luftströmungen des nach Süden ziehenden Polarstromes, West-Europa dagegen die warmen Strömungen des an dieser Meeresseite nach Norden ziehenden Golfstromes, über Ost-Europa nebst Nord-Asien zieht der kalte Luftstrom von dem Pole nach dem Gleicher: so hangen

die örtlichen Landesverhältnisse in ihren breiten Grundzügen ab von großen Strömungen die der Mensch nicht beherrscht, welche vielmehr Lebenszüge der Erde sind, bedingt durch ihre Umdrehung also ihre Eigenbewegung im Weltenraume. Dagegen konnte er einwirken auf den Niederschlag und hat darauf von jeher eingewirkt als Waldverwüster (§. 38), indem er die Erdoberfläche bloslegte an Stellen wo seine Bedeckung zur Wasserhaltung nöthig war: die Bäche vertrockneten, die fruchtbare Erdschicht dörrte aus und verschwand vom Winde fortgeweht, wie sich in Spanien Griechenland Kleinasien Ost-Afrika und an manchen Wüsten erweist. Zum verwenden des Niederschlages hat der Mensch vieles geleistet in den Flußthälern der heißen Länder; namentlich am Nil Eufrat-Tigris und Ganges, wo er die Zuflüsse aus dem Oberlande stauete um das dürre Land zu berieseln; an anderen Stellen, vorzugsweise allenthalben wo der Semiten Einfluß wirkte, hat er Quellen der Oberfläche wie der Tiefe mühsam über das Land geleitet und vertheilt; welches dafür an Stellen wo vordem dürre Steppengräser sprießten, reichliche Ernten an Brodfrüchten erwachsen ließ, Thieren und Menschen zum gedeihen. Große Völker wuchsen heran auf dem üppigen Lande durch eigene Arbeit, blüheten auf zu Zierden der Menschheit und schwanden wieder dahin als die Wasseranlagen zerstört wurden und verfielen.

§. 435. Von den Veränderungen welche die Erdoberfläche erlitten hat, ist für die gegenwärtige Menschheit diejenige am einflußreichsten gewesen welche die **Eiszeit Europas** beendete; weil von dieser Änderung die Bevölkerung unseres Erdtheiles abhing und die Fortbildung zur jetzigen Höhe.

In den gegenwärtigen Verhältnissen Europas sind manche Anzeichen vorhanden, welche zum Schlusse berechtigen daß in der Vorzeit Nord-Europa um hunderte Meter vom Meere überschwemmt war, daß eine Verbindung zwischen dem Eismeere und der Ostsee bestand und daß in Schweden-Norwegen und auf den brittischen Inseln Gletscher sich befanden, wie auch solche in den Alpen eine viel größere Ausdehnung hatten als jetzt. Diese Anzeichen sind auch in den Pürenäen und selbst am Libanon in Westasien in so überzeugender Weise erkannt und gedeutet worden, daß nicht länger daran gezweifelt werden kann, in der Urzeit habe ein viel geringerer Theil von Europa und Asien aus dem Meere empor geragt und sei dieses Land viel kälter gewesen als jetzt.

Jene Anzeichen finden sich zunächst in der Bodenbeschaffenheit des nord-europäischen Tieflandes, welches nicht allein unverkennbar ehemals Meeresgrund gewesen sein muß, sondern auch an vielen

Stellen von großen Felstrümmern bedeckt ist die zu nordischen Gebirgen gehören und, nach vorliegenden Erfahrungen zu schließen, nicht anders als auf Eisfeldern vom Norden übers Meer gebracht sein können bis sie an ihren jetzigen Liegestellen beim zerschmelzen der Eisfelder auf den Grund sanken. Dieses Tiefland erstreckt sich aus Nord-Frankreich durch Nord-Deutschland nach Woronesch in Rußland, wo es bis Tscheskaja am Polar-Meere sich fortzieht; über 500 Meilen lang bei 30 bis 100 Meilen Breite. Das Land von Ost- und Süd-Schweden auch Dänemark nebst den Herzogthümern, England und Irland sind ebenfalls dazu gehörig, so daß die jetzige Nordsee und Ostsee zu betrachten sind als Überbleibsel eines Meeres, welches vom Atlantischen Meere bis zum Eismeere reichend, in einer Breite von Mittel-Deutschland bis an Norwegen sich erstreckte. Ein anderer minder auffälliger aber überzeugender Beweis liegt darin, daß im bottnischen Meerbusen an Schwedens Ostküste Seethiere vorhanden sind welche zum Nord-Meere gehören, also nur bei einer früheren Seeverbindung über Finnland hieher gekommen sein können, da sie im Westtheile der Ostsee und im Kattegat nicht vorgefunden werden. Deutliche Nachweisungen über die ehemaligen Meereshöhen geben Gletscherspuren auf den brittischen Inseln und in Norwegen-Schweden. Wie sehr dabei die Wärme des damaligen Europa geringer war als jetzt zeigt sich in den Alpen, wo die den Gletschern eigenthümlichen Abschleifungen der Seitenfelsen in Thälern gefunden werden die jetzt frei sind von Gletschern. Auch finden sich in der Schweiz weithin verschleppte Felsblöcke, am auffälligsten an den Jurabergen uud zwar Blöcke die unverkennbar aus den Alpen stammen, von denen die Abdachungen des Jura gegenwärtig durch das breite Thal der Aar und Rhone getrennt sind. Dadurch daß jene Findlinge zu verschiedenen Gesteinen gehören, ist es gelungen die Stellen in den Alpen ausfindig zu machen woher sie stammen: so hat sich gefunden, daß ein Block von 1000 Cubik-Meter oberhalb Neufchatel herangeschleppt sein muß vom Kamme der Vollaterra in der Nähe von Martinach, aus einer Entfernung von 16 deutschen Meilen. Solches ist nur erklärlich durch Gletscher, welche in der Eiszeit jenes Thal in seiner ganzen Breite und zu beträchtlicher Höhe ausgefüllt haben oder über einen dieses Thal ausfüllenden Landsee als Eisfelder die Blöcke trugen; so daß jedenfalls auf Eisesrücken jener wie auch zahllose andere Blöcke fortgetragen wurden und an den gegenüber liegenden Abhängen abfielen, als dort das Gletschereis schmolz; wie gleiches noch jetzt an vorhandenen Gletschern geschieht. In England fanden sich auch andere Spuren der ehemaligen Eiszeit in den zugehörigen Erdschichten; welche Reste von Seethieren enthalten die gegenwärtig nur noch im hohen Norden leben, nicht in dem Meere

bei der Fundstelle. Auch zeigt sich am gegenwärtigen Pflanzenwuchse Englands, daß ein Theil aus dem Norden stammen müsse, im Eisschlamme eingewandert zur Zeit als nur die hochliegenden Theile der brittischen Inseln aus dem Meere empor ragten.

Die Forscher sind durch vielfältige Beweise überein stimmend zum Schlusse gelangt, daß in Europa eine Eiszeit geherrscht haben müsse, verbunden mit viel weiterer Erstreckung und höheren Ständen der Meeresflächen, deren Spiegel bis zu 200 Meter und darüber höher als jetzt stand; daß ferner diese Eiszeit den gegenwärtigen Höhen- und Wärme-Zuständen vorherging und stufenweise darin über gegangen sein müsse. Zur Erklärung dieses Unterschiedes zwischen jetzt und vormals bietet sich nur zweierlei, nämlich

Hebung des Landes, oder
Senkung des Meeresspiegels.

Um die Hebung des Landes in Erwägung zu ziehen bedurfte es nur der Hinweisung auf Norwegen-Schweden, indem dieser ganze Landkörper in seinem nördlichen Theile sich allmälig zu heben scheint, dagegen im südlichen Theile vermuthlich sich senkt; welche Bewegung wenn auch jährlich geringe nachweisbar im Laufe der Zeit zu merklichen Höhenveränderungen geführt haben soll. Es lag nahe zu schließen daß ganz Nord-Europa in dieser Weise aus dem Meere sich erhoben habe, wie es sich auch andeute im vorhanden sein von Meeresgrund und Meeresablageruugen auf dem jetzigen Festlande. Dagegen kommt jedoch in Betracht, daß jene Hebung Schwedens nicht als eine gleichmäßige sondern theilweise erscheint, als Drehung um eine Achse welche in der Mitte des Landkörpers quer durchliegend zu denken sei, so daß der nördliche Hebelarm steigt und der südliche sinkt. Wenn die unsicheren Beobachtungen sich bestätigten, bliebe es noch immer ein lokaler Vorgang, dessen gleichen im übrigen Europas durch keine Spur sich andeutet. Ein starker Gegengrund liegt in der Beobachtung, daß in Afrika die Sahara, der große Wüstenstreif, als ehemaliger Meeresgrund erkannt wird, daß also auch dieser Theil der nördlichen Erdhälfte gehoben sein müßte und die Hebung ein so weites Gebiet umfassen würde daß sie aufhört wahrscheinlich zu sein.

Die andere Erklärung durch Senkung des Meeresspiegels bietet stärkere Wahrscheinlichkeitgründe, weil sie eine gleichmäßige Wirkung über einen weiten Bereich erklären läßt aus einem einfachen Vorgange; zu dem noch jetzt die Ursachen in Thätigkeit sind und in ihren Wirkungen sich nachweisen und berechnen lassen. Die Senkung des Wasserspiegels der Meere welche Europa umgeben, ließe sich zunächst erklären durch eine Senkung des Meeresbodens im Ganzen oder in weiter Erstreckung, welcher Bewegung der Meeresspiegel folgen müßte.

Da die Meere im Zusammenhange mit einander stehen: so hätte die Senkung um so viel betragen müssen wie das Raummaß von 200 Meter Höhe über $^2/_3$ der Erdoberfläche ausmacht. Man könnte annehmen im Inneren der Erdrinde hätten sich Holräume befunden deren Einsturz den Meeresboden senkte; was aber durch keinerlei Beobachtung gestützt wird, wenn auch unverkennbar Holräume geringer Größe vorhanden sind. Es ließe sich auch annehmen die Senkung des Meeresgrundes sei mit gleichzeitiger Hebung des Landes verbunden gewesen, so daß die Bewegungen nach unten und oben sich ausgeglichen hätten. Da nun der Meeresboden auf der Erde mehr als $^2/_3$ der ganzen Oberfläche einnimmt: so hätte das Land vergleichsweise um drei Mal so viel sich gehoben als der Meeresboden sank, und habe durch 100 Meter Senkung des Meeresbodens das Festland um 200 Meter gehoben werden können, wie zwischen der Gegenwart und Vorzeit meßbar. Diese Erklärung würde für den vorliegenden Fall ausreichen, auch nebenher manche Gletscherspuren der südlichen Erdhälfte aufhellen; allein sie leidet unter dem starken Einwande, daß zur Zeit keine Ursachen bekannt sind welche eine so allgemeine Verschiebung der Schichten bewirken könnten, so daß bis zum auffinden dieser Ursachen jene Erklärung schweben bleiben müßte, wenn sich keine andere von größerer Wahrscheinlichkeit finden ließe.

Eine solche bietet sich aber dar in der Annahme, daß die Meerestheile welche für die Eiszeit in Betracht kommen jenen höheren Wasserstand hatten, während gleichzeitig die anderen Meere einen tieferen Stand hielten; welche Möglichkeit eingeräumt werden muß, wenn man im jetzt zusammenhängenden Meere getrennt denkt durch Absperrungen und dabei die örtliche Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen Niederschlag und Verdunstung in Betracht zieht. Solche ehemalige Absperrung deutet sich an in der Behringstraße, wo früher Amerika und Asien zusammenhingen; auch in der Mitte des Atlantischen Meeres zwischen Brasilien und Senegal wo Amerika und Afrika sich am meisten nähern. Denkt man sich beide Meeresstraßen gesperrt durch Landverbindungen, so scheidet sich die jetzige Meeresfläche in zwei Becken von verschiedener Größe und Lage, so wie verschiedenen Verhältnissen der Anfüllung. Das nördliche Becken würde nur die nördliche Hälfte des Atlantischen Meeres und das nördliche Eismeer enthalten; das südliche Becken dagegen die südliche Hälfte des Atlantischen Meeres, das südliche Eismeer und den gesammten australischen Ocean; im Größen-Verhältnisse etwa wie 1 zu 4. Wären in beiden Becken die Verhältnisse des Niederschlags und der Verdunstung gleich, so würden auch beide gleiche Wasserhöhe enthalten, ungeachtet ihrer Trennung. Herrschte dagegen nur die geringste Verschiedenheit: so müßte

ein Unterschied des Wasserspiegels entstehen, der wenn auch jährlich nur klein dennoch von Jahr zu Jahr anwachsen würde bis zu einem Stauspiegel, welcher von den Höhenverhältnissen der trennenden Landverbindungen abhinge. Diese Verschiedenheit der Dunstverhältnisse ist aber nachweisbar, herrscht auch noch jetzt in solchem Grade, daß man rechnet die nördliche Erdhälfte empfange von der Gesammt-Verdunstung der Meere $^3/_5$ zugeführt, die Südhälfte also nur $^2/_5$. Es wäre demnach jetzt nur zu untersuchen, welche Dunstmengen dem angenommenen nördlichen Becken aus dem Bereiche des südlichen Beckens durch Luftströmungen zufließen würden, im Vergleiche zur umgekehrten Überführung aus dem Bereiche des nördlichen Beckens in das südliche. Das nördliche Becken empfängt gegenwärtig große Dunstmengen aus dem australischen Meere, welche über das Felsengebirge nach Kanada gelangen und dort die zahlreichen Seen füllen, theils in das Nordmeer ausfließend, theils durch den Lorenz-Strom in das Nord-Atlantische Meer. Ferner empfängt Brasilien reichliche Dunstmengen aus dem Süd-Atlantischen Meere, die an den Cordilleras sich verdichtend, beitragen zur Anfüllung des Orinoko und Amazonenflusses, die beide in das nördliche Becken fließen. Aus dem Bereiche des nördlichen Beckens gelangen aber fast gar keine Dunstmengen in das südliche; denn alle Verdunstung des nördlichen Atlantischen Meeres wird von der Luftströmung nach Europa und dem Nordmeere geführt; der Polar-Wasserstrom konnte dagegen seine Eisfelder nicht in das südliche Becken führen und der kalte Polar-Luftstrom, der allerdings zum Gleicher strömte und in den Bereich des Süd-Beckens, brachte keine erhebliche Feuchtigkeit mit sich. Das südliche Becken gab also weit mehr ab an das nördliche als es zurück empfing und so mußte im südlichen das Wasser niedriger stehen als im nördlichen. Es bedarf nicht der Berechnungen um das Maß der jährlichen Steigerung und des Höhenunterschiedes zu ermitteln; denn es ist gleichgiltig wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende jenes Zeitraumes dazu gehörten, der vor der Eiszeit lag uns unbekannt und wenig wichtig. Der Wasserspiegel im nördlichen Becken mußte durch seinen höheren Stand alle jetzt tiefliegenden Landflächen überschwemmen, also das nord-europäische Tiefland und Nord-Sibirien, Mittelmeer Sahara Brasilien und Gujana, so wie das ganze Missisippi-Thal uud den Norden Amerikas. Aus dem weiten Becken ragten nur hervor Mittelasien, die hohen Theile Europas, das gebirgige Land der Vereinigten Staaten, Grönland Island u. a. Der Golfstrom mogte ungefähr die jetzige Richtung haben oder auch durch das jetzige Missisippi-Thal nach dem Eismeere fließen so lange die Anfüllung ihre größte Höhe hatte; aber das Eismeer mit seinen Flösen erstreckte sich von Osten her tief in Europa

hinein bis an Englands Höhen, so daß hier Frostverhältnisse herrschten wie gegenwärtig unter gleichen Breitengraden in Labrador. Das schwedische Hochland (Kiölen) ragte als Insel hervor von Eisflösen umlagert und von Gletschern bedeckt; das Meer zwischen Schweden und dem Hochlande Deutschlands war den größten Theil des Jahres hindurch gefroren und von den Eisbergen der schwedischen Gletscher durchzogen, die im Sommer schmelzend ihre Findlinge fallen ließen. Der übermächtige Nordostwind (Polar-Luftstrom) kältete auch das südliche Europa ab, überzog die Schweiz mit Gletschern und wirkte im westlichen Europa heftiger wider die erwärmenden Einflüsse des Golfstromes. Er wehrte dem warmen Luft- und Golfstrome, so daß diese westlicher blieben und mehr als jetzt Island und Grönland berührten, die damals, nach den aufgefundenen Resten von Tulpenbäumen u. a. zu schließen, eine um mehrere Grade höhere Jahreswärme besaßen. Es dürften alle der Eiszeit zugehörigen eigenthümlichen Verhältnisse durch die erläuterte Annahme sich erklären lassen. Wenn man sich denkt die Trennung beider Becken träte jetzt ein, so würde sich voraus berechnen lassen daß jene Verhältnisse in kürzerer oder längerer Zeit die Folge sein müßten: die Zunahme der nördlichen Wasserflächen müßte abkülend wirken auf das verkleinerte Land; das von Osten eindringende Eismeer müßte den Winter verlängern und den aus Südwesten kommenden warmen Luftstrom westwärts drängen; alle Pflanzen und Thiere deren Leben von größerer Jahreswärme abhingen, würden auswandern oder sterben, dagegen nordische Pflanzen und Thiere südlich sich ausbreiten. Umgekehrt würde dereinst beim aufhören der Eiszeit alles nordische zurückweichen und von Südosten her aus Asien südliche einwandern, wie es ehemals nachweisbar geschehen ist.

Über die Entstehung der Behringstraße, an der schmälsten Stelle 40 Seemeilen breit, ist nichts bekannt; dagegen gibt es Andeutungen bezüglich der ehemaligen Landverbindung zwischen Brasilien und West-Afrika, über deren Zerstörung zu einer Zeit aus welcher dunkle Sagen berichten, zu der also bereits Menschen lebten die eine Kunde vererben konnten und mogten. Die aus Ost-Afrika heran gelangte Sage berichtet von einem im Westen gelegenen untergegangenen Lande, späterhin Atlantis genannt, in welchem die goldenen Äpfel (Orangen) wuchsen und ein wonnevoller Zustand geherrscht habe: alles Kennzeichen die noch jetzt einer dort belegenen Landverbindung zukommen würden. Ein näher liegender Grund zu Gunsten der ehemaligen Atlantis liegt in der schon früher von Pflanzenforschern gemachten Beobachtung, daß die westeuropäischen Gewächse Verwandte der westafrikanischen und amerikanischen enthalten, weit verschieden von der im Übrigen asiatischen Pflanzenwelt Europas; so daß sie schon dar-

aus unabhängig von anderen Gründen auf eine ehemalige Landverbindung zwischen Europa und Amerika schlossen. Eine fernere Stütze der Annahme läßt sich finden nicht allein in körperlichen Änlichkeiten unter den Völkern zu beiden Seiten, indem es in West-Afrika rothe Völker gibt wie in Amerika und hier dunkle Völker wie in Afrika, sondern es finden sich noch auffälligere Änlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, so wie in den Glaubens-Vorstellungen und Einrichtungen der Ur-Amerikaner, den Opfern Weihungen selbst Beschneidung und Reinigung-Gesetzen, Speiseverboten Fetischdienst Schlangenverehrung u. a. Änlichkeiten so besonderer Art, daß manche schon früher sich versucht fühlten anzunehmen die zehn Stämme Israels seien nach Amerika gewandert. Auch weist die beiderseitige Landgestaltung auf jene Verbindung hin; denn die Behringstraße ist unverkennbar ein Durchbruch; in Brasilien laufen die Erhebungen nordostwärts fort zum Vorgebirge St. Roque und in West-Afrika schiebt das Kong-Gebirge seine Ausläufer südwärts vor zu Vorgebirgen, die allerdings gegenwärtig 440 Meilen entfernt sind von St. Roque, aber durch zwischenliegende Inseln St. Paul und St. Fernando genähert.

Wie jene Landverbindung aufhören und an ihre Stelle eine breite tiefe Meeresverbindung entstehen konnte erklärt sich ebenfalls aus der noch jetzt wirksamen Bewegung der beiden Meeresströmungen, welche an jener Stelle in solcher Weise vor sich geht, daß sie zum allmäligen zerstören jener Landverbindung führen mußte. Zwischen Afrika und Brasilien treffen nämlich zwei Meeresströmungen im Zuge von Ost nach West zusammen, jede in ihrem Bereiche einen völligen Kreislauf vollendend. An der Nordseite der Golfstrom welcher von Afrika quer durch das Atlantische Meer in den Meerbusen von Mexico strömt, darauf bei Florida vorüber nach Nordost zieht und vor der Straße zu Gibraltar sich verzweigend, den einen Lauf nach Norden richtet, den anderen rücklaufend längs Afrikas Küste südwärts nach dem Ausflußorte am Senegal; an der Südseite ist es der Südstrom welcher vom Vorgebirge St. Palmas nach Westen quer durch das Atlantische Meer strömt und bei St. Roque umbiegend nach Süden fließt, um durch das Süd-Meer nach dem Cap der guten Hoffnung gelangend, längs Süd-Afrika nordwärts nach dem Ausflußorte bei St. Palmas zurück zu strömen. Die Landverbindung war also den Angriffen der beiden Strömungen ausgesetzt, deren Wellenschlag von Nord und Süd beiderseits auf das Land gerichtet war und die Ufer zerriß, wobei ihre Strömung Ost-West fließend längs den Ufern alle Trümmer und Geschiebe unwiederbringlich fortführte. Die Landenge war überdies den dort heftigen und fast täglich wiederkehrenden tropischen Regengüssen ausgesetzt, welche die Oberflächen abschwemm-

ten, und so mußte die Landverbindung allmälig verschmälert und erniedrigt werden, bis die Anfüllung des nordatlantischen Beckens die Einsenkungen des Kammes überfloß und die Landenge (Atlantis) zerstörte. Ob dieses ununterbrochen oder stufenweise fortschritt und wie lange Zeit darüber verfloß ändert nicht die Hauptfrage. Die Schichtenabsätze der Eiszeit scheinen anzudeuten, daß Stufenfolgen der Erniedrigung des Aufstaues stattfanden mit Zwischenzeiten in denen das Becken auf erniedrigten Ständen verblieb. Der in den Sagen der Atlantis angedeutete Durchbruch ist vielleicht nur der letzte, der schließliche Ablauf der tiefsten Stufe als nur noch etwa 180 Meter hoch das nördliche Becken überfüllt war. Daß der Durchbruch eines aufgestaueten Meeres und seitdem der verdoppelte Golfstrom völlig ausreichten, um die Landverbindung bis auf den Grund fortzuwaschen und eine breite Meeresverbindung herzustellen, erscheint um so erklärlicher wenn erwogen wird, daß von den Polen nach dem Gleicher und wahrscheinlich darüber hinaus eine starke Grundströmung entstand und noch herrscht; die so lange die Verbindung vertiefen und erweitern mußte bis der zum ausgleichen aller Unterschiede nöthige Querschnitt von 440 Meilen Breite bei angemessener Tiefe hergestellt worden war.

Andere Verhältnisse finden ebenfalls ihre Erklärung auf diesem Wege. Die Sahara liegt nördlich von jener Landverbindung, war deshalb von dem aufgestaueten Meere überschwemmt und ward nach ablaufen dürres Sandland wie die norddeutsche Tiefebene; auf und in dem Wüstenboden liegen die Trümmer ehemaliger Seethiere. Ihre Einwirkung auf Europa ward eine entgegengesetzte: vordem sandte dieser Meerestheil feuchte heiße Winde nach Norden, die in den Alpen zu Schnee und Gletschereis gefroren; seitdem sendet die Wüste heiße trockene Winde, welche gegenwärtig Europa erwärmen. Auch die flache Lage des Missisippi=Thales, so wie der Thäler des Orinoko und des Amazonenflusses deutet darauf daß sie ehemals Meerboden waren.

Im Süd=Becken mußte während der Anstauung des Nord=Beckens der Wasserspiegel um ein gleiches Raummas erniedrigt sein, da sich nicht annehmen läßt, daß damals mehr Wasser als jetzt auf Erden vorhanden gewesen sei. Bei niedrigem Wasserspiegel war dort ein Theil der jetzigen Meeresflächen Land: es konnten z. B. Madagascar Ceilon Sundainseln und selbst die großen Inselländer Australiens mit dem Festlande verbunden sein; manche der Inselketten östlich von Asien mogten damals den Rand weiter Binnenländer bilden wie z. B. die Aleuten Kurilen Japan Philippinen, so daß dort weit mehr Festland vorhanden war als jetzt. Demgemäß sind auch auch dort die Verhältnisse zwischen Regenfall und Verdunstung örtlich

verschieden gewesen von den jetzigen; nur die Hauptrichtungen der Dunstzüge mußten dieselben sein wie jetzt, weil sie von der Umdrehung der Erde verursacht werden. Das nördliche Becken mußte schon damals Dunstzufuhr aus dem südlichen Becken empfangen, wenn auch vielleicht weniger. Als der Durchbruch stattfand, tauchten auf der Nordhälfte weite Landflächen aus dem Meere empor, wogegen auf der Südhälfte weite Landflächen vom Meere bedeckt wurden. Das hier verbliebene Land ward von den zahlreichen und heftigen Meeresströmungen weiter verändert, abgespült zerrissen und durch tiefe Wasserstraßen getrennt bis zur jetzigen Gestaltung.

Die Zeit in welcher der Durchbruch geschah erscheint nicht sehr entlegen; denn nach Anzeichen zu schließen war Mittel-Europa zur Eiszeit bewohnt von einem Menschenschlage der mit Renthieren zusammen lebte, Feuersteinwaffen führte und klein von Gestalt hier noch hauste als die Vorfahren der jetzigen Völker einwanderten. Sie wurden von den Ariern theils erschlagen theils aufgenommen oder geduldet, theils aber auch vertrieben nach dem hohen Norden, wo ihre Nachkommen in den jetzigen Lappen fortleben. Sie gehörten wahrscheinlich zu den sibirischen Völkern, welche das Uralmeer (§. 378) umgehend, über den Waldai-Rücken Rußlands und nördlicher über die Eisdecke nach Europa gelangten, in dessen Mitte ein Leben führend wie ihre jetzigen Nachkommen in der Lappmark und Finnland. Ihre Knochen- und Kieselgeräte werden an Stellen gefunden, die zur Eiszeit vom Meere bedeckt waren. In neuester Zeit ward in Nord-Frankreich eine menschliche Kinnlade tief im Kiesgrunde gefunden an einer Stelle, die 36 Meter über Meereshöhe zur Eiszeit Meeresgrund war, so daß die Stelle noch vor durchbrechen und ablaufen des Wassers um 3 bis 4 Meter vom Kiese bedeckt werden konnte: der Inhaber mußte also schon lange vor dem Untergange der Atlantis in Mittel-Frankreich gelebt haben, am Rande des damaligen Nord-Meeres.

Es könnte mit der vorstehenden Erläuterung unvereinbar erscheinen, daß an vielen Stellen Europas die Knochen von Elefanten, Hiänen und anderen Thieren gefunden werden, welche gegenwärtig heiße Länder bewohnen. Allein diese Thatsache ist auch bei jeder anderen Erklärung der Eiszeit in Betracht zu ziehen, so daß die anscheinende Unvereinbarkeit jedesmal obwaltet. Die Schwierigkeit löst sich jedoch, sobald das jetzige Sibirien mit Europa zur Eiszeit verglichen wird: es herrscht jetzt dort eine Winterkälte wie damals hier und dennoch im Sommer solche Wärme, daß nicht allein Tiger und Elefanten im Freien leben könnten sondern auch die Tiger noch jetzt alljährlich weit nach Norden streifen wo sie das Ren jagen. Sobald also in Europa zur Eiszeit den Thieren des heißen Südens nur die

Verbindung mit diesem offen stand, konnten sie den Sommer in Europa nnd den Winter in Afrika oder Asien verleben; brauchten aber auch nicht einmal so weit zu wandern, denn im 4. Jahrh. vor Chr. G. lebten noch Löwen in Nord-Griechenland, so daß es vielleicht genügte den Winter am Mittelmeere zuzubringen, wo ausreichende Wärme vorhanden war und die Wälder Schutz und Narung verliehen.

§. 436. Die erläuterten Bewegungen zur Umgestaltung der Erdrinde werden anfänglich unnennbare Zeitlängen hindurch lediglich gewirkt haben zum schaffen und umwandeln der Stoffmischungen, bevor die **Entstehung des Lebens** möglich ward.

Die bekannten Erdarten in denen das Pflanzenleben wurzelt und aus den also auch das Thierleben hervor geht, namentlich Thon Kiesel und Kalk, sind sämmtlich Verbindungen einfacher fester Stoffe mit Sauerstoffgas; das in neuerer Zeit modisch gewordene Alumium, ein grauweißes leichtes Metall, wird durch verbinden mit Sauerstoff zu Thon; Silicium, ein braunes schweres Pulver, wird durch verbinden mit Sauerstoff zu Kiesel (Kieselsäure Flintstein Quarz) und das Metall Calcium, silberweiß und fest, wird mittelst Sauerstoff-Verbindungen umgestaltet zu Kalk Kreide Gips Alabaster Marmor. Diese Erdarten bilden Hauptbestandtheile des Pflanzen- und Thierlebens, in welchem außerdem als wirksame Bestandtheile sich vorfinden: die Kole, welche mit Sauerstoff zur Kolensäure sich verbindet, die Metalle Natrium und Kalium, mit Sauerstoff zur Soda und Pottasche verbunden, der Fosfor, welcher mit Sauerstoff und dem aufgenommenen Kalke zu Knochen sich verbindet, auch mit Fett zum Mark und Hirn wird: sämmtlich Verbindungen, die aus den einfachen Stoffen erst entstanden während sie Bestandtheile der Erdkugel bildeten.

Diese Verbindungen einfacher Stoffe zu Bestandtheilen lebender Wesen konnten nur stufenweise stattfinden, denn viele erfordern eine mindeste Licht- oder Wärmenmenge und einen bestimmten Luftdruck; die beide erst auf Erden vorhanden sein konnten als die anwachsende Erdgröße die Lufthülle bis zu jener Grenze gebildet hatte. Die Verbindungen, welche des Wassers bedurften konnten sich nicht bilden bevor Wasser entstand, überdies auch nicht eher als die Wärme über den Gefrierpunkt zugenommen hatte. Nur wenn örtlich chemische Verbindungen eine Erhitzung erwirkten, genügend um Sauerstoff und Wasserstoff zu verbinden, konnte Wasserdunst entstehen; der zu Schnee oder Eis sich verdichten mußte so lange die Luftwärme unter dem Gefrierpunkte blieb. Die Verbindungen der einfacheu Stoffe mußten schon sehr weit geschehen sein ehe Leben entstehen konnte; denn ihre

einfachste Form als frei lebende Pflanzenzelle enthält schon in ihren Hüllen, ihrem Zellenstoffe und Kerne eine Menge einfacher Stoffe in vorgeschrittenen Verbindungen: Sauerstoff Wasserstoff Stickstoff Kole Kali u. a. mit Wasser verbunden zu Geweben und Körpern. Größere Pflanzenwesen bauen sich auf aus einzelen Zellen, welche sich bildeten aus den Metallen Kalium Kiesel u. a. so wie Kole Schwefel Fosfor und den Gasarten. Jedes entnimmt Kolensäure aus der Luft, trennt deren Verbindung und verwendet die Kole zum Aufbau, nimmt Wasser auf und zerlegt einen Theil um den Wasserstoff zu verwenden zu neuen Verbindungen des eigenen Wesens, verdunstet Wasser um die darin gelösten Kristalle zurück zu halten und eignet sich Amoniak, fosforsaure und schwefelsaure Salze an. Sämmtliche Verbindungen mußten bereitet sein bevor Leben entstehen konnte und dessen Entwicklung konnte nur fortschreiten als die dazu erforderlichen Verbindungen bei zunehmender Licht- und Wärmemenge sich bildeten, auch der dazu erforderliche Luftdruck vorhanden war.

Der Anordnung nach steht das Pflanzenleben tiefer als das Thierleben, so daß es als Vorstufe erscheint, als Grundlage auf welcher das Thierleben sich entwickelt hat; es mußte also früher da sein. Sobald jedoch die Forschung abwärts geführt wird zu den rückständigsten Stufen, gelangt sie zu Wesen welche die Merkmale des Pflanzen- und Thierlebens in sich vereinigen und bei denen es streitig erscheint welchem der beiden Reiche sie zugetheilt werden sollen oder dürfen, weil Pflanzenkenner oder Thierkenner für sein Reich sie in Anspruch nehmen kann. Die bekannten Wasserfäden (Algen) sind ihrer Lebensweise und Gestaltung nach Pflanzen und dennoch erscheinen ihre Keimkörner als Thiere, brechen aus der Mutterpflanze hervor und tummeln umher im Wasser, bis sie irgendwo sich festsetzen und pflanzenartig auswachsen; mehrere Arten wurden auch früher zu den Thieren gerechnet, namentlich die kieselschaligen. Ebenso die Badeschwämme, welche am Meeresgrunde pflanzenartig wachsen aber zur Vermehrung Keime hervor stoßen, welche lebhaft und willkürlich umher schwimmen, bis sie endlich an den Grund sinkend sich festsetzen und zu Schwämmen aufwachsen. Andererseits gibt es niedere Thiere, welche den Holzstoff enthalten der als Kennzeichen des Pflanzenreiches gilt; die Mehrung vieler der niederen Thierarten durch sprossen ist ganz pflanzlicher Art und bei manchen (Salpen u. a.) bleiben überdies die Sprossen mit dem Mutterstamme verbunden wie bei den Bäumen. Auch der Aufbau beider Reiche aus Zellen, aufnehmen zerlegen verbinden und ausscheiden der Bildungstoffe bietet zahlreiche Änlichkeiten und Gleichheiten; so daß wahrscheinlich gelten muß, die anfänglichen Lebensgestaltungen haben das Wesen der Pflanzen und

Thiere in sich vereinigt und erst die spätere Fortbildung zu höheren Stufen habe die Besonderheiten geschieden, welche gegenwärtig die Unterscheidungen beider Reiche ausmachen. Die Merkmale, nach denen man unterscheidet sind aber keineswegs schroff geschieden vorhanden: es gibt Weichthiere (Korallen Quallen Schwämme u. a.) die auf dem Meeresgrunde wachsen gleich Pflanzen und doch zu den Thieren gerechnet werden müssen: dagegen Pflanzen, welche im Wasser treibend oder in der Luft aufgehängt fortwachsen ohne im Erdboden zu wurzeln. Es gibt die Sinnpflanze welche Empfindung äußert, andere welche willkürliche Bewegungen machen zum Fange von Insekten oder bei denen zur Zeit der Befruchtung die Staubfäden sich empor richten, den Samenstaub in die Eischeide fallen lassen und darauf sich niederlegen. Die Blätter der Pflanzen lassen sich treffend vergleichen mit den Kiemen und Lungen des Thierreiches, auch atmen durch die Oberflächen ist dem Pflanzenkörper eigen wie den Thieren; ebenfalls der Saftumlauf, auf- und absteigend, rege erhalten durch unausgesetztes verdunsten des Wassers aus den Oberflächen. Der Unterschied liegt hauptsächlich nur darin daß im Thierreiche das gemeinsame Grundwesen in abweichender Richtung und höher reichend sich fortgebildet hat.

Am meisten ist geforscht und gestritten worden um den Übergang aus dem Unorganischen zum Organischen; um so mehr als die zahlreichen Versuche zur Lösung der Frage jede Hoffnung täuschten und dennoch immerfort die Hoffnung rege hielten. Vom fernen Alterthume bis jetzt ist an die Urzeugung geglaubt worden (§. 423): verleitet durch Beobachtungen, dachte man zuerst daß unter besonderen Verhältnissen aus dem Schlamme Thiere entstehen; späterhin erschienen die Quallen zum Vergleiche geeignet, um anzunehmen in einem Urschleime sei der erste Übergang zum Leben zu suchen; als in neuerer Zeit das Nahrohr die Welt der kleinsten Wesen dem Blicke eröffnete, hoffte man darin die ersten Formen des Lebens entdecken zu können, sei es durch willkürliche Versuche oder in Vorgängen beim entstehen jener Wesen. Es hat nicht gelingen wollen, aber andererseits mußte man sich sagen daß noch eine ganze Lebensfülle jenseit der Grenzen des bewaffneten Auges vorhanden sei, so daß dort der Übergang stattfinden könnte; daß ferner unsere Versuche und Beobachtungen nicht von solcher Dauer sind, wie vielleicht der Übergang erfordert, daß uns die Bedingungen unbekannt sein können oder ihnen bisher nicht in richtigem Maße genügt worden sei, und endlich daß bei dem vorgehenden allgemeinen Kampfe um das Dasein, die unterste Form auch wenn sie entstünde sofort von den höheren Lebensgestalten geraubt und zerstört würde, was in der Urzeit nicht gewesen sei. Sind

demnach auch alle bisherigen Forschungen vergeblich gewesen, so ist dennoch kein Grund gegeben zur Hoffnunglosigkeit.

Zur Zeit erkennt man als einfachste Form des Pflanzen= und Thierlebens die Zelle, einen häutigen Sack mit Saft gefüllt in welchem ein Kern schwimmt. Frei schwebend ist die Zelle kugelrund, in Berührung mit anderen wird sie je nach der Einwirkung platt oder länglich rund, eckig oder in Spitzen gezogen u. s. w. und wenn sie nicht als Theil eines Wesens ausgeschieden wird, verhärtet sie zu Holz Knochen o. a. Ihr Leben ist in allen Formen darin gleich daß der Zellsaft durch die Häute Luft und Feuchtigkeit empfängt aber auch ausscheidet, so daß im Inneren ein Kreislauf entsteht zwischen der Außenwand wo die Auswechslungen vor sich gehen und der Mitte welche von dem außerhalb liegenden nicht berührt werden kann. Die Wärmeunterschiede zwischen der Zelle und dem sie umgebenden Körper (Wasser und Luft) reichen völlig aus um dieses hin und her zu bewirken. Indem äußere Stoffe in die Zelle eindringen, seien sie gasig oder flüssig oder fest (in Wasser gelöst) müssen im Innern durch ihr strömen auch Umsetzungen stattfinden, ohne daß es eines anderen Erregers bedürfte als den Wärme=Unterschied. Dieser schafft Verschiedenheiten der Dichtigkeit, zu derem austauschen die ungleich dichten Stoffe kreisend strömen, nach den Gesetzen der Schwere, der Anziehung der Erde folgend. Es sind also Erscheinungen wie sie auch geschehen außerhalb des Thier= oder Pflanzenreiches, wo Bewegungen erzeugt werden durch Wärme=Mittheilung, durch Verbindung wahlverwandter Stoffe, durch verdunsten austauschen ungleich dichter Flüssigkeiten, verdichten und verbinden von Gasen; alle in der unorganischen Welt ebenso vorgehend wenn auch minder reichhaltig und auffällig.

Der Übergang aus dem Unorganischen in das Organische erscheint überhaupt nur deshalb so groß, weil man bei rückständiger Erkenntniß ersteres als starr und unbeweglich betrachtet, sich denkt als unverändert bis es in das organische leben aufgenommen werde. Nur Irrthümer in den Vorstellungen der Menschen haben diese Kluft geschaffen, die in Wirklichkeit nicht besteht. Die Starrheit Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit, auf Grund derer man das Erdreich dem Pflanzen= und Thierreiche geradezu gegenüber stellte, ist nirgends vorhanden als in den irrigen Vorstellungen der Menschen, welche durch die Begrenztheit der Sinne getäuscht wurden (§. 6). Der Fels ist beweglich und veränderlich, nur im minderen Maße als Pflanzen und Thiere; er verschiebt die Lage seiner Theile je nachdem ungleicher Druck oder eine Bewegung Erschütterung oder gar der Schall es bedingen; er ändert seine Gestalt je nach den Einflüssen der Wärme; er hat in seiner Art die Atmung und den Stoffumsatz, denn in die

durch Wärme ausgedehnten Zwischenräume dringen Luft und Wasser, durchziehen den Fels und werden bei der täglichen Abkülung durch zusammen ziehen der Zwischenräume wieder ausgestoßen, nachdem sie mitgebrachte Stoffe abgegeben und wiederum andere aufgenommen haben, also Lösungen und Umsetzungen vermittelten. Vom Felsen der in der Tagessonne sich ausdehnt und am Abend sich zusammen zieht, darf man sagen daß er in je 24 Stunden einen Atemzug vollbringe, genügend um in langen Zeiten große Veränderungen herbei zu führen, namentlich aber den Fels (durch verwittern) zum höheren Leben zu befähigen. Das eindringende Wasser verdunstet an der erwärmten Oberfläche wie bei Pflanzen und Thieren, es werden eben so Gase ausgeschieden wie auch in Wasser gelöste Stoffe; der Fels behält zugeführte Stoffe wenn sie zu seinen Bestandtheilen in Wahlverwandschaft stehen; er erzeugt Wärme oder bindet sie gleich Pflanzen und Thieren je nachdem die Umsetzungen es bewirken; die Wahlverwandschaft welche alle Veränderungen seines Innern beherrscht, ist die selbe welche in Pflanzen und Thieren in gleicher Weise waltet und alle Bewegungen zur Folge hat welche wir Leben nennen. Der Fels wächst durch überwiegende Stoffaufnahme oder nimmt ab durch überwiegende Ausscheidung, lebt und stirbt also wie Pflanzen und Thiere in Fortbildung und Rückbildung. Nur ist sein Leben langsamer, fast unmerklich für unsere Beobachtung. Wenn aber auch der Lebenslauf eines Granitfelsens in Manchfachheit der Lebensäußerungen durch einen weiten Abstand vom Lebenslauf eines Menschen getrennt ist, so mindert sich doch der Unterschied um so mehr je tiefer die Betrachtung vom Menschenleben abwärts steigt zu den rückständigsten Wesen, den einfachen Zellen deren ganzes Leben auf den Stoffwechsel sich beschränkt und durch Bewegungen vermittelt wird, wie sie der Wärmeunterschied zwischen ihr und der Umgebung hervor zu bringen vermag. Das Zellenleben in seiner einfachsten Art erscheint lediglich als wenig höhere Stufe des Lebens im Gesteine. Wenn auch dabei in Betracht zu ziehen ist, daß die Zelle aus verschiedenen Gebilden bestehe, nämlich Haut Saft und Kern, so folgt eben daraus daß noch einfachere Gestaltungen möglich und wahrscheinlich sind; daß überdies die uns bekannten Zellen in viel kleineren Gestalten da sein müssen, weil es Thiere (Monaden) gibt, nur $^1/_{6000}$ Linie groß, denen dennoch Verdauungwerkzeuge und selbst Augen zugeschrieben werden, die mindestens aber aus verschiedenen Gebilden bestehen. Wir kennen also nur große Zellen und kann um so weniger der Übergang vom Steinreiche zum Pflanzen- und Thierreiche als ein Sprung angesehen werden oder gar als der Übergang in entgegen gesetzte Gestaltung. Die Frage wird allerdings nicht eher unwiderleglich entschieden sein, als bis

solche Übergänge beobachtet oder willkürlich hervor gebracht werden können. Mittlerweile sind jedoch Schlußfolgerungen auf Grund der vorwaltenden Änlichkeiten anwendbarer als Verzicht leisten auf jede Erklärung und auf jedes forschen zu diesem Zwecke, dessen die Anhänger der Schöpfung-Vorstellungen oder der plötzlichen Entstehungen sich schuldig machen. Glauben ist leichter zu erlangen als wissen, steht aber noch tiefer als vermuthen.

§. 437. Die Entstehung des Lebens in einfachster zur Zeit unbekannter Form war jedenfalls so weit entfernt von der höchsten bekannten Stufe der Entwicklung im Menschen, daß die **Fortbildung des Lebens** durch eine unabsehbare Reihe von Bildungen und Jahrtausenden sich steigern mußte bevor sie den Gipfelpunkt erlangte.

Die Übersicht der Gestalten dieser Fortbildung wird wesentlich erleichtert, wenn angenommen wird die Entwicklung der ganzen Lebensfolge habe ebenso stattgefunden wie die der Menschheit, langsam und stufenweise, die Fortbildung von der Rückbildung begleitet. Solches sei geschehen wie bei der Menschheit in so großer Verschiedenheit der Förderung, daß nur ein kleiner Theil die höchste Stufe erreichte, alle anderen dagegen nur zu den verschiedenen niedrigeren Stufen gelangen konnten; daß also die Fülle der vorhandenen Lebenswesen das Ergebniß und die Überreste aller vorhergegangenen Gestaltungen sei, ursprünglich befähigt zur höchsten Fortbildung, aber durch die Einflüsse des Weltlaufes aus einander geführt und in verschiedenen Richtungen zu Seitenläufen oder Ausästungen fortgebildet. Wie die Menschheit in ihrem Bereiche die Stufenfolgen der menschlichen Fortbildung enthält, vom dürftigsten affenartigen Wilden bis zum höchstgebildeten Europäer, so offenbart sich auch in dem Pflanzen- nnd Thierreiche die Stufenleiter der Fortbildung des gesammten Lebens auf der Erde; hie und da unterbrochen gleich der Geschichte der Menschheit, aber genügend in ihren Bildungen um manche Spuren des Verlaufes erkennen zu können.

Die Erforschung der Folge von Lebenswesen in Gemäßheit dieser Anschauung ist noch zu neu, als daß es gelungen sein könnte für jede Einzelheit die Stufenfolge zu bezeichnen. Die vorhandenen Lebenswesen sind nur die Überreste deren zahllose Zwischenstufen spurlos verschwunden sind. Die Erforschung der vorweltlichen Bildungen ist zudem so sehr erschwert, auch auf einen so kleinen Theil der Erdrinde beschränkt, daß niemals eine vollständige Stufenleiter der Bildungen aufgefunden werden wird. Wollte man Zwischenformen ersinnen, in Gedanken zusammen setzen durch rückwärts verfolgen jetziger Arten, wie es immerhin anwendbar wäre, so bliebe dieses verfahren dem

Einwande ausgesetzt, daß es nicht Wesen sondern Gedankenbilder schaffe, die zur Beweisführnng unzuläſſig seien. Es müssen deshalb aus dem gestaltlich vorhandenen Leben oder dessen Überresten die Beläge entnommen werden, wenn widerwärtige bekehrt werden sollen, die aus Vorsicht oder Trägheit in der hergebrachten Erklärung durch eine unerklärliche Schöpfungweise sich befriedigt fühlen.

Die Beobachtungen haben in dieser Richtung bereits vieles herausgestellt was mit den Schöpfungvorstellungen unvereinbar ist, auch den meisten Gründen welche wider die neue Lehre geltend gemacht werden ihre Beweise entzieht, endlich aber einzele Stufen erkennen läßt, aus denen Schlüsse für die ganze Reihe gefolgert werden dürfen. Vornämlich ist in dieser Beziehung zu betrachten:

a) daß die Eintheilungen, welche Forscher gemacht hatten um die Anordnung und Übersicht der Fülle des Lebenden zu erleichtern, nur Gestaltungen des Verstandes sind, nicht in Wirklichkeit durch Klüfte getrennte Gebiete sondern Trennungen die der Verstand sich dachte, an den Stellen der Stufenleiter wo die Übergänge anscheinend eine Lücke bieten.

Zu diesen Eintheilungen dienten zumeist auffällige Äußerlichkeiten, wie z. B. Entwicklung der äußeren Glieder, nach welchen man zunächst Fische Lurche und Vögel unterschied, die Geburt und Ernärung der Junge, nach welcher man die Säugethiere ausschied, die Hautfarbe, welche den Eintheilungen der Menschenarten unterlegt ward u. s. w. Die Grundverbindungen aus Stoffen oder die Fortbewegung sollten Pflanzen und Thiere scheiden und nach Blattentwicklungen ward das Pflanzenreich in Arten eingetheilt u. s. w., alles Hilfen die in der Willkür der Menschen lagen und deshalb durch die fortschreitende Erkenntniß wiederholt umgeworfen und durch wesentlich verschiedene ersetzt worden sind. Der Einwand daß eine durchgehende Fortbildung nicht stattfinden könne, weil es streng geschiedene Reiche und Arten gebe, beruht demnach auf willkürlichen Annahmen; denn diese Eintheilungen sind nur im Verstande der Menschen vorhanden, nicht in der Reihenfolge des Lebenden, welches vielmehr die Merkmale verwischt und in einander fließen läßt. Auf den rückständigsten Stufen verwischen sich sogar die unterscheidenden Kennzeichen des Pflanzen- und Thierreiches; so daß nicht allein die jetzigen Hauptmerkmale jedes der beiden Reiche als Folge nachheriger Entwicklung angenommen werden müssen, sondern auch die Fortbildung in jedem der beiden Reiche zu den zahllosen Verschiedenheiten, welche man in Klassen und Arten zu unterscheiden sucht. Letztere Eintheilungen mögen sie weit oder eng gezogen werden sind überdies unbestimmt und keineswegs abgeschlossen: Säugethiere sollen diejenigen sein, welche lebendige Junge

gebären und diese durch Muttermilch ernären; aber das gebären lebendiger Junge findet sich auch bei Fischen (Aalmutter, Blennius vivip.) und selbst bei Schnecken, dagegen nicht bei Beutelthieren (Känguru), welche unreif gebären; die Ernärung durch Milch ist dagegen wenig bedeutend und steht weit zurück gegen andere Eigenthümlichkeiten, die man als Merkmal zurück setzt. Die Wale z. B. werden zu den Säugethieren gerechnet, obgleich sie fischartig gestaltet sind und beständig im Wasser leben; das atmen durch Lungen und warmes Blut macht sie und andere Thiere nicht zu Säugethieren, denn auch Vögel und Lurche haben beides; selbst bei Fischen und Schnecken finden sich Lungenbildungen. Es gibt Vögel welche nicht fliegen können, dagegen Fische und Säugethiere welche fliegen, wie auch zahlreiche Gattungen geflügelter Kerbthiere. Warmblütige Thiere leben im Wasser, schwimmen darin wie Fische; Fische dagegen wandern weithin über Land, selbst bergan um Wasser zu suchen, vermögen auch längere Zeit außer dem Wasser zu leben; wie z. B. Seefische, welche auf tagelanger Landreise am Leben bleiben, Aale welche an Land kriechen um zu rauben oder gar die indischen Stachelfische welche auf Bäume klettern. Das Wort „Art" wird überdies in höchst verschiedenen Bedeutungen angewendet, so daß je nach dem Erklärer ein besonderer Bereich in 7 oder 77 Arten getheilt werden kann. Im allgemeinen gilt die Deutung von Agassiz, daß „zu einer Art alles gehöre, was sich durch Merkmale charakterisirt, die dem Menschen für eine gewisse längere Zeit als unveränderlich erscheinen". Der Unterschied liegt aber eben darin, daß jeder Eintheiler die Art ganz verschieden bestimmt, je nach den Merkmalen die er als unveränderlich ansieht.

In neuerer Zeit ist besonderes Gewicht darauf gelegt worden, daß die unterschiedlichen Arten der Thiere keine fruchtbaren Bastarde mit einander zeugen, wie z. B. Pferde und Esel, deren Nachkommen Maulthiere und Maulesel sich nicht fortpflanzen; daß also eine Fortbildung aus einer Art in die andere nicht möglich sei. Dem steht aber gegenüber, daß Maulthier und Maulesel jedenfalls mit Pferd oder Esel fruchtbare Bastarde erzeugen; es können also je nachdem die unterscheidenden Merkmale sich vererben durch Kreuzungen und zu beständigen aber verschiedenen Arten ausprägen. Noch stärker widerlegt sich der Einwand durch die großen Verschiedenheiten der Thiere einer Art, z. B. der Hunde, deren Unterschiede vom Löwenhündchen durch Dachshund Windspiel Pudel u. a. bis zum Bulldog nicht erklärlich sind ohne Annahme der fruchtbaren Bastardzeugung. Die Vertheidiger der Artenscheidung helfen sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie Hund Fuchs Dachs Wolf u. a. in eine Art zusammenfassen, weil sie fruchtbare Bastarde ergeben, und würden sonach wenn Thatsachen sie

drängten zurückweichen, bis Elefanten und Wale mit Mäusen und Fischottern eine Art bildeten. Allein es genügt daran festzuhalten, daß Bastarde mit der Elternart fruchtbare Nachkommen erzielen, um die Fortbildung zu erweisen; denn im Kampfe um das Dasein verdrängten die geeigneteren Bastard-Nachkommen die ächten Voreltern-Nachkommen und es kam jedesmal eine neue Art an die Stelle der alten wenn diese unterlag oder ausstarb.

Die gangbare Eintheilung in Arten, auf Grund der Fähigkeit zur Erzielung fruchtbarer Nachkommen, ist demnach eine willkürliche und nicht sicher durch zu führen. Wie die übrigen Merkmale dient sie zur Übersicht und hat auch in sofern eine Stütze als der Regel nach die Thiere vorwaltend nur mit den ihnen zunächst stehenden sich paren. Allein sie findet ihre Stütze nur in oberflächlichen und auffälligen Merkmalen, die an Wert weit zurück stehen gegen die vorwaltenden und durchgehenden Grundzüge, welche im Hirn, Nervengestränge, der Wirbelsäule liegen und in nahezu ununterbrochener Folge sämmtliche Stufen der allmäligen Fortbildung aufweisen in den vorhandenen Wesenreihen.

b) Die Fortbildung der Wesen zeigt sich so manchfach, daß der Übergang zu anscheinend ganz verschiedenen Arten erklärlich erscheint.

Von der Manchfachheit geben die vorhandenen 1800 Rebensorten einen Beweis und von der Weitspältigkeit die 60 Hundesorten, welche an Größe Gliederbau Beharung und Lebensweise so weit von einander abweichen, wie man bei anderen Thieren als ausreichend erachtet um sie in besondere Arten zu scheiden. Wenn man die Folgereihe aller Antilopen durchschaut, finden sich Anschlußthiere für Ziege Esel Rind Hirsch u. a. auch Lama Giraffe und Kameel lassen sich damit verbinden, so daß eine Menge von Thieren als einseitige Fortbildungen der Antilopen erscheinen. Nimmt man diese dazwischen heraus oder wären sie völlig ausgestorben wie so manche frühere Thierart: so zeigten sich weite Klüfte; denn jedes der genannten Thiere erscheint zu weit verschieden vom anderen um eine Verbindung herstellen zu können. Auch wäre nicht zu erwarten, daß Schaf und Kameel, Lama und Giraffe jemals fruchtbare Bastarde hervorbringen könnten um dadurch ihre gemeinsame Abkunft zu erweisen. Stellt man dagegen die Antilopen in die Mitte, vertheilt ihre äußersten Verschiedenheiten nach allen Seiten, dann lassen sich rundumher jene Arten anschließen. Damit hängen wiederum andere Thiere zusammen: mit der Ziege das Schaf Gemse Steinbock u. a., mit dem Esel das Quagga Pferd Zebra u. a., so daß für einen großen Theil der Säugethiere die Verwandschaft sich ergäbe. In vielen anderen Fällen sind die Ver-

mittlungreihen ausgestorben; was um so weniger auffällt als die jetzt lebenden Thiere nur die Überreste einer unabsehbaren Reihe von Thierbildungen sind; die nicht allein zu allen Zeiten von Eltern auf Nachkommen sich veränderten, sondern auch im steten Kampfe um das Leben von ihres gleichen wie von anderen Thieren, vom Wetter Feuer Erdbeben Überschwemmung und Hungersnot getödet wurden, so daß die Kettenreihe tausendfältig unterbrochen werden konnte. Daß aber zahlreiche Umbildungen in der Vererbung unausgesetzt vor sich gehen, läßt sich in der Mehrung der Thiere beobachten; denn die Jungen sind jedesmal verschieden von den Eltern wie auch unter sich, und durch geeignete Zuchtwahl lassen sich kleine Verschiedenheiten vererben und fortbilden bis sie auffällig und überwiegend werden. Daß veränderte Lebensweise die Thiere allmälig umgestaltet, zeigen tausendfältige Erfahrungen und daß zahlreiche Thiere ausgestorben sind, erweisen die aufgefundenen Knochen der vorweltlichen Thiere; unter denen sich nicht allein so große und mächtig ausgerüstete vorfinden, daß es fast unerklärlich erscheint wie diese zum aussterben gebracht werden konnten, sondern auch andere, von denen es augenscheinlich ist daß mehrere der jetzigen Arten von diesem Stammthiere (z. B. dem Labürinthodoten) entstehen konnten durch einseitige Fortbildung seiner verschiedenen Eigenthümlichkeiten (§. 425).

Daß das Pflanzenreich aus einer Urpflanze sich entwickelt haben könne ist von Forschern längst zugegeben und dargelegt worden; indem sie erwiesen wie schwankend die unterscheidenden Merkmale seien nach denen die Pflanzensammler sie geordnet hatten. Es gibt fast keines dieser Merkmale das nicht der Mensch durch Einwirkungen verändern kann, und da die Erfahrung lehrt, daß Umbildungen auch ohne menschliches eingreifen vor sich gehen so bald die Lebensverhältnisse der Pflanze sich ändern: so läßt sich die Möglichkeit der Abstammung aller von einer Urpflanze nicht bestreiten. Im Thierreiche sind die Abstände größer, die Eigenheiten haben sich schärfer fortbilden können und da die Keime der höheren Thiere leichter vergänglich sind, auch nicht durch ihre Menge sich erhalten: so mußte die Kettenreihe der Thiere öfterer unterbrochen werden und dadurch die Ausfüllung der Lücken um so schwieriger sein. Manche Verbindungglieder haben sich erhalten, wie z. B. die Wale und andere warmblütige Wasserthiere, zwischen den anscheinend so verschiedenen Fischen und Säugethieren stehend. Sie sind Wirbelthiere wie beide Arten, in den Flossen liegen schon die Ruderfüße vorgebildet, in diesen die Landfüße; die Fischhaut bildet keine Schuppen, die nackte Haut behart sich und das Landthier entsteht, wenn auch diese Umwandlungen Jahrtausende in Anspruch nehmen. Ihre Urthiere mußten verschwinden; denn entweder entwickelten sie sich

weiter zu Land=Säugethieren oder im Wasser zu Walen Seekühen Walrossen Seehunden Delfinen Dügong u. s. w. Das jetzige aus einander stehen der Thiere gleicher Abstammung ist vergleichbar dem Verhältnisse der Baumzweige: im Ursprunge entsprießen mehrere dem selben Aste, aber ihre Spitzen sind weit aus einander und haben nur im Grunde Gemeinschaft. Eben so sind die Thiere durch einseitiges fortbilden anfänglich kleiner Unterschiede von einander abgewichen, allmälig weiter aus einander gebildet worden und pflanzen sich seitdem getrennt von einander fort.

Nicht allein daß die Wesen in der Fortpflanzung sich ändern, sondern auch in Folge des Lebenslaufes, der Lebensbedingungen, die für jedes Wesen verschieden sind nach Zeit und Ort. Je fähiger das Thier ist oder je günstiger die äußeren Verhältnisse sind, desto eher wird es sich erhalten; aus dem steten Untergange, der allenthalben den Lebenslauf der Mehrzahl unterbricht, retten sich die fähigsten oder glücklichsten. Da nun jedes Elternpar verschiedene Junge erzeugt, von denen einige als Fortbildung andere als Rückbildung der Eltern sich kennzeichnen, so ist allerdings die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die fortgebildeten den Kampf um das Dasein besser bestehen. Allein es kann auch geschehen, daß ebenfalls die rückgebildeten durch Gunst der Verhältnisse sich erhalten und so bei getrenntem fortleben, durch einseitiges steigern der Eigenheiten die Jungen des selben Elternpares in ihren Nachkommen immer weiter aus einander gehen. So zeigen sich unbestreitbar in der Fortbildung der Menschheit starke Unterschiede als Folge der Gunst der Verhältnisse und doch wollen viele nicht gleiches für die Thiere gelten lassen; obgleich die unterscheidenden Äußerlichkeiten nicht minder abhängen von der Vererbung und den Lebensumständen der einzelen Wesen, erweisbar verschieden für jeden besonderen Lebenslauf. Jedes Wesen reckt, so zu sagen, seine Fühlhörner nach allen Seiten, bildet sich fort in der Richtung, wo es auf keinen übermächtigen Widerstand stößt oder zieht sich zurück wenn es solchen findet und versucht es nach anderen Seiten: ererbte Glieder, die es nicht länger verwenden kann oder deren es nicht bedarf, bleiben unentwickelt oder verkümmern, wie die Glieder der Schmarozer=Würmer und =Krufter, die Flügel der Fettgans und Laufvögel (Straus Casuar Kiwi=Kiwi u. a.); andere Glieder dagegen, die es mehr als zuvor verwenden muß, bilden sich fort in jedem Nachkommenden zu größerer Stärke und Nutzbarkeit. Thiere, welche durch Umgebung Witterung Raubthiere feindliche Menschen gezwungen werden sich anzustrengen, werden vorsichtig schlau behende und fürsorglich; im warmen Lande feiner an Haut und Har, im kalten rauher und fetter. So lange die Lebensverhältnisse nicht beträchtlich schwankten, gab es keine

Veranlassung zu großen Änderungen; sobald sie aber in einer Richtung wesentlich anders wurden, mußten auch die davon abhängigen Lebenswesen demgemäß sich verändern. Wurden Thiere gezwungen nach anderen Gegenden zu wandern, so mußten sie sich allmälig demgemäß gestalten um den Kampf um das Dasein bestehen zu können: wuchs dort die gewohnte Narung hoch, so mußten sie allmälig sich recken oder zu anderer Narung übergehen; wuchs sie an der Erde, so mußte der Hals sich verstärken um den stätig hängenden schweren Kopf zu tragen; hatten sie ihre Speise im Sumpfe zu suchen, so mußten sich ihre Beine recken und in Folge dessen auch der Hals; mußten sie im Winter sich verkriechen in Hölen und solche waren nicht in erforderlicher Größe vorhanden, dann lernten sie kratzen und wühlen und ihre Füße entwickelten sich demgemäß; wie noch jetzt die Hände des Arbeiters bei grober Handthierung. Pflücken der Baumfrüchte mußte die Arme verlängern durch stetes streben weiter zu reichen. Thiere die des Schwanzes sich bedienten zum hängen an Zweigen verlängerten dieses Gerät durch ihre Körperlast. Naheliegende Beispiele zeigen sich auch im Leben der Menschen: der Mann welcher seine Hände an der Werkbank anstrengt, wie Schmied Dreher u. a. entwickelt starke Hände; Mägde und Arbeitweiber zeigen vielfach grobe Hände mit krummen biegunglosen Fingern, änlich einer Tatze; Ballettänzerinnen entwickeln starke Beine und breite Füße, bei dünnen schwächlichen Armen; andere Beschäftigungen schaffen krumme Beine, Schiefheit und andere Abweichungen; so daß wenn beide Eltern unter gleichen Verhältnissen lebten und litten wie bei den Thieren und ebenso in jeder Folge von Eltern und Kindern die Ursachen sich wiederholten, es höchst wahrscheinlich wäre, daß solche Einseitigkeiten sich bleibend festsetzten und fortbildeten. Der Art sind die großen Füße der arischen Völker, die kleinen der Semiten; selbst unterscheidbar in den abstämmigen Europäern, je nachdem sie durch Semitenmischung beeinflußt wurden, am Mittelmeere einflußreich, im Norden spurlos. Daß Thiere fähig sind, unter veränderten Verhältnissen zu einer verschiedenen Lebensweise über zu gehen, erweisen die Hausthiere Hund und Katze, welche zu Pflanzenfressern geworden sind, wogegen die Kühe im hohen Norden zu Fischessern wurden; zum Erweise daß die Unterschiede zwischen Pflanzen- und Fleischfressern leicht schwinden konnten, wenn zwingende Veranlassungen vorlagen, seien diese vom Menschen oder anderen Verhältnissen geboten. Stärkere Veranlassungen wirkten nur allmälig, waren aber von viel stärkerem Einflusse; vor allem die steigende Zunahme des Luftdruckes, der Wärme und des Lichtes, welche im Laufe der Millionen Jahre unausgesetzt Steigerung der Bildungen bewirken konnten, unmeßbar klein im einzelen aber sehr groß durch die Zahl

der auf einander gehäuften Kleinheiten; änlich der Zunahme durch Zins auf Zins, wobei selbst die kleinste jedesmalige Steigerung, sei es auch nur $^1/_{1000}$, in einer Folgereihe von Wiederholungen zu ansehnlichen Hebungen heranwächst. Die Zunahme des Luftdruckes, mit welcher die Steigernng des Lichtes und der Wärme verbunden war, änderte das gesammte Luftleben der Pflanzen und Thiere: je dichter die Luft desto stärker der Stoffwechsel, kräftiger die Lungenthätigkeit, wärmer das Blut, reicher das Nervenleben; je höher die Jahreswärme und Sommerwärme auch geringer die Winterkälte desto beschleunigter die Stoffumsetzung, desto reichhaltiger und höher das Pflanzenleben, die Bildung der Zucker und Fette, des Blattgrünes, der Blüten und Früchte, auch vielfacher die Formen und ihre Vertheilung auf der Erdoberfläche; je stärker der Lichteinfluß und die magnetischen Strömungen, desto höher bildeten die Thierformen ihr Lichtleben, ihr Nervenwesen und die Hirnthätigkeit. Diese Steigerungen während Millionen von Jahren anhaltend wirksam, konnten eine Stufenfolge des Lebens heranbilden die im Menschenwesen ihren Gipfel erreichte.

Es ist dabei besonders in Betracht zu ziehen, daß alle Pflanzen und Thiere Luftwesen sind; auch die im Meere, welche nur durch die im Wasser enthaltene Luft leben und sich mehren können. Als demnach die Lufthülle allmälig an Höhe und Dichte zunahm, konnte das zur Entstehung des Lebens notwendige zuerst nur in den Hölungen der Rinde, den tiefsten Theilen der Oberfläche erwachsen, mogten diese Hölungen mit Wasser gefüllt (Meere) sein oder nicht; denn auch im Wasser muß die Luft sich verdichten im Verhältnisse zur Höhe der überstehenden Luftsäule. Da überdies Leben nicht entstehen konnte ohne Wasser, indem die einfachste Zelle damit erfüllt ist, und da das überschüssige Wasser auf der Erdrinde an den tiefsten Stellen sich sammelte: so mußte das ursprüngliche Leben in den Wasseransammlungen der tiefsten Becken entstehen und sich fortbilden, weil dort zuerst Wasser und höchster Luftdruck vorhanden waren. Im Wasser waren und sind aber noch jetzt Wärme und Licht geringer und das Leben war dementsprechend dürftig; mußte dann stufenweise zunehmen wie Luftdruck Wärme und Licht auf der Erdoberfläche anwuchsen und wenn auch zum minderen Theile das Leben im Wasser begünstigte. Erst im Laufe der Zeit wurden die Pflanzen und Thiere zum Landleben befähigt; letztere anfänglich beiderlei Aufenthalte benutzend wie noch jetzt die Lurche, späterhin aber zum ausschließlichen Landleben sich herausbildend, worauf gesteigertes Wärme- und Lichtleben höhere Gestaltungen schuf. An einzelen aus der Vorzeit verbliebenen Wesen zeigt sich der Einfluß des Lichtes noch in auffälliger Weise: die Kaulquappe, als

Jugendform des Frosches ein Fischleben führend mit Kiemenatmung und als Fisch im Wasser schwimmend, entwickelt sich nur unter dem Einflusse des Lichtes zum Frosche; in der Dunkelheit dagegen wächst sie fort als Kaulquappe. Gesteigertes Licht ist also ausreichend um ein Fischthier zu einem durch Lungen atmenden vierfüßigen Landthiere fortzubilden, einen Pflanzenfresser aus dem Wasser auf das Land zu führen und zum kerbthierfressenden laufenden Landbewohner zu machen. Auch eine Erfahrung an großen künstlichen Wasserbecken deutet in dieser Richtung: wenn solche Becken überdacht werden entwickelt sich je mehr das Tageslicht ausgeschlossen wird das Pflanzenleben übermächtig; sind sie unbedeckt, dann entsteht um so mächtiger das Thierleben. Das Licht ist allgemeiner Erreger und Umbildner: im Dunkel verhalten sich gemengtes Chlor und Wasserstoff gleichgiltig, unter Lichtwirkung verbinden sie sich sofort; im Dunkel schlafen Mimosen und andere Pflanzen, auch wird kein Blattgrün gebildet oder wenn vordem im Lichte entstanden schwindet es im Dunkel; im Dunkel steht die Nadel des Galvanometers ruhig, im Sonnenlichte schwankt sie um einen Viertelkreis, in den violetten Stralen am stärksten; im steten Dunkel bilden Würmer Kruster Fische Lurche keine Augen. Der Mensch, welcher nicht genugsam Licht empfängt verkümmert, sei es im Gefängnisse oder in engen Bergthälern, wo der Blödsinn als Hirnverkümmerung sich bildet. Bekannt ist, daß magnetische Strömungen jegliches durchziehen und daß ihre Stärke vom Sonnenlichte bedingt werde; daß Elektricität in jeder Bewegung erscheint, in Pflanzen Thieren und Menschen, auch in Mineralien und bei einfachen Stoffen frei wird, d. h. zur Erscheinung kommt so oft die Zustände der selben sich ändern; daß sie ferner zur Lichterscheinung wird so oft die Strömung kleine Theile fester Körper fortreißt und zur Glühhitze bringt. Wenn demnach das Licht bedingend ist für die einfachen Verbindungen im Erdreiche wie für die zusammen gesetzteren im Pflanzen- und Thierreiche, nur unter seinem Einflusse Blattgrün Blüten und Früchte sich bilden, nur durch Lichtmenge die Lungenatmung Augen und Hirn entstehen, so darf aus guten Gründen geschlossen werden, daß die Zunahme der Lichtfähigkeit unserer Erde eine Ursache war zur Fortbildung der Wesenreihe. Indem durch anwachsen des Erdkörpers seine Lufthülle zunehmend sich erhöhete und verdichtete, seine Licht- und Wärme-Menge, Elektricität und Magnetismus sich steigerten, mußten gleichzeitig auch die Stoffe der Erde zu höheren Gestaltungen gelangen zum Fels, zur Pflanze, zum Thiere und Menschen.

c) Die Fortbildung der Wesen wiederholt noch in der Gegenwart manche Formen, die ebenso weit von einander verschie-

den sind wie die zur Anordnung der lebenden Wesen gewählten Arten.

Betrachte man zunächst die wechselnden Formen lebender und lebensfähiger Geschöpfe, am auffälligsten an der Raupe. Sie ist ein kriechender vielfüßiger Ringwurm, vollständig entwickelt, frei sich bewegend, ein kräftig sich äußerndes Leben führend, so daß sie, wenn auch geschlechtlos, als vollendete und abgeschlossene Gestalt erscheint. Demungeachtet wandelt sie sich um in eine fußlose Puppe, ein lebendes und bewegliches, aber zur Fortbewegung ungeeignetes Thier, vergleichbar dem unreifen Thierleben ohne höhere Sinneswerkzeuge in einer Hülle eingeschlossen. Aus dieser niederen Gestaltung entsteht nächstdem der Schmetterling als höchste Lebensform dieses Thieres, ein beflügeltes geschlechtliches Kerbthier und Eier legend, aus der alsdann die Nachkommen als Raupen hervor gehen. Binnen einem Jahre erscheint also das selbe Thier in dreien lebensfähigen aber weit verschiedenen Gestalten, so verschieden wie kriechende Ringelwürmer und fliegende Kerfe. Änlich und noch verschiedener sind die fußlosen Maden von ihren fliegenden Kerfgestalten. Bei anderen Thieren treten im vollen Leben plötzlich Änderungen ein, wie z. B. den Ameisen und Blattläusen zur Zeit des Eierlegens Flügel wachsen, anderen Thieren lange nach der Geburt Hörner oder Stoßzähne wachsen oder dem männlichen Menschen der Bart u. s. w. Dabei zeigt sich an einzelen Thieren daß aus der Harbildung die Hörnerbildung erwächst, auch die Stachel der Igel u. a. die Panzer der Gürtelthiere u. a. bis zu den Rhinozeros-Hautschilden hinauf alles Horngebilde.

Noch großartiger erscheiuen die Umwandlungen welche das Ei der Wirbelthiere in ihrem Fruchtleben durchmacht: anfänglich erscheinen die Fruchtgestalten völlig gleich, ohne daß eine andere Unterscheidung zu entdecken wäre als die vergleichsweise Größe; in der Fortbildung werden sie zuerst Gestaltungen des niederen Thierlebens; je nach den Eltern behalten sie diese Stufe bei und kommen als solche zur Reife oder bilden sich im unreifen Leben fort zu höheren Stufen. Es gibt Zwischenstufen auf denen der werdende Vogel nicht unterschieden werden kann vom werdenden Lurche oder Säugethiere, das unreife Schaf nicht vom unreifen Menschen; je nach der Stufe, auf welcher die Fortbildung des unreifen Thieres den Höhenpunkt seiner elterlichen Bildung erreicht, nimmt die Gestaltung zur Reife ihren Verlauf und gibt dem Thiere seine demgemäße Stellung in der Bildungreihe des Thierlebens. Im Leben der höheren Thiere wiederholen sich zahlreiche Bildunggestalten der niederen: beginnend mit der Urform aller, welches die Keimzelle ist, ein geschlossener häutiger Sack gefüllt mit einer Flüssigkeit in welcher ein Körnchen schwimmt. Diese erste Gestalt ist

sogar dem Pflanzen- und Thierreiche gemeinsam und in jedem Ei findet sie sich wieder, sei es eine Schwärmspore der niedrigsten Wesen (Algen Flechten Pilze und Farren) oder das Ei eines Kerbthieres Fisches Vogels Säugethieres, auch des Menschen; jedes nur eine stufenweise höhere Gestaltung der selben Urform. Die Zelle bewegt sich mittelst Flimmerhare, sei sie eine Schwärmspore oder ein Menschenei; auch ihr Stoffwechsel geschieht bei allen durch die Haut und sie vermehrt sich allemal durch fortgesetzte Halbirung und Sprossung. Die Keimzelle, welche der pflanzenartige Meerschwamm oder die Alge ausstößt, schwimmt fort und setzt sich am Grunde fest zur weiteren Entwicklung, wie die menschliche Keimzelle an der Wandung des weiblichen Fruchthalters; alle setzen sich mit ihrer Unterlage in Verbindung, beginnen ihr Wachsthum durch furchen, also in der rückständigsten Vermehrungsweise, wachsen durch die aus umgebenden Flüssigkeiten eingesogenen Stoffe verschiedener Art und dadurch zu verschiedenen Wesen. Der Hummer macht in seiner Entwicklung eine Form durch, welche der Trilobit der Vorzeit für sein ganzes Leben beibehielt; jedes Wirbelthier erreicht in seiner Unreife eine Stufe, auf welcher sein Rückgrat nur ein Knorpelstrang ist, der bei Lanzettfischen Stören Rochen u. a. lebenslang verbleibt, wogegen bei den meisten Wirbelthieren der Strang zum Rückgrate sich fortbildet; die Fische machen eine Stufe durch, auf welcher die Schwanzflosse ungleich gegabelt ist, auch der Mund an der Unterseite des Kopfes sich öffnet, welches beim Störe, Haifisch u. a. als rückständige Formen lebenslang sich erhält, bei den übrigen aber zu den höheren Gestaltungen sich fortbildet. Beim Frosche wiederholt sich in der Jugend die ehemalige Fischstufe in der Kaulquappe; dieses rückständige Leben der Vorzeit erhält sich auf noch höherer Stufe bei einer Krötenart, die ausschließlich auf dem Lande lebt und deren Junge dennoch als Kaulquappe das Vorleben mit Schwanz und Kiemen durchmachen, obgleich sie nicht im Wasser leben sondern auf dem Rücken der Mutter in der Luft. Die unteren Stufen müssen wiederholt werden auch wenn sie nicht mehr passen und da sie aus irgend einer Ursache bei Fröschen und Kröten nicht im Ei durchgebildet werden können, muß das reife Junge sie am Tageslichte durchleben. Die Fische sind Kiemenatmer, viele besitzen aber daneben eine Luftblase, die ihnen namentlich zum steigen und sinken im Wasser dient, allein dabei auch die unterste Stufe der Lungen bildet, indem sie zum Luftwechsel mitwirken muß; ihre Wandung bildet sich fort in den höheren Thieren aus dem einfachen Sacke zu einer weit verästelten Schlauchausbreitung die wir Lungen nennen. Auch im Fische steht die Luft der Schwimmblase in Beziehung zum Blute; da sie aber nur über Wasser erneuert werden kann: so ist ihre Wirksamkeit unterge-

ordnet im Vergleiche zur Kiemenatmung, welche die Lufterneuerung unter Wasser vermittelt. Bei den Landthieren fiel diese Notwendigkeit hinweg, der Luftsack entwickelte sich zu Lungen und dagegen hörten die Kiemen auf; dennoch deuten sich bei den Landthieren im unreifen Leben die Kiemenspalten vorübergehend an, bilden sich aber nicht fort zum atmen und verschwinden wieder. So finden sich in den Kinnladen der unreifen Wale die selben Keime zur Zahnbildung wie bei anderen Säugethieren; sie werden aber nicht zu Zähnen fortgebildet sondern es erwachsen die Barten. Die unreifen Wiederkäuer haben die Anfänge der sogenannten Hundszähne und oberen Schneidezähne; die aber in der Fortbildung verkümmern, dagegen bei den Fleischfressern u. a. ausgebildet werden.

Die Wirksamkeit des menschlichen Gedärmes ist ein vollständiges Würmleben: es treibt durch Windungen die an einem Ende aufgenommenen Stoffe nach dem anderen Ende, saugt durch Zotten an der Binnenwand die ernärenden Flüssigkeiten auf, welche im Zwischenraume der Darmwand und äußeren Haut das Leben erhalten. Jeder Wurmmund muß seine Narung zerkleinert und aufgelöst empfangen und nur dazu bedarf es bei höheren Thieren des Gebisses und Magens als Vor arbeiter, die dem saugenden Ur-Wurme nicht nöthig waren. Ebenso zeigt sich die Wurmgestalt im Hauptzuge durchgehend vom einfachsten bis zum zusammen gesetzten; die einfachste Form ist ein Sack mit Saft, die Zelle als Einzelwesen; auf höherer Stufe stülpt sich ein Theil des Sackes einwärts und diese Binnenhaut dient gleich der äußeren zum einsaugen der gasigen und flüssigen Narung, aber auch zum zersetzen fester Narung und zum sprossen der Nachkommen. In der Fortbildung wird dieser Binnensack durch unteres öffnen zum durchgehenden Schlauch, mit Öffnungen an beiden Enden. Diese Einrichtung verbleibt durch die ganze Thierreihe und findet sich auch im Menschen, stufenweise verlängert und ausgebildet im aufsteigen der Bildungshöhe. In dieser Weise lassen sich zahllose niedere Formen als fortgebildet in den höheren Gestaltungen auffinden, nachweisen wie auf höheren Stufen die niederen Formen wiederkehren; so daß der Mensch bezeichnet werden könnte als die Vereinigung des besten, wozu die niederen Bildungen des Thierreiches sich fortbilden konnten in der Richtung zum gehenden Landthiere.

Sobald die Betrachtung von den äußeren Merkmalen zu den inneren, wichtigen Grundlagen des Thierwesens sich wendet wird die Stufenfolge weit leichter erkennbar: es zeigt sich wie schon die Zelle die Einrichtung aller Eier besaß in Schale Haut Saft und Keim; auch wo in der Thierreihe der Knorpelstrang allmälig zur Gestaltung kommt und wie er dann sich fortbildet zur knochigen Wirbelsäule: wie

die einzelen Wirbel je nach Erforderniß umgewandelt werden, erst in wechselnder und dann in gleichbleibender Zahl fortgebildet bis zum menschlichen Rückgrat. Es läßt sich erkennen, wo das Thier seine kalkige Schale zu bilden begann, wo die zunehmenden Leimgebilde seine Haut zur Krustenschale fortbildeten, diese Umfassung der Krustenthiere (Hummer u. a.) sich zu Schildern spaltete, wie an Schildkröten u. a. die Rippeneintheilung sich andeutet. Änlich lassen sich andere Gestaltungen in ihrer stufenweisen Fortbildung verfolgen und einander überordnen: die Fortbildung des atmens durch die Haut, zum atmen durch Haut Kiemen und Luftsack und höher hinauf durch Haut und Lungen; die Fortbildung des Blutes und der Blutgefäße, des Herzens, der Nervenfäden und Nervenknoten, ansteigend zum Rückenmarke und Hirn; die Fortbildung der Sinne des hörens und sehens; wobei die reifen Thiere der Gegenwart mit ihren unreifen Gestaltungen und den Wesen der Vorzeit nach ihren Überresten gedeutet die Stufenfolge ergeben. Im werdenden Menschen treffen die zahlreichsten Übergangsbildungen zusammen: die Knochen sind zuerst Knorpel, die bei einzelen Thieren im reifen Leben verbleiben, im Menschen aber zur Knochenform sich fortbilden; das Rückgrat ist vorübergehend eine Rückensaite, ein Knorpelstrang wie bei niederen Thieren bleibend; eine schwanzartige Verlängerung des Rückgrates entsteht nnd verschwindet; anfänglich fehlen Arme und Beine, sprossen aber allmälig hervor und entwickeln sich aus plumpen Formen zu menschlicher Gestaltung; feine Wollhare überziehen den größten Theil des menschlichen Körpers verschwinden aber später. Das Herz ist anfänglich ein Schlauch wie bei den niederen Thieren, rollt sich später schlingenförmig ein, trennt sich in mehrere Hauptabschnitte, bildet die Herzohren und scheidet sich endlich in zwei Vorkammern und eine einfache Kammer; späterhin scheidet sich letztere durch eine Scheidewand, die eine Zeitlang lückenhaft bleibt und so entsteht am Ende das vierkammerige Herz des Menschen, aus vorübergehenden stufenweisen Formen, welche bei niederen Thieren bleibend sich vorfinden. Selbst die beiden Geschlechter ruhen anfänglich in einer Gestalt, die erst späterhin sich scheidet durch einseitiges Fortbilden verschiedener Theile; von denen beim Manne die unnöthigen Brustwarzen verbleiben, beim Weibe der männlich erregbare Schamzapfen.

Wenn solcher Gestalt aus einem Ei, der einfachen Thierzelle oder dem einfachsten Wesen änlich, innerhalb 40 Wochen ein Mensch sich herausbilden kann, wie viel mehr dürfte nicht die Möglichkeit angenommen werden, daß diese stufenweise Wandlung in einer unabsehbaren Zeitlänge sich vollzogen haben könne. Jeder werdende Mensch wiederholt während seiner Unreife die ganze Stufenreihe der

Fortbildung des Thierreiches, von der einfachen Zelle in eiligen Sätzen und rasch vorüber eilenden Gestaltungen. Er offenbart als Frucht die Einseitigkeiten deren Fortbilden in bleibender Gestalt zu den verschiedenen Arten führte und deutet dadurch den Verlauf seiner Bildungreihe an. Im reifen Leben wiederholt der Mensch in änlicher Weise die stufenweise Fortbildung der Menschheit (§. 402); an den Grenzen der Thierheit beginnend und eilends die niederen Stufen zurück legend auf denen rückständige Völker und Genossen lebenslang verharren, gelangt er zu höchsten Gestaltungen und vermag im kurzen Lebenslaufe die Stufen anzudeuten, welche die Bildungfolge der Menschheit in vielen Jahrtausenden bis zu den höchsten Lebensgestalten der Gegenwart stufenweis durch zu bilden hatte. Im unreifen Menschen entwickelt sich die Gestalt und im reifen Menschen die Bildung; so durcheilt die Wesenbildung in eiligen Zügen die Stufenleiter des Lebens, von der Zelle bis zum Menschenleben und vom Menschenleben an den Grenzen der Thierheit zur höchsten Bildung, so weit dem einzelen in seiner Lebenszeit erreichbar. So sehr hat im Laufe der Zeit das Thierleben sich beschleunigt, daß die 40 Wochen Unreife ausreichen um die niederen Stufen der Millionen Jahre zu durcheilen, und 40 bis 50 Jahre Reife genügen um die menschlichen Bildungstufen von Jahrtausenden zu durchleben. Es zeigt sich wie mit der Fortbildung der Erde die Kraft sich steigerte zur Überwindung des niederen Lebens und in Folge dessen die Fortbildung um so rascher geschieht auf den höheren Stufen.

§. 438. Auf Grundlage der Lehre von der stufenweisen Selbstbildung der Welt erscheint die **Stellung des Menschen** als die höchste Stufe der Fortbildung der Erde. Der Mensch ist der Gipfel der Gestaltungen der Erde, ihre Blüte, ihr Gehirn.

Über die Leben-Gestaltungen der übrigen Sterne ist kein Urtheil möglich, nicht einmal Vermutungen können wir anstellen, denn wir kennen nur ein Glied der Kette, nämlich die Erdgestalten und es müßte wenigstens ein zweites und zwar höheres Glied bekannt sein um eine Folgenreihe von Schlüssen aufwärts und abwärts führen zu können. Zur Zeit sind für uns alle anderen Sterne unbelebte Gestalten, von denen wir nur die einfachsten Eindrücke empfangen, die Bewegungen der Anziehung, der Wärme und des Lichtes, wie sie unorganischen Stoffen zukommen.

In einer weit entlegenen Zeit hat das Thierreich so sich fortgebildet zum Menschenwesen. Daß solches in der Nähe des Gleichers geschah, ergibt sich nicht allein daraus daß dort die änlichsten Affenarten leben, sondern noch mehr aus den allgemeinen Verhältnissen der

Erde, welche am Gleicher am ehesten die Bedingungen zum fortbilden der Landthiere darboten. Es sind zur Zeit keine Gründe bekannt, aus denen geschlossen werden könnte die Erde habe in ihrer Eigenbewegung jemals eine wesentlich andere Lage d. h. Achsenrichtung gehabt als jetzt; der jetzige Gleicher wird demnach von Anfang her gewesen sein und auf allen Stufen der Zunahme der Lufthülle dort die vergleichsweise größte Licht- und Wärmemenge geherrscht haben. Sobald also die Zustände der anwachsenden Erde die Möglichkeit des organischen Lebens erregten, muß solches am frühesten am Gleicher begonnen haben und allezeit dort am ehesten fortgebildet worden sein, auf allen Stufen also auch der menschlichen. Damit stimmt auch das vorhanden sein der Affen höchster Entwicklung, welche nur dort sich vorfinden: die größte Art Asiens, der Oran-Utang (Oran = Mensch; Utang = Wald) ist auf die beiden unter dem Gleicher liegenden Inseln Borneo und Sumatra beschränkt und die größte Art Afrikas, der Gorilla, lebt im Westen unter dem Gleicher; an beiden Orten leben auch die ihnen zunächst kommenden kleineren Arten des Gibbon und Schimpanse in weiterer Verbreitung. Die beiden großen Arten kommen nicht allein dem Menschen an Größe und Kraft gleich, sondern der Gorilla übertrifft ihn weitaus; alle vier bauen sich Nachtlager und nähern sich dem Menschen auch darin daß sie schwanzlos sind; der Oran-Utang und der Gibbon laufen aufrecht, wenn auch minder gewandt als der Mensch und die Gibbon-Mutter trägt ihre Kinder an den Fluß, um den schreiend sich sperrenden das Gesicht zu waschen. Da das Alter des Menschengeschlechtes schon nach den wenigen bis jetzt entdeckten Spuren viele Jahrtausende rückwärts gerechnet werden kann, so verlegt sich der Übergang von der Affenstufe zum Menschenwesen so weit zurück, daß selbstverständlich eine lange Reihe von Zwischenstufen verloren gegangen sein wird. Wie die Berichte der Vorzeit erkennen lassen und andeuten sind schon in den letzten 3000 Jahren zahlreiche Völkerschaften vertilgt und ausgestorben, und da je weiter der Blick auf rückständige Zustände und in die Urzeit zurückdringt gegenseitiges ausrotten um so allgemeiner sich zeigt: so läßt sich schließen, daß die unteren Stufen in der ältesten Vorzeit um so öfterer ausgestorben sind. Der Mensch ist noch jetzt der Ausrotter seines eigenen Geschlechtes: in Amerika sind die eingewanderten Europäer und ihre Nachkommen unabläßig bemüht die Rothhäute auszurotten; in Neuseeland vollführen die Einwanderer gleiches an den Maori, in Südafrika an den Buschmännern u. a.; in Mittel-Afrika machen die Menschenfresser in geregelter Weise Jagd auf schwächere Völker um Fleischnarung zu erobern; andere überlegene Völker überfallen schwächere und töden alle mit Ausnahme derer die sie als

Sklaven fortschleppen. So schwinden noch jetzt ganze Völkerschaften dahin durch Krieg Raub Mord Seuchen Hungersnot u. a. Durch alle Zeiten haben stärkere Horden, Stämme und Völker die schwächeren beseitigt um das Land in Besitz zu nehmen; meistens wurden sie gänzlich ausgerottet oder nach entlegenen Gegenden verdrängt wo sie verkümmerten und ausstarben. Die Menschheit hat in ihrer Fortbildung stufenweise die Rückständigen vertilgt, dadurch ihre Verbindung mit den höheren Thieren zerrissen, die Lücke zwischen Mensch und Affen immer mehr erweitert; ungleich den Affen, welche Pflanzenfresser blieben und deshalb ihre ganze Stufenfolge hindurch bis zu ihrem Anschlusse an Halbaffen und tiefere Arten ziemlich vollständig erhalten haben. Dennoch stehen die rückständigsten Völker der Jetztzeit fast ebenso nahe den Affen wie den höchst gebildeten Menschen und zeigen dabei in ihrem Leben weit mehr als die Europäer alle Anlagen zum ausrotten der schwachen Völker; so daß sich annehmen läßt, die natürliche Auslese, die Zuchtwahl zum fortbilden der Menschheit durch ausrotten der jezeitig rückständigeren habe auf den tieferen ausgestorbenen Stufen noch viel umfassender gewaltet als jetzt; die verschwundene Bildungsreihe zwischen den rückständigsten Menschen der Gegenwart und den höchsten Affenarten sei eine lange und vielgestaltige Stufenfolge gewesen, obgleich von der selben schwerlich noch zusammenhängende Spuren verblieben sind. Unter den in Europa Griechenland und Südfrankreich gefundenen Knochen sollen allerdings solche einer einheimischen Affenart sich befunden haben, in einzelen Beziehungen höher stehend als die jetzt lebenden; die Lücke kann durch solche Funde verkleinert werden aber schwerlich jemals ihre Ausfüllung erhalten. Der Mensch ist jedenfalls höchstes Gebilde der Erde und darf demnach als Oberherrn alles dessen sich betrachten was auf Erden vorhanden ist. Er ist das augenscheinliche Ergebnis aller voran gegangenen Bildungen gewesen; seinem entstehen ordnete sich alles unter, sein gedeihen ist der höchste Zweck des ganzen der Erde und seiner Fortbildung dienend erlangt jedes andere Dasein der Erde seine innewohnende Bestimmung. Das Oberrecht des Menschen liegt in seiner Überzeugung, daß es keine höheren Zwecke geben könne als die der Menschheit, in welcher die Fortbildung der Erde gipfelt. Dieses Recht hat auch der Mensch von jeher ausgeübt so weit seine Gewalt reichte; je mehr seine Erkenntniß wuchs, desto stärker ward seine Oberherrschaft und wurden höher die Zwecke und Ziele welche er verfolgte; bis er zur Vorstellung vorschritt daß nicht die Zwecke des einzelen Menschen bedingend seien, sondern die der gesammten Menschheit, wenn auch der einzele darüber zu Grunde gehe.

Anfänglich hat der Mensch willkürlich seine Herrschaft über

Pflanzen und Thiere geübt: raubte und verzehrte sie zur Erhaltung seines Lebens oder tödete sie um Raum zu gewinnen zur eigenen Fortbildung. Späterhin erstreckte er seine Herrschaft über seines gleichen, tödete und verzehrte seine Nebenmenschen und selbst die eigenen Kinder; denn sein Leben war ihm höchster Zweck und vor ihm mußte jegliches weichen was schwächer war. Bei höherer Erkenntniß bezwang er Thiere, denen er die Freiheit raubte um sie zu züchten; denn es war wichtiger daß der Mensch gedeihe als daß Thiere ihre Freiheit behalten. Er rottete Pflanzen aus weil sie ihm nicht dienten oder zuwider waren und zwang den Boden andere Pflanzen zu ernähren die ihm nützen konnten; wenn sie auch wie z. B. die wichtigen Närgräser im Reiche der Pflanzen tiefer stehen als die Waldbäume welche er durch Feuer ausrodete: das Gedeihen der Menschheit steht höher als die Fortbildung des Pflanzenreiches und deshalb gingen die Zwecke des Menschen voran. Durch die Gräser erwuchs die Menschheit zu der Verdichtung, aus welcher die Fortbildung zur jetzigen Höhe sich gestaltete und dadurch erlangten die Gräser in der Weltordnung eine höhere Stellung als die Waldbäume.

Von der ursprünglichen Stufe der Herrschaft durch rohe Kraft, erhob sich der Mensch zur Übermacht durch höhere Bildung; er überwand tödete oder knechtete weit überlegene Thiere, durch selbsterfundene Waffen oder List die rohe Überlegenheit vernichtend. Er besiegte seine Mitmenschen durch überlegene Bildung: rohe Angreifer wurden zurück geworfen wenn auch überlegen an Kraft; die rückständige Menge ward beherrscht und zur nützlichen Arbeit gezwungen durch eine vorgeschrittene Minderheit von Priester- und Adelsverbänden, Fürsten oder Wohlhabenden; der höheren Bildung eines einzelen folgten millionen willenlos. Statt der rohen Überlegenheit welche zur gewaltsamen Herrschaft führte, ward mehr und mehr der Verstand als bedingend angesehen, bis in der Gegenwart die Weisheit einer großen Zahl erlesener Männer als nöthig erkannt wird um die Herrschaft einzeler zu ersetzen.

Über die unorganische Welt hat der Mensch sich zum Sieger gemacht in solcher Ausdehnung, daß die Erfolge viele tausend mal seiner Muskelkraft überlegen sind. Mit seinen Schiffen durchfährt er die Meere rund um die Erde, Wogendrang und Strömungen trotzig überwindend; den Sturm macht er zu seinem Knechte wie auch das Meer in seinem toben. Auf dem Lande dienen ihm Wind und Wasser um statt der Menschenarme Arbeiten zu verrichten, zu mahlen sägen hämmern zerstoßen u. s. w.; die Verbrennung von Kolen-Wasserstoff benutzt er um Wasser in gespannten Dampf umzuwandeln, der Maschinen zu jeder Verwendung treibt und dem Menschen millionen

blind und stätig gehorchender Sklaven verfügbar macht; so daß er seinem Geschlechte nicht allein die Sklaverei sondern auch die rohe Arbeit abnimmt. Den Felsen zertrümmert durchbohrt oder formt er nach Belieben; die Metalle zieht er hervor aus ihren Verbindungen, bildet sie um zu Waffen und Geräten oder formt Bauten und Bildwerke daraus zum fördern seiner Fortbildung. Die Langsamkeit seiner eigenen Laufbewegung hat er nicht allein verbessert durch die Benutzung von Thieren, sondern hat den Dampf dazu verwendet um mühelos und rasch auf Eisenbahnen fortgeschafft zu werden; er hat die Leichtigkeit der Gase benutzt um die Luft zu durcheilen, wie er die elektrische Strömung verwendet um seine Gedanken schnell wie der Blitz mitzutheilen; und noch mehr hat er der Schrift und des Druckes sich bedient um seine Gedanken über weite Bereiche zu verbreiten, seine Stimme wie seine Lebensdauer hundertfach übertreffend. Seine Berechtigung dazu bedarf keiner weiteren Begründung.

Weit stärker wird dagegen seine Berechtigung zur Unterjochung und Beherrschung oder gar Tödung seiner Mitmenschen angefochten. Dennoch geschieht auf allen Stufen der Entwicklung die Ausübung übereinstimmend mit der Überzeugung, daß die Fortbildung der Menschheit höchstes Ziel des Lebens der Erde sei und dieser jede Rücksicht sich unterordnen müsse. Auf den rückständigsten Stufen entscheidet der Mensch über töden oder unterjochen und beherrschen anderer Menschen lediglich nach dem Kraftmaße; von welchem allerdings auf jener Stufe die Fortbildung der Menschheit abhängt, indem die Ausbreitung der starken auf Unkosten der schwachen eine dem Gedeihen förderliche Zuchtwahl schuf (§. 374). Auf höherer Stufe brachte er die Frage zur Entscheidung durch List oder überlegene Waffen, also durch Wirkungen der Klugheit; deren ausbilden die Fortbildung der Menschheit stärker förderte als steigern roher Kraft und deshalb berechtigter Weise zur Herrschaft gelangte. Bei zunehmender Bildung ward das Gemeinbeste des Stammes herrschend; diesem folgte als höhere Stufe das Gemeinwohl des Volkes und demnächst als höchste Stufe das Menschenwohl, die Fortbildung der gesammten Menschheit an Zahl und Wesen, das höchste erkennbare Ziel der Lebensschaffung dieser Erde. Die Unterjochung und Beherrschung, selbst die Tödung des einzelen Menschen wird berechtigt, sobald es sich handelt um die Fortbildung des Stammes Volkes oder der Menschheit; denn diese sind höhere Gestaltungen als der einzele Mensch, gewöhnlich auch auf höherer Stufe stehend als er, oder sie sind auf niederen Stufen stehend ihm überlegen an roher Kraft und die Rechtsfrage entscheidet sich alsdann nach dem auf jeder Stufe herrschenden Gesetze des Kraftverhältnisses, der Schwere.

So lernte die Menschheit alle übrigen Gestalten der Erde und auch sich selbst überwinden und soweit die Erkenntniß reichte alles dem Zwecke der Fortbildung dienstbar zu machen. Sie war berechtigt die Außenwelt in ihren Vorstellungen zu spalten (§. 120), sich als Mittelpunkt aller Erscheinungen zu betrachten, als Spiegel der Welt, in welchem die Vorgänge gut oder böse erscheinen je nachdem der Mensch sie als dienlich erkennt oder ihm widerstrebend. Er durfte bekämpfen und beseitigen was ihm zuwider war, hervor heben und fördern was ihm nützlich war oder erschien; denn seine Stellung als höchste Erdenbildung berechtigte ihn zur Herrschaft. Nur in der Menschheit konnte die weitere Fortbildung der Erde zu höheren Stufen geschehen und deshalb durfte die Menschheit alles sich unterordnen, selbst den einzelen als Theil ihrer Gesammtheit.

§. 439. Im Verlaufe der Weltbildungen läßt sich ebenso wie in der Geschichte der Menschheit erkennen, daß **Fortbildung und Rückbildung** unabläßig neben einander wirkten und daß die Fülle der gegenwärtigen Gestaltungen aus den angesammelten Überschüssen bestehe, welche in der unabsehbaren Folge der Wandlungen die Fortbildungen ergaben nach Abzug der gleichzeitigen Rückbildungen.

Die Heranbildung der Menschheit als höchste Stufe der Erdgestaltung zeigt am stärksten das walten der für die ganze Welt giltigen Bildunggesetze und damit auch gegenseitiges beeinflußen der Fortbildung und Rückbildung (§. 397). Sie ward verglichen mit wachsen eines Baumes (§. 369), der in unausgesetzter Erneuerung große Verlüste erleidet durch Rückbildung, dagegen durch den Anwachs seiner fortbildenden Theile einen Überschuß erlangt, der sich gestaltet in der Ausdehnung des Stammes der Wurzeln und Krone, in der zunehmenden Zahl seiner Blüten und Früchte. Der selbe Vergleich läßt sich anwenden auf die Heranbildung der Welt, zunächst der Erde, welche unausgesetzt ihre Lebensgestalten erneuert und anscheinend große Verlüste erleidet dadurch daß jedes organische Wesen am Ende seines Lebenslaufes zum Unorganischen zurückkehren muß, daß also die im aufwachsen zurück gelegte aufsteigende Bildungreihe organischer Verbindungen am Ende mit einem Wurfe zurück geschleudert wird in das Reich der unorganischen. Obgleich sonach jedes Wesen in seinem Bildunggange die ganze Stufenleiter von den untersten Gestaltungen bis zur Höhe des eigenen Wesens wiederholen muß, um darauf wieder zu den einfachsten Gestalten hinab zu sinken: so hat dennoch die Fortbildung aus kleinen Überschüssen eine Fülle des Lebens angesammelt, die uns in der Stufenreihe vom rückständigen zum fortgeschrittensten Gebilde und in zunehmender Bedeutung umgiebt. Die Rückbildung

hat hemmen und verzögern können, aber nicht verhindert daß das Leben auf Erden sich fortbildete zum Menschenwesen und daß dieses zur Höhe der Gegenwart gelangte.

Das Übergewicht der Fortbildung ist aber kein gleichmäßiges oder durchgehendes gewesen: es erhoben sich nicht die Bildungen stufenweise in voller Breite, sondern in allmäliger Abnahme der Ausdehnung oder Zahl und gleichzeitig zunehmender Erhöhung der Stufe; die untersten Bildungen überwiegen weitaus an Ausbreitung und Zahl, aber ihre Hebung von einer Stufenreihe zu anderen ist weit geringer als die Höhe um welche die höheren Gestalten, zuhöchst die Menschen sich erhoben über die nächst unteren Stufen. Die Weltbildung ließe sich in dieser Beziehung vergleichen mit einer Pyramide, stufenweise erbaut aus Schichten deren jede eine der unterscheidbaren Hauptgestaltungen der Erdenwelt darstellt; wobei aber die Schichten, wie sie von unten nach oben absatzweise an Ausdehnung verlieren, gleichzeitig von Absatz zu Absatz an Höhe gewinnen, bis die höchste Schicht (die Menschheit) am wenigsten in wagerechter Ausdehnung mißt, aber am meisten in der senkrechten. Aus der untersten Stufe erwuchs die zweite, aber jene ward dabei nicht zerstört sondern bestand fort in ihrer besonderen Gestaltung um der zweiten als Unterlage zu dienen; aus der zweiten erwuchs die dritte und sofort bis zur höchsten Stufe, jede untere fortbestehend in ihrer Besonderheit und als Träger der aufliegenden. Deshalb ist in den jetzigen Lebenswesen nicht allein die höchste Gestaltung als Menschheit vorhanden, sondern die gesammte Stufenfolge welche die Forbildung der Erde durchmachen mußte bevor sie im Menschen ihre höchste Schicht bilden konnte. Vom Menschen abwärts dringt der Blick durch die Schichten des Thierreiches Pflanzenreiches und Steinreiches, darauf durch die unorganischen Verbindungen hinab zu den einfachen Stoffen welche die Grundlage der Gesammtheit bilden. Dieses vorhanden sein der unteren Stufen ist gänzlich der Rückbildung beizumessen, welche es bedingte daß jedes entstehende Leben von der untersten Stufe beginnen mußte und daß bei der Mehrzahl die Fortbildung minder einwirkte, so daß der Gipfel ihres Lebens auf den unteren Stufen verblieb. Wenn jedes Leben sich fortbilden könnte in der Schnelligkeit des werdenden Menschen so würden alle unteren Stufen ausgestorben sein; die Verlangsamung der Fortbildung durch Rückbildendes hat die tieferen Stufen des Lebens forterhalten und die jetzige Manchfachheit verursacht.

Wie jede Stufe eigene Arten der Fortbildung besitzt so auch manche besondere Gestaltung der Rückbildung; in vielen Fällen sind sogar Änderungen eingetreten in denen die Rückbildung überwog. So

haben sich Pflanzen entwickelt, die ihrer giftigen Beschaffenheit halber nicht der Fortbildung dienen sondern der Rückbildung durch Lebenstödung; es sind giftige schleichende Thiere entstanden, deren Leben der Fortbildung hinderlich ist, ebenso Kerbthiere die nur Nachtheil bringen indem sie Hungersnoth erzeugen durch verwüsten der Närmittel; desgleichen die kleinen Thiere welche das Innere des Menschen, selbst seine Augen zum Aufenthalte nehmen, also der Rückbildung dienen. Der endlose Lebenskampf, welcher alle Gestaltungen durchzieht, verhilft häufig der Rückbildung zum Siege über die Fortbildung. Viele Gestaltungen des Pflanzen- und Thierreiches die der Fortbildung dienen könnten, hat der Mensch ausgerottet um dagegen andere zu fördern welche der Rückbildung Vorschub leisten. Auch im Bereiche der einzelen Stufen haben im Laufe der Zeit Rückbildungen stattgefunden: so standen namentlich die Eidechsen der Vorzeit höher als die der Gegenwart; auch sind urweltliche Thiere vielfach zu schwächeren Gestalten geworden (Faulthier Hirsch u. a.) und sind die grösten Vogelgattungen ausgestorben oder ausgerottet worden, was nur der Rückbildung förderlich sein konnte.

Am einflußreichsten sind die zahllosen Rückbildungen gewesen in der Heranbildung der Menschheit (§. 408) sowol in der langsamen Entwicklung der einzelen wie der Gesammtheit. Nur die gröſere und unbegrenzte Bildungfähigkeit des Menschen (§. 390) vermogte für den verheerenden Einfluß des Rückbildenden genügenden Ersatz zu leisten; so daß die anwachsende Menschenbildung durch vererben der kleinen Lebensüberschüsse einen so reichen Schatz an Erkenntniß und Gütern ansammeln konnte, obgleich jedem Gewinne ein Verlust zur Seite ging meist geringer oft aber auch gröser.

Der Rückbildung entstammt die Erhaltung der vorhandenen Stufen des Erdenlebens, die Manchfachheit und Ausdehnung der rückständigen Bildungen. Diese Manchfachheit gehört aber zu den stärksten Bildungmitteln der Menschheit, ist Grundlage und Bedingung des menschlichen Lebens; denn der Mensch als alleiniges Leben auf der Erde würde nicht fortbestehen können. Die rückständigen Gestalten sind unumgänglich notwendig und deshalb ist sie auch nicht als eine der Fortbildung entgegen gesetztes zu betrachten, sondern als das ihr untergeordnete, als eine mindere Bethätigung der Fortbildung, deren Gebilde in Folge dessen rückständig scheinen und sind. Wie alle Gegensätze der Welt nur im Verstande des Menschen da sind, indem die Wirklichkeit nur tiefer und höher stehendes bietet (§. 18), so sind auch Fortbildung und Rückbildung nicht Gegensätze, sondern lediglich vorgeschrittenes und rückständiges, schneller oder langsamer sich fortbildendes. Jede Rückbildung ist für die Welt kein

Verlust, die nichts von dem verlieren kann was wir Stoff oder Kraft nennen, lediglich weil es Eindrücke zweierlei Art auf uns macht (§. 256), sondern die Rückbildung ist nur der Heimgang zum Meere des Lebens, das reinigende Bad aus dem in jeder neuen Gestaltung die Gesammtheit verjüngt emportaucht. Es offenbart sich darin der Einklang der gesammten Welt und ist es nur der Verstand des Menschen, welcher den Zwiespalt und die Gegensätze schafft und hegt, indem er seine Eindrücke zur Grundlage nimmt um seine Außenwelt und Innenwelt in Gegensätzen zu gestalten (§. 15). Die Welt ist eins in allem, in stufenweiser Fortbildung, deren verschiedene Geschwindigkeiten sich ausprägen im fortbestehen der Bildungen aller rückständigen Stufen, von den einfachen Stoffen und der einfachen Zelle bis zum Menschen hinauf.

§. 440. Jeder Fortschritt der Erkenntniß, sei es in der Weite oder der Tiefe von den Äußerlichkeiten zum wesenhaften der Fülle des Lebens, befestigt mehr und mehr die Vorstellung von der **Einheit der Welt.**

Die Wesen und Vorgänge der Welt, d. h. die Eindrücke, welche die Welt als Raumerfüllung und Raumveränderung, als Raum und Zeit oder Stoff und Kraft auf den Menschen macht, wurden auf den rückständigen Stufen der Bildung nur in ihren nächstliegenden Bezügen zum Menschen erkannt, auch nur in den Äußerungen welche ungesucht sich aufdrängten und stark genug um zu Bildern und Vorstellungen zu führen, welche dem Gedächtnisse sich einprägen konnten (§. 6). Die Welt der Erkenntniß war beschränkt und bestand aus einer örtlich geschaffenen Anzahl von Vorstellungen ohne Zusammenhang. Dieser kleine Gewinn des menschlichen Lebens mehrte sich mit der Menschenzahl und dem zunehmenden Austausche der Völker. An anderen Stellen waren in Folge örtlicher Verschiedenheit andere Kenntnisse entstanden und durch an einander fügen vermengen und sichten entstand ein Bildungsschatz von zusammen hängenden Vorstellungen, welcher die Beobachtungen vereinte die bei wachsender Ausdehnung die gesammte Oberfläche der Erde und endlich auch die ferne Sternenwelt in ihren Kreis zogen.

Je gröser die Ausdehnung des erkannten, desto stärker entwickelten sich die Fähigkeiten zur Erkenntniß und desto tiefer suchte der Verstand einzudringen in das wesenhafte. Er ordnete das erkannte nach unterscheidenden Merkmalen, die er in Äußerlichkeiten aufsuchte, in den Theilen welche er als bestimmend erkannte für die Art des Wesens. Er schuf sich Begriffe nach vorwaltenden Änlichkeiten des Raumerfüllenden (§. 12) und die Vorstellung einer außersinnlichen

Welt nach denen des Raumverändernden (§. 17). Nach ersteren schuf er die Begriffe eines Thierreiches Pflanzenreiches und Steinreiches, jedes eingetheilt in Arten, die er nach Eindrücken sonderte welche ihr Äußeres auf ihn machte, so daß er selbst das Menschengeschlecht je nach der Hautfarbe eintheilte. Nach den anderen bevölkerte er seine Welt mit Geistern, gestaltet je nach den Eindrücken welche die Äußerungen der Raumveränderung (Bewegung) auf ihn machten; so daß er der Wüste ihre Geister (Elohim Serafim Dschinnen) gab, auch Feuer Luft Wolkenreich Erde Sonne und Mond, Wäldern und Fluren, Meer und Quellen durch Gestalten seiner außersinnlichen Welt bewegte, bis er auch die Sterne mit Seelen bevölkert die im Menschen entweder dem Erdenleben voraus gehen oder folgen sollten.

So waren es Jahrtausende lang die Äußerlichkeiten nach deren Eindrücken der Mensch seine Welt der Erkenntniß formte eintheilte und in eine Anzahl von Reichen und Arten nebst Wesen der außersinnlichen Welt geschieden hielt. Je mehr er aber sich bemühete in das wesenhafte einzudringen, desto stärker ward seine Forschung von den Äußerlichkeiten abgezogen und desto mehr vereinte er das geschiedene, indem er durchgehendes oder übermächtig waltendes erkannte. Die Vereinigung ward gleichzeitig auf beiden Gebieten vollzogen: die Denker der Ägüpter Babelonen und Hellenen schritten dazu die Fülle der Wesen auf die Einheit des Wassers, der Wärme, der Luft oder des Stoffes an sich zurück zu führen; gleichzeitig wurden auch die Gestalten der außersinnlichen Welt zur Einheit geführt und es entstanden die Vorstellungen vom Weltenschöpfer, vom Herrn der Sternenwelt; demnächst durch entheben aus der menschenänlichen Gestaltung gesteigert zum Äther, zur Idee oder Form. Endlich wurden beide Gebiete verbunden und zur Einheit fortgebildet durch die Vorstellung von der Einheit des Stoffes und der Idee oder Form, beides in untrennbarer Verbindung.

Im nachfolgenden Christenthume trat Rückbildung ein indem die Erkenntnis zu den Äußerlichkeiten und dadurch zur Spaltung in Welt und Weltenschöpfer zurückging, die Eindrücke der Raumerfüllung als leblosen Stoff deutete, geschieden von dem Eindrucke der Raumveränderung, welche als außersinnlicher belebender Geist gedeutet ward, der als Schöpfer und Regierer die Welt unsichtbar erfülle. Erst nachdem die Trümmer althellenischer Bildung auf die Europäer Einfluß gewonnen hatten, drangen die Forschungen wieder vor zur Erkenntniß des Wesenhaften und bedienten sich zunächst der von den Hellenen ererbten Einheiten der Luft, des Äthers, der Atome Monaden u. a. Ge-

dankenbilder, aus Erscheinungen gedeutet denen man bei fortschreitender Erkenntniß wechselnde Bedeutungen gab. Der Luft ward ihr Ätherisches entzogen als sich erwies daß sie sich wägen lasse, auch eingeschlossen verdichtet oder verdünnt werden könne, so wie Druck ausübe auf jedes vorhandene. Luft und Wasser wurden zerlegt, auch die Wärme und das Licht hörten auf unwägbare Stoffe zu sein, wurden mit Elektricität Magnetismus und Galvanismus lediglich als stufenweises bewegen, als Raumveränderung der Stoffe erkannt; dabei mit einander verwandt und verbunden, wie auch mit der Anziehung, welche alle Körper auf einander äußern vom kleinsten bis zum gröſten. Der einfachste Eindruck den die Bewegung auf uns macht ist die Anziehung, welche auch am frühesten erkannt ward in ihrer Wirkungweise (dem Gesetze der Schwere) so wie der Allgemeinheit ihres wirkens auf der Erde wie auf fernen Sternen. Sie diente als Grundlage aller weiteren Forschungen und so gelang es zu erkennen, daß die Formen der Bewegung nicht allein sich umsetzen lassen in einander, sondern auch als Licht Wärme und Magnetismus die selbe Wirkungsweise haben oder auf dem selben Gesetze beruhen wie die Anziehung. Wird z. B. schwefelsaures Antimon elektrisirt, so äußert es sich im gleichen Augenblicke auch magnetisch in durchkreuzender Richtung und wirkt in gesteigertem Mase anziehend; wird gleichzeitig warm und kann diese Wärme auch äußern als Licht, dehnt sich dabei aus und wirkt als Bewegung oder bewegendes, auch chemisch indem es Wahl verwandtes trennt oder vereint. Die Verschiedenheit der Eindrücke, welche die Bewegung auf uns machte als Anziehung Wärme Licht Elektricität Magnetismus Galvanismus und Wahlverwandschaft, ist demnach keine wesenhafte sondern eine äußerliche und so erscheint auch hier nichts gegenüber stehendes sondern stufenweise folgendes: die Anziehung als unterste oder rückständigste Erscheinung der Raumveränderung, der die anderen als höhere Stufen der Entwicklung überstehen.

Die Erforschung des wesenhaften der Gestaltungen in Bezug auf Raumerfüllung leitete ebenfalls zur Einheit: die Erdarten wurden untersucht auf ihre Kristallformen und die einfachen Stoffe aus denen sie bestehen; das Verhältniß der Verbindungen und ihr verhalten zu den verschiedenen Arten der Bewegung; im Pflanzenreiche wurde die Blatt-Entwicklung und die Einrichtungen zur Fortpflanzung als wesenhaftes erkannt und gefunden, daß jeder Theil eine Verbindung der erforschten einfachen Stoffe sei; im Thierreiche ward die Gestaltung der Wirbelsäule und der Nerveneinrichtungen als bedingendes erkannt und ebenso die Verbindung der einfachen Stoffe als Grundlage der Einzelheiten. Es fanden sich durchgehende Grundzüge und Verbindungfäden, an denen der Verstand eine Folgenreihe aufbauete,

in der die ganze Fülle der Bildungen von den einfachen Stoffen bis zum Gipfel der Menschheit stufenweise neben und über einander gestellt ward. Als einfachste Verbindungen wurden die zweier Gase erkannt zu Säuren und Basen, am wichtigsten die des Wassers aus Sauerstoff und Wasserstoff. Dieser folgten die Verbindungen der Gase und festen Körper in aufsteigenden Verhältnissen, bis zur organischen Gestaltung; in der die Gase vorwaltend mit Kole sich verbinden zur Zelle, der Urform alles lebenden, die in allerlei Formen zusammen wachsend sämmtliche Gestalten des Pflanzen- und Thierreiches herstellte.

Die weiter gehenden Forschungen zum ermitteln des bedingenden jener Folgereihe lassen erkennen, daß ein unablässig Bewegendes in verschiedener Abstufung alle Zeiten hindurch gewirkt haben müsse um die zahlreichen Stufen des Lebens zu schaffen. Diese Forschung leitet zurück zu den Lebensbedingungen der Wesen tiefster Stufe, wo sich zeigt, daß z. B. Schwämme ohne Licht leben können, d. h. in so geringer Lichtäußerung, daß solche dem menschlichen Auge als Dunkelheit erscheint; daß auch Fische in Gewässern dunkler Hölen leben und sich erhalten können, mit dem Unterschiede daß sie keine Augen entwickeln; daß Thiere leben können, wo die Wärme in Luft und Wasser nahe dem Gefrierpunkte sich erhält; daß auch Pflanzen und Thiere leben können wo die Luft weniger als halb so dicht ist wie an der Meeresfläche. Im allgemeinen zeigt sich, daß je tiefer das Wesen in der Stufenreihe stehe, desto geringer sei sein Erforderniß an Licht Wärme und Luft. Ebenso lehren zahlreiche Versuche, daß Wärme und Licht die notwendigen Bedingungen der Fortbildung seien, daß Pflanzen und Thiere um so eher sich mehren verändern und verfeinern zu höheren Gestalten je ausreichender sie von Wärme und Licht beeinflußt werden. Die Versuche am Froschleben haben geradezu erwiesen, daß das Licht genüge um ihre fischartige Jugendform fortzubilden zum lungenatmenden Landthiere, auch an Raupen und andren Würmern, daß Licht und Wärme sie zu geflügelten Kerfen umbilden. Daraus darf geschlossen werden, daß vor allem die Bewegungform des Lichtes und der Wärme das fortbildende des Lebens gewesen sei.

Damit läßt sich in Verbindung bringen die auf anderen Wegen der Forschung erkannte und aus der Anziehung erwiesene allmälige Entstehung der Erde, so wie ihre Bildung aus einfachen Stoffen während einer unübersehbaren Zeitlänge. Diese Bildung konnte nicht plötzlich geschehen sondern anwachsend in dem Mase wie die Vergröserung der Erde ihr Gewicht vergrößerte, dadurch ihre Anziehung

steigerte und den Bereich ihrer Anziehung erweiterte im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung. Die Erklärung der Lichtzunahme auf der Erde ist gegeben darin daß die Erde vom kleinsten Kerne her im Verhältnisse ihrer Zunahme einen gröseren Theil der Gasmenge des Weltenraumes anziehen konnte, daraus eine höhere also am Grunde dichtere Lufthülle bildete, in welcher die Licht- und Wärme-Bewegung im gleichen Verhältnisse allmälig zunahmen bis zur jetzigen Stärke; so daß die Ursachen zum fortbilden des Lebens von den niederen zu den höheren Stufen zunehmend wirkten und demgemäs das Leben sich fortbilden konnte und mußte. Das Sonnenlicht, d. h. die von der Sonne ausgehende Bewegung des Weltstoffes traf allerdings schon die Erde im Uranfange. Allein die Lichtstärke und Wärme hängen ab von der Dichtigkeit der Luft, wie minderes wirken von Licht und Wärme auf hohen Bergen beweist; sie mußten also auf der Erde anfänglich geringe sein, und konnten nur allmälig anwachsen mit der Erde und ihrer Lufthülle. In dem selben Verhältnisse steigerte sich die chemische Wirkung des Sonnenlichtes, Wahlverwandschaft Elektricität Magnetismus und Galvanismus; sämmtlich Erscheinungen des bewegens oder der Raumveränderung, deren einfachste Form die Anziehung ist. Demnach ist die stufenweise Fortbildung der Erde und ihres Lebens die Folge der allmäligen Steigerung der Bewegungeinflüsse, veranlaßt durch die durch anwachsen der Erdkugel vermehrte Anziehung derselben.

In neuerer Zeit haben die Forschungen diesen Zusammenhang, die Einheit der Welt, immer weiter ausgedehnt, indem sie erwiesen daß nicht allein die Sterne unseres Sonnensystemes in Beziehung zu einander stehen, sondern auch ihre Gesammtheit zu den übrigen Sternen. Unser Sonnenbereich bewegt sich fort im Weltenraume nach Osten, im Umlaufe um einen fernen Stern oder Schwerpunkt und deutet sich an als gehörig zu einer Abtheilung der Sternenwelt die unserem Blicke als Milchstrase erscheint. Die Fortbewegung nach Osten legt jährlich 32 Millionen Meilen zurück, ohne daß die jährliche Veränderung der Lage der Sonne im Weltenraume gros genug sei um als Bahntheil sicher gemessen werden zu können. Die nächsten selbstleuchtenden Sterne haben sich ebenso wenig als fest in ihrer Lage erwiesen, vielmehr sind genugsam Raumveränderungen entdeckt und gemessen worden, um schließen zu dürfen daß im ganzen erkennbaren Weltall die Bewegung herrsche und in der selben Weise nach dem selben Gesetze. Die gegenseitige Anziehung läßt sich ermessen an den zahlreichen Doppelsternen; die Bewegung als Licht strömt dem menschlichen Auge zu von millionen Sternen und darunter von Sternenhaufen (Nebelflecken), deren Entfernungen nach millionen mal

billionen Meilen zu schätzen sind. Die Wärme in deren bewegen kann nicht fehlen, wenn auch unser Gerät zu grob ist um sie zu messen; ihre chemische Wirkung dagegen hat sich nachweisen lassen durch die neuere Lichtanwendung zur Zeichnung, indem das Licht des Sirius auf empfindliches (fotografisches) Papier seine zersetzende Wirkung äußerte aus 28 Billionen Meilen Entfernung und selbst die Sonne Capella aus dreimal weiterer Entfernung chemisch wirkte.

So zieht sich ein Verbindungfaden durch die ganze erkennbare Fülle der Gestaltungen, der die Einheit der Welt begründet und verfolgen läßt. Wir nennen den Grundzug anziehen oder bewegen, obgleich wir sie als Raumveränderung nicht trennen können von der Raumerfüllung. Nur die Eindrücke auf uns sind verschieden und diese bezeichnen wir durch besondere Ausdrücke; in Wirklichkeit sind beide nur eines, nämlich das Weltganze. Die Raumerfüllung ist in unserer Erkenntniß noch nicht so weit auf die Einheit zurückgeführt worden wie die Raumveränderung; denn es sind noch immer mehr als 60 einfache Stoffe unterschieden, ohne über ihr Gemeinsames, ihre Grundlage, anderes als höchst schwankende Vermuthungen aufstellen zu können. Für die Raumveränderung dagegen ist diese Grundlage gefunden in dem Gesetze der Schwere, dessen Geltung in allen Formen der Welt sich bethätigt.

Die Welt ist demnach zu erklären und aufzufassen als Selbstbildung, als eine Anzahl einfacher Stoffe, die durch anziehen sich ballten zu Weltkörpern verschiedener Größe; deren gröste wir Sonnen nennen, um welche kleinere Körper (Planeten Monde Kometen und Weltkörperchen) in Schraubenlinien (Spiralen) sich drehen, in allen Formen Stoffe und Bewegung zugleich. Jede Gestaltung bildet sich fort in dem Maße ihres Anwachses, bis ihre angezogene Lufthülle hoch und dicht genug wird um durch Licht- und Wärme-Bewegung Leben entstehen zu lassen; welches auf der Erde seine höchste Stufe erreichte im Menschenwesen und hierin alle anderen Gestaltungen des Lebens beherrscht. Die stufenweise Entwicklung der Welt zeigt ihre höchste Wirkung in der Heranbildung der Menschheit, die vom rückständigsten zum höchsten sich abstuft in der Manchfachheit der einzelen Mitglieder, die auch ihre Stufenfolgen eilends wiederholt im Leben des einzelen Menschen, vor seiner Geburt vom einfachsten Lebenskeime bis zum Menschenwesen und nach seiner Geburt von den Grenzen der Thierheit bis zum Gipfel der Menschenbildung. Da überdies jener Lebenskeim (Ei) das Erzeugniß vorheriger Stoffumsetzung des Pflanzenreiches war, welches

sich aufbaut aus Gasen und Mineralien; so wiederholt sich in der Geschichte jedes einzelen Menschen in raschen Zügen die ganze Bildungfolge der Welt; von der Vereinigung einfacher Stoffe zu Kolensäure Wasser Ammoniak u. a. bis zu deren Übergange in das Pflanzen- und Thierleben, darin sich fortbildend bis zur höchsten menschlichen Entwicklung der Zeit. Im entstehen und leben eines jeden Menschen ist demnach die Einheit der Welt erkennbar, angedeutet im wiederholen der ganzen Stufenreihe ihrer Bildungen, vom einfachsten bis zum höchsten.

---

# Verhältnisse der Welt.

§. 441. Die Beobachtung der Bewegungen welche in der umgebenden Welt vorgingen, hat den Menschen schon auf rückständigen Stufen der Erkenntniß dahin geführt ihre Ursach-Verhältnisse (§. 16) zu ermitteln, um sich in den Stand zu setzen die Wiederholung der ihm günstigen Bewegungen zu erwirken oder den Einflüssen der ihm ungünstigen sich zu entziehen. Er war darauf beschränkt die wiederholte Aufeinanderfolge zweier Begebenheiten zu beobachten und benannte sie als Ursache und Wirkung: erstere als Bezeichnung jeder vorangehenden Bewegung, von der er annahm daß sie die letztere hervor bringe, sei es in einer sinnlich warnehmbaren oder mittelst der Einbildung gedachten außersinnlichen Weise.

Diese Denkthätigkeit fand aber nur in einer Minderheit von Fällen ihre Anwendung; denn der größte Theil der Bewegungen geschah außerhalb der Grenzen des von Menschen bewohnten Gebietes, und so betrafen die erkannten Ursachverhältnisse nur die nächstliegenden und rohesten Bezüge des Menschen. Ihr schaffen war überdies abhängig von den Mängeln der Sinne, des Gedächtnisses und Verstandes (§. 4. 6. 14), so daß sie allen Wandlungen unterlagen, welche in der Fortbildung der Menschen eintraten. Dabei blieben sie ohne weiteren Zusammenhang, weil das dem Menschen erschlossene Gebiet der Erkenntniß ein überaus lückenhaftes war, nur einen Theil der Erde erfaßte, in diesem nur die auffälligsten Veränderungen und aus diesen auch nur solche, deren Einflüsse auf den Menschen heftig genug waren, um seiner Wahrnehmung sich aufzudrängen und seinem Gedächtnisse dauernd sich einzuprägen.

Das Streben nach höherer Bildung (§. 389) schärfte frühzeitig sein bemühen, die vereinzelten Ursachverhältnisse mit einander zu verbinden und da die meisten der sich folgenden Begebenheiten nur vorübergehend innerhalb des Gebietes der Sinne sich bewegen, weil sie aus der außersinnlichen Welt auftauchen und dahin zurückkehren: so war es von selbst gegeben, daß der Mensch die Verbindungen in der außersinnlichen Welt (§. 17) zu erkennen suchte. Wenn z. B. der Blitz einen Baum traf, ihn entzündete und der Baum verbrannt war, auch der Wind die Asche verweht hatte, so konnte das anscheinende Ursachverhältniß als eine abgeschlossene Folge von Ursache und Wir-

kung erkannt werden; denn die Begebenheit hatte sichtbar begonnen mit herab fahren des Blitzes und sichtbar geendet mit verwehen der Asche. Was vorher gegangen um den Blitz zu erzeugen und gefolgt im weiteren Dasein der verflogenen Stoffe des Baumes, konnte nicht erkannt werden, gehörte also der außersinnlichen Welt an und ward deshalb in den Vorstellungen getrennt von dem sinnlich erkannten Ursach=Verhältnisse. Weil der Mensch auf rückständiger Stufe sich betrachtet als den alleinigen Maßstab für die ganze Welt und jegliches nach seinem Wesen gestaltet und erklärt: so mußte auch sein forschen nach der Erkenntniß des verbindenden aller vereinzelten Ursachverhältnisse ihn dahin führen, alles in der außersinnlichen Welt menschenänlich zu gestalten, demgemäß Kraft und Willen vereinigt sich zu denken wie im Menschenwesen. Er verband z. B. die einzelen Ursachverhältnisse, in denen er den Blitz als vorangehendes erkannte, durch die Annahme eines menschenänlichen Gewitterherrn, oder wenn das Feuer (durch reiben der Baumzweige) ohne sichtbare Ursache entstand, verband er die Brände durch Annahme eines Feuerherrn, oder er verband die Gewitter mit den anderen Erscheinungen der Wolken, um ein umfassenderes Ursachverhältniß aus einem dahin schwebenden Himmelsherrn abzuleiten. Je größer die Zahl der unverbundenen Ursachverhältnisse ward bei steigender Erkenntniß, je vielfältiger bei Ausdehnung des Wissens die Bewegungen an verschiedenen Orten beobachtet wurden, desto zahlreicher und mannigfaltiger schuf seine Einbildung ihre Gestalten der außersinnlichen Welt; bis sein streben nach verbinden des geschiedenen auch dort hinein vordrang, um die entstandene Fülle der außersinnlichen Wesen in ein gemeinsames zu fassen. Je nach der Örtlichkeit verschieden benannt, entstand in den Vorstellungen der Völker ein höchstes Wesen, welches als die Ursache aller Ursachverhältnisse gedeutet ward; dessen Walten verschieden gedacht ward je nach dem Stande der Erkenntniß der bezüglichen Zeit oder der Bildungstufe des bezüglichen Menschen.

Bei zunehmender Erkenntniß wurden die vorherigen Lücken zwischen den einzelen Ursachverhältnissen mehr und mehr ausgefüllt und es entstanden neben den Gottes=Vorstellungen die Gottes=Begriffe (§. 55), um das verbindende der Ursachverhältnisse nicht in der außersinnlichen Welt zu suchen, sondern in ihnen selbst als eine durchgehende Grundlage. Diese Richtung verstärkte sich, je inniger die vorherigen Lücken des Erkannten ausgefüllt wurden; es bedurfte immer weniger der außersinnlichen Welt zum ergänzen des fehlenden und noch weniger der menschenänlichen Willkür in der Gestaltung einer Gottes=Vorstellung, nachdem es gelang, das gemeinsame der Ursachverhältnisse zu erkennen in den Gesetzen welche ohne Willkür und menschenänliches

schwanken walten. Am bezeichnendsten ward diese Umwandlung ausgedrückt von Laplace, als man ihm bemerkte, er habe in seinem Werke „Mechanik des Himmels“ nirgends Gottes erwähnt; indem er antwortete: „Ich bedurfte dieser Annahme nicht“ d. h. er fand in den Bewegungen der Sterne die Gesetze zur ausreichenden Erklärung der Ursachverhältnisse und bedurfte deshalb keiner Ergänzung aus der außersinnlichen Welt. In dieser Beziehung ist Newton (§. 420) der größte Gottesfeind gewesen, indem er durch Entdeckung des Gesetzes der Schwere die Anziehung als durchgehendes aller Ursachverhältnisse begründete und damit alles ergänzte, was vordem der Gottes-Vorstellung bedurft hatte um die Lücken auszufüllen: sämmtliche vorherigen Gottesbegriffe hatten diese einschneidende Umwandlung nicht erwirken können. Allerdings lag solches nicht in Newton's Absicht; er selbst blieb Gottgläubiger so lange er lebte, denn ihm fehlte die Ergänzung einer Lücke seiner Erkenntniß: er vermogte nur die gegenseitige Anziehung (Centripetalkraft) zu erfassen und gesetzlich zu begründen, nicht aber die Eigenbewegung der Sterne im Weltenraume (Centrifugalkraft) und fand dadurch sich bewogen, letztere als Wirkung göttlicher Macht zu deuten, d. h. diese Lücke in Ermangelung einer Erklärung durch seine Gottes-Vorstellung auszufüllen. Fortschreiten der Erkenntniß in der von ihm eröffneten Bahn ließ sich aber dadurch nicht aufhalten; die Lücken zu deren ausfüllen es der außersinnlichen Welt bedurft hatte wurden immer geringer, die Gottes-Vorstellung immer mehr ausgeschlossen. Wenn auch noch jetzt einzele Entwickler der Lamarck'schen Vorstellung von der Selbstbildung der Welt, der Gottes-Vorstellung sich bedienen (§. 424) um die Lücken ihrer Erkenntniß auszufüllen, in ihr die Ursache der Entstehung von Urwesen zu suchen: so zeigen sich selbst in ihren Erläuterungen genügende Grundlagen zum erkennen, daß im Gebiete der Wissenschaft nicht länger Lücken vorhanden sind zu deren Ausfüllung es der Gottes-Vorstellungen bedürfte, daß menschenänliche Willkür ausgeschlossen sei durch gesetzmäßiges walten der Welt in sich.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Mensch als Dichter und Profet (§. 386) verloren hat, in dem Mase wie die außersinnlichen Deutungen der Welt schwanden; denn seitdem der Mensch als höchste Erdbildung sich erkennt, sind die aus seinem Wesen hervör gehenden Beweggründe die höchsten für ihn. So lange er mittelst seiner Einbildung die außersinnliche Welt ausfüllte mit seinen Gefühlen und den Ursachverhältnissen (Beweggründen) seines Wesens, war ihm seine Gottes-Vorstellung das höchste Gebilde der Welt; bei aller Willkür höher stehend als die Erklärungen, deren rückständigste Form in dem Gesetze der Anziehung liegt, um so viel höher wie das menschliche Gehirn, der

Verstand als Einbildung, die rohen Erdklumpen (Sterne) überragt, an denen das Gesetz der Schwere sich erprobt. Allein im Menschen steht der denkende Verstand höher als die dichtende Einbildung, der Denker höher als der Dichter und Profet, wissen höher als glauben und deshalb liegt im schwinden der schönen Gebilde der außersinnlichen Welt nur ein Verlust, der überreichlich ersetzt wird durch freudiges wissen.

Die Übersicht der Ursachverhältnisse erregt den Menschen in höherer Weise als jemals die dichterische oder profetische Begeisterung es vermogten. Es schwinden die dunklen Hintergründe deren es bedurfte um jene Gebilde als schön hervor zu heben: die Nacht wird schön mit dem Tage, das schädliche und böse verklärt sich mit dem guten und der im Schuldbewußtseine zerknirschte Mensch erhebt sich zum freudigen Bewußtseine der zunehmenden Erkenntniß, der reineren Entschlüsse und der höheren That, des wissens, der Sittlichkeit und des tugendhaften Wirkens. Er begreift daß die Erde seine Heimat sei, der Werkplatz seines Lebens und seines Glückes; daß die Fortbildung der Menschheit sein Ziel sei, ihre Förderung seine Bestimmung; daß er seine Seligkeit im eigenen Bewußtseine sich schaffen solle und könne. Vor dieser Erkenntniß weichen Haß und Eitelkeit, es schwindet alles was die Menschen trennt in Religionen Völker Stände und Bildungstufen; es verliert sich die Abscheidung der Menschheit aus der übrigen Welt, die beschauliche Hoffahrt des Menschen; denn er erkennt seine Abhängigkeit von allem übrigen, begreift wie sehr die Fortbildung der Welt sein Wesen bedingt hat und noch jetzt beherrscht, wie wenig er vermag wenn er sich entgegen stemmt und wie er nur dann vorwärts gelangt, wenn er sich erkennt in Verbindung mit der übrigen Welt und demgemäß sein thun einrichtet. Der Mensch ist Herr der Welt, aber auch ihr Diener zugleich; als Diener untersteht er ihren Ursachverhältnissen (Gesetzen), aber als Herr kann er verschiedenen Gesetzen sich unterstellen und ist um so mehr Herr je höher seine Erkenntniß welche die Wahl leitet.

Wie weit reichend die Ursachverhältnisse erkannt werden, läßt sich am auffälligsten im Leben der Menschheit erweisen, weil dasselbe als höchste Erdbildung am weitesten entfernt steht von den tieferen, also die auffälligsten Unterschiede aufweisen kann. Betrachte man z. B. die unmittelbare Abhängigkeit des Menschen vom Steinreiche, allenthalben auf Erden: öde Gegenden sind von Menschen bewohnt weil dort Gold Silber Kupfer Blei Eisen u. a. aus dem Erdinnern zu gewinnen sind; an anderen Stellen Schiefer Sandsteine Steinkolen u. a.; alles Stoffe von denen jene Menschen mittelbar ihr Leben erhalten, so daß wenn jene Theile des Steinreiches schwänden die Gegenden menschenleer sein müßten. Danach gestalten sich aber auch die Men=

schen, welche je nachdem sie tief unter der Erde arbeiten oder an der Oberfläche ihren Körperbau verschieden entwickeln, auch in verschiedener Weise dem Lichtleben, der Heiterkeit sich erschließen oder dem Düsteren und der Grübelei verfallend eine Bergmanns-Stimmung bilden, die z. B. im Bergmannssohne Luther sich geltend machte. Je nach den Gesteinen, aus deren Verwitterung die Oberfläche eines Landes gebildet ward, sind Anbau Ernährungfähigkeit und Lebenserhaltung auf diesem Boden verschieden: es erwächst eine dichte und wohlhabende Bevölkerung auf fruchtbarem Boden welcher Arbeit und Sorgfalt verlangt; eine dichte und sklavische Bevölkerung auf üppigem Boden der fast von selbst das Leben ernärt; eine spärliche und dürftige auf dürrem Grunde. Die Gewächse Haidekraut Weizen und Zuckerrohr sind unter sich ebenso verschieden, wie einerseits die Gesteine deren Verwitterung ihren geeignetsten Boden bildete und andererseits die Menschen welche auf dem Lande leben.

Wo Steinkolen und Eisen im Überflusse sind wie in England, kann das Volk sich daraus eine leblose Sklavenmenge der besten Art schaffen (§. 400 f.) und indem es außer den Bodenfrüchten jährlich mehr als 40 Millionen Pfund Sterling aus dem Erdinnern empor holt, kann es um so größere Aufwendung machen als andere Völker, die ihr Leben lediglich aus den Erträgen der Oberfläche bereiten müssen. Außerdem genießt dieses Volk den großen Vorzug in einem gemäßigten Lande zu wohnen, welches gestattet, mit seltenen Ausnahmen das ganze Jahr hindurch im freien arbeiten zu können; wogegen die östlicher wohnenden um so längere Winterzeit haben, wann die Arbeiten im freien zum größten Theil ruhen müssen, dagegen die Bedürfnisse an Wohnung Kleidung Narung und Erwärmung um so größer sind. Der Einfluß des Golfstromes führt den Engländern grose Ersparnisse zu durch Milde des Winters und Mehrerträge der über das ganze Jahr verlängerten Arbeitzeit; in solchem Mase, daß man rechnet der Ackerbau in England erfordere für denselben Ertrag nur $^1/_2$ so viele Menschen wie in Deutschland und nur $^1/_4$ so viele wie in Rußland. So stark ist dieser Einfluß des Golfstromes in seinen Unterschieden, je mehr man in Europa von Westen nach Osten fortschreitet, daß z. B. in Deutschland die Bewohner in Ostpreußen jährlich 76 Arbeittage weniger haben als die Rheinländer, also in 76 Tagen mit minderergiebiger Arbeit weniger verdienen, aber wegen größerer Kälte mehr aufwenden müssen um das Leben zu erhalten. Der Mensch ist so sehr Erzeugniß des Bodens, daß z. B. in Hannover die Quadratmeile Landes ernärt

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| auf der Haide | 800 | bis | 1700 | Menschen |
| auf dem Oberlande (Geest, Diluvium) | 3000 | „ | 4000 | „ |
| im Tieflande (Marsch, Alluvium) | 6000 | „ | 7000 | „ |

Solche Verschiedenheiten wiederholen sich bei den übrigen Völkern Europas; wo noch einerseits ein tieferes Verhältniß hinzu tritt für Waldgegenden, die selten mehr als 200 bis 300 Menschen ernären und ein höheres Verhältniß für Gartenbau = Bezirke welche 10,000 Menschen erhalten. In Tyrol und der Schweiz findet sich die Zirbelkiefer (Pinus Cembra) als Erhalterin von tausenden Bewohnern öder Thäler, denen sie das geeignete Holz zu feinen Schnitzereien bietet: fehlte der Baum so würden die Menschen schwinden. So geht also der Mensch auch aus dem Gewächsreiche hervor, als ob er auf dem Felde oder am Baume wüchse. Er gedeiht oder verdirbt je nachdem er die Ergiebigkeit der Erde an der Oberfläche oder im Innern für sich steigert oder mindert. Ein Menschenleben ließe sich betrachten als: gleich mit einer Steinkohlenmenge, einer Fläche Haide, Wald oder Marschland; gleich einer verschiedenen Menge verwitterten Gesteines aus der ein Menschenleben sich zu erhalten vermag; gleich einer Strecke Entfernung vom Golfstrome ꝛc. je nachdem die Ursachen des Lebens in einer oder anderen Richtung zurück geführt werden. Die Eitelkeit mag sich dagegen auflehnen aber das Ursachverhältniß ist vorhanden; dem denkenden und wirkenden Menschen ist es sehr dienlich, wenn er stets des Zusammenhanges mit der übrigen Welt sich bewußt bleibt. Es ist ihm lange genug gelehrt worden: „Gott hat die Welt nur zum Nutzen und Vergnügen der Menschen erschaffen.“

§. 442. Die Betrachtung der Welt hat schon im Alterthume zur Wahrnehmung geführt, daß sie in zweierlei Weise Eindrücke auf den Menschen mache: als **Raumerfüllung und Raumveränderung;** denen je nach Auffassung der einzelen Denker ganz verschiedene Werthe und Bedeutungen beigelegt wurden, welche noch jetzt in den Gesichtspunkten der Stofflehre (Materialismus) und Geisterlehre (Spiritualismus) sich ausprägen.

Die Ursache dieser Unterscheidung der Eindrücke läßt sich zurückführen auf die Mängel des menschlichen Sehens, welches nur innerhalb meßbarer Grenzen Eindrücke vermittelt (§. 3): wenn ein Gegenstand einen minderen Sehwinkel ausfüllt als unser mangelhafter Sinn erfordert, macht er keinen Eindruck auf uns. Gleiches erfolgt wenn die Änderung der Raumerfüllung eines Gegenstandes weniger als jenes Maß beträgt; oder wenn der Eindruck von zu kurzer Dauer ist um gesondert empfunden werden zu können. Nach Maßgabe dieser Begrenztheit seines wichtigsten Sinnes hat der Mensch frühzeitig Eintheilungen getroffen, um die Verschiedenheit seiner Eindrücke sich zu verdeutlichen, und indem er seine Innenwelt außer sich versetzend seine Außenwelt gestaltete (§. 15) verlegte er auch seine Eintheilungen dort hinaus und dachte sich eine sichtbare und unsichtbare Welt. Da aber

die meisten Raumveränderungen zu klein sind um durch das menschliche Auge erkennbaren Eindruck zu machen: so nahm er einen Beharrungzustand an; zum Unterschiede von den gröberen erfaßten Eindrücken der Raumveränderung die er als Bewegung bezeichnete. Er bildete demnach in seinen Vorstellungen eine sichtbare Welt, theils im Beharrungzustande theils in Bewegung, und um diese zu unterscheiden, bezeichnete er den vermeintlichen Beharrungzustand als Stoff (Materie), dagegen die erkennbare Bewegung des anderen Theiles als Leben Geist Form Kraft u. s. w. Da die Mängel der menschlichen Sinne, also auch die Beschränktheit des wichtigsten Sinnes in jedem Menschen sich wiederholten, also zu allen Zeiten die gleichen waren und blieben: so konnten sich auch jene Unterscheidungen forterhalten. Die Bezeichnungen mogten wechseln und die Vorstellungen sich umgestalten, so verblieb doch unter allen Umständen die aus den gleich bleibenden Mängeln der Sinne hervorgehende Unterscheidung in den Vorstellungen der Menschen; wenn diese auch im übrigen an Bildung Lebensweise wissen glauben oder Hautfarbe noch so sehr verschieden waren.

Die Eintheilungen vereinfachten sich in Folge sinnlicher Eindrücke von Bewegungen deren Gegenstände unsichtbar waren, namentlich durch Eindrücke der bewegten Luft, des Windes; den der Mensch fühlte aber nicht sehen konnte. Er erkannte, daß es unsichtbares in Bewegung gebe, auch sah er an den Staubwolken, daß dieses unsichtbare Bewegungen hervor bringen könne; darin lag der Vergleich nahe, daß alle Bewegungen einem änlichen unsichtbaren Dasein entstammen. Demgemäs gestaltete er seine Vorstellung um, so daß alles unsichtbare mit dem bewegenden vereinigt als außersinnliche Welt gedacht wurde, von der die Sinnenwelt d. h. das sichtbare im vermeintlichen Beharrungzustande unterschieden ward. Die Vorstellungen von dem unsichtbar bewegenden hielten sich aus jenem Grunde zum verdeutlichen meistens am Luftartigen oder Hauchänlichen: so bei den Israeliten der Hauch (Ruach), welcher im Anfange der Welt über dem Urgemenge schwebte (1. Mose 1. 2) und der Hauch der das bewegende (die Seele) im Menschen bilden sollte (1. Mose 2. 7). Es ward im Laufe der Zeit gesteigert bis zum Äther, den die hellenischen Weisen und auch Denker der Jetztzeit als Urquelle aller Bewegungen deuten. Die Luft war es welche unsichtbar und bewegend zur Vorstellung des geistigen und ätherischen diente.

Von höherer Gestaltung war die Vorstellung Platos von Urbildern (Ideen) und Aristoteles Vorstellung von Formen (§. 414), deren streben nach Gestaltung alles bewegen erzeuge. Sie stellten gleich allen anderen Denkern diesem bewegenden gegenüber den an sich

(vermeintlich) bewegunglosen Stoff, indem sie erkannten daß die selbe (Pflanzen= oder Thier=) Gestalt wiederkehre obgleich die Stoffe nicht die selben seien. Diese Vorstellung des Stoffes als getrennt von der Gestalt blieb zu allen Zeiten die selbe, findet sich auch in der Gegenwart in unveränderter Bedeutung; obgleich das gestaltende unabläßig sich verändert hat, je nachdem der denkende sein Außersinnliches gestaltete. Die meisten nehmen noch jetzt an, das unsichtbare und bewegende sei ein vom Stoffe unabhängiges Wesen, welches den Stoff vor Jahrtausenden durch seinen Willen schuf und in Bewegung setzte, auch seitdem gestaltend in Bewegung erhalte; in änlicher Weise wie ein unsichtbares und bewegendes im Menschen als Seele oder Geist wirke, unabhängig vom sichtbaren und anscheinend bewegunglosen, dem Leibe oder Stoffe.

Abweichend von diesem Glauben entstanden seit Jahrhunderten bei den Forschern die Vorstellungen von Kräften verschiedener Art, die das unsichtbar bewegende der Welt sein sollten. Die aus dem Alterthume ererbte Sternkunde leitete zur Annahme, daß die Sterne diesen Einfluß äußerten je nach ihren angenommenen Besonderheiten. Sie verblieben in dieser Geltung bis Newton das Gesetz der Anziehung entdeckte, daraus eine Anziehungkraft herleitete und daneben eine Fliehkraft oder Abstoßungkraft. Seitdem entstanden in den Vorstellungen so oft eine unterschiedliche Bewegung entdeckt ward neue Kraftbezeichnungen; namentlich: elektrische Kraft, magnetische galvanische chemische, Wärmekraft und selbst Lebenskraft; lediglich um die Verschiedenheit der empfangenen Eindrücke zu bezeichnen.

In neuester Zeit hat man versucht, die einzelen gedachten Kräfte mit einander zu vergleichen, um zu ermitteln ob und was ihnen als Gemeinsames zum Grunde liege. Das nächste war die Kraftäußerungen zu messen in ihrer Weise. Da die Schwere (Anziehung) die einfachste und faßlichste der Äußerungen ist: so begann man damit. Als Einheit ihrer Leistung ward der Druck unserer Lufthülle an der Meeresfläche bei bestimmter Wärme ($0^0$) angenommen und als Atmosfäre benannt, bezeichnet durch die Höhe einer Quecksilbersäule von $0_{,760}$ Meter oder durch belasten einer Fläche mit demgemäß berechneten Gewichte. Die Überwindung der Schwere durch fortbewegen eines Gegenstandes der Erdanziehung entgegen, mas man nach Pferdekräften, d. h. der Last welche ein Pferd bei vortheilhafter Benutzung seiner Kraft zu heben vermöge. James Watt, der Schöpfer der Dampfmaschine bestimmte jene zu 33000 Pfd. engl. in einer Minute einen Fus engl. gehoben; die französische Bezeichnung ward 75 Meter=Kilogramm in der Sekunde. Die minder auffällige Kraftleistung als Wärme ward gemessen an der Ausdehnung einer Quecksilbersäule und

indem man den Längenunterschied zwischen der Wärme des gefrierens und der des verdampfens des Wassers in 100 gleiche Theile (Grade) eintheilte, erlangte man in jedem Grade $^1/_{100}$ Maseinheit für die Wärmekraft. Es zeigte sich jedoch, daß dieses Mas verschieden lang sei je nach dem dazu verwendeten Gegenstande und es ward deshalb eine Wärme-Einheit (Calorie) geschaffen, d. h. die Wärmemenge angenommen, deren es bedarf um ein Kilogr. Wasser um einen Grad zu erwärmen. Weitergehende Versuche verglichen die Wärmewirkung mit der Leistung in Lasthebung und stellten heraus, daß 1 Kilogr. Wasser um einen Grad erwärmt in einer Stunde, gleich sei der Hebung einer Last von 421 Kilogr. um einen Meter. Das wirken der Wahlverwandschaft (der chemischen Kraft) ward als ein weit verschiedenes erkannt. Jedoch gab die Wärmeentwicklung vieler Mischungen im Augenblicke ihres verbindens (verbrennens) Gelegenheit zur Feststellung eines Masverhältnisses; indem gemessen ward, daß ein Gewicht reiner Kole im verbrennen so viel Wärme äußere um 8086 solcher Gewichte Wasser um einen Grad zu erwärmen. Daraus berechnet sich wiederum, daß verbrennen eines Gewichtes Kole gleich sei dem heben des hundertfachen Gewichtes auf $4^1/_2$ Meilen Höhe.

Es ist längst durch Versuche erwiesen daß die verschiedenen sogenannten Kräfte in Beziehung zu einander stehen, daß sie nicht allein in einander übergehen sondern auch gleichzeitig erscheinen als Wirkung der selben Ursache. Die Wärme, welche z. B. aus dem Meere am Gleicher den Wasserdunst hebt der im Gebirge des Festlandes als Regen nieder schlägt, geht hier in Druckkraft über, indem sie eine Wassermenge vom Schwerpunkte der Erde entfernte, die im Rücklaufe zu dem selben durch Druck eine Arbeitleistung verrichten kann, welche sich nach Pferdekräften ausmessen läßt. Verbrennung der Kole ist wirken der Wahlverwandschaft zwischen Kole und Sauerstoff und leistet z. B. in der Dampfmaschine eine meßbare Arbeit; sie ist aber auch gleich dem verbinden des Sauerstoffes mit Metall in der galvanischen Kette, welches nur deshalb nicht verbrennen genannt wird, weil wir gewöhnt sind dieses unter sichtbaren Lichterscheinungen zu denken. Es zeigt sich ferner bei spalten des Sonnenlichtes, daß es zugleich als Licht Wärme und chemische Kraft wirke, überdies auch magnetische Kraft äußere, die in elektrische und galvanische sich umwandeln lasse: alle wiederum im Stande in Licht- und Wärme-Erscheinungen sich umzuwandeln oder als Anziehung zu wirken.

Die bezeichneten Kräfte sind demnach nur als verschiedene Äußerungen des allgemeinen bewegens zu betrachten, als verschiedene Eindrücke welche unsere Sinne von den Raumveränderungen der Welt empfangen. Von ihnen unterscheiden wir die Eindrücke welche die

Raumerfüllung auf uns macht und welche wir Stoff nennen. Es ergibt sich aber daß wir den Stoff an sich gar nicht kennen und kennen können; denn was wir den Stoff eines Gegenstandes nennen, ist der Gegenstand in einem von uns erfaßten Augenblicke seines endlosen umgestaltens, keineswegs aber der Stoff unterschieden vom bewegen. Was wir z. B. Kole nennen erscheint uns als schwarzer Körper im Ruße, als grauer im Grafit und als durchsichtiger glasartiger im Demant; ohne daß daraus sich erkennen ließe was wirklich die Kole sei, ob durchsichtig oder undurchsichtig, schwarz oder grau u. s. w. Der Körper den wir sehen ist überhaupt nicht Kole, sondern eine Anhäufung von Urgestalten der Kole im gegebenen Augenblicke und die Verschiedenheit der Erscheinung rührt nur her von der verschiedenen Art der Anhäufung. Die Kole würden wir erst dann erblicken, wenn wir eine jener Anhäufungen so lange theilten bis wir zum untheilbaren gelangten; denn der Stoff an sich müßte untheilbar sein bevor er als solcher da sein und erkannt werden könnte. Da aber solche Theilung bisher nicht hat ausgeführt werden können, so ist es auch nicht möglich gewesen den Stoff zu erkennen. Jede Anhäufung von Stoff welche wir Körper nennen, sei es auch nur ein Sandkorn, hat durch gegenseitiges anziehen seiner Urgestalten diese Form empfangen. Sie äußert Wärme und Wahlverwandschaft, steht ohne Zweifel in elektrischen Wechselbeziehungen u. s. w., so daß der Körper gleichzeitig als Raumerfüllung und Raumveränderung (Stoff und Kraft) auf uns wirkt, wenngleich das meiste keinen faßbaren Eindruck auf uns macht, weil unsere Sinne nicht fein genug sind zum empfinden. Alles was wir Kraft oder Kräfte nennen, ist Bewegung und ebenso alles was wir als Stoff bezeichnen wird nur durch bewegen erkennbar, ist also nicht davon getrennt.

Die Unterscheidungen welche wir machen sind demnach lediglich Folge unserer Mängel, trennen nicht die Außenwelt sondern nur unsere Innenwelt. Wenn wir uns der Bezeichnungen Raumerfüllung und Raumveränderung oder Stoff und Kraft bedienen, so sind dieses nicht Wirklichkeiten sondern selbsterdachte Hilfmittel zu unserem Verständnisse, einfache Gedankendinger oder Ausdrücke zum trennen unserer Vorstellungen. Ebenso wie es außer uns weder Raum noch Zeit gibt in der Welt, gibt es auch keinen Stoff und keine Kraft; denn die Welt ist in allen Beziehungen unendlich und Eines, wenn sie auch in uns eine Fülle von Eindrücken erzeugt die wir durch jene Bezeichnungen zu unterscheiden suchen.

§. 443. Führt man die Ursachverhältnisse in Gedanken weiter, rückwärts wie vorwärts, so geräth die Betrachtung in eine unabseh=

bare Folge von Bewegungen, deren Ausbreitung nach allen Seiten unbegrenzt erscheint und zur Überzeugung der **Unendlichkeit des Seins** führt.

Wir Menschen vermögen nicht diese Unendlichkeit zu fassen; denn um vom Verstande begriffen werden zu können muß der Gegenstand begrenzt sein, d. h. gesonderte Eindrücke auf uns machen. Dieses ist bei der Unendlichkeit nicht möglich, weil sie ohne Grenzen sein muß um unendlich zu sein. Wir vermögen nur die Thatsache zu erkennen, daß die Reihenfolge der Ursach-Verhältnisse unabsehbar sei, daß wir nirgends eine Grenze entdecken wo sie aufhören. Nur deshalb nehmen wir an daß keine Grenze vorhanden sei, änlich wie wir die Fortführung einer Verhältnißreihe wie

1. 2. 4. 8. 16. 32.

eine unendliche nennen müssen, weil ihre Fortsetzung nach oben (64. 128. u. s. w.) wie nach unten ($^1/_2$. $^1/_4$ u. s. w.) keine Ende finden würde, wenn auch millionen Menschen daran rechnen wollten.

Die Unendlichkeit ist das wirklich Daseiende; aber der Mensch hat die besonderen Eindrücke welche er empfängt zur Grundlage seiner Erkenntniß machen müssen, um die Welt in einzelen Beziehungen seinem Verstande unterwerfen und seinem Gedächtnisse einprägen zu können. Was wir erkennen, ist nur ein Theil der Eindrücke welche die Welt auf uns macht und um diese erfassen zu können, hat der Mensch sie trennen müssen von einander wie von allem übrigen, weil sonst seine Fähigkeiten nicht ausgereicht hätten sie zu erfassen. Um die Eindrücke demnächst mit einander vergleichen zu können, hat er sich Grundmase schaffen müssen (§. 8), nach denen er die Unterschiede in durchgehenden Werthen bezeichnen konnte. Da aber die Welt zweierlei Eindrücke auf ihn macht, der Raumerfüllung und der Raumveränderung, so mußte er sich zweierlei Grundmase schaffen, deren vorwaltende Eigenthümlichkeiten er in die Begriffe Raum und Zeit oder Stoff und Kraft faßte. Diese Begriffe konnten nicht vor ihm da sein, denn außer dem menschlichen Verstande gibt es weder Raum noch Zeit; noch konnten sie ihm eingepflanzt sein, denn die Menschheit lebte Jahrtausende bevor sie jene Begriffe kannte; sie sind willkürliche Annahmen des Menschen, zu denen er gelangte im vergleichen und ordnen der verschiedenen Eindrücke die er aus der Welt empfing. Der Begriff Raum entstand durch an einander fügen der verschiedenen Formen der Raumerfüllung, in denen die Außenwelt dem einzelen Menschen erscheint: die Eindrücke unterschied er, gab jeder nach seinem gewählten Längenmase (Zoll Fus Meile) eine räumliche Ausdehnung, schloß sie aber demnächst in Gedanken alle an einander und nannte dieses Raum. Den Begriff der Zeit bildete er durch an einander fügen der verschie-

denen Formen der Raumveränderung (Bewegung), in denen die Außenwelt auf den einzelen Menschen wirkt: er unterschied die begrenzt empfundenen Eindrücke, gab jedem nach seinem gewählten Zeitmase (Sekunde Tag Jahr) eine zeitliche Dauer, schloß sie aber demnächst an einander und nannte dieses Zeit. Außer uns ist aber Geschiedenheit der Raumerfüllung und Raumveränderung nicht vorhanden, denn Jegliches ist im beständigen umgestalten: jedes seiende ist erfüllend und sich verändernd zugleich, nirgends solcher Stillstand daß eine Raumerfüllung unbeweglich festgehalten und gemessen werden könnte oder eine Veränderung ohne Raumerfüllung möglich wäre. Nur die Mängel unserer Sinne verleiten uns Ruhezustände anzunehmen, indem sie uns die feineren Bewegungen des steten umgestaltens verhüllen und dadurch den Irrthum erregen, als ließen sich die einzelen Formen und Bewegungen in Raum und Zeit abgrenzen.

Die gesteigerte Erkenntniß hat dazu geführt, in der Welt nicht länger eine Anzahl geschiedener Ursach-Verhältnisse zu erblicken sondern eine geschlossene Folge; so daß jede Begebenheit, welche wir aus der vorhandenen Fülle willkürlich abtrennen, nicht anders betrachtet werden darf als die Wirkung einer vorher gegangenen Ursache und zugleich als die Ursache einer nachfolgenden Wirkung. Dieser Zusammenhang setzt sich fort vorwärts und rückwärts in unabsehbarer Folge. Wir sehen anscheinend groses sich verlaufen in kleine Spuren oder scheinbar kleines als Ursache von grosem wirkend; Organisches geht aus Unorganischem hervor und fällt wieder darin zurück; die niedrigsten Gestaltungen wirken auf den Menschen und dieser die Bezüge umkehrend wirkt auf jene zurück. So geht z. B. durch die meisten Völker Europas eine starke Scheidung zwischen Nord uud Süd und eine mindere zwischen West und Ost; deren gemeinsame Mittellinie liegt von Südwest nach Nordost dem Zuge des Golfstromes folgend. Die Unterschiede lassen sich beliebig verfolgen bei den Franzosen Engländern Deutschen oder Italienern. Ihr Grund, im Golfstrome sich äußernd, liegt in der Umdrehung der Erde; deren Verlauf es bedingt daß der doppelte Strom von wärmerem Wasser und wärmerer Luft auf der nördlichen Erdhälfte den geraden Nordweg nach dem Pole in Nordost umsetzen muß; die dazu zwingenden Unterschiede der Geschwindigkeit des umdrehens am Gleicher und an den Polen entstanden aber in der Urzeit als die Erde die Richtung ihrer Umdrehung bildete. In jenen Völkern sind also in der Gegenwart Verschiedenheiten des Menschenwesens wirksam, als Wirkungen von Ursachen der Urzeit, durch welche die sich bildende Erde in dieser Weise und nicht anders ihre Umdrehung begann. Diese Eigenthümlichkeit mußte wiederum die Folge vorhergegangener Ursachen sein, begründet in der Gestalt

des ersten Körpers der werdenden Erde oder in der Richtung der sich folgenden Anschlüsse. Ebenso sehen wir in der Menschheit der Gegenwart eine ganze Stufenreihe der menschlichen Bildung, vom hochgebildeten Europäer hinab zum rückständigen hilflosen Wüstenmenschen, der vom Thiere sich hetzen läßt wie ein Wild und in seiner sittlichen Entwicklung erst zu den niedrigen Stufen gediehen ist welche wir Laster und Verbrechen nennen. Wenn wir jene Völker vergleichen wollen, können wir willkürlich einen Zeitraum von Jahrtausenden zurückgehen, oder in die Höhlen des Elendes und der Verworfenheit groser Städte hinabsteigen um den Bildungstand der verwahrlosten zu betrachten. So wiederholt sich auch in jedem Menschen die Entwicklung seines Geschlechtes; denn der neu geborene beginnt seine Fortbildung auf der niedersten Stufe, auf welcher die Menschheit vor Jahrtausenden stand; im vorhergegangenen unreifen Leben durcheilte er die ganze Stufenreihe des Thierreiches (§. 437), beginnend als thierische Zelle auf der rückständigen Stufe, von welcher das Thierreich vor millionen Jahren seinen Ausgang nahm zu höheren Gebilden. Was vor undenklichen Zeiten geschah wiederholt sich noch täglich, und in den jetzt lebenden Wesen befinden sich noch solche der untersten Stufe, die zu den ersten Gestalten gehörten welche die Erde für das künftige Pflanzen- und Thierreich bildete. Jedes entstehende Wesen ist die jüngste Gestalt einer Reihe von Ursachverhältnissen, die in besonderen Weisen ihren Verlauf nahmen, so daß dieses Wesen daraus entstand unterschiedlich von allen anderen. An jedem Baume steht jedes einzele Blatt durch besondere Gefäße mit eigenen Wurzelfasern in der Erde in Verbindung, die es möglich sein würde durch eine mühsame Zerlegung des Baumes hervor zu heben. Wenn eine änliche Zurückführung in der Menschheit möglich wäre, so könnten wir für jeden einzelen die besonderen Fasern hervor holen welche ihn mit dem Urpare verbinden, auch weiter zurück bis zum Urwesen des Thierreiches, aus welchem durch besondere Einflüsse die Stufenleiter bis zum Menschenwesen sich heranbildete und durch die Menschheit bis zu diesem einzelen. Wie die Zeit sich verliert im zurückforschen der Kettenreihen der Ursachverhältnisse, so auch der Raum. Nicht allein unsere Sonne wirkt auf Erden und bewirkt alle Vorgänge, sondern auch ferne Sterne haben Einfluß; wie die chemische Wirkung der Stralen des Sirius erweisen und selbst der Capella, die aus billionen Meilen Entfernung nachweisbar das salpetersaure Silber schwärzen. Von den fernsten Sternhaufen, deren Licht wahrscheinlich millionen Jahre unterwegs ist bevor es zur Erde gelangt empfängt das menschliche Auge Eindrücke. Da aber jeder Eindruck Änderungen im Menschen hervorbringt, so sehen wir Ursache und Folge sich unmittelbar

verbinden durch eine Reihe von millionen Jahren, in welcher nichts weiter liegt als eine unzählige Reihe von Bewegungwellen des Weltgases, welche vom Sternhaufen aus dessen bewegen dem Menschenauge übermitteln. Das Kind kennt außer dem heute nur noch gestern und morgen, bei weiterer Fortbildung rechnet der Mensch nach Jahren, darauf erhebt er sich zu Weltaltern von der Schöpfung bis zum Untergange der Welt und wagt es Jahrtausende zu denken; auf höchster Stufe schwinden die Jahrtausende, denn die unabsehbare Kette der Begebenheiten läßt nur in der Nähe die einzelen Glieder der Kette erkennen, aber in der Ferne weder Anfang noch Ende.

Änlich sind die Kettenreihen der Bewegung in ihren verschiedenen Erscheinungen: von der Elektrisir-Maschine springt ein Funken über der durch Reibung erzeugt ward; die Reibung war Folge der Bewegungen einer kleinen Dampfmaschine, also durch Dampfspannung hervor gebracht; diese war Folge der Wärme-Entwicklung erzeugt durch Wahlverwandschaft des Sauerstoffes zur Kole, welche vor hundert tausenden von Jahren entstand durch das einwirken der Sonne auf die von damaligen Pflanzen aufgenommene Kolensäure. Die Bewegung der Sonne welche jene Kolensäure zersetzte war Folge gewesen der Verdichtung des Sonnenkörpers; die nur dadurch so stark wirken konnte daß im anfänglichen bilden der Sonne ihrem Schwerpunkte das Übergewicht im Bereiche verlieh, so daß ein so großer Theil des Stoffes um diesen sich ballen mußte. So zeigt sich die Kette vom Funken der Gegenwart rückwärts mittelst Licht Wärme chemische Wahlverwandschaft u. s w. durch Billionen Jahre zum Anfange der Sonne, ohne dadurch die Kette in Raum und Zeit zu schließen. Denn nicht allein daß jene Begebenheiten an weit entlegenen Stellen des Weltenraumes sich begaben, da die Sonne täglich 83400 Meilen vorwärts eilt, sondern es zeigt sich auch daß die Sonne im Zusammenhange steht mit fernen Sternen oder Schwerpunkten, daß sie wahrscheinlich einer der Körper des Sternenhaufens sei den wir Milchstraße nennen. Daß also die Ursachen ihrer anfänglichsten Bildung noch viel weiter zurückliegen, indem bei der großen Anzahl solcher Sternenhaufen und der unermeßlichen Verschiedenheit ihrer Entfernungen, unser Blick nach allen Seiten in die Unendlichkeit hinaus dringt ohne eine Grenze als Anhalt zu finden für Zeit und Raum.

Weil unsere Erde allezeit am Gleicher ihre größte Umdrehung machte, so daß dort die von der Sonne ausgehende Bewegung als Licht und Wärme am stärksten wirken konnte, mußte auch am Gleicher das erste Leben auf Erden entstehen und sich am ehesten fortbilden können. Die örtlichen Eigenthümlichkeiten zu beiden Seiten des Glei-

chers wurden bestimmend für die dortige menschliche Entwicklung und ihre Spuren erhielten sich durch alle Zeiten, scharf geschieden von den jüngeren Fortbildungen im gemäßigten Erdstriche. Die ältere afrikanische Menschheit erhob sich in den Ägüptern zu hoher Bildung, während die gleichzeitigen Völker Mittel-Asiens noch auf weit rückständigen Stufen lebten; jene wirkten ein auf Semiten Inder Perser Hellenen und Römer, durch diese wiederum auf die späteren in Europa eingewanderten Asiaten und brachten so ihr glauben und wissen zur Geltung bis zur Gegenwart. Die grimmen Übermächte der Länder am Gleicher leben noch in den Vorstellungen der Europäer; ägüptisches wissen und treiben wirkt in Religion und Wissenschaft jetzt wie vor 4000 Jahren; selbst viele Gestaltungen im Christenthume lassen sich nach jenen heißen Ländern zurück verfolgen (§. 187) durch Griechenland nach Pälästina, darauf nach Ägüpten und theilweis durch Mittel-Afrika zu den Congo-Negern; die in ihrem Fetischdienste und verehren der Gebeine ihrer Vorfahren, in Laden aufbewahrt, auch in den Sühnen und Opfern, die Anfänge schufen zu prunkvollen und dichterischen Gestaltungen, bei Ägüptern und Israeliten des Altertumes, wie noch jetzt in unserer Mitte gehegt, Ehrfurcht und Glauben heischend und findend bei Katholiken und Evangelischen. So verbindet sich der erste Anfang der Erdbildung mit der Religion der Jetztzeit, wird auch ihren Einfluß augenscheinlich weiter erstrecken durch künftige Jahrtausende. Selbst dann wenn die Religion bei den Europäern durch höheres wissen ersetzt sein wird kann sie bei Völkern der anderen Erdtheile neu aufleben; die in dem schroffen Wechsel ihrer Lebensverhältnisse die Grundlagen des heidnischen Semitenthumes wieder erkennen können und um deswillen pflegen werden nachdem der Glaube längst in Europa erstorben sein wird. Der Kreislauf kann ihn nach Jahrhunderten in christlicher Form nach seiner Urheimat an der Congoküste Afrikas zurück bringen.

So verbinden sich die Bezüge in unabsehbarer Folge vom größten zum kleinsten, vom kleinsten zum größten: wer einen Stein vom Strande aus in das Meer wirft, erhöht den Meeresspiegel über die ganze Erde; er verlegt den Schwerpunkt der Erde, verschiebt ihre Lage zur Sonne und auch den Schwerpunkt der Sonne, verändert die Umdrehung der Erde und ihren Umlauf um die Sonne, auch den Lauf der Sonne in ihrer Bahn; er erzeugt Wärme im Meere, bringt eine Wellenbewegung hervor die sich weit über seinen Gesichtskreis fortsetzt; er erschüttert die Luft und erzeugt einen Ton sowol in der Luft wie im Wasser, die beide sich fortsetzen weit über den Bereich der menschlichen Sinne hinaus; bringt auch ohne Zweifel Bewegungen der Elektricität des Magnetismus und Galvanismus hervor, außer

sich wie in sich; hat also mittelst des einfachen Wurfes eine Fülle von Bewegung=Erscheinungen und Veränderungen hervor gebracht, deren Einflüsse unendlich sich fortsetzen.

So stehen und leben wir inmitten der Unendlichkeit, vor und hinter uns alles unabsehbar. Ob wir die Raumfüllung nach Erd=bahnen messen oder die Raumveränderung nach billionen Jahren, wir gelangen nicht an die Grenze; am Ende unserer weitest reichen=den Berechnungen erstreckt sich noch immer weiter die Unendlichkeit.

§. 444. Dennoch steht der Mensch in der Unendlichkeit for=schend und eingreifend, begnügt sich nicht mit stummer Verwunderung sondern strebt hinaus in die Ferne um **Willen und Gesetz** zu er=kennen in der unendlichen Manchfachheit.

Zur Erkenntniß des Willens gelangte der Mensch am frühesten; denn der Vergleich mit seinem eigenen Wesen lag zu nahe, als daß er nicht jede Bewegung welche faßlichen Eindruck auf ihn machte, einem fremden Willen hätte zuschreiben sollen, in änlicher Weise wir=kend wie sein eigener Wille. Wenn er sich eine Höle wühlte und sie stürzte ein, so mußte der Gedanke entstehen daß irgend ein fremder Wille sein Werk vereitelt habe: sah er ein Wesen in der Nähe, ein Thier irgend welcher Art, so vermutete er dessen Willen als Urheber; erspähete sein Rundblick kein Wesen dieser Art, so setzte er ein un=sichtbares voraus dessen Wille seine Höle zerstört habe. Alle Völker welche den Thierdienst pflegen (§. 33), halten das thierische Ver=ehrungwesen fähig mittelst seines Willens jegliches zu bewirken; die alten Israeliten dagegen, welche den Willen in unsichtbaren Wüsten=geistern (Elohim) vermuteten, dachten selbige auf Erden wandelnd und mit den Menschen redend und speisend, aber dabei fähig die Welt zu machen, Städte zu zerstören und die Erde zu überschwemmen. Die Chaldäer und Perser entdeckten so vielfach wirkenden Willen, daß sie in ihren Vorstellungen (§. 80) eine endlose Stufenfolge von Geistern (Engeln Dämonen Dschinnen Genien) schufen, durch die Einbildung gestaltet je nach der besonderen Art in welcher der Wille sich zu äußern schien. In der selben Richtung verfuhr auch die Einbildung der Hellenen schaffend, indem sie bei fortschreitender Erkenntniß jeden unterschiedlichen Willen verkörperte, bis sie in jedem Baume, jeder Grotte, jeder Quelle einen besonderen Willen zu entdecken glaubten und diesen menschenänlich gestalteten. Mogten auch die höher ge=bildeten alle Götter und Genien zusammen führen zum Zeus oder Theos, darin die Einheit des Willens erkennen und erklären wollen, der Menge des Volkes waren die unterschiedlichen Äußerungen des Willens gleich bedeutend mit Verschiedenheit der wollenden Wesen,

welche sie demgemäß verschieden gestalteten. Diese rein menschliche Richtung gelangte auch im Christenthume zum Übergewichte; denn sie hatte unter Griechen und Römern wie auch unter den Teutonen zur heidnischen Zeit gegolten, so daß es nur der Namensänderung bedurfte, um die gewohnten Vorstellungen von der Vielgestaltigkeit des in der Welt wirkenden Willens zu verkörpern. Es entstand demgemäß die Vertheilung der Vorgänge über eine stätig zunehmende Zahl von Heiligen, deren Seelen in Anlehnung an ihre irdischen Neigungen oder Beschäftigungen die unterschiedenen Gebiete der Weltvorgänge unterstellt wurden, in solcher ausreichend scheinenden Weise daß die Einheit des Willens (Gott) darüber zurück gesetzt ward. Am bezeichnendsten ward diese Zurücksetzung ausgesprochen in einem Verse, der noch im vorigen Jahrhunderte an einem Hause in Wien zu lesen war:

„Dies Haus stand früher in Gottes Hand,
Und dennoch ist es abgebrannt.
Jetzt hab' ich's wieder aufgebaut,
Und dem heiligen Florian anvertraut."

Die gleiche Unterscheidung des Willens nach seiner Bethätigung hat sich ebenfalls in der Wissenschaft eingebürgert und hier bis jetzt gegolten. Man hat allerdings seit Jahrhunderten die Schöpfung-Vorstellung aufgegeben, als ob jedes Wesen aus nichts entstehe und sich wiederum darin auflöse, mit Ausnahme des Menschen von dem eine Seele übrig bleibe. Man wog und erkannte daß nicht nur ein Häuflein Asche das Wesen gebildet habe, sondern eine Menge von Stoffen die nachweisbar aufgenommen waren und bei der Auflösung unverloren sich vertheilten. Aber zur Einheit des Willens in den verschiedenen Erscheinungen vermogten sich nur die Gottgläubigen zu erheben; indem sie jene Einheit auf ein unsichtbares vollkommenes Wesen zurück führten, von dessen Willen die verschiedenartigen Vorgänge wechselnde Bethätigungen seien. Die Forscher und Denker dagegen dachten sich verschiedenartige Kräfte thätig, jede mit ihrem besonderen Bereiche und je nachdem in getrennter Weise wirkend und schaffend. So sollte die Kraft der Kristallisation das Steinreich beherrschen, die des Wachsthumes das Pflanzenreich und eine besondere Lebenskraft das Thierreich: eine Dreiheit der Kräfte, aber keine Dreieinheit wie im Gotte der Christen. Allmälig schwindet aber diese Vorstellung der Geschiedenheit; denn die Forschungen lassen erkennen, daß die Kristallisation eben so wol wie im Steinreiche auch in der selben Weise im Pflanzen- und Thierreiche wirksam sei, daß sie darin Verbindungen bewirke, die in gleicher Gestalt unorganisch hergestellt werden können; sie zeigten ferner, daß die Wachsthum-Erscheinungen des Pflanzenreiches auch im Thier-

reiche sich wiederholen und daß die Lebenskraft, welche man zur Unterscheidung angenommen hatte, nur als eine manchfachere Bethätigung des selben Willens wirke.

Vornämlich hat dazu die Erkenntniß der Gesetze geleitet, d. h. des durchgehenden und gleichartigen welches den verschiedenen Vorgängen zum Grunde liegt. Es fand sich, daß diese Gesetze gleichmäsig walten in jedem Reiche, jedem Wesen, jeder Änderung. Der Mensch wie jedes Thier oder jede Pflanze und Stein fällt von der Höhe auf die Erde nach dem selben Gesetze der Fallgeschwindigkeit; jeder Körper, gehöre er zum Steinreiche Thierreiche oder Pflanzenreiche, zieht jeden anderen an nach dem gleichen Gesetze der Anziehung; die Stoffe verbinden und verhalten sich in allen drei Reichen gleich, möge z. B. das Eisen im Steine sein oder in der Pflanze oder im Menschenblute; das Wasser löst Stoffe oder setzt solche ab in gleichem Verhältnisse oder gleicher Art in allen drei Reichen; das Licht wird in allen gleichartig zerlegt gebrochen abgelenkt u. s. w.; die Wärme waltet in gleicher Art, d. h. nach den selben Gesetzen im Steine wie in der Pflanze oder dem Thiere; die magnetischen elektrischen und galvanischen Ströme durchziehen Erde und Luft, wie Pflanzen Thiere und Menschen, jedes in Wechselbeziehung zum anderen haltend. Die gleichen Bewegungen durchziehen die ganze Reihenfolge: was in den Beziehungen der einfachen Stoffe als Wahlverwandschaft bezeichnet wird, ist im Reiche der Pflanzen die Befruchtung welche den Blütenstaub durch die Fruchtröhre in den Satkolben führt. Die Wahlverwandschaft beherrscht die singende Nachtigall wie die girrende Taube und den jammernden Kater; was den sehnsüchtigen Hund so schmeichelnd die Hündin umwedeln läßt, ist ebenso einfach aus der Wahlverwandschaft der Stoffe zu erklären wie die Bewerbung eines gräflichen Husaren-Offiziers um eine schöne Gräfin oder feile Tänzerin. Die hohe Poesie der Liebe legt erst der dichtende Mensch hinein; denn alle jene Verhältnisse zeigen nur den einfachen Zug der Wahlverwandschaft, möge er sich bethätigen in einfachen Stoffen oder in den Geschlechtern der Thiere und Menschen.

Betrachtet man z. B. die schwebende Magnetnadel, wie sie unwandelbar nach einer Richtung zeigt und wenn durch Menschenhand zum abweichen gezwungen, sofort in ihre Stellung zurückkehrt sobald der übermächtige Zwang aufhört. Nach menschlicher Gewohnheit müßte man es Willen Zuneigung Liebe oder gar Eigensinn nennen; denn sie verhält sich ganz wie ein eigensinniger Mensch, und wenn ihr Stützpunkt noch so oft gedreht wird, behält sie doch ihre Richtung im Weltenraume. Die Forschung hat längst erkannt, daß sie von einer Strömung beherrscht werde welche die Erde umkreist. Aus der Zu=

nahme dieser Strömung je mehr die Erde in ihrem Umlaufe der Sonne sich nähert, hat man schließen dürfen daß die Nadel von der Sonne beherrscht werde, daß also der anscheinende Eigensinn einfach die Wirkung der Anziehung sei. Änlicher Wille läßt sich im Pflanzenreiche nachweisen: viele Blumen, am auffälligsten die Sonnenblume, folgen täglich dem Stande der Sonne als ob sie absichtlich wollten; in höherer Form zeigt er sich an einer Blume (Parnassia) an der zur Zeit der Samenreife die wagerechten Staubfäden sich empor richten bis die Rollen über der Samenscheide stehen, alsdann platzen und nachdem sie den Samenstaub ausgeschüttet sich wiederum nieder legen: ein Wille liegt deutlich darin wenn der Vorgang nach Vergleichung mit dem Menschenwillen erklärt werden soll. Es bedarf nicht zur Anwendung des Wortes „Willen" es zu beschränken auf selbstbewußte Äußerungen, um ihn in seiner Wirkung im Menschen zu unterscheiden von dem im Thierreiche u. a.; denn der selbe Wille äußert sich auch unbewußt im Menschen als Atmung Verdauung Blutumlauf u. a., wie er andererseits selbstbewußt im Thiere wirksam ist, welches seine Entschlüsse faßt und mit Vorbedacht ausführt. Wie nahe unser selbstbewußter Wille dem unbewußten sei vermögen wir am Clavierspieler zu erkennen, der die einzelen Noten des Blattes sieht liest ihre Bedeutung zum Gehirne fortpflanzt und von dort aus die Finger richtig lenkt, mit einer Schnelligkeit daß die Fassung der einzelen Entschlüsse nicht zu seinem Bewußtseine gelangt; so wenig daß wenn er das bezügliche Stück genugsam einübte, mögen die Noten entfernt und die Tasten verdeckt werden, er fast ohne Spur von Selbstbewußtsein das Stück richtig spielen wird; der Wille wird in ihm wirksam sein nahezu wie in einer Walze mit Stiften, die durch Wasser oder Wind getrieben die Clavirtasten beherrschte. So sehen wir das Kind laufen und springen, ohne die Absicht zu hegen dadurch die Muskel zu üben oder Lunge und Herz zu entwickeln, den Stoffumsatz zu fördern und dadurch ein erwachsener Mensch zu werden; doch sind alle diese hohen Gestaltungen die Folge davon. Im Kinde wirkt der selbe Wille der den Erwachsenen treibt sein Nervenleben zu entwickeln durch Reize, sei es durch Steigerung seiner Narung, durch den Anblick von Farben und Schaustellungen, durch Musik, lesen oder zuhören u. s. w. Er wirkt auch in der Pflanze die ihre Zweige nach allen Seiten reckt; in der Schildkröte die ans Land geht um ihre Eier im Sande zu vergraben; im Fischzuge der nach der Heimat wandert um seine Eier abzulegen; in der Pilzspore die auf gedeihlicher Unterlage sich festsetzt und daraus ihren Stoff zum Aufbaue zieht; in dem Sauerstoffe der zu Verbindungen eilt, wie in den Sternen die ihre Eigenbewegung fortsetzen, während sie andere anziehen und auch von anderen ange-

zogen werden: alles nach einem Gesetze, der selbe Wille in verschiedener Gestaltung.

Diese Gesetzmäßigkeit durchzieht alles und jedes: sie beherrscht ebenso das in der Luft wirbelnde Staubkorn wie den Lauf der Sterne, begegnet uns auch in der Menschheit unbewußt wirkend. Die Menschheit vertheilt sich über beide Geschlechter nahezu gleich, so daß es wol im einzelen und örtlich etwas schwanken kann, aber im Ganzen fest steht, auch alle Verschiedenheiten der Eltern wirkungslos bleiben gegenüber dem durchgehenden Gesetze, welches die Vertheilung der Geschlechter beherrscht; änlich den beiden Spannungen der Elektricität, vorübergehend verbunden und dennoch gespalten zu gleichen Hälften. Eine annähernde Gleichmäßigkeit durchzieht die Völker in den Zahlen der Geburten und Todesfälle, der Ehen und des verschiedenen Alters der Eheschließenden, selbst in den Zahlen der Verbrechen und Selbstmorde. Nur zeigt sich in diesen Zahlen indem sie allmälig sich verbessern, daß der Wille den wir in allem erkennen, gleichbedeutend sei mit der Fortbildung; die uns allerdings in beiden Gestaltungen der Fortbildung und Rückbildung erscheint (§. 439), aber in Wirklichkeit ausschließlich die Entwicklung der Welt zu höheren Formen zum Ergebnisse hat. Da überdies der Wille im Ruhezustande undenkbar ist, nicht vorhanden sein kann: so haben wir ihn als gleichseiend mit der Bewegung anzusehen. Es sind also Wille Bewegung und Fortbildung eines und dasselbe, dessen Gleichartigkeit in den Erscheinungen wir als Gesetz uns verdeutlichen.

§. 445. Um seine Weltstellung zu erkennen und sein Leben demgemäß einzurichten, ist die **Vorstellung der stufenweisen Fortbildung der Welt** die geeignetste für den Menschen, denn sie erläutert ihm am deutlichsten die Wechselbeziehungen in denen er zur übrigen Welt steht.

Es sind in den vorhandenen Gestaltungen und den vorgehenden Ummwandelungen die Beläge gegeben, aus denen gefolgert werden darf daß die bekannte Welt eine Selbstbildung sei (§. 439), aus einem Urzustande von Weltkörperchen in alles erfüllenden Gasen schwebend sich fortgebildet habe zu Sternen; daß die darunter befindliche Erde bei zunehmender Vergrößerung durch anziehen sich fortbildete (§. 430) bis zu Lebewesen, aus denen die Menschheit als höchstes Erzeugniß sich heran bildete (§. 438). Die Ungleichartigkeit des vorhandenen, der vergleichsweise verschiedene Wert den man den einzelen Gestaltungen beizulegen sich gezwungen sah, hat allgemein dazu geführt eine stufenweise Eintheilung vorzunehmen. Selbst die Anhänger der Schöpfung-Vorstellung haben, sich lehnend an das sichtbar gleiche bestreben der bibli=

schen Beschreibung des 6 Tage Werkes, wiederholt sich bemüht eine stufenweise Anordnung aller Wesen zu ermitteln. Diese Arbeit kann aber nicht vollständig gelingen, denn die vorhandene Menge der Pflanzen und Thiere, so reichhaltig sie auch erscheint, ist doch nur ein Theil der auf der Erde vorhanden gewesenen Lebensgestalten. Die Erforschung der Erdrinde, so verhältnißmäßig gering zur Zeit, hat bereits eine Menge Spuren und Überbleibsel anderer Gestaltungen geliefert, und alljährlich werden neue Entdeckungen dieser Art gemacht; so daß zu folgern ist die jetzt vorhandenen Pflanzen und Thiere seien nur die Nachfolger früherer Gestaltungen, von denen aber die meisten ihrer leicht vergänglichen Beschaffenheit halber keine Spuren hinterlassen haben und von den erhaltenen erst die wenigsten gefunden sind.

Eine geschlossene stufenweise Anordnung würde also nur dann ausführbar sein wenn uns alle Gestaltungen der Vorzeit bekannt wären, so daß es möglich würde jegliches an seiner Stelle einzuordnen. In Ermanglung dessen sind die versuchten Stufenfolgen lückenhaft geblieben und die ordnenden Forscher haben dadurch sich veranlaßt gefunden, an allen Stellen wo in der vorhandenen Stufenreihe auffällige Lücken sich zeigen, Scheidungen in Reichen und Arten anzuordnen (§. 425) um die Übersicht des gesammten zu erleichtern. Die erweiterte Kenntniß der vorweltlichen Pflanzen und Thiere hat zersetzend hierauf eingewirkt, indem sie zeigte daß die verschiedenen Klüftungen nur in der jetzigen Reihenfolge sich offenbaren, aber wesentlich sich mindern sobald man die vorweltlichen Gestaltungen mit in Betracht zieht; sie zeigte ferner daß auch die vorhandenen Pflanzen und Thiere von allen Stufen herrühren, aber im Vergleiche zu vorweltlichen Gestalten theils Fortbildungen anderentheils als Rückbildungen sind. Es sei als ob aus einer zusammenhängenden Folge der Zufall an vielen Stellen Lücken gerissen habe oder wie häufig in alten Handschriften der Frevel der Menschen und der Moder der Zeit einzele Blätter zerstört oder darauf den größten Theil der Schrift verwischt habe, so daß der Forscher aus den unzusammen hängenden Bruchstücken und abgebrochenen Sätzen den Zusammenhang des Werkes und seinen Inhalt erforschen soll, was ersichtlich auch beim eifrigsten bemühen nur theilweis gelingen kann.

Die ältere Lehre in ihrer weitesten Form nimmt an, es sei zu einer Zeit von jeder Art der Pflanzen oder Thiere, je nach ihrer Fortpflanzung eines oder ein Par, von einem unsichtbaren höchsten Wesen aus nichts erschaffen worden und habe sich seitdem durch Fortpflanzung gemehrt. Die selbe Vorstellung in neuerer Gestalt nimmt an, diese Neuschöpfung habe sich nach wiederholten Umwälzungen der Erdrinde mehrmals wiederholt und einer der Anhänger (Agassiz) denkt

sich die Neuschöpfungen nicht in ihren erwachsenen sondern anfänglichen Gestaltungen als Eier. Eine dritte Art der Anhänger läßt die jedesmalige Schöpfung nicht von außen her durch ein höchstes Wesen geschehen, sondern durch gesteigerte Kraftäußerungen der Erde, welche zu bestimmten Zeiten vermöge Wesen neuer Art entstehen zu lassen. Alle Anhänger der verschiedenen Schöpfungweisen sind aber darin einig, daß die Entstehung ein Wunder gewesen sei, zu dessen Erläuterung die menschliche Erkenntniß nicht ausreiche.

Die neuere Lehre dagegen schließt die Wunder im gewöhnlichen Sinne gänzlich aus, indem sie statt unbekannter Wesen oder Erdkräfte, die bekannten und noch gegenwärtig wirksamen Kräfte als ausreichende Ursache des Lebens auf Erden erachtet und in den sichtlich vorgehenden Umwandlungen nachweist; die selben Kräfte deren wirken während langer Zeiträume völlig ausreicht um die großen Veränderungen der Erdrinde zu erklären, welche man vordem nur deshalb unbekannten und ungeheuren Mächten zuschrieb, weil man annahm sie seien zu irgend einer Zeit plötzlich geschehen.

Die ältere Lehre vermogte nicht zu erklären warum die Wesen von so überaus verschiedenem Werte für den Menschen erschaffen worden seien, da doch die vorausgesetzte Weisheit der Schöpfer es hätte bedingen sollen, daß nur Wesen der höchsten Art, also Menschen erschaffen wären; oder auch, daß wenn aus irgend einem Grunde andere Wesen hervorgebracht wurden, diese wenigstens mit Rücksicht auf den Menschen hätten eingerichtet sein sollen. Die augenscheinlichen Unvollkommenheiten der Welt vermogte jene Lehre nicht mit vollkommenen Schöpfern in Einklang zu setzen. Nur deshalb fügte sie zwischen den vollkommenen Schöpfer und die unvollkommene Welt einen Weltformer (§. 415) oder verlegte die Verschlechterung in den Willen des Menschen (den Sündenfall) oder sie setzte auch dem Schöpfer eine andere Macht gegenüber (Tiube Ariman Satan Teufel) und theilte demgemäß die Welt in zwei Reiche des guten und bösen (§. 120). Diesen Zwiespalt hat die ältere Lehre auch jetzt noch nicht lösen können, denn auch in ihrer höchsten Form verbleibt er schroff bestehend: wie ehemals der Demiurg so mußte auch jetzt der Teufel als eines der Geschöpfe des vollkommenen Schöpfers erklärt werden, also die Unvollkommenheit der Welt auch dann im vollkommenen Schöpfer ihre Quelle haben; der Sündenfall-Glaube macht sogar den vollkommenen Schöpfer mit seiner ganzen Schöpfung abhängig vom ersten Menschen, dem eigenen Geschöpfe; selbst diejenigen welche die Erde als Selbstgebärerin deuten, können nicht umhin die Erde der Launenhaftigkeit zu beschuldigen, die gutes und böses, heilsames und giftiges mit einander erzeugte, in vielem sehr verständig aber in anderem frevel-

haft verfuhr, die auch nur im endlosen Kampfe und durch gegenseitiges auffressen ihre Erzeugnisse zu erhalten vermag.

Die neuere Lehre löst allen Zwiespalt in einfachster Weise, indem sie zeigt daß die Vorstellungen von Vollkommenheit und Unvollkommenheit nur durch den Menschen in die Welt hinein getragen worden seien; daß jegliches was der Mensch als unvollkommen bezeichne die rückständigen Gebilde seien, Gestaltungen der sich fortbildenden Welt oder Erde welche aus irgend einem Grunde nicht zur höchsten Stufe gelangen konnten, deshalb auf einer der zahllosen tieferen Stufen verharren müssen bis ihnen entweder die Gelegenheit zur weiteren Fortbildung in ihrer Bahn sich naht oder sie im Lebenskampfe der Rückbildung verfallen und aussterben gleich zahllosen Gebilden der Vorzeit. Die Stufenfolge wird uns wenn auch lückenhaft verdeutlicht in der Manchfachheit des Bestandes der Erde, von den einfachen Stoffen und deren Verbindung aufwärts durch das Steinreich Pflanzenreich und Thierreich bis zum Menschen; darauf in der Geschichte der Menschheit von den rückständigsten Menschen und Völkern bis zu den vorgeschrittensten der Jetztzeit. Wir begreifen, daß die Welt nach höheren Bildungen strebt und lernen auf diesem Wege:

a) die Welt viel einfacher verstehen durch bekannte und noch jetzt fortwirkende Ursachen, in denen die naheliegende Erklärung aller Vorgänge liegt, so daß es nicht erforderlich ist sie in Schöpfung-Wundern oder guten und bösen Wesen der außersinnlichen Welt zu suchen;

b) das rückständige angemessener behandeln, indem wir einerseits die Notwendigkeit seines Daseins in vorangegangenen Stufen der Erdbildung erkennen, andererseits unsere Berechtigung zum vertilgen aller Gebilde die uns hindern, und Förderung derer die zur weiteren Fortbildung der Menschheit dienen können; in welcher so weit wir erkennen die Bildung der Erde gipfelt, also ihren Zweck oder ihre Bestimmung findet, der jedes andere sich unterordnen muß;

c) das rückständige im Menschen milder beurtheilen und die Notwendigkeit erkennen, durch möglichst beschleunigte und verallgemeinte Fortbildung der Menschen das rückständige durch vorgeschrittenes zu ersetzen, durch Lehre und Beispiel Sitten nnd Gesetze den Abstand zu mindern welcher in der Menschheit die Mehrzahl weitaus in Rückstand erhält;

d) die Weltordnung erkennen so weit sie auf unser Wohl und Wehe Einfluß hat, und statt einem unerkennbaren Wesen der außersinnlichen Welt gegenüber zu stehen, dessen Wille unerforschlich, finden wir uns an der Spitze der Erdgestaltungen

und erkennen die Ordnung in begreiflichen Gesetzen, nach denen wir unser thun einrichten können um unser gedeihen und das der Menschheit zu fördern.

Die Lehre von der stufenweisen Fortbildung ist demnach der Erkenntniß wie der Moral günstiger als die alte Lehre der wundervollen Schöpfung. Sie ist auch der Menschenliebe günstiger, denn sie lehrt daß die rückständigen Menschen keine verworfene und verächtliche oder Satanskinder seien, sondern Menschen die durch Verhältnisse der Umgebung gezwungen auf rückständigen Stufen sich fortbilden mußten, wo ihre Vorstellungen und Handlungen als Laster und Verbrechen sich äußern. Daß es demnach unsere Pflicht sei sie oder ihre Nachkommen von jenen rückständigen Stufen zu erheben zu der Bildungstufe, welche wir als menschenwürdig erkennen.

§. 446. Die Erkenntniß der Welt als Selbstbildung führt zur Überzeugung daß der Mensch in seiner kleinen Erdenwelt die höchste Stufe der Bildung sei, berechtigt zur Herrschaft über alle anderen Bildungen, aber ihnen keineswegs in jeder Beziehung überlegen. Er bildet eines der Glieder der langen Kette von Erdgestalten, die in Ursachverhältnissen zu einander stehen; er hat um seine Fortbildung zu sichern **Zweck und Mittel** zu erkennen, damit er in der Stufenreihe seinen Kampf mit der übrigen Welt gedeihlich durchführe.

Der Mensch hatte von jeher und noch gegenwärtig einen endlosen Kampf zu bestehen mit der übrigen Welt, sowol der unorganischen wie der organischen, wider Pflanzenreich Thierreich und seine Mitmenschen. Sein Leben und seine Fortbildung hängen davon ab ob er den Kampf siegreich bestehe; denn jede Niederlage ist Rückbildung und vorzeitiger Tod. Ihm liegt also die Pflicht ob sich Zwecke vorzusetzen die des Kampfes werth sind, dann durch Erkenntniß der Ursachverhältnisse sich in den Stand zu setzen die richtigen Mittel zu wählen.

Als höchsten Zweck läßt sich die Fortbildung der Menschheit erkennen und der einzele hat zu seinem Theile dessen Förderung zu bewirken. Zu diesem Ende hat er zunächst die Besonderheit seiner Stellung zu erforschen, um danach die Richtung zu erkennen in welcher er jenen Zweck zu fördern vermöge; demnächst hat er aus den waltenden Ursachverhältnissen zu folgern, wie er zu seinem Theile ausreichend und sparsam verfahre d. h. mit den verfügbaren Mitteln den höchsten Erfolg erziele.

Jener Zweck wie auch die dazu dienlichen Mittel sind so vielgestaltig und die Erkenntniß der Menschheit hat so manche Hindernisse überwinden müssen bevor sie den jetzigen Stand erreichte, daß in den

meisten Fällen entweder der bezügliche Theil des allgemeinen Zweckes unrichtig gewählt ward oder auch die dazu führenden Mittel; in Folge dessen die Menschheit aus großen und unablässigen Aufwendungen verhältnißmäßig geringe Erfolge erzielte. Die ganze Fülle dessen was wir Leiden oder Sünden und Verbrechen nennen ist Wirkung jener Mängel; alles was als Aberglaube bezeichnet wird ist nur irrthümliche Annahme von Ursach-Verhältnissen; nur durch traurige Erfahrungen hat der Mensch lernen können seine Erkenntniß auf richtige Bahnen zu leiten. Die gleichzeitig lebenden stehen aber nicht auf gleicher Stufe der Erkenntniß sondern auf weit entlegenen, so daß eine Minderzahl von höchst gebildeten eine Mehrzahl von stufenweise rückständigen überschaut, die je nach ihren Stufen niedere Zwecke sich setzen und niedere Mittel anwenden um sie zu erreichen. Die höher gebildeten haben nicht allein mit Schmerz diese zahllosen Fehlgriffe betrachtet, sondern auch Vorkehrungen treffen müssen um den Nachtheilen derselben für das Gemeinwohl zu begegnen, indem sie Gesetze schufen zur Richtschnur der rückständigen und Strafen verhängten über deren Verletzer.

Der höchste Zweck in Fortbildung der Menschheit wird am wenigsten erkannt, desto mehr die niedrigeren Bezüge, welche mehr oder minder wenn auch unabsichtlich jenem Zwecke dienen. Was den einzelen und auch die Verbände vor allem beschäftigt ist der Kampf um das Dasein (§. 371), demnächst streben nach Steigerung des Genusses (§. 382). Nur deshalb verbleibt im leben und wirken wenig übrig für das streben nach Fortbildung. Der Kampf um das Dasein ist allerdings eine notwendige Vorstufe zum höchsten Zwecke, ebenso streben nach Steigerung des Genusses; aber beide sind auch starke Mittel zur Rückbildung, je geringer die Kenntniß der Ursach-Verhältnisse ist, je mehr also rückständige Mittel gewählt werden. Auf dem Kampfgebiete sehen wir die ganze Fülle von Handlungen, welche als Selbstsucht Betrug Lüge Diebstahl Treulosigkeit und Mord erkannt werden; auf dem Genußgebiete die Faulheit und Genußsucht mit allen Ausschweifungen die den Menschen zerrütten. Es sind nicht die Zwecke sondern die angewendeten Mittel, welche dem höchsten Zwecke der Fortbildung der Menschheit entgegen wirken. Nicht allein leben die meisten Menschen ohne merkbares für den höchsten Zweck zu leisten, sondern es gehen auch unausgesetzt an verschiedenen Stellen ganze Völker zu Grunde die der Menschheit keinen angemessenen Bildungschatz vererben: alles durch Unkenntniß der fortbildenden Mittel für jene zulässigen Zwecke.

Die Gefahren sind für den Menschen um so größer, als in vielen Fällen ein Mißgriff ausreicht um sein Leben zu enden; so

daß die Früchte von tausendfältiger richtiger Wahl der Mittel mit einem Schlage verloren gehen können. Sie treten um so öfterer ein als des Menschen Lebensthätigkeit aus einer Folge von Entschlüssen und Thaten besteht, die in den verschiedensten Richtungen von ihm veranlaßt die Zwecke seines Lebens fördern sollen, sie aber je nach seiner Kenntniß erreichen oder verfehlen. Die Menschen haben deshalb zu keiner Zeit diesen Gefahren sich entziehen können und mußten ihnen um so öfterer unterliegen je geringer ihre Kenntniß war; wie solches sich noch jetzt erweist durch vergleichen rückständiger Völker mit den vorgeschrittenen. Bei jenen findet sich gewöhnlich wenig Voraussicht: sie gehen Gefahren blindlings entgegen und unterliegen weil sie die Mittel nicht kennen; zu Zeiten des Überflußes Vorräte anzulegen für die Zeiten des Mangels kennen sie nicht und enden deshalb häufig durch Hungertod; den Nutzen der gegenseitigen Unterstützung begreifen sie nicht und jeder überläßt den anderen seinem Schicksale; Zutrauen und Ehrlichkeit sind unbekannt, dagegen alle Gräuel im Schwange die der vorgeschrittene verabscheuen muß. Sämmtliche Nachtheile treten lediglich deshalb ein, weil ihnen die höheren Mittel zur Sicherung des Daseins und zur Steigerung des Genusses unbekannt sind. Die rückständigen in unserer Mitte offenbaren gleiches, wenn auch örtlich verschieden und minder auffällig: die Krankenhäuser und Gefängnisse sind zumeist angefüllt von solchen, die rückständige Mittel wählten zur Sicherung des Daseins oder Steigerung des Genusses; die zahllosen anderen Leiden, welche die übrigen Menschen als Armut Krankheit Reue und Scham heimsuchen, sind ebenfalls Folgen solcher verderblichen Wahl. Es hängt also die Fortbildung der Menschheit und darin die Fortbildung der Erde davon ab, daß jeder Mensch diese als das höchste Ziel aller Bestrebungen erkenne, daß er durch Ergründung der Ursach=Verhältnisse sich befähige lediglich Mittel zu wählen und anzuwenden, welche ihn in den Stand setzen für jenen Hauptzweck auf seiner Bahn möglichst ergiebig zu wirken.

§. 447. Die Fähigkeit in gegebenen Fällen die zweckmäßigsten Mittel zu wählen bezeichnet man als Klugheit; deren Vorbedingungen gelten für alle Zwecke der Menschen, mögen diese in der Richtung zur Fortbildung der Menschheit sich befinden oder nicht.

Es lassen sich in den gangbaren Unterscheidungen drei Stufen der Anwendung der Klugheit erkennen, gleich in der zweckmäßigen Wahl der Mittel, aber verschieden an Wert nach der Höhe des erstrebten Zweckes:

**Schlauheit,** als unterste Stufe auf niedere Zwecke gerichtet;
**Klugheit,** als höhere Stufe zu höheren Zwecken verwendet;

**Sittlichkeit**, als höchste Stufe den höchsten Zwecken gewidmet. Ihre Zusammenfassung als Klugheit ist nicht allein stattnehmig sondern auch vortheilhaft zur Erläuterung und vergleichsweisen Abschätzung. Jene unterste Stufe der Klugheit findet ihre Anwendung in allen Fällen, wann der einzele zum Vortheile seines Wesens die Fortbildung der Menschheit auf **Unkosten** anderer Menschen fördert; die höhere Stufe ist zu erkennen, wenn der einzele zum Vortheile des eigenen Wesens die Fortbildung der Menschheit zu erreichen strebt durch fördernde **Benutzung** anderer Menschen; die höchste Stufe, wenn er abgesehen vom eigenen Vortheile diesen Zweck durch **Fortbildung** in jeder Richtung erstrebt.

Auf jeder Stufe ist der einzele abhängig von seiner Erkenntniß; der gemäß er in seinem vorgesetzten Ziele die Fortbildung der Menschheit oder auch deren Rückbildung fördern kann bei großer Klugheit in der Wahl der Mittel. Als Beispiel dieses verfahrens auf unterster Stufe kann zunächst der Sklavenhandel dienen, welcher von West-Afrika nach Amerika getrieben wird: die von den Händlern beabsichtigte eigene Bereicherung ist ein niederer Zweck und soll auf Unkosten anderer Menschen erreicht werden; aber die Mittel dazu werden mit großer Klugheit gewählt und angewendet, sowol zum erlangen und verschiffen der Sklaven an der Küste, wie im Bau und behandeln des Schiffes auf der Reise so wie bei der heimlichen Landung in Amerika. Die Bereicherung der Händler kann der Fortbildung der Menschheit förderlich sein, aber der frevle Handel wirkt jedenfalls rückbildend ein und die Klugheit wird demnach auf der untersten Stufe angewendet. Gleicher Art ist die Klugheit, welche nachher der Sklavenhalter anwendet um seinen Vortheil auf Unkosten der schwarzen Mitmenschen zu erlangen; obgleich darin schon die höheren Stufen beginnen, indem er nicht umhin kann, die Sklaven wenn auch auf ihre Unkosten so doch fördernd zu benutzen, also die Fortbildung der Menschheit zu heben, indem er ihre Fähigkeiten entwickelt um sie nutzbarer zu machen. Auf niedrigster Stufe steht auch in Europa die Klugheit, welche angewendet wird um die wenig besitzenden Genossen von den Vortheilen der Verbände fern zu halten, ihren Unterricht zu schmälern, sie von der Verwaltung auszuschließen und ihnen unverhältnißmäßige Leistungen (Geld- und Blut-Steuern) aufzubürden. Die Mittel dazu werden zweckmäßig gewählt, aber der Zweck gehört der untersten Stufe an; denn die gesteigerte Fortbildung der mehr besitzenden Minderzahl wiegt nicht die geförderte Rückbildung der wenig besitzenden Mehrzahl auf, wird also auf Unkosten anderer Menschen erreicht.

Die Anwendung der Klugheit auf mittlerer Stufe findet sich am ausgebreitesten im Handel; der allerdings zum Theile auf Un-

kosten anderer Menschen betrieben wird, jedoch überwiegend durch fördernde Benutzung. Die Klugheit des Kaufmannes richtet sich vorwaltend dahin jeden Menschen zu bewegen für die Menschheit zu arbeiten, möglichst viele Mittel zum gedeihen aller zu schaffen und dagegen an den Genüssen aller möglichst weit Antheil zu nehmen; er will Arbeiter und Verbraucher schaffen, damit er durch den Zwischenhandel den Vortheil erlange sich zu bereichern. Dieser Zweck gehört nicht zu den höchsten, wird auch nur erreicht durch Benutzung anderer Menschen; allein die dazu angewendete Klugheit ist der Fortbildung günstig, indem sie brachliegende Kräfte der Menschen in Thätigkeit setzt, sie also bildend übt, überdies auch ihr streben nach Genuß steigert und streben nach höherer Bildung erregt. In tieferer Art wird diese Klugheit im Fabrikwesen angewendet; denn der Fabrikant benutzt allerdings die Menschen, sucht auch ihre Fähigkeit zu heben, aber er bemüht sich sie an den Genüssen der Menschheit möglichst wenig Theil nehmen zu lassen; will nur Arbeiter aber keine Verbraucher schaffen und sucht durch überlegene Klugheit ihren Mangel an Voraussicht und die Verlegenheit der einseitigen Ausbildung zu benutzen, um sie auf das mindest zuläßige Maß des Verbrauches hinab zu drängen, unbekümmert darum ob ihr Wesen dadurch der Rückbildung verfalle. Seine Benutzung anderer Menschen ist förderlich, geschieht aber auf Unkosten der selben und gehört in soweit der untersten Stufe an.

Die höchste Stufe der Klugheit ist ihre Anwendung zur Fortbildung in allen Richtungen, abgesehen vom eigenen Vortheile. Sie offenbart sich in allen Bemühungen und Opfern für das Gemeinwohl und das Wohl der gesammten Menschheit. Sie stuft sich ab nach dem vergleichsweisen Werte des vorgesetzten Zweckes, der Stellung welche dieser Zweck in der Heranbildung der Menschheit einnimmt (§. 363), namentlich ob und wie sie diene der Fortbildung der Zahl oder der Fortbildung des Menschenwesens, zum Kampfe um das Dasein, zum steigern des Genusses oder zum heben der Bildung. Je nachdem steigert sich ihr Wert bis zur höchsten Stufe.

Der Fortbildung der Zahl widmet sich jedes Ehepar und wendet seine Klugheit an um den erzielten Nachwuchs am Leben zu erhalten. Auch jeder andere Mensch dient diesem Zwecke, wenn er seine Klugheit anwendet menschliches Leben möglich zu machen; sei es indem er die Lebensbedingungen mehrt oder das Lebensfeindliche mindert. Wer zuerst den Menschen lehrte Landbau treiben schuf Menschenleben, seine Klugheit gehörte der höchsten Stufe an; denn in mehr als 1000 Millionen der jetzt lebenden Menschen ist das Dasein abhängig von den Körnerfrüchten Reis Mais und Getreide. Wer Wildnisse urbar

machte oder Sümpfe austrocknete schuf Menschenleben; wer geschlossene Städte erweitert, Luft und Wasser reinigt, die Brutstätten der Krankheiten vernichtet, die Kenntnisse zur Pflege der Gesundheit verbreitet, Närmittel verbessert, Wohnung Kleidung und Speise wohlfeiler und dabei zuträglicher herstellt, Krankheiten heilt und verhütet u. s. w., dient der Fortbildung der Zahl. Ebenso wer die Hindernisse beseitigt welche der Eheschließung und dem Eheglücke entgegen stehen; wer die Pflege des Nachwuchses fördert und der frevlen Vergeudung des Menschenlebens in den Kriegen wehrt; wer zur Überzeugung bringt, daß jedes Menschenleben eine Wertsache sei dessen Zerstörung einen Verlust bilde, welcher nur dann der Klugheit entspreche wenn das Leben einem ausreichenden Gewinne für die Gesammtheit geopfert werde.

Der Fortbildung des Menschenwesens dient die Klugheit, wenn sie angewendet wird den Kampf um das Dasein zu erleichtern in einem seiner zahlreichen Gestaltungen (§. 371—380); ferner wenn sie dem streben nach steigern des Genusses dient in seinen der Fortbildung günstigen Weisen, am höchsten als Dichter oder Profet (§. 386); am vollständigsten, wenn die Klugheit verwendet wird, um durch Lehre und Beispiel den Menschen in die höheren Bereiche der Erkenntniß einzuführen. Dieses weite Gebiet der Anwendung seiner Klugheit steht jedem Meuschen zur Verfügung. Es gibt keine Stellung in der Welt, welche nicht dazu Gelegenheit bietet; keine Stufe der Bildung, auf der nicht der erwachsene Mensch etwas thun könnte um andere Menschen weiter zu bilden: die Unterschiede liegen lediglich in den Bildungsstufen auf denen die Klugheit sich bethätigt, und in der geringeren oder größeren Geltendmachung des eigenen Vortheiles.

Die Abhängigkeit der Klugheit von der Erkenntniß hat die Folge, daß die Wahrscheinlichkeit des Irrthumes größer ist als die des zutreffens. Der Irrthum kann nämlich zweimal eintreten: in der unrichtigen Wahl des Zweckes und in der unrichtigen Wahl des Mittels; das zutreffen dagegen nur einmal: nämlich wenn Zweck und Mittel zugleich richtig gewählt werden. Am stärksten läßt sich solches auf der höchsten Stufe verdeutlichen, auf welcher die unrichtige Wahl erscheint in den vielen irrigen Lehren, welche von wohlmeinenden und klugen Männern, mit gänzlicher Verleugnung des eigenen Vortheiles verbreitet wurden. Die Schar der Märtürer aller Zeiten gehört zum großen Theile dieser Richtung an; ebenso die meisten Inquisitoren der katholischen Kirche; ein großer Theil der Hexenverfolger des Mittelalters; die meisten der Missionäre welche von Europa und Amerika zu fremden Völkern gesandt werden; der größte Theil der

Priester aller Religionen, so weit sie den eigenen Vortheil bei Seite setzen und sich den Zweck wählen das unbegreifliche der außersinnlichen Welt begreiflich zu machen. Am schärfsten entwickelte sich die Klugheit in dieser Anwendung bei den Jesuiten, die mit Meisterschaft zweckdienliche Mittel anzuwenden wußten um den irrig gewählten Zweck der Belebung eines abgestorbenen Glaubens zu erreichen. Der Irrthum in unrichtiger Wahl der Mittel findet sich ebenfalls in Mitgliedern der vorgenannten Menschenklassen; welche richtig und zutreffend den Zweck der sittlichen Hebung anderer Menschen wählten, aber in den Irrthum geriethen unanwendbare oder unfaßliche Mittel zu empfehlen. Die Jünger des Buddha wollten die Menschen den zerrüttenden Genüssen entziehen, verfolgten also einen edlen Zweck; allein sie empfahlen zu dem Ende Ertödung aller Begierden und Zurückziehung auf Beschaulichkeit, also Mittel welche die Menschheit zur Rückbildung führen mußten. Jesus wollte die Menschen von der Habgier und Selbsucht befreien, hatte also ein hohes Ziel erwählt; das empfohlene Mittel alle Habe den armen zu geben war dagegen ein irriges; denn es hätte zur Faulheit und allgemeinen Armut geführt, der Gesammtheit verderblich. Wie jene hochstehenden Männer unanwendbare Mittel empfahlen zu klug gewählten Zwecken, so wenden auch die meisten christlichen Missionäre der Jetztzeit unfaßliche Mittel an zu richtigen Zwecken. Sie haben sich vorgenommen die rückständigen fremden Völker zur höheren Erkenntniß und Gesittung zu leiten, also unzweifelhaft einen hohen Zweck erwählt; allein ihr Mittel ist ein unfaßliches und deshalb unwirksames, indem sie ihnen einen Glauben einflösen wollen, von dem sie selbst gestehen, daß er unbegreiflich sei. Statt den Umstand zu berücksichtigen, daß die Menschheit wol auf gleichen Grundlagen aber in örtlich verschiedenen Weisen sich entwickele, also jedes Volk in seiner Weise fortgebildet werden müsse, mühen sie sich ab ihnen Vorstellungen aufzudringen die vor Jahrtausenden bei längst ausgestorbenen Völkern entstanden, aus ganz verschiedenen örtlichen Lebensverhältnissen die in den Ländern der zu bekehrenden Völker nicht obwalten, deshalb in ihren Vorstellungen keinen Raum finden und auf ihr Leben keinen Einfluß äußern können. Das rückbildende der beiden Irrwege in der Wahl des Zweckes oder der Mittel kann nur seine Ausgleichung finden in der dritten Art der Bethätigung der Klugheit durch gleichzeitig richtige Wahl des Zweckes und der Mittel dazu. Durch diese richtige Wahl ist aber noch nicht das gelingen gesichert; denn solches kann gestört werden durch äußere übermächtige Verhältnisse manchfacher Art, welche zur Zeit der Beschlußfassung nicht herrschten und erst während der Ausführung sich geltend machten. So wollte Johann Huß in Prag die

Böhmen von der päpstlichen Herrschaft befreien und ihre Vorstellungen läutern, hatte also den Zweck zur Fortbildung der Menschheit richtig gewählt; auch sein Mittel durch predigen seine Ansichten zu verbreiten war ein richtiges, denn nur durch Lehre konnte er die Umwandlung der Vorstellungen erzielen; aber die Priesterverfolgung griff übermächtig ein und er mußte sein Leben vorzeitig enden ohne den Zweck zu sichern. In Italien und Spanien wie auch in England fielen eine Anzahl änlicher Verkünder ihrem streben vorzeitig zum Opfer, weil ihre Klugheit nicht ausreichte um den Erfolg zu sichern. Luther dagegen und seine Mitstreiter wurden von übermächtigen äußeren Verhältnissen gefördert: im Vergleiche zu Huß und anderen Opfern stand ihre Wahl des Zweckes und der Mittel auf gleicher Stufe, aber der Schutz ihrer Fürsten kam ihnen zu Statten und sie konnten den Zweck erreichen. Durch gleiche Gunst konnte Zwingli seinen Zweck sichern, wenngleich er vorzeitig zum Opfer fiel.

Ungeachtet der minderen Wahrscheinlichkeit des gelingens hat dennoch die Fortbildung der Menschheit in den zahllosen Fällen gewonnen, langsam zwar und wenig zur Zeit, aber dennoch die Rückbildung überwiegend. Theils ist die Ursache zu entdecken in der überwiegenden Stärke der Fortbildung, in der das Leben und der Fortbestand steigend sich befestigen; wogegen die Rückbildung der Schwäche und schließlich dem Tode verfällt, so daß ihre größere Wahrscheinlichkeit (2 zu 1) überwiegend ausgeglichen wird durch ihre mindere Lebensfähigkeit. Außerdem kommt hinzu, daß neben dem rückbildenden der beiden irrigen Wahlen, jedesmal auch etwas fortbildendes dabei zur Geltung gelangt: dieses fortbildende auch noch so klein lebt und wirkt fort zu höheren Gestaltungen, während das rückbildende, sei es noch so groß, zum Untergange hinab sinkt.

Die Verhältnisse sind aber nicht der Art, daß in jedem Menschen eine der drei Stufen der Klugheit herrschend sei, sondern es zeigt sich große Manchfachheit entweder in seinem gleichzeitigen thun oder in der Stufenfolge seiner fortschreitenden Bildung. So zeigte z. B. der englische König George 3 (1760—1820) als Mensch die Klugheit der höchsten Stufe, indem er sich vorsetzte abweichend von seinen Vorgängern die Sittlichkeit anderer Menschen zu heben dadurch daß er selbst ein sittliches musterhaftes Leben führe: suchte also ein edles Ziel durch zweckmäßige Mittel zu erreichen, was ihm gelang. Als König dagegen äußerte er die Klugheit der niedrigsten Stufe; denn er wählte als Zweck die Unterdrückung der Freiheiten des englischen Volkes, die Unterdrückung der strebsamen Amerikaner und die Bekämpfung der aufständischen Franzosen; er wählte dazu die zweckmäßigen aber niedrigen Mittel der Bestechung und des Krieges, suchte also den Zweck

der Rückbildung auf Unkosten anderer Menschen zu erreichen. Dem englischen Volke ward die Preßfreiheit und das Vereinsrecht durch den König und ein verdorbenes Parlament geschmälert; es mußte hunderttausende von Menschenleben hergeben und hunderte von Millionen Pfund Sterling an Statsschulden sich aufbürden lassen um der niederen Klugheit des Königs willen. Auch dem französischen Volke ward unschätzbarer Schaden zugefügt an Menschenleben und Gütern. So mußten beide Völker nebst anderen darunter leiden, daß ein musterhafter Privatmann seine Klugheit als König von England auf der untersten Stufe anwendete; weil seine geringe Erkenntniß verbunden mit Hartnäckigkeit nur ausreichte zur höchsten Klugheit für sein Sonderleben, dagegen in seiner Stellung als König ihn nicht über die unterste Stufe der Klugheit erheben konnte. Im entgegengesetzten Verhältnisse wirkte der englische König Henry 8 (16 Jahrh.): als Mensch setzte er sich niedere Zwecke und gebrauchte niedere Mittel, war roher Wüstling und verjagte seine Frauen nach belieben oder ließ sie hinrichten um rascher wechseln zu können; als König dagegen diente er hohen Zielen, bändigte den Adel, hob den Bürgerstand, suchte das Volk zu bilden, machte es vom Papste unabhängig und erreichte auch die Ziele theils mit hohen theils mit niederen Mitteln, fast jedesmal aber zweckmäßig gewählt. Wie in vorstehenden beiden Fällen die Klugheit in dem selben Menschen gleichzeitig auf verschiedenen Stufen wirkte, so in anderen Fällen auf einander folgend in dem selben Menschen z. B. in Napoleon 1. In den Jahren seines Consulates verfolgte er das hohe Ziel dem durch lange Kriege und heftige Umwälzungen zerrütteten französischen Volke Ruhe und ungestörte Entwicklung zu verschaffen, wählte auch die dazu zweckmäßigen Mittel der Erlangung des Friedens und der Befestigung der Verhältnisse im Innern. Späterhin setzte er sich aber das niedere Ziel ein Fürstenhaus zu stiften und seinen Besitz an Land und Leuten zu mehren, um daraus ein Stammgut zu machen für das Haus Napoleon. Seine Mittel gehörten nunmehr der untersten Stufe der Klugheit an, waren zweckmäßig, wirkten aber auf Unkosten anderer Menschen. Sie bestanden in der Unterdrückung der Franzosen und anderer Völker; in unausgesetzter Kriegsführung welche die betroffenen Völker zerrüttete, zuletzt aber dahin führte daß nicht allein sein Zweck verloren ging, sondern auch die Franzosen einer neuen Unterdrückung durch das früher verjagte Fürstenhaus anheim fielen. In umgekehrter steigender Folge zeigen sich häufig die Stufen der Klugheit in reich gewordenen Kaufleuten. Im Anfange haben sie sich das Ziel gesetzt jedenfalls reich zu werden, suchen es mit den Mitteln der untersten Stufe zu erreichen auf Unkosten anderer Menschen, durch

Betrug oder Überlistung der Rückbildung dienend. Reich geworden greifen sie zu den Mitteln der höheren Stufe indem sie andere Menschen benutzen, aber zu deren Vortheile um Arbeit zu schaffen und brach liegende Kräfte nutzbar zu machen, Handel und Verkehr zu fördern u. s. w.; späterhin erheben sie ihre Klugheit zur höchsten Stufe, indem sie ihren Vortheil bei Seite setzend einen Theil ihres Vermögens hingeben um das Gemeinwohl zu fördern, wohlthätige Stiftungen zu bestreiten, Bildunganstalten zu begründen, Kunst und Wissenschaft zu fördern; also in verschiedenen Weisen die Fortbildung der Menschheit zu heben, abgemessen nach dem Stande der eigenen Erkenntniß.

Wie in den hervor gehobenen Fällen findet sich auch im gewöhnlichen Menschenleben die Klugheit auf den verschiedenen Stufen neben einander wirkend und auf einander folgend, ohne von der äußeren Lebensstellung abzuhängen oder mit deren Hebung sich umzugestalten. In unscheinbaren wie in hohen Stellungen finden sich edle wie auch niedere Ziele, durch die Anwendung zweckmäßiger Mittel erreicht oder unzweckmäßiger Mittel verfehlt. Es zeigen sich Fälle, in denen der Mensch um seine Stellung zu heben die Klugheit höheren Stufen zuwendet, aber auch umgekehrt; wie in anderen Fällen ein sinken der äußeren Stellung die Erkenntniß schärfend die Klugheit hebt, oder durch Steigerung der Verlegenheiten sie zur unteren Stufe hinab drängt. Die Klugheit des Menschen, auch in den Anwendungen welche Selbsucht einerseits und Sittlichkeit andererseits genannt wird, ist nur stufenweise Wirkung der Erkenntniß, angewendet auf das Ziel des Menschenlebens und die in der Welt obwaltenden Ursachverhältnisse. Je nach der Erkenntniß sucht der Mensch dieses Ziel entweder im eigenen Leben, macht dieses ungebürlich geltend und äußert also Selbsucht; oder er erkennt das Ziel in Förderung der Menschheit, läßt sein Eigenwesen zurück stehen und äußert Sittlichkeit. Je nachdem er die Ursachverhältnisse kennt wählt er die Mittel zu seinem Zwecke; er erreicht oder verfehlt je nachdem er seine Mittel zweckmäßig wählte und übermächtige Verhältnisse ihm günstig waren oder nicht.

§. 448. Demnach muß auch die Abmessung der Klugheit in jedem gegebenen Falle verschieden ausfallen; je nachdem die Erkenntniß des Urtheilers den Zweck hoch oder niedrig stellt, auch die angewendeten Mittel zweckmäßig findet oder nicht, oder den Einfluß äußerer Verhältnisse abschätzt. Diese Unterschiede im Eigenwesen der Urtheiler macht es erklärlich wie die Lehren eines **Machiavelli** und

das Leben eines **Talleyrand** oder der **Jesuiten** u. a. so verschieden haben beurtheilt werden können.

Am gleichmäßigsten dürfte das Verständniß zu erreichen sein, wenn in jedem der anzuführenden Fälle zuerst der Zweck ermittelt und je nachdem einer der drei Stufen der Klugheit (§. 447) eingeordnet werde; demnächst die Abschätzung der Zweckmäßigkeit des Mittels folge, wozu allerdings dem menschlichen Urtheile kein anderer Maßstab gegeben ist als der Erfolg, den das Mittel im vorliegenden oder in änlichen Fällen hatte.

Machiavelli (1469—1527) ein florentinischer Statsmann diente seiner Vaterstadt unter schwierigen Verhältnissen, ward aber abgesetzt als eine Umwälzung die Gegner zur Herrschaft gebracht hatte. Er benutzte diese unfreiwillige Muse um Betrachtungen zu veröffentlichen über die Geschichte von Florenz und über die fürstlichen Stellungen seiner Zeit. Erfüllt von der Erinnerung an die ehemalige Weltmacht des römischen Reiches, empfanden die Italiener um so schmerzlicher die Zerrissenheit ihres Vaterlandes, welche aus der Umwandlung des Lehnswesens entstanden (§. 335) war und von den unabhängigen keinem Oberhaupte unterstellten Fürsten in endlosen Kriegen ausgebeutet ward; wobei fremde Mächte sich einmischten, deren Einflüssen das Volk nur dann sich hätte entziehen können wenn es einig gewesen wäre. Diese Einigkeit hinderten die Fürsten und waren so nicht allein die Ursache der inneren Zerrüttungen sondern auch der Unterdrückung durch die fremden Herrscher Deutschlands und Frankreichs. Die einzelen Häupter in Savojen Lombardie Venedig Florenz Kirchenstat und Neapel suchten einander durch Gewalt oder Trug zu beschädigen; Raub-Bündnisse wurden geschlossen und Raub-Kriege begonnen nach Willkür; Empörung und Meuchelmord (§. 203) wurden als Mittel gebraucht um sich gegenseitig aus dem Wege zu schaffen; die schreiendsten Erpressungen wurden verübt um die Mittel zu neuen Kriegen, zur Erlangung von Beute an Land und Unterthanen zu erlangen. Dazu war die Spaltung der Deutschen in Welfen und Waiblinger auch zu den Italienern gedrungen; welche in die beiden Läger der Guelfen und Ghibellinen sich schieden. Da fast in jedem der Staten beide Parteien vertreten und mächtig waren: so herrschten auch innere Fehden. Das ganze Volk ward durch Fürsten und Adel elend gemacht. Jeder einsichtige erkannte den Grund des Übels und sehnte sich nach einer Einheit der Oberherrschaft, welche der inneren Zerrüttung wehre und die auswärtige Einmischung fern halte. Unter diesen Helfern mit Rath und wenn die Noth erfordert hätte auch mit That ragte Machiavelli hervor, der einem italienischen Fürsten lehren wollte wie er durch Beseitigung der übrigen Fürsten

die Alleinherrschaft gewinnen und dem gesammten Volke Ruhe und Wohlstand verschaffen könne. Der Zweck war also ein edler, gehörte der höchsten Stufe an; die Mittel welche er empfahl waren für die damaligen Umstände zweckmäßig, wenn sie auch Verstellung und Hinterlist einschlossen selbst den Meuchelmord. Er bewies an thatkräftigen Fürsten jener Zeit, namentlich an dem lasterhaften Cäsar Borgia und dessen Vater (Papst Alexander 6) wie ein Fürst das Übergewicht erlangen könne, wenn er rücksichtlos jedes Mittel anwende welches zum Ziele führe und dabei die Schranken unberücksichtigt lasse welche im täglichen Leben gelten, sofern er nur kräftig rasch und ohne andere Rücksicht als die auf das gelingen verfahre. Es läßt sich nicht verkennen, daß seine Beweisführung damals richtig war. Das verfahren welches er empfahl war auch nicht von ihm erfunden, sondern das in der Geschichte seiner Zeit erprobte: die Fürsten Italiens und darunter selbst die Päpste bedienten sich solcher Mittel um die Besitzthümer ihrer Fürstenhäuser zu mehren, oder andere Fürsten in ihren Völkern zu schwächen und dadurch die vergleichsweise eigene Stärke zu heben. Sollte das Volk Italiens einig werden, so blieb nur übrig die Fürsten zu beseitigen, entweder durch Kriege oder durch Hinterlist. Machiavelli empfahl letzteres weil es einfacher und rascher zum Ziele führe, weil es auch dem Volke die endlosen Leiden und Verlüste der Kriege ersparen sollte, deren es bedurft hätte um die Fürsten durch siegreiche Empörungen fortzuschaffen. Er betrachtete sie wie wilde Thiere die sein Vaterland zerfleischten und wünschte es so einzurichten daß sie sich gegenseitig vertilgten, wie es ihrem Raubthierwesen angemessen war. Wenn erwogen wird, wie viel Elend den Italienern erspart worden wäre, wenn die gegenseitige Vertilgung der Fürsten in der damals zweckmäßigen Weise hätte geschehen können, so wird es bedauert werden müssen, daß die Einheit des Volkes deshalb Jahrhunderte lang unterbleiben mußte; daß diese erst jetzt durch opfern vieler tausende Menschenleben im Kriege hergestellt worden ist und daß selbst die Deutschen im frevlen Bürgerkriege bluten mußten um die Lombardie zu befreien.

Angesichts der Beweggründe von denen die Fürsten seiner Zeit beherrscht wurden, mußte die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit jeder anderen voran gehen; in gleicher Weise wie man einem drohenden Mörder gegenüber die Klugheit am geeignetsten erweist, wenn man seinem Dolchstoße zuvor kommt mit einem Pistolenschusse. Den Fürsten seiner Zeit gegenüber konnte der friedfertigste keinen Frieden genießen und der redliche Fürst wäre eine Beute der anderen geworden; es galt also gleiches mit gleichem zu vergelten, wenn man sich retten wollte bevor man verloren war. Deshalb gingen auch

seine Rathschläge so weit zu sagen: „Ein Fürst, zumal ein neuer Fürst, kann nicht alle Dinge befolgen wegen derer man die Menschen für gut hält; indem er zur Behauptung seiner Herrschaft häufig genötigt ist, gegen das Treuwort, die Liebe, Menschlichkeit und Religion zu wirken." — „Er scheine wenn man ihn sieht und hört ganz Güte, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Religion. Einem Fürsten thut es nicht Not alle diese Eigenschaften zu besitzen, wol aber ist es nötig daß er scheine sie zu haben. Jeder sieht was du scheinest, wenige aber erkennen was du bist, und diese wenigen wagen nicht der Meinung der vielen welche die Majestät schützt zu widerstreiten. Bei den Handlungen aller Menschen über die man sich bei keinem Gerichte beschweren darf, namentlich der Fürsten, wird auf das Ende gesehen." — „Es sorge demnach ein Fürst die Oberhand und die Regierung zu behaupten, so werden die Mittel immer ehrenvoll und von Jedermann löblich befunden werden."

Diese Rathschläge wurden zu seiner Zeit löblich befunden und haben auch seitdem bis in die Gegenwart hinein vielfach den Fürsten zur Richtschnur gedient; von denen gerade die mit dem Beinamen des „Großen" belegten sehr gelehrige Schüler des Florentiners gewesen sind. Verrat und Treulosigkeit, Betheurungen und Versprechungen welche nicht gehalten werden sollten und auch frevelhaft gebrochen wurden, waren seither ganz gebräuchliche Mittel um andere Fürsten zu berauben. Dabei wurden die edelsten Gesinnungen in Worten zur Schau getragen und jeder suchte zu beweisen daß seinem Gegner jede Schande zur Last falle, ihm selbst aber alle Ehre gebühre: der Erfolg war das einzige was als entscheidend galt. Louis 14 (der Große) überfiel 1681 mitten im Frieden Straßburg und beraubte das Deutsche Reich durch eine Treulosigkeit, in deren Nachwirkungen beiderseitig viele Menschenleben und Güter verloren gingen. Friedrich 2 (der Große) nahm 1740 Schlesien in Besitz, auf Grund angeblicher Erbansprüche und brachte das preußische Volk um 300000 Menschenleben und 300 Millionen Thaler, auch den Stat wiederholt dem Untergange nahe damit das Stammgut des Hauses Hohenzollern um eine Provinz vergrößert werde. Durch Bestechung eines sächsischen Beamten, also eine Treulosigkeit, verschaffte er sich 1756 den geheimen Angriffsplan des öſtreichischen und sächsischen Fürstenhauses zum Zwecke der Rückerlangung des geraubten Schlesiens, und überfiel auf Grund dessen die Sachsen mitten im Frieden. Allein der dadurch begonnene 7jährige Krieg endete zu seinen Gunsten und brachte ihm Ehre: alles getreu den Lehren des Machiavelli. Die anderen Fürstenhäuser standen keineswegs höher, vielmehr begegnete Friedrich durch seine Maßnahmen nur der Hinterlist welche die Häuser Habs=

burg und Sachsen, nach den Grundsätzen des Florentiners, gegen ihn ausüben wollten. Auch hatte er in seiner Jugend einen Anti-Machiavelli geschrieben, in welchem er die Lehren des Florentiners verdammte, bekannte sich auch späterhin bei jeder Gelegenheit zu den Grundsätzen seiner Schrift; aber seine Handlungen erwiesen das Gegentheil. Sein Freund Voltaire sagte ausdrücklich, daß Friedrich immer die schönsten Sentenzen rede, aber am wenigsten danach handle. Er folgte also auch darin den Lehren des Florentiners, daß es nicht nötig sei die Eigenschaften der Treue u. a. zu besitzen, wol aber zu scheinen als ob man sie habe. Am augenfälligsten offenbarte sich dieses in seiner Theilnahme an der Zerreißung Polens, die er hätte verhindern können wenn er sich dagegen erklärte. Allein sein Zweck der Bereicherung des Stammgutes der Hohenzollern war ihm das höchste Ziel und getreu den Lehren des Florentiners betheiligte er sich an dem Raube; er sah nur auf den Erfolg, der allerdings nicht bezweifelt werden konnte als drei Großmächte ein zerrüttetes Volk überfielen. Napoleon 1 (der Große) befolgte als Kaiser die selben Lehren, stiftete Kriege, übte List und Verrat und sah nur auf den Erfolg; fand auch bei anderen Fürsten willige Anerkennung sobald er den Erfolg errungen hatte, auch deren Beihilfe sobald er neue Raubkriege beginnen wollte und ihnen Antheile versprach. Zur Consulwürde erhob er sich 1796 durch Bruch der beschworenen Verfassung und eine Treulosigkeit gegen seine Vorgesetzten; die Kaiserwürde erlangte er durch Verrat an der bestehenden selbst geschaffenen Verfassung. Die Befestigung seines neu begründeten Fürstenhauses betrieb er durch hinterlistige Gefangennehmung des spanischen Königs, durch gehässige Verfolgung der bourbonischen Prinzen im Auslande und durch den Mord des Prinzen Enghien. Dabei schien er fromm edelmüthig und zuverlässig, sprach auch edle Redensarten und Grundsätze: alles den Lehren des Florentiners gemäß. An die gangbaren Grundsätze der Ehre hielt er sich keineswegs gebunden: als 1795 das unter seinem Befehle in Ägüpten gelandete Herr allmälig so weit in die Enge getrieben war daß nur noch die Übergabe verblieb, entfloh er feiger Weise, ließ das ihm anvertrauete Heer im Stiche und wälzte die Schmach der Übergabe auf seinen Nachfolger; als 1812 das unter seiner Leitung in Rußland vorgedrungene Heer den Rückzug von Moskau beginnen mußte und die Verlegenheiten zunahmen, verblieb er nicht beim duldenden Heere um pflichtmäßig den Rückzug zu leiten, dasselbe zu retten oder mit demselben unter zu gehen; sondern er entfloh um sich zu retten, um sein Fürstenhaus und seine Herrschaft zu sichern, wenn auch mittlerweile das Heer darüber zu Grunde gehe. Nach den geltenden Gesetzen der Ehre war solches ein ehrloses be-

tragen; aber der Florentiner hatte vordem gerathen was er that, es war zweckmäßig und hatte den vorgesetzten Erfolg.

Machiavelli's Lehren waren zutreffend unter den besonderen Verhältnissen seiner Zeit und paßten auch für andere Zeiten so oft solche Zustände oder Menschen herrschten; es hieß Gift durch Gift vertreiben. Was das ganze Verhältniß zur untersten Stufe hinab bringt, waren nicht die gangbaren Mittel, sondern die Zwecke welche die Fürsten seiner Zeit sich vorgesetzt hatten: sie wollten einander berauben übervortheilen gegenseitig die Unterthanen schwächen, sämmtlich Zwecke die der Rückbildung dienten und nur auf Unkosten anderer Menschen gefördert werden konnten. Macchiavelli's Anwendung der Klugheit gehörte jedoch der höchsten Stufe an; denn er wollte Einheit Frieden und Gedeihen des italienischen Volkes, alles der Fortbildung der Menschheit überaus günstig und die von ihm empfohlenen Mittel waren zur Zeit die zweckdienlichsten, wenn auch keinesweges für alle Zeiten zweckmäßig und empfehlenswerth oder zuläſſig. Sie haben trotz ihrer Rückständigkeit warme Anhänger und Befolger gefunden bei zahlreichen Fürsten welche niedrige Zwecke in der Erhebung ihrer Fürstenhäuser und deren Machtstellung verfolgten; wobei der Erfolg vielfach die Lehren bestätigt hat. Dadurch ist aber diese Anwendung der Klugheit nicht von der untersten Stufe zur höchsten erhoben worden; denn die Erweiterung des Landbesitzes der Fürstenhäuser und Vergrößerung ihrer Menschenherden sind keine hohe Zwecke sondern wirken auf Unkosten anderer Menschen zu Gunsten der Rückbildung, bleiben also auf unterster Stufe. Nur der Florentiner hatte in der erstrebten Einheit seines Volkes ein Ziel gesetzt, welches der Fortbildung starken Vorschub geleistet hätte, demnach der höchsten Stufe angehörte: er stand hoch, aber seine Schüler tief.

Solche Lehren der Klugheit sind jedoch viel älter; denn der Römer Tacitus um Christi Geburt sagt schon: „Wo die Gewalt entscheidet, bedienen sich diejenigen welche die Oberhand behalten der Namen Mäßigung und Rechtlichkeit.“ Herodot (6. Jahrh. vor Chr. G.) berichtet vom persischen Könige Darjawusch (Dareios) die Lehre: „Wo du lügen mußt da lüge, denn dasselbe Ziel haben beide vor Augen der da lügt und der wahr redet: nämlich der eine lügt dann wann er durch seine Lüge etwas einbilden und Vortheil daraus ziehen will; der andere sagt die Wahrheit um Vortheil zu gewinnen und die Leute sich geneigt zu machen. Wenn auch auf verschiedenen Wegen trachten beide nach dem gleichen Ziele.“ Er berichtet noch stärkeres von Polykrates, dem Herrscher der Insel Samos, welcher mit 150 Ruderern und 1000 Bogenschützen auf dem Meere plündernd umher zog bei Feind und Freund und seine Klugheit erwiesen

habe, indem er sagte daß man seine Freunde sich stärker verbinde wenn man ihnen geraubtes zurück gebe als wenn man sie unberaubt lasse. In diesen Anführungen der alten Zeit ist die Klugheit nicht zu verkennen, denn die gewählten Mittel sind zweckmäsig; aber die Zwecke sind niedrige und so gehören diese Arten der Klugheit zur untersten Stufe. Ein anderer Fall, in welchem ein Mittel niederer Art aber zweckmäßig für ein edles Ziel angewendet ward, wird von Themistokles berichtet als ihm Angesichts des drohenden Perserkrieges bei der vorzunehmenden Wahl des Oberfeldherrn, ein feiger Schwätzer Epikides als Mitbewerber entgegen gestellt ward seitens der reichen, die dem persischen Feinde ihrer Vaterstadt geneigt waren um ihre Schätze zu retten. Da alles auf der Spitze stand bewog Temistokles seinen Mitbewerber durch Bestechung zum Rücktritte, und nunmehr zum Oberfeldherrn erwählt schlug er die Perser zurück. Da die Rettung seines Vaterlandes zu den Zielen höchster Art gehörte: so war auch seine Klugheit der höchsten Stufe zuzurechnen, wenngleich das Mittel ein niedriges war. Es zeigt sich auch hierin, daß Klugheit an sich in der Wahl zweckmäßiger Mittel bestehe, daß aber ihre sittliche Wertstufe abhänge von der Wahl des Zieles welches der Kluge sich steckt.

Änlich verhielt es sich mit der Klugheit Talleyrand's (1754—1838), welcher in seinem Leben den verschiedensten Statsformen und Herrschern nach einander 11 Treueide geschworen hatte und sie dennoch verließ sobald er sah daß solches klug sei. Er führte als Grund an, daß er den verschiedenen Verfassungen Treue geschworen habe um seinem Vaterlande zu dienen; sobald aber seine Mitbürger, die das Wohl des Vaterlandes wahrzunehmen hatten, eine neuere Verfassung als zweckmäßiger erkannt hätten, sei es seine Pflicht gewesen dieser neuen Verfassung Treue zu schwören; eine Treue, die in jeder Gestalt nur seinem Vaterlande, dem französischen Volke habe gelten können, also stets die selbe geblieben sei. Aus gleichem Grunde habe er auch die Machthaber (Direktoren Kaiser und Könige) verlassen, sobald er eingesehen daß sie nicht länger dem Vaterlande dienen konnten; seine Treue sei keine Hundetreue gewesen, einem bestimmten Manne zeitlebens gewidmet, sondern dem französischen Volke; dessen Entscheidungen und Verfügungen sei er jederzeit gefolgt und habe sich bemüht ihm unter allen Umständen nach besten Kräften treu zu dienen. In dieser Beziehung ist nicht zu verkennen, daß jeder Beamte vor allem Statsdiener sei und nur in sofern dem Fürsten untersteht; daß er also wenn eine Trennung eintritt dem Statsdienste verbleiben sollte und der Fürst nur beanspruchen darf daß seine eigene Dienerschaft ihm treu bleibe, wenn er nicht ihr Dienstverhältniß auflösen will. Stats=

dienst ist nicht Fürstendienst; sondern der Fürst ist ebenfalls Diener des States.

Was der Klugheit in ihrer Anwendung den vergleichsweisen sittlichen Werth verleiht, ist die Wahl des Zweckes dem sie gewidmet wird. Nur in diesem Sinne läßt sich der angefochtene Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel!" als richtig erkennen; daß nämlich ein Zweck höchster Art jedes zweckmäßig gewählte Mittel rechtfertige. In solchem Falle ist nämlich die Art des Mittels nicht ein Fehler des Zweckes, sondern der Menschen durch welche der Zweck erreicht werden soll. Wenn diese rückständig sind, muß das Mittel demgemäß gewählt werden um zweckmäßig zu sein. Sobald dadurch ein Zweck höchster Art sich erreichen läßt hat die Menschheit ein edles Werk aus niederen Stoffen gewonnen. Jener Grundsatz ist deshalb so oft angefochten worden mit Recht, weil man ihn von den Jesuiten vernahm und in deren tadelnswerten Handlungen ausgeprägt fand; deren namentlich die ältere katholische Priesterschaft sie beschuldigte. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Art in welcher die Jesuiten die feste Priesterschaft drückten mißbrauchten und beraubten (§. 213), vollständig einer falschen Deutung jenes Satzes entsprach, daß nämlich der verfolgte Zweck (d. h. die Bereicherung des Ordens) jedes Mittel heilige. Die ältere Priesterschaft setzte voraus, daß die Jesuiten nicht darüber in Zweifel sein könnten wie Beraubung der Priesterschaft-Genossen ein unheiliges Mittel sei und feindete sie deshalb an. Die Jesuiten sahen aber die Aufrichtung des katholischen Glaubensbekenntnisses als eine heilige Sache an, der jede andere Rücksicht sich unterordnen müsse. Ebenso wie sie alle Mühen und Beschwerden eines Wanderlebens jenem Zwecke darbrachten, so mußte auch nach ihrer Ansicht die besitzende ältere Priesterschaft Güter und Kräfte dazu hergeben, denn sie bilde mit ihnen den selben Verband und diesem gehöre alles: die Kirche sei die Mutter aller und ihr sei alles und jedes geweiht, gehöre es der älteren oder jüngeren Priesterschaft. Der Fehler der jesuitischen Anwendung jenes Grundsatzes lag in ihrer Erkenntniß, welche die Wahl des vorgesetzten Zweckes beherrschte. Sie nahmen an, daß die Aufrichtung des katholischen Glaubens der höchste Zweck sei, und folgten hierin einem Irrthume, weil dessen erstrebte Unveränderlichkeit der Fortbildung der Menschheit geradezu widersteht. Demgemäß mußten auch ihre Mittel der untersten Stufe der Schlauheit und Selbstsucht entsprechen: der Zweck war ein rückständiger und dazu wählten sie niedrige Mittel. Ihre Klugheit gehörte also der untersten Stufe an; denn ihr Ziel war der Fortbildung feindlich und konnte nur auf Unkosten anderer Menschen erreicht werden. Dadurch mußten sie auch der Rückbildung so sehr verfallen, daß selbst der Papst

(Clemens 14) sich gemüssigt sah den Orden aufzuheben, der nach seinem Urtheile „ein verdummendes Unterrichts-Süstem eingeführt, Mißbrauch mit Beichte und Absolution getrieben und durch Spitzfindigkeiten den echten Glauben und die Moral zu Grunde gerichtet habe." Es waren aber nicht die Mittel sondern der gewählte Zweck welcher die Jesuiten zu Grunde richtete; allein den Zweck genehmigten auch die Päpste, weil sie in dem selben Irrthume befangen waren daß Erstarrung der Grundzug der Welt sei und deshalb der Fortbildung widerstrebt werden müsse. Im fest halten dieses Irrthumes hat das Papstthum den Jesuiten-Orden auch wieder aufrichten müssen, weil es einsah daß nur dieser die zweckmäßigen Mittel zu wählen wisse. Der Irrthum in der Wahl des Zweckes gehörte also nicht den Jesuiten allein sondern dem ganzen Priesterverbande (der Kirche) an. Deshalb sah sich auch der Papst Pius 7 gezwungen die Unfehlbarkeit seines Vorgängers preiszugeben, als er 1814 den Orden neu entstehen ließ; denn die Aufrichtung des Glaubens als Zweck rechtfertigte das Mittel der Preisgebung des Glaubenssatzes, nach welchem jeder Papst vom heiligen Geiste geleitet unfehlbar sei.

Untersucht man die Anwendung der Klugheit im täglichen Leben: so bestätigt sich ebenfalls, daß es der Zweck sei welcher zunächst über den Wert entscheidet, nicht die Mittel; die Mittel sind einzig nach ihrer Zweckmäßigkeit zu beurtheilen und haben nur einen Vergleichswert untergeordneter Art. Jedermann ist darüber einverstanden, daß jedes Holz oder Metall bei seiner Verwendung in seiner besonderen Art benutzt werden müsse, daß nachdem man einen richtigen Zweck, d. h. eine nützliche Verwendung gewählt habe, den Stoff einer beliebigen Verwendung unterwerfen dürfe wenn solche das zweckmäßigste Mittel bilde. Ob man das Holz zerschneide oder zusammenfüge, mit Dampf behandle und biege oder es röste, ob man das Metall gieße oder schmiede strecke oder stauche ꝛc., erscheint stattnehmig, wenn nur diese Mittel zweckmäßig sind. Die gleiche Beurtheilung gilt für die Anwendung von Thieren: jedes Thier muß in seiner Art behandelt werden wenn es als Mittel in zweckmäßigster Weise dienen soll; z. B. der Hund zum jagen oder bewachen nicht aber zum reiten, das Pferd zum reiten, tragen oder ziehen ꝛc. Jedermann wird es als Klugheit deuten nnd gutheißen wenn ein stöckischer Esel zum traben gebracht wird dadurch daß der Reiter ihn durch einen vorgehaltenen Distelstrauch lockt. Warum sollte der selbe Grundsatz nicht auch seine Anwendung finden, wenn es darum sich handelt andere Menschen zu treiben sofern nur der Zweck höherer Art ist? Wenn eine gemeinnützige und anerkannt der Fortbildung günstige Einrichtung getroffen werden soll und diejenigen, welche über das Geld verfügen nicht der

Menschenliebe zugänglich sind sondern nur der Eitelkeit, soll dann die gemeinnützige Einrichtung unterbleiben, bis die eitlen Geldmänner zur Menschenliebe sich fortbilden oder ist es nicht zweckmäßiger ihre Eitelkeit zu benutzen, um den edlen Zweck zu erreichen? Es ist bedauerlich, daß der Eitelkeit Vorschub geleistet werde und wäre zu wünschen gewesen daß Menschenliebe sie erfüllete, so daß sie selbst durch ihre That gehoben würden; allein in Ermangelung dessen muß der Stoff genommen werden wie er ist, in gleicher Weise wie man Pappelholz zum bauen nehmen müßte wenn Eichen oder Nadelhölzer u. dgl. nicht da wären. Bei den meisten öffentlichen Anlagen wie Eisenbahnen u. a. haben die Leiter mit mehr oder minderem Verständnisse das geeignete Mittel der Habgier wählen müssen, um die Geldbesitzer zn veranlassen die Anlage zu unternehmen. Da diese der Mehrzahl nach kein Verständniß besitzen für Gemeinnützigkeit, mindestens darin selten einen Beweggrund erkennen um ihr Geld herzugeben, sondern verlangen daß ihnen im voraus ein lohnender Gewinn durch Berechnung erwiesen werde: so hat früher die Vorausberechnung fast jedesmal unrichtig aufgestellt werden müssen um ihrer Habgier zu genügen. Selbst auf die voraussichtliche Mehrung der Erträge solcher Unternehmungen wollte die Beschränktheit der Geldbesitzer keine Rücksicht nehmen; woraus sich erklärt daß in England und Frankreich, Deutschland wie Rußland und anderswo die Vorausberechnungen bei fast allen Eisenbahn-Canal- und derartigen Unternehmungen als unrichtig sich erwiesen; jedoch meistens gleichartig unrichtig auf beiden Seiten, d. h. die Ausgaben zu klein und ebenso die Einnahmen, so daß die Habgier der getäuschten Geldleute dennoch ihre Befriedigung fand. Es war augenscheinlich, daß die Gründer meistens wissentlich unrichtig gerechnet hatten; aber der Zweck rechtfertigte das Mittel, denn die Habgier und Kurzsichtigkeit der Geldbesitzer ließ kein anderes Mittel als zweckmäsig erkennen. Es war wichtiger für die Fortbildung der Menschheit, daß jene Canäle Eisenbahnen u. a. ehestens erbaut würden, als daß man bis dahin wartete wann die Geldbesitzer menschenliebend und vorausblickend werden; sie waren zur Zeit nicht anders und mußten deshalb so genommen und gebraucht werden.

Bei manchen Völkern Europas ist die Genehmigung zu anerkannt gemeinnützigen Anlagen nicht zu erlangen ohne Bestechung der unteren oder oberen Beamten von denen die Bewilligung abhängt; sei es indem man sie durch Geldgeschenke oder Geschäftsantheile mit vorausgesichertem Gewinne besticht oder durch zugesagte Hilfe in ihrem politischen und religiösen Vorhaben u. s. w. Soll die Menschheit die Vortheile gemeinnütziger fortbildender Anlagen entbehren weil Völker

oder Fürsten so kurzsichtig sind ihre Angelegenheiten durch bestechliche Menschen leiten zu lassen und von deren Genehmigung alles abhängig zu machen? Es wäre unklug, warten zu wollen bis die Bildung der Mehrheit dahin fortschreitet um allenthalben nur weitblickende und edle Männer in der Verwaltung zu dulden. Die Bestechung herrscht mit wenigen Ausnahmen allenthalben und der Zweck, sofern er ein edler ist, rechtfertigt sie in ihrer verschiedenartigen Anwendung, wenn das hohe Ziel auf keinem besseren Wege zu erreichen ist, also Bestechung das zweckmäßige Mittel bildet.

Die Anwendung der Klugheit in ihrer höheren Gestaltung durch Männer von anerkannt hoher Bildung lag auch in der Art wie 1796 Laplace u. a. die Ausführung einer Gradmessung auf dem Meridiane von Paris in der Strecke zwischen Dünkirchen und Formentera erlangten, indem sie vorgeblich die Gestaltung eines neuen Grundmaßes (des Meter) davon abhängig machten. Sie waren zu kundig in diesem Fache, als daß sie nicht hätten wissen sollen wie es unmöglich sei für alle Folgezeit das richtige Maß des Erdumfanges zu ermitteln, also den zehn milliontel Theil des Viertelkreises genau genug fest zu stellen, daß er als unwandelbares, d. h. jederzeit aus dem Erdumfange genau wieder herzustellendes Grundmaß dienen könne. Die Gradmessung, welche dem höchsten Zwecke in Fortbildung der Menschheit diente, war aber in keiner anderen Weise bewilligt zu erhalten, weil die verwaltenden Männer den wissenschaftlichen Nutzen derselben nicht erkannten; deshalb war es zweckmäßig ihre Vorliebe für die Einführung eines Grundmaßes als Mittel zu benutzen. Man hätte die gesammte Decimaleinrichtung treffen und einführen können ohne der Gradmessung zu bedürfen, denn jedes andere Verhältniß des Meter zur alten Toise hätte die selben Dienste geleistet; es war auch höchst gleichgiltig welchen Theil des Erdumfanges das neue Maß bildete, wie auch der geltende Meter längst nicht mehr der zehn milliontel Theil des Viertels ist, auch künftig durch jede neue Gradmessung in ihrem Verhältnisse verändert werden wird. Allein der hohe Zweck rechtfertigte das Mittel; die Menschen mußten genommen und verwendet werden wie sie waren, damit nicht die Menschheit durch Unklugheit leide; die Vortheile der Gradmessung blieben unverloren, wenn sie auch dem angeblichen Zwecke nicht genügten.

Es erscheint als ein gefährlicher Grundsatz, die Mittel, also das thun der Menschen rechtfertigen zu wollen durch den Zweck. Allein alles was sich dagegen sagen läßt, ist auf die Wahl des Zweckes zurück zu führen, findet auch seine Erledigung sobald die Forschung darauf zurückgeht. Scheinbar streitet die Freiheit in der Wahl der Mittel gegen hergebrachte Regeln, die im täglichen Leben gelten und

gelten müssen, wo der einzele dem einzelen gleichberechtigt gegenüber steht und jeder das Recht haben muß sein Dasein dem anderen gegenüber als höchsten Zweck geltend zu machen. Allein der Menschheit und ihren Zwecken gegenüber hat der einzele nicht dieses Recht und es müssen demgemäß höhere Regeln zur Geltung kommen, weit abweichend und selbst entgegen gesetzt.

Es gibt zweierlei Sittengesetze für das Verhältniß
der einzelen Menschen zu einander und
der einzelen Menschen zur Gesammtheit:
jedes herrschend auf seinem besonderen Gebiete und nur für dieses geltend. Dieser Unterschied ist so alt wie die Menschheit und entstand schon als zuerst die Menschen zu Verbänden zusammen traten: das Gemeinwohl ward höchstes Gesetz (§. 112). Der einzele hatte anderen gegenüber das Recht sein Leben zu schützen und zu erhalten unter allen Umständen und ebenso seine Güter; dem Verbande gegenüber besaß er nicht dieses Recht, denn er mußte Leben und Güter dem Gemeinwohle opfern wenn erfordert. Diese Scheidung geht durch alle Verhältnisse und bringt ganz verschiedene Regeln zur Geltung, je nachdem es sich handelt um die Zwecke des einzelen oder der Gesammtheit, denn die Gesammtheit ist der Beschränkungen überhoben welche sie den einzelen auferlegte. Wirken für die Gesammtheit, für die höchsten Ziele der Menschheit, nimmt Theil an dem Vorrechte der Gesammtheit: es hat darin bezüglich der Mittel lediglich die Zweckmäßigkeit zu entscheiden, auch wenn sie den für die gegenseitigen Verhältnisse der einzelen geltenden Regeln widerstreitet. Hierauf beschränkt sich aber auch die Gültigkeit des Satzes daß der Zweck das Mittel heilige. Die mißbräuchliche Anwendung welche ihn verdammungwürdig macht, liegt entweder in dem Irrthume daß Zwecke gewählt wurden die nicht der Fortbildung der Menschheit dienen, wie z. B. bei Fürsten und Jesuiten der Fall war, oder daß sie wissentlich zu Gunsten der Vortheile einzeler angewendet wurden, also keinen Theil hatten an dem Vorrechte der Menschheit sondern den Sittengesetzen der einzelen unterworfen waren.

Die Verwechslung der Zwecke der Gesammtheit mit denen des einzelen hat von jeher überaus schädlich gewirkt, weil sie nicht allein über den Bereich des Glaubens sich erstreckte sondern über alle Gebiete, ihre Anerkennung fand nicht allein bei der rückständigen Menge sondern auch bei hoch stehenden. Viele Bevölkerungtheile welche den anderen zum Vorbilde dienen sollten, lassen sich nicht von den Sittengesetzen leiten welche für die gegenseitigen Verhältnisse der einzelen gelten, sondern eignen sich die Befugnisse der Gesammtheit an, um demgemäß zu schalten, alles zu thun was sie als zweckmäßig erachten

für den eigenen Vortheil und jedes erlaubt halten so weit man keine Gefahr läuft ertappt und bestraft zu werden. Dieses verfahren steht den Zwecken der Gesammtheit geradezu entgegen, denn es ist der Krieg wider dieselbe; die Gesammtheit, wenngleich sie den selben Grundsätzen folgt, hat dennoch das Recht und die Pflicht dem einzelen deren Anwendung zu wehren.

So werden bei vielen Völkern die Zwecke des herrschenden Fürstenhauses mit denen der Gesammtheit, dem Gemeinwohle, verwechselt und demgemäß mit allen Mitteln verfolgt welche zweckmäßig erscheinen; ohne Rücksicht zu nehmen auf die Sittengesetze welche für die Verhältnisse der Fürsten wie für jeden einzelen gelten. Auf die gleiche Verwechslung gründen mächtige Verbände ihr verfahren: Adel Priesterschaft, die Vermögenden und großen Genossenschaften; alle mehr oder weniger behauptend: „der Staat bin ich" und den eigenen Vortheil als gleich ansehend mit dem Gemeinwohle, auch demgemäß die zweckmäßigen Mittel rücksichtlos anwendend. Dieser Mißbrauch ging von jeher dem Gebrauche zur Seite: die Gesammtheit (das Volk, der Stat) verfolgte ihre Zwecke im Inneren nach dem ihr zukommenden Rechte, mit alleiniger Rücksichtnahme auf die Zweckmäßigkeit der Mittel; die einzelen Menschen oder Völker dagegen, statt die für ihre Verhältnisse geltenden Sittengesetze zu beachten, zogen unbefugt die Rechte der Gesammtheit in ihren Bereich, um ihren Vortheil zu fördern mit jeglichem zweckmäßigen Mittel. Wie der einzele sich irrig und unbefugt die Rechte seines Volkes anmaßte, so rissen die einzelen Völker die Befugnisse der Menschheit an sich. Dadurch ward ihre Klugheit zur untersten Stufe hinab gedrängt, weil sie nicht die Zwecke der Menschheit zum Ziele nahmen, sondern den besonderen Vortheil ihres Eigenwesens und diesen auf Unkosten fremder Menschen oder Völker zu fördern suchten. Es lag also auch hier, wie überhaupt bei Anwendung der Klugheit, der Fehler in der Wahl des Zweckes; sobald dieser verbessert wird richten sich die Mittel von selbst nach anderen Bahnen.

Es wäre unrichtig daraus zu folgern, es gölten für die Gesammtheit keine Sittengesetze, es sei für sie unrathsam solche anzuerkennen, z. B. in der Statslenkung (Politik) Rechtlichkeit unanwendbar, List und Ränke die höchste Klugheit. Kaum kann es eine falschere Meinung geben als diese. Die Gesammtheit ist wol der Sittenregeln überhoben die für das gegenseitige Verhältniß der einzelen gelten, aber damit wird die Verletzung dieser Regeln nicht zur höchsten Klugheit; das Recht ist keineswegs Pflicht, seine Ausübung auch nicht für gewöhnlich zweckmäßig sondern nur ausnahmweise ein Gebot der Notwendigkeit. Die Gesammtheit eines Volkes (der Stat) hat das Recht

über Leben und Eigenthum der einzelen zu verfügen; aber nur im Dienste der Menschheit und zu ihrer Fortbildung, sei es zur Erhaltung des eigenen Daseins wie im Vertheidigungkriege, oder zur Ausführung nothwendiger Einrichtungen, zur Sichtung durch Beseitigung lästiger Mitglieder u. s. w. Sie hat aber nicht das Recht zur Verfügung wenn sie wider die Fortbildung strebt, z. B. Raubkriege veranstaltet, einem Theile ihrer Mitglieder allen zustehende Rechte rauben oder vorenthalten will u. s. w. Selbst in Fällen wo ihr das Recht unbedingt zusteht liegt ihr keineswegs die Pflicht ob es anzuwenden, sondern die Frage der Zweckmäßigkeit ist vorweg bestimmend und diese muß in fast allen Fällen dahin entschieden werden, daß die höchste Klugheit es bedinge von dem Vorrechte möglichst wenigen Gebrauch zu machen; wenn aber die Notwendigkeit gebiete, die Ausführung thunlichst den Sittenregeln anzuschließen, welche für die gegenseitigen Verhältnisse der einzelen gelten. Die Klugheit gebietet dieses, weil die Gesammtheit den einzelen zum Vorbilde dient und es den wenigsten gegeben ist den Unterschied zwischen den Rechten der Gesammtheit und denen der einzelen so scharf aufzufassen, um davon abzustehen die Befugnisse der Gesammtheit auf das eigene thun zu übertragen. Dieser Mangel verdient um so mehr Berücksichtigung, als er der Mehrzahl aller Völker innewohnt und deshalb um so ungünstiger auf die Fortbildung einwirken kann. Je öfterer und eingreifender die Gesammtheit die geltenden Sittenregeln verletzt, desto mehr wird gleiches von den einzelen geschehen; die Vortheile, welche etwa durch verletzen dem Gemeinwohle zugeführt wurden, können unter Umständen zehnfach verloren gehen durch die Nachtheile der Nachahmnng in den einzelen Genossen.

Von dem Rechte der Gesammtheit haben unbefugter Weise am öftersten die Beherrscher der Völker Gebrauch gemacht; oft allerdings mit der Zustimmung des Volkes also in dessen Auftrage, meistens aber ohne diese und selbst wider dessen Willen. Namentlich in den letzten 300 Jahren der unbeschränkten Herrschaft der Legitimität (§. 337) haben die Fürstenhäuser ihre Sonderzwecke an die Stelle der Völkerzwecke und der Ziele der Menschheit gesetzt, sich auch berechtigt geglaubt die der Gesammtheit zustehenden höheren Rechte, welche sie zum Gemeinwohle hätten anwenden dürfen, statt dessen für die Sondervortheile ihres Fürstenhauses in Ausübung zu setzen, obgleich diese unbedingt den Sittengesetzen unterstanden welche für die gegenseitigen Verhältnisse der einzelen gelten. Diese Verwechslung der Berechtigung mußte zum sittlichen Verderben führen; denn da ihnen die Erkenntniß des höchsten Zweckes in Fortbildung der Menschheit fehlte, so entging ihnen auch die darin liegende sittliche Richtschnur; da die

Förderung ihres Fürstenhauses auf Unkosten anderer der niedrigsten Stufe der Klugheit angehört: so mußten auch die zweckmäßigen Mittel der niedrigsten Art sein. Es war reine Habsucht und diese ließ sich nur befriedigen durch Gewalt und List Raub und Verrat; daraus mußten folgerichtig einentheils die vielen Kriege der Fürstenhäuser entstehen, anderntheils die endlosen Ränke und Treulosigkeiten welche als Statsklugheit galten. Die Fortbildung der Menschheit fand keine Berücksichtigung, selbst nicht das gedeihen der beherrschten Völker; die Wohlfahrt der eigenen Menschenherden ward zurück gesetzt um des Ruhmes und Reichthumes des Fürstenhauses willen. Da die einzelen leicht begriffen daß die Stellung des Fürstenhauses zum Sittengesetze ganz gleich sei mit derjenigen der einzelen, so ward um so mehr das verfahren der Höfe ein Vorbild für sie und erschien auch ihnen Gewalt und List Raub und Verrath als höchste Klugheit, die man eben sowol wie die Fürsten für Sonderzwecke verwenden dürfe. Aus diesem Grunde mußte allenthalben wo die Sonderzwecke des Fürstenhauses als höchste Ziele aufgestellt wurden, um so mehr Unrecht und Sittenlosigkeit im Volke zur Geltung gelangen: Raubsucht der Beamten, Bestechlichkeit der Gerichte und Trug im Volke sind noch jetzt die folgerichtigen Wirkungen bei jenen Völkern, deren Fürstenhäuser ihre Sonderzwecke als höchste Ziele aufstellen und diesen das gedeihen des Volkes und die Fortbildung der Menschheit unterordnen.

Die Klugheit kennt kein höheres Gebot als:

„Wähle als höchstes Ziel die Fortbildung der Menschheit; wähle und verwende die Mittel dazu nach Maßgabe ihrer Zweckmäßigkeit."

Nur unter dieser Voraussetzung kann die andere Regel gelten: „der Zweck heiligt das Mittel"; denn alles was den Mitteln der Jesuiten, der Fürstenhäuser u. a. zur Last fiel, war eine Folge der unrichtigen Wahl des Zweckes, woraus die Verderblichkeit der dazu zweckmäßigen Mittel folgerichtig sich ergeben mußte.

§. 449. In allen Bewegungen, deren Aufeinanderfolge wir als Ursachverhältniß bezeichnen und deren Gleichmäßigkeit wir in Gesetze fassen, bethätigt sich ein streben, welches wir in seinen höheren Gestaltungen **Willen** nennen, dabei eine Manchfachheit welche als **Freiheit** bezeichnet wird.

Gewöhnlich denkt man sich den Willen mit Bewußtsein verbunden und die Freiheit mit Willkür, nimmt beide an als nicht vorhanden wenn jene Verbindungen fehlen. Diese Begrenzung erscheint jedoch nicht zulässig, denn schon im Menschen findet sich neben dem bewußten ein unbewußter Wille, welcher alle Bewegungen unterhält

die wir Leben nennen. Atmung und Stoffwechsel gehören dem unbewußten wirken des Willens an; wir vermögen sie mit Bewußtsein zu stören und zu zerstören, aber nicht willkürlich hervor zu rufen oder zeitweilig stocken zu lassen. Jene Bewegungen wirken im Kinde längst bevor ein deutliches Selbstbewußtsein vorhanden ist, schon im unreifen Menschen gestalten sich alle Theile gänzlich ohne Bewußtsein. Gleiches findet sich auf den rückständigen Stufen der Weltbildung durch das Thierreich Pflanzenreich und Steinreich hinab zu den einfachen Stoffen. Bei den höheren Thieren läßt sich wie beim Menschen das neben einander wirken eines bewußten und eines unbewußten Willens erkennen: das Thier wählt mit Bewußtsein seine Narung, meidet Gefahren, sorgt mit Liebe für seine Nachkommen, sucht sie durch Kampf oder List zu schützen, richtet seinen Aufenthaltsort mit Verständniß ein 2c., während gleichzeitig in ihm ein unbewußter Wille herrscht in Stoffwechsel Eierbildung u. a. Da kein Grund vorliegt um einen zwiefachen Willen anzunehmen: so bleibt nur übrig im Menschen wie in den mit Bewußtsein wirkenden Thieren den Willen in zweifacher Äußerung zu denken. Diese Zwiespältigkeit läßt sich tief hinab verfolgen: nicht allein die Vögel bauen ihre Nester mit selbstbewußtem Willen, so daß z. B. die Schwalben solche mit oder ohne Deckel machen je nachdem sie in Bäumen oder an geschützten Stellen nisten, sondern auch die Kerbthiere (Ameisen Bienen Spinnen u. a.) zeigen selbstbewußten Willen; den man irriger Weise durch die Bezeichnung „Instinkt" zu einer eingepflanzten blinden Geschicklichkeit erniedrigt. Die Ameisen wissen ihre gemeinsame Wohnung mit Verständniß zu erbauen und zu vertheidigen je nach Verschiedenheit der Umstände; sie treiben Ackerbau und Viehzucht, indem sie in Texas rund um ihren Bau den Boden bearbeiten und mit Körnern besäen, ihren Acker rein halten, die Körner ernten und aufspeichern, auch nach Bedürfniß lüften; anderwärts die Blattläuse zwingen ihre Milch gebenden Kühe zu sein; an mehreren Orten fangen stärkere Arten die schwächeren und machen sie zu Sklaven in der selben Weise wie Menschen unter sich. Die Bienen Wespen u. a. bauen ihre Waben in verschiedener Weise; erstere treffen abweichende Einrichtungen je nachdem der Raum beschaffen ist in welchem sie bauen; stirbt ihre Königin durch Zufall, so ergreifen sie sofort die richtigen Mittel zum Ersatze. Die Spinnen richten ihre Netze sehr verschieden ein und wissen nicht allein die Vortheile der schrägen (diagonalen) Spannbänder zu schätzen sondern halten auch ihre Netze rückwärts durch Sturmbänder, welche den Zug des im Winde schwanken Gespinnstes von den Hauptsträngen abnehmen. Im Fischreiche äußert sich das Bewußtsein schwächer und auf den tieferen Stufen der Wesen nicht in einer uns auffälligen

Weise; obgleich selbst im gebaren der tiefsten Formen, der Keime und Sporen, in ihrem anfänglichen umher schwimmen und nachherigen festsetzen ein Anflug von Bewußtsein sich andeutet. Wendet sich der Blick auf das Pflanzenreich, so zeigen sich auffällige Bewegungen die dem walten eines bewußten Willens sehr änlich sind. Die Schlingpflanzen und Rankengewächse zeigen z. B. einen Willen welcher wählt: die wilde Rebe am Gemäuer empor rankend sendet ihre Bänder aus, welche je nachdem um vorhandene Stöcke oder Zweige sich schlingen oder in Ritze kriechen um sich festzuklammern, oder auch am Ende Saugwulste entwickeln mit denen sie sich festkleben an platte Flächen. Die Bewegung der Staubfäden der Parnassia (§. 444) sieht einer bewußten Willensäußerung sehr änlich; im zusammenziehen der Sinnpflanze beim berühren zeigt sich kein Unterschied vom einziehen der Fühlhörner der Schnecke bei Betastung; es scheint ebenso sehr dem wirken eines bewußten Willens zu äneln wie das schließen des Menschenauges wenn ein fremder Gegenstand sich naht. Wir können nicht umhin den Willen durchgehends gelten zu lassen; jedoch in der Weise schaffend daß er in Abstufungen wirkt, im Menschen unbewußt und bewußt zugleich; aber je nach der minderen Stufe der Bildung um so minder bewußt, bis auf rückständigster Stufe das Bewußtsein nur schwach angedeutet ist. Im Thierreiche wiederholt sich dieses, so daß die bewußte Äußerung des Willens um so mehr zurück steht je tiefer die Stufe. Noch mehr gilt dieses im Pflanzenreiche, bis im Steinreiche und den einfachen Stoffen das streben als einfachster Wille zu erkennen ist. Der Wille ist in der Wahlverwandschaft der Stoffe unverkennbar und sein wirken in der Welt ist, wie diese selbst, ein stufenweises fortbilden zum Selbstbewußtseine; welches im Menschen als Gipfel der Erdbildung seine höchste Gestaltung erreicht so weit wir wissen.

Der Sprachgebrauch unterscheidet die verschiedenen Äußerungen des Willens als: Willen Lebenskraft Instinkt Bildungtrieb Wachsthum Wahlverwandschaft und Anziehung; sämmtlich Ausdrücke zur Bezeichnung der Stufen. Sie sind auch zuläßig, wenn nicht vergessen wird daß der Wille nur einer sei in allem und nur in den Stufen seiner Äußerung zu unterscheiden durch jene Ausdrücke. Mit dem Worte „Willen“ bezeichnet man die Bethätigung des Willens in Selbstbewußtsein, mit „Lebenskraft“ diejenige ohne Bewußtsein im Thiere, mit „Instinkt“ die bewußte im Thiere, mit „Bildungtrieb“ die unbewußte im Pflanzenreiche, mit „Wachsthum“ oder „Umsetzung“ die unbewußte im Steinreiche und mit „Wahlverwandschaft“ diejenige der einfachen Stoffe; als Anziehung dagegen den Willen in der einfachen Bewegung. Nicht als Verschiedenheiten im Willen sondern als ver=

schiedene stufenweise Bethätigung des einen Willens, sind die Bedeutungen jener Ausdrücke aufzufassen.

Zur Verdeutlichung des waltens der stufenweis verschiedenen Bethätigung denken wir uns, jemand wolle die Luftmenge in einer Druckpumpe auf die Hälfte des Raumes zusammen drängen, so lassen sich dreierlei Bethätigungen erkennen:

der Wille in der eingeschlossenen Luft will diese ausdehnen;

der Wille im umschließenden Gefäße will dessen Theile zusammen halten;

der Wille des Menschen will die Luft mittelst seiner Muskelkraft zusammen drücken.

Wenn der Einfachheit halber vom Willen in der Umgebung des Gefäßes (Luft Wasser Quecksilber o. a.) abgesehen wird: so lassen sich die Gegenwirkungen jener drei Willensäußerungen genau berechnen. Es läßt sich ermitteln welchen Druck die gepreßte Luft auf die Gefäßwände ausüben wird, zu je geringerer Raumerfüllung der Mensch sie zwingt; ebenso welchen Widerstand die Gefäßwände in ihrer vorliegenden Beschaffenheit leisten können; drittens welchen Druck der bezügliche Mensch in einer gegebenen Zeit auf die eingeschlossene Luft auszuüben vermöge. Es würde sich aus der Berechnung ergeben, in welchen Verhältnissen die drei Äußerungen zu einander stehen und wie diese Verhältnisse bei Steigerung der menschlichen Willensäußerungen sich ändern würden: anfänglich wären die Äußerungen des Willens im Menschen und Gefäße stärker als in der Luft und sie wird deshalb widerwillig zusammen gedrückt; bei gesteigertem Drucke wird der Wille in der Luft (ihr Widerstand) stärker als der Wille in den Muskeln des Menschen und dieser muß seine Willensäußerung aufhören lassen, d. h. die Arbeit einstellen; anderenfalls wenn er z. B. Hebelwerke anwendet die ihm gestatten seine Druckäußerung zu steigern durch Verlangsamung ihrer Wirkung, wird der Druck eine Grenze erreichen wann der Wille in der gespannten Luft größer sein wird als der Wille im Metalle der Gefäßwände, so daß er die Bestandtheile der Pumpe aus einander sprengt und dadurch die Größe seines Willens bethätigt.

Der Wille im Menschen äußerte sich in diesem Falle selbstbewußt; es geschieht aber gleich im unbewußten äußern. Das Herz in seinen wechselnden Zusammenziehungen läßt jedesmal einerseits eine Blutmenge aus den Rücklaufadern einfließen und drückt es andererseits in die Schlagadern hinaus; nachdem das Blut mittlerweile in einem Zwischenlaufe durch die Lungen verändert worden war. Der Wille im Herzen muß indem er das Blut hinaus drückte das dort in den Schlagadern vorhandene Blut zusammen drängen; der Wille im

Blute strebt seine Raumerfüllung zu behaupten, widersteht dem Drucke und will ihn aufheben, sowol durch Gegendruck wider das Herz wie durch Druck auf die Wandung der Schlagadern und auf die Öffnungen der Endausläufer, der Hargefäße; dagegen strebt der Wille in den Wänden der Schlagadern, die Form und Weite derselben zu erhalten, widerstrebt also einer Erweiterung derselben. Stehen diese drei Äußerungen im Einklange zu einander, so ist der Mensch in dieser Beziehung gesund; ändert sich das Verhältniß dann entstehen Störungen, das Herz vermag den Widerstand nicht zu überwinden und hört auf zu drücken oder die Schlagadern können dem Drucke nicht widerstehen und platzen, womit das Leben endet.

Der Wille ist einfach die Art des Daseins, der Bewegung in jeglichem, dessen Äußerung abgestuft nach der Stellung in der Bildungreihe der Erde; aber bedingt in seiner Wirkung nach der Stärke des Willens in anderem Dasein wider den er sich geltend zu machen hat. Die niedrigste Art des Daseins in den einfachen Stoffen äußert den Willen in rückständigster Weise gänzlich unbewußt; die höchste Art des Daseins im Menschen offenbart den Willen in höchst entwickelter Weise mit Selbstbewußtsein und Verständniß. Zwischen diesen beiden Endgliedern der Bildungreihe sind die Mittelglieder eingeschaltet, je nach ihrer Stellung stufenweise steigend den Willen der Welt äußernd, vom gänzlich unbewußten anwachsend zum bewußten im Thiere und Menschen. Mit dieser Steigerung wächst auch die Fähigkeit zur Bethätigung des Willens; doch ist diese jedesmal in ihrer Wirkung abhängig von dem Verhältnisse zu anderen widerstrebenden Gestaltungen des Weltwillens; so daß je nach dem Maße die niederen Stufen das Übergewicht erlangen oder die höheren. Der unbewußte Wille in der Bewegung der Luft äußert sich viel tiefer als der bewußte Wille im sich fortbewegenden oder stehenden Menschen: dennoch kann jener als Sturm dem Menschen übermächtigen Widerstand entgegen setzen oder ihn überwinden. Der unbewußte Wille im stehenden Felsen steht niedriger als der menschliche Wille, vermag aber dem Sturme übermächtig zu widerstehen; wogegen der bewußte Wille im Menschen wiederum den Felsen zu zertrümmern vermag, was der Wille im Sturme nicht konnte. Die Werte der verschiedenen Äußerungen des Weltwillens in der Stufenreihe seiner Bildungen sind demnach nicht maßgebend für seine jedesmalige Wirkung, sondern diese hängt ab von dem nach Zeit und Ort verschiedenen Verhältnisse zwischen den sich entgegen stehenden Äußerungen des Willens. Alle Ursachverhältnisse sind solche Beziehungen in denen verschiedene Äußerungen des Willens der Welt zu einander stehen; jede Bewegung ist das Ergebniß einer zur Zeit und örtlich übermächtigen Äußerung des Willens; auch

sind Ursach und Wirkung jedesmal lediglich verschiedene Äußerungen des selben Willens und alle Bewegungen die zeitweiligen Ergebnisse der Ausgleichung zwischen ihnen. Es kann z. B. die Luft sich nicht fortbewegen ohne den Willen in allen Gegenständen zu überwinden mit denen sie in Berührung kommt, seien es Wolken in der Höhe oder die Bäume u. a. auf der Erdoberfläche. Der Fisch kann sich nicht schwimmend fortbewegen ohne den Willen im Wasser zu überwinden; der Mensch kann nicht gehen ohne durch das Maß seines Willens die Äußerung des Willens in der Luft zu überwinden, wird auch je nachdem das Verhältniß zur Zeit sich stellt, vorwärts dringen oder vom Sturme rückwärts getrieben.

Die Verhältnisse der verschiedenen Äußerungen des Weltwillens zu einander haben jedoch im fortbilden des Erdlebens wesentlich sich verändert, in dem Maße wie das Selbstbewußtsein sich steigerte und damit der Wille zur Freiheit sich heranbildete. An den Äußerungen des Willens im unbewußt gebliebenen vermögen wir keine Fortschritte zu entdecken: Wind und Wogen walten noch jetzt so wie vor hundert tausend Jahren, die Gesteine bilden sich in gleicher Weise wie vordem und selbst auf den höheren Stufen, in Thieren und Menschen, gestaltet der Wille so weit er unbewußt wirkt im wesentlichen ebenso wie im ersten Thiere oder Menschen seiner Art. Dagegen hat das walten des Willens im fortbilden der Lebewesen sich bedeutend gesteigert und bildet sich noch unausgesetzt fort als Selbstbewußtsein in Thieren und Menschen, stufenweise bis zum Menschen und in diesem ihre höchste Gestaltung erlangend. Der Wille im Thiere selbstbewußt wirkend hat auffällige Steigerungen im Laufe der Zeit erfahren; wie am deutlichsten an denjenigen Thieren sich erweist die in Beziehungen zum Menschen kamen. Der Fuchs im hohen Norden ist ein träges dummdreistes und unvorsichtiges Thier; sein Bruder in Mittel-Europa dagegen ein gewandtes schlaues und vorsichtiges geworden. Der Wille wirkt unbewußt in beiden gleich, denn ihre Narung und Parung ist nicht zu unterscheiden; aber in bewußter Weise wirkt er wie ersichtlich ganz verschieden und hat sich augenscheinlich in Mittel-Europa durch seine Beziehungen zum Menschen fortgebildet. Als die unbewohnten Südseeinseln zuerst von Europäern besucht wurden, waren die Vögel so zahm daß sie auf die Gewehrläufe sich setzten; als aber eine Anzahl erschossen worden war bildete sich der Wille in ihnen selbstbewußt fort und sie flohen vor den Menschen. Unsere Raben folgen zutraulich dem pflügenden Ackersmanne um das empor gebrachte Gethier zu erhaschen; aber dem Jäger halten sie sich fern, auch wenn er die Flinte unter den Bauernkittel versteckt mit welchem er sich vermummt: diese Fortbildung kann ersichtlich erst seit der Berührung mit Menschen ein=

getreten sein. Man hat gefunden daß Tauben in einer Schmiede-Werkstatt an abgelegener Stelle ein Nest aus alten Hufnägeln erbaut hatten, sorgfältig die Spitzen nach außen gerichtet: unbedingt eine Fortbildung des in ihnen bewußt wirkenden Willens. Daß in Hunden Pferden Elefanten u. a. der Wille selbstbewußt sich fortbildet in Berührung mit den Menschen ist an zahlreichen Beispielen erwiesen: der Haushund weiß welche Menschen er mit Freundlichkeit oder mit Gebell zu empfangen hat; der Jagdhund kennt genau wann er still sich verhalten soll oder bellend loszufahren hat; das Pferd kennt Wirthshäuser und Landwege, Schlagbäume und Ställe, gewandte oder ungeübte Reiter; der Elefant kann Kinderwärter sein oder seine gefangenen wilden Brüder zähmen, Kanonen oder Bauholz sachgemäß fortziehen oder in der Schlacht wüthende Angriffe machen. So sind im Willen, so weit er in den Thieren selbstbewußt sich äußert, zahlreiche Fortbildungen eingetreten durch die Berührung mit den selbstbewußten Äußerungen des Willens der Welt im Menschen. Weit reicher sind diese Fortbildungen im Menschen gewesen; denn die Unterschiede von den rückständigsten zu den vorgeschrittensten sind viel größer als in irgend einer der höchsten Thierarten. So weit der Wille unbewußt wirkt gestaltet er meistens gleich; denn Stoffwechsel Wachsthum und Parung zeigen auf allen menschlichen Stufen wenig Unterschied; aber die Fortbildung des Nervenwesens und namentlich des Hirns zeigt auffällige Unterschiede; weil sie in genauer Verbindung steht mit der Fortbildung des Selbstbewußtseins, dessen besonderes Werkzeug oder Gestaltung es ist. Der Mensch hat nachweisbar von den Grenzen des Thierreiches sich fortgebildet im Selbstbewußtseine des Willens; dieses hat ihn in den Stand gesetzt den Äußerungen des Willens in den unteren Stufen siegreich entgegen zu treten, die früheren Übermächte zu Untermächten herab zu setzen, dadurch daß er das Verhältniß umkehrte in welchem die beiderseitigen Äußerungen des Willens zu einander standen. Der selbstbewußte Wille gestaltete sich in ihm als Erkenntniß und je nachdem seine Erkenntniß sich steigerte machte er sich zum Herrn der übrigen Erdbildungen, in denen der Wille nicht in gleicher Steigerung sich fortbilden konnte. Je mehr seine Erkenntniß zunahm und das Gebiet seiner Herrschaft, desto weitere Verfügung erlangte er in der Welt und desto größer ward damit seine Freiheit.

Schon im Thiere ist die Freiheit des Willens zu erkennen so weit der selbe sich fortbildet im Selbstbewußtseine, jedoch die höchste Stufe äußert sich nur im Menschen. Die menschliche Freiheit ist aber nicht Willkür, mit der sie vielfach verwechselt wird, sondern Erkenntniß. Da diese die stufenweise Fortbildung des Selbstbewußtseins bildet, so ist auch die Freiheit eine abgestufte, die von den rückständigsten Ge-

staltungen zur vorgeschrittensten sich erhebt mit der Erkenntniß. Wenngleich höchste Äußerung des Willens im menschlichen Selbstbewußtseine, ist sie damit der Verbindung mit den übrigen und tiefer stehenden Äußerungen des Weltwillens nicht enthoben; nur ihr Verhältniß zu ihnen hat sich gehoben in dem Maße wie die Erkenntniß sich steigerte. Zur Veranschaulichung denke man sich das Verhältniß verschiedener Menschen von einem Strome fortgerissen, so daß der unbewußte Wille im rinnenden Wasser dem bewußten Willen in jenen Menschen widersteht. Jeder von diesen hat die Willkür Mittel zu wählen zu seiner Rettung aber nicht die Freiheit zur Anwendung der selben; denn diese ist abhängig von der Stufe seiner Erkenntniß auf das vorliegende Verhältniß angewendet. Liegt darin die Kenntniß des schwimmens so wird der Träger des bewußten Willens sich an der Oberfläche halten; liegt darin auch die Besonnenheit so wird er seine Fortbewegung mit der Strömung verfolgen, nicht wider die selbe; hat sich die Erkenntniß zur Klugheit fortgebildet, so wird er die Richtung dem Ufer zulenken oder einer Insel, einem treibenden Gegenstande; wenn er zu höheren Stufen gelangte also größere Freiheit besitzt, wird er zuvor abschätzen ob die Insel ihm Sicherheit biete, ob der treibende Gegenstand ihn zu tragen vermöge u. s. w. Der Nichtschwimmer hat in dem vorliegenden Falle keine Freiheit: er wird vom Strome getödet oder zufällig irgendwo lebend hingeworfen; nur der Schwimmer besaß für den vorliegenden Fall volle Freiheit je nach dem Maße seiner Erkenntniß. Es ist das wirken der Freiheit in jedem einzelen Menschen so verschieden wie seine Erkenntniß und in jedem einzelen Falle so verschieden wie seine Erkenntniß der dabei wirksamen Ursachverhältnisse. Der größte Denker oder erhabenste Dichter, in denen der selbstbewußte Wille sonst seine höchste Stufe der Bildung erreichte, muß dem Strome unterliegen wenn seine Erkenntniß für diesen Fall nicht das schwimmen einschließt; während gleichzeitig der rückständigste Mensch, ein Blödsinniger sogar, zum Herrn der Strömung wird, wenn seine niedere Erkenntniß das schwimmen einschließt, er also für diesen Fall mehr Erkenntniß also auch mehr Freiheit besitzt als Denker oder Dichter. So ist auf allen Stufen und in jedem Falle die Freiheit abgemessen nach der Erkenntniß; auch im Verhältnisse der Menschen zu einander waltet diese Stellung wie im Verhältnisse der einzelen zur übrigen Welt. In der großen Menge der Völker wirkt der Wille im Selbstbewußtseine jedes Menschen, aber je nach der Erkenntniß vertheilt sich die Herrschaft also auch die Freiheit: ein Mann vermag Millionen zu lenken weit über die Dauer des eigenen Lebens hinaus, selbst Jahrtausende hindurch, wenn seine Erkenntniß so übermächtig ward und darin seine Freiheit so hoch sich entwickelte.

Die Freiheit des Menschen, als höchste Äußerung des Willens der Welt, wird gewöhnlich als Willkür gedeutet und daraus der irrige Schluß gezogen es gebe im Grunde keine Freiheit; denn alles, also auch der Mensch, werde vom Weltlaufe beherrscht und der Mensch so sehr daß zu jeder Äußerung seiner Freiheit Ursachen gefunden werden könnten, die seiner Willkür entzogen seien. Der Irrthum liegt gänzlich in der Verwechslung der Willkür mit der Freiheit. Der Mensch vermag allerdings nicht sich außer sich zu setzen, noch weniger aber seine Verbindung mit der übrigen Welt zu unterbrechen um jener Deutung der Freiheit zu genügen; seine Freiheit liegt in seiner Erkenntniß, hat also in seinem Wesen ihre Begründung und da sein Wesen einen Theil der Welt bildet, so steht es auch unter den Einflüssen des Weltlaufes als sein Erzeugniß. Allein der Mensch ist nicht allein leidend sondern auch thätig; darin untersteht wiederum der Weltlauf seinem Einflusse, um so mehr je höher und reicher seine Erkenntniß ist, also wirkungvoller seine Freiheit in der Wahl seiner Beweggründe. Diese Wahl ist allerdings nicht unbeschränkt; denn der mit dem Strome ringende Schwimmer kann seine Freiheit nicht verwenden um fliegend dem Wasser sich zu entziehen oder schleunigst seine Hände zu Schwimmflossen zu entwickeln; seine Freiheit ist Erkenntniß und diese ist beschränkt auf das Menschenwesen. Die Freiheit bleibt vielmehr um so ferner von der Willkür je höher sie sich entwickelt, ordnet sich innerhalb der erkannten Gesetze dem Weltganzen unter, aber nicht dem Weltlaufe in seinen einzelen Bewegungen; denn die höchste Entwicklung des Willens im Selbstbewußtseine des Menschen vermag der niederen Entwickelungen Herr zu werden und wie er einerseits vom ganzen beherrscht wird, kann er andererseits im einzelen seine Herrschaft ausüben. Je mehr er die Verhältnisse der Welt erkennt, das gleichmäßige in seinen Gedanken zu Gesetzen gestaltet und in deren Gemäßheit seine Freiheit anwendet, desto einflußreicher wird seine Übermacht; weit entfernt von den Schwankungen der Willkür wird der Mensch je höher seine Bildung desto mehr gleichmäßig und gesetzlich wirken. Wer die Erkenntniß und das Wesen anderer Menschen überschaut, wird finden daß er um so sicherer im voraus deren thun in gegebenen Fällen beurtheilen oder vorher sagen könne je höher sie gebildet seien; daß dagegen Willkür und Unzuverläßigkeit um so stärker einwirken auf unteren Stufen. Es ist eine allgemeine Klage der Reisenden unter rückständigen Völkern z. B. Mittel-Afrikas, daß deren Entschlüsse und Äußerungen beständig schwanken, reine Willkür sie beherrsche und selten jemand sich verlassen könne auf das was sie sagen und thun. Nach der gangbaren Verwechslung der Willkür mit der Freiheit müßten also jene rückständigen Völker die freiesten Men-

schen der Erde sein, dagegen der gebildete Europäer der unfreieste welcher sich in jedem Augenblicke gebunden erachtet durch sittliche Bedenken. Gerade das Gegentheil ist der Fall; denn jener ist Sklave und dieser ist frei, obgleich seine Freiheit beschränkt erscheint. Die Freiheit des Europäers ist höhere Erkenntniß, deshalb ist er an die erkannten Gesetze der Welt gebunden, vermag aber eben dadurch deren Ursach-Verhältnisse zu benutzen um Herr zu sein. Auch den willkürlichen Schwarzen kann er durch Furcht oder Hoffnung zum blindfolgenden Sklaven machen, wenn er seine überwiegende Erkenntniß benutzen will um ihn zu lenken; denn Freiheit steht höher als Willkür.

Um an einem Beispiele das gesetzmäßige des von der Erkenntniß geleiteten Willens also der Freiheit zu zeigen, denken wir uns am Meeresstrande mit einem kundigen Lotsen. Auf hoher See jenseits der Sandbank treibt der Sturm ein Schiff der Küste zu wo der schützende Hafen sich befindet, zugänglich nur durch eine schmale Querrinne in der Sandbank. Auf dem Schiffe sind wenig Segel aufgesetzt, es wird hin und her geleitet und verändert häufig seine Richtung. Unser Lotse zieht daraus den Schluß daß an Bord ein kundiger Mann sich befinde und äußert: „der Mann kennt unsere Küste, sein Schiff gehorcht nicht genau dem Steuer, er macht eine kühne Wendung scharf an der Sandbank; dies vermag kein Fremder, es muß einer von unseren Lotsen an Bord sein; noch einmal lavirt er hinaus, jetzt wendet er, läßt mehr Segel aufziehen, richtet sein Schiff wundervoll, macht sein verzweifeltes aber einzig mögliches verfahren so genau wie es nicht auch jeder von unseren Leuten versteht; jetzt erreicht er die Rinne und fährt harscharf hindurch, es muß der alte Jakob sein, dem macht es Keiner nach.“ Wir sehen, der alte Jakob von seiner Erkenntniß geleitet handelte so gesetzmäßig, daß ein anderer Lotse aus der Entfernung nicht allein dieses erkennen konnte, sondern auch seine Eigenthümlichkeit um seine Person bezeichnen zu können. Dennoch war der alte Jakob ein freier Mann.

Der Zusammenhang konnte in diesem Falle aber nur erkannt werden von einem Sach kundigen, denn nur dieser vermochte im voraus zu wissen was und von wem es geschah. In diesem voraus wissen liegt die Menschenkenntniß und in dieser der Hebel zur Menschenbeherrschung; so daß jeder welcher höhere Erkenntniß besitzt zum Herrn derer von niederer Erkenntniß wird und darin seine Freiheit bethätigen kann. Je nach dem Stande seiner eigenen Erkenntniß erstreckt sich diese Herrschaft über Menschen: je höher er steht desto höhere Stufen kann er beherrschen; je tiefer auf desto niedrigere Menschen ist er beschränkt. Diese Beherrschung darf aber nicht geschätzt werden

nach dem äußeren Anscheine, sondern lediglich nach dem thatsächlichen Verhältnisse und der Dauer der Herrschaft; so daß man von dem sinesischen oder russischen Kaiser nicht sagen darf er beherrsche so viele Millionen Menschen, sondern nur, daß ihm Gelegenheit geboten sei solche Herrschaft auszuüben; daß aber diese nur so weit reiche wie seine Erkenntniß ihm übermächtigen Einfluß erwirke und er der Herrschaft anderer Menschen sich zu entziehen vermöge. Wie oft haben nicht in früheren Zeiten feile Weiber die Statsangelegenheiten großer Völker beherrscht und herrschen noch jetzt hie und da Kammerdiener Adjudanten oder Beichtväter der Fürsten in größerer Freiheit als der Fürst selbst; weil ihre Erkenntniß, wenn auch an sich wenig vorgeschritten, sie dennoch höher stellt als die des Fürsten und deshalb der bewußte Wille im Fürsten dem in jenen Menschen bewußt wirkenden Willen sich unterordnet, also deren Freiheit auch um so viel höher steht.

Hienach läßt sich auch die Bedeutung des freien Willens beurtheilen auf dem Gebiete menschlichen thuns, welches als das sittliche oder der Moral bezeichnet wird. Die Menschen haben bei steigender Fortbildung in ihren Vorstellungen die Handlungen unterschieden nach ihrer Güte und zur Richtschnur bei der Wahl Sittengesetze geschaffen, deren gemeinsames in die Bezeichnung „Moral“ zusammengefaßt wird. Diese Gesetze wurden von den vorgeschrittensten Männern ihrer Zeit aufgestellt, hinterher verändert, theils aufgehoben anderntheils ersetzt oder ergänzt; so daß die Gesetze verschiedener Zeiten oder Völker je nach dem Stande der darin waltenden Erkenntniß die Moral in ganz verschiedenen Bedeutungen ausprägen. Handlungen, welche in früheren Jahrtausenden als moralisch galten oder noch jetzt bei rückständigen Völkern oder unter rückständigen Verhältnissen so angesehen werden, z. B. Mord Raub Diebstahl Lüge Unzucht Sklavenhaltung u. a. werden bei den Europäern der Gegenwart als unmoralisch bezeichnet. Je nachdem ist also die Freiheit der bezüglichen Menschen eine tiefere oder höhere. Deshalb hat es auch niemals durchgehende allgemein giltige Sittengesetze gegeben, wenngleich die Moral als streben nach sittlicher Freiheit bleibend sich bethätigte in den nach der jeweiligen Erkenntniß geschaffenen Gesetzen. Diese herrschenden Gesetze einer Zeit sind jedesmal die von der gesteigerten Erkenntniß der höher gebildeten verbesserten Sittengesetze früherer Zeiten. Da aber die gleichzeitig lebenden nur zum geringsten Theile zu den höchst gebildeten gehören, die übrigen aber auf den verschiedenen rückständigen Stufen der Erkenntniß leben: so ist die natürliche Folge daß die überwiegende Mehrzahl nicht auf der Höhe der Sittengesetze lebt, sondern gleich mit der Moral früherer Zeiten oder rückständiger Völker; um so weiter abwärts je

rückständiger ihre Erkenntniß also auch ihre Freiheit. Der raubende Beduine oder Indianer der Jetztzeit steht mit den raubenden Friesen und Dänen des Mittelalters auf gleicher Stufe der Moral, ebenfalls mit dem raubenden Eroberer des 19. Jahrh. oder dem Attila des 5. Jahrh.; denn jeder von ihnen lebte auf der selben Stufe der Erkenntniß also der sittlichen Freiheit, auf welcher der Raub als sittlich gilt und dem moralischen Selbstbewußtseine genügt. Auch in dieser Richtung der Fortbildung der Menschheit gibt es also keine Gegensätze sondern nur Stufenfolgen. Was wir als unsittlich oder Immoralität bezeichnen sind nur die verschiedenen rückständigen Stufen in der Fortbildung der Erkenntniß also der sittlichen Freiheit; es sind niedrige Äußerungen des Willens der Welt im Selbstbewußtseine der Menschen.

Die Zusammenfassung des erläuterten ergibt folgende Sätze:

a) in allen Wesen zeigt sich ein unbewußter Wille aus welchem der bewußte Wille sich fortbildet, beide steigend von den rückständigen Wesen der niederen Stufen zum Menschen hinauf, in der Menschheit seine höchste Gestaltung entwickelnd, aber ungleich wirkend in den einzelen;

b) beide Willensarten äußern sich im Zusammenhange mit der übrigen Welt, zu der sie in notwendiger Wechselbeziehung stehen, jedoch verschieden nach der Stufe auf welcher der Wille im Einzelwesen sich fortgebildet hat, auch nach dem Verhältnisse, in welchem er in jedem einzelen Falle zu anderen Äußerungen des Willens der Welt steht, zu denen er in Ursach-Verhältnisse geräth;

c) im Menschen äußert sich der bewußte Wille als Freiheit nach Maßgabe der Erkenntniß, so daß jeder nach der Stufe seiner Erkenntniß den Wert und die Wirkung seiner Freiheit gestaltet, um so weiter herrschend je höher der bewußte Wille der Welt in ihm zur Erkenntniß ausgebildet ward; der Art daß Sokrates Plato Aristoteles Jesus Muhammed Gregor 7. Luther u. a. ohne fürstliche Macht Jahrhunderte lang herrschten über weite Bereiche der Menschheit, wogegen die Wirkung der meisten fürstlichen Helden kaum ihre Lebensdauer auf kleinen Gebieten anhielt;

d) die höchste Freiheit einer Zeit gestaltet sich in den Sittengesetzen, welche die vorgeschrittensten nach Maßgabe ihrer Erkenntniß abfaßten und aus deren gemeinsamem der Begriff der Moral gebildet ward;

e) die Sittengesetze wurden nach Maßgabe der fortschreitenden Erkenntniß verändert; da aber die Bildung zeitlich und örtlich ver-

schieden war: so herrschten nicht allein in den auf einander folgenden Zeiten, sondern auch in den gleichzeitig lebenden Völkern oder Genossen des gleichen Volkes die verschiedensten Sittengesetze, je nach den Stufen der Erkenntniß;

f) der Weltwille als Selbstbewußtsein im Menschen ist auf allen Stufen ringen nach Erkenntniß, nach Freiheit und Sittlichkeit; es gibt also keine Gegensätze im thun der Menschen, sondern nur ein stufenweises über und unter einander; alles Gestaltungen des gleichen Willens und bethätigen des Weltganzen in seinen einzelen abgestuften Bewegungen.

§. 450. Alle Richtungen führen dahin **die Welt in der Menschheit** zu erkennen, in dieser alles wieder zu finden was wir in der Welt und als Weltbewegung auffassen; im Menschenwesen größtentheils zuhöchst entwickelt.

Betrachtet man den Willen der Welt in seiner einfachsten Äußerung als Anziehung, so findet sich diese am weitesten herrschend in den Verhältnissen der einfachen Stoffe zu einander und der Weltkörper in ihrem gegenseitigen verhalten. Alle Sterne ziehen sich gegenseitig an, nicht allein in der Art daß die Sonne ihre Planeten und diese ihre Monde, auch die Sonne ferne Kometen anziehe, sondern die Planeten ziehen sich gegenseitig an und wie auch ihre Monde ziehen sie die Sonne und Kometen an. Ebenso wirken die Kometen und Weltkörperchen anziehend nach allen Seiten; jeder fremde Stern wirkt auf die einzelen Körper unseres Sonnensystemes anziehend, so auch diese zurück auf jene ohne daß eine Grenze anzunehmen wäre. Jeder einzele Bestandtheil der Erde wirkt anziehend auf jeden anderen und nach allen Seiten in das Weltall hinaus; der Einfluß ist in allen Fällen vorhanden wenn auch seine Wirkung für uns unmeßbar bleibt. Die Anziehung läßt sich auch erkennen in allen höheren Gestaltungen: sie ist es welche als Wahlverwandschaft der Stoffe bezeichnet wird, aus deren verschiedenartigem walten die Verbindungen und Umsetzungen entstehen welche das Steinreich gestalten, auch das Leben der Pflanzen Thiere und Menschen. Durch anziehen der Theile ballten sich die Sterne, also auch die Erde; es sammelte sich die Lufthülle und daraus entstanden Wasser u. a.; es wirkten Wärme Licht Magnetismus und Fortbildung des Lebens zu höheren Gestaltungen, bis alle Formen und Äußerungen im Menschenwesen ihre höchste Stufe erreichten. Die Anziehung der Erde fesselt den Menschen an sich und die gegenseitige Anziehung der Bestandtheile, der einfachen Stoffe hält seine Gestalt zusammen, gleich allen anderen Gestaltungen der Erde; ebenso vollzieht sie als Wahlverwandschaft alle Umsetzungen der Gebilde in ihm,

wirkt ein auf die Dauer seines Lebens und dessen Äußerungen jeder Art bis zu den höchsten Schöpfungen seines Verstandes; Magnetismus Elektricität und Galvanismus sind Bewegungen in ihm wie außer ihm; Wärmeentwicklung ist die Bedingung seines Lebens wie alles übrigen; das Licht ist seinem Wesen notwendig wie jedem anderen, ihm aber noch mehr als Quelle seiner Fortbildung; denn nur im Lichte konnten sich seine Augen öffnen, sein Hirn zum denken sich fortbilden, seine Freiheit reifen.

Was wir als Gesetze der Weltbildung bezeichnen findet sich auch im Menschen; so z. B. die Bindverhältnisse der Stoffe. Jeder einfache Stoff, gasig flüssig oder fest, vom leichtesten (Wasserstoff) bis zum schwersten (Platin) verbindet sich mit anderen nach festen Zahlen-Verhältnissen, denen jedesmal ein unwandelbares Bindgewicht (Äquivalent) zum Grunde liegt. Um diese Verhältnisse in Zahlen auszudrücken, wählt man gewöhnlich den leichtesten Stoff als Einheit und so bildet sich unter den meist verbreiteten Stoffen folgende Verhältnißreihe:

| | | |
|---|---|---|
| H | Wasserstoff | $1,_{00}$ |
| C | Kolenstoff | $6,_{00}$ |
| O | Sauerstoff | $8,_{00}$ |
| Al | Thonmetall | $13,_{716}$ |
| N | Stickstoff | $14,_{00}$ |
| Si | Kiesel | $14,_{00}$ |
| S | Schwefel | $16,_{00}$ |
| Ca | Kalkmetall | $20,_{00}$ |
| Na | Natronmetall | $22,_{973}$ |
| Fe | Eisen | $28,_{00}$ |
| P | Fosfor | $31,_{436}$ |
| K | Kalimetall | $39,_{115}$ u. s. w. |

Es verbinden sich also 14 Gewichte Stickstoff mit 8 Gewichten Sauerstoff zu Stickstoff-Oxüdul, was man nach den vorgesetzten Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen bezeichnet mit NO, also beide in einfacher Verhältnißmenge, d. h. 14 und 8. Es verbinden sich aber auch 14 Gewichttheile (1 Äquivalent) Stickstoff mit 16, 24, 32 und 40 Gewichttheilen Sauerstoff, in denen die Grundzahl 8 mehrfach enthalten ist, wonach man diese Verbindungen bezeichnet als ein Äquivalent Stickstoff mit 2, 3, 4, 5 Äquivalenten Sauerstoff. Es sind also:

$NO$ Stickstoffoxüdul
$NO_2$ Stickstoffoxüd
$NO_3$ Salpetrige Säure

$NO_4$ Untersalpetersäure
$NO_5$ Salpetersäure

Die wichtigsten Bindverhältnisse finden sich gleichmäßig waltend in der ganzen Stufenreihe aller Erdgestalten bis zum Menschen hinauf und im Menschenwesen. Das in allen Wesen waltende Wasser ist immer gleich, die Fette sind in stehenden Verhältnissen verbundener Kolen-Wasserstoff, der fosforsaure Kalk in allen gleich u. s. w. nirgends eine Abweichung von den für die ganze Erde festen Bindverhältnissen.

In gleicher oder änlicher Weise lassen sich aber auch die höheren Gestaltungen im Thier- und Menschenleben erläutern, wenn das Verhältniß zwischen dem unbewußt und dem bewußt wirkenden Willen zur Grundlage genommen wird und man zur schärferen Unterscheidung, ersteren als Willen (W) bezeichnet, letzteren als Selbsterkenntniß (S). Es lassen sich die größten Verschiedenheiten erläutern je nachdem man diese beiden Grundwesen in verschiedenen Maßen verbunden denkt; z. B. im Thierreiche von den untersten Stufen an der Wille überwiegend und erst stufenweise die Selbsterkenntniß erwachsend: von W (dem einfachen unbewußten Willen), dann $SW_{100}$ durch das Thierreich allmälig ansteigend auf $SW_{99}$, $SW_{98}$, $SW_{97}$ u. s. w. stufenweise zum rückständigsten Menschen $SW_{10}$; darauf in der Fortbildung der Menschheit zu $SW_9$, $SW_8$ u. s. w. bis zuletzt in der einfachen Form SW, die Selbsterkenntniß (der bewußte Wille) mit dem (unbewußten) Willen gleich. Um diese Mittelform schwanken dann die Zahlenverhältnisse nach beiden Seiten und so entstehen, wenn man dabei den Werth (das Bindgewicht) von $S = 10$ und $W = 1$ setzt, verschiedene Abstufungen des Menschenwesens:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| rückständige Erkenntniß | mit starkem Willen | $(SW_{10})$ | = 20 | als 1. Stufe |
| „ „ | „ schwachem „ | $(SW)$ | = 11 | „ 2. „ |
| vorgeschrittene „ | „ „ „ | $(S_2W_5)$ | = 25 | „ 3. „ |
| „ „ | „ starkem „ | $(S_3W_{10})$ | = 40 | „ 4. „ |

Zur ersten, d. h. vergleichsweise untersten Stufe lassen sich die zahlreichen Eroberer rechnen, welche an der Spitze großer Heere, mit einem eisernen Willen aber geringerer Selbsterkenntniß, die Menschheit verwüstend und theilweise ordnend durchzogen, ohne anderen Zweck als eine wachsende Menschenmenge unter ihre Herrschaft zu bringen. Sie lassen den erhöheten stufenweisen Vergleich zu zwischen Attila oder Tamerlan $(SW_5)$, Dareios u. a. $(SW_4)$, Alexander $(SW_3)$ bis zu Napoleon $(SW_2)$, sofern man den Werth ihrer Erkenntniß nach den Zielen ihrer Anwendung bemißt; worin der einzige Maßstab ihrer Beurtheilung als Mitglieder der Menschheit liegt. Dieser Stufe gehört auch die rückständigste Menge an, der soge-

nannte Pöbel und sehr viele Herrscher der Menschen bei rückständigen und vorgeschrittenen Völkern. Der zweiten Stufe (S W) wäre die Mehrzahl der Menschen zuzurechnen, die große Menge der harmlosen, welche in engen oder weiten Kreisen mit beschränkten Fähigkeiten in hergebrachter Weise walten; durch Schwäche des Willens abgehalten ihre rückständige Erkenntniß zu bethätigen in Schandthaten. Der dritten Stufe ($S_2 W_5$) gehörte der größte Theil der Gelehrten nnd Statsmänner an, auch ein Theil der höher gebildeten in jedem Volke, wie auch die Genies namentlich unter den Künstlern: erleuchtete Männer auf besonderen Gebieten des Wissens oder von umfassendem Gemeinwissen, aber ungeneigt dieses geltend zu machen wenn dazu starker Widerstand überwunden werden soll, theils ungeeignet zur Selbstbeherrschung. Der vierten vergleichsweise höchsten Stufe ($S_3 W_{10}$) gehören alle an welche ihre höhere Erkenntniß wirken lassen, unbekümmert um die Größe des Widerstandes; aber unter sich abgestuft von denen welche dem Widerstande jedenfalls Trotz bieten und als Kämpfer fallen (Jesus Giordano Bruno Huß u. a.) bis zu solchen welche den Widerstand zu beschränken oder zu spalten wissen und ihr Ziel erreichen ohne das Opfer zu werden (Muhamad Luther a. a.).

Jene vier Stufen in ihren Gestaltungen des täglichen Lebens lassen sich auch in anderer Weise bezeichnen als

niedre Erkenntniß und Bosheit,
beschränkte Erkenntniß und Gutmüthigkeit,
höhere Erkenntniß und Wohlwollen,
Weisheit und Festigkeit.

So lassen sich auch die Tugenden als Steigerung der günstigen Bindverhältnisse erläutern, deren ungünstige Verhältnisse die Laster bilden; wie z. B. Mordlust Feigheit Friedfertigkeit Tapferkeit als vier Stufen gedeutet werden könnten der Mischung von Willen (Thatenlust) und Erkenntniß. So ließe sich das Leben der einzelen in der Menschheit für jeden besonders in eine Formel fassen, welche dem waltenden Verhältnisse zwischen den unbewußten und bewußten Äußerungen des Willens in ihm den gebührenden Ausdruck gäbe. Dabei würde allerdings die Menge des Gesammtwirkens nicht unmittelbar in den Zahlen gegeben, sondern nur das Verhältniß der Verbindung in seinen Fähigkeiten; in gleicher Weise wie man auch in den Bindformeln der einfachen Stoffe nicht die Gewichte bezeichnet. Es würde also der Straßenräuber mit dem Eroberer gleiche Bindzahlen erhalten, wiewol jener nur einzele Menschen ausraubt und dieser ganze Völker, jener am Galgen endet wogegen dieser den Beinamen „der Große“ erhält und durch Denkmäler gefeiert wird. Die Menge der Wirkung

liegt nicht im Mischverhältnisse (dem Wesen) des Menschen begründet, sondern in seiner Stellung zur übrigen Welt und dem Weltlaufe; die zufällig einen Menschen in der Mongolei als Räuber wirken und enden lassen, obgleich seine Lebensmischung ihn in den Stand gesetzt hätte, auf einem Throne Europas geboren, zum großen und gefeierten Helden zu werden. Gleiches gilt von den übrigen Stufen, deren Verhältnisse in engen und weiten niedrigen und hohen Lebenskreisen sich offenbaren: es giebt furchtsame und gutmüthige Bettler wie Könige; duldsame und wohlwollende Landpfarrer Mönche Lehrer Minister oder Päpste u. a.; die Weisen lassen sich finden unter Landleuten wie unter Kriegern, in der Werkstatt wie am Pulte: jeder an Menge der Leistungen verschieden nach seiner Lebensstellung, aber in der Gestaltung seines Wesens ein Verhältniß offenbarend, welches ihn mit Männern ganz verschiedener Lebenskreise auf gleiche Stufe stellt.

Die Gestaltung des Willens im Menschen ist aber nicht derart einseitig daß sie für die ganze Lebensdauer sich gleich bliebe. Der wachsende Mensch beginnt an der Grenze des Thierreiches ($S\,W_{10}$); es ist im Beginne der (unbewußte) Wille übermächtig und zeigt sich im aufwachsen des gesunden Kindes als Eigensinn und Störrigkeit; die erst in der Erziehung bei zunehmender Erkenntniß zurück gedrängt werden, aber im Gesammtwesen des erwachsenen je nach der Stufe der erlangten Bildung mehr oder minder sich geltend machen. Im charakterfesten Manne kann der Wille stärker sein als im eigensinnigen; aber seine höhere Bildung beherrscht den Willen mächtiger und er vermag selbst die stärksten Äußerungen des unbewußten Willens zu unterdrücken: z. B. Schmerzenslaute zittern erblassen oder erröthen u. s. w.; wogegen der Eigensinnige, also anscheinend willenskräftigere, jeder solchen Äußerung des unbewußten Willens sich hingibt. Der Grund liegt darin, daß in beiden Fällen nicht der Wille sondern der Entschluß maßgebend ist, d. h. der von der Erkenntniß geleitete selbstbewußte Wille des bezüglichen Menschen: im charakterfesten Manne auf höchster Stufe ist die Erkenntniß groß und deshalb der Entschluß ausreichend um die Äußerungen des unbewußten Willes zu unterdrücken; im Eigensinnigen auf der untersten Stufe ist der im Leben liegende Wille ebenso groß, aber die Erkenntniß gering und deshalb der Entschluß nicht ausreichend zum bezähmen. Die Erkenntniß ist der Wille im Selbstbewußtseine und es ergibt sich als Schlußfolgerung, daß je höher der Wille seine Gestaltungen und Äußerungen fortbildet desto mehr tritt die Geltung des unbewußten Willens zurück. Solches erweist sich in den Thaten der Menschen, von der völligen Hingabe an den unbewußten Willen in der Unzucht der Feigheit und dem Wehklagen, bis hinauf zur völligen Beherrschung in Leiden, zur

Verachtung der Gefahren und gänzlicher Verleugnung des Lebens=triebes durch Hingabe in den Tod.

Das Verhältniß zwischen dem unbewußten und bewußten Willen wird lediglich beherrscht durch die Erkenntniß und daraus erklärt sich, wie schwache Jungfrauen mit Ruhe und Selbstbeherrschung Leiden und Tod überwinden konnten während starke Männer zitterten: die Erkenntniß jener, irrend oder richtig urtheilend, genügte zur Beherr=schung ihres unbewußten Willens, der in Schmerzen und Todesfurcht sich äußern wollte; wogegen die Erkenntniß jener Männer dazu nicht ausreichte. Da aber die Erkenntniß eines Menschen nicht gleichmäßig über alle Bereiche sich erstreckt: so wirkt sie in dieser Beziehung sehr verschieden in den einzelen Fällen. Der selbe Mann welcher trockenen Auges Tausende von Menschen und darunter die eigenen Söhne in der Schlacht fallen sieht, kann zu anderer Zeit am Todbette seines Säuglinges weinen. Ebenso kann eine schwache Jungfrau welche zitterte bei jedem rauhen Worte, bei anderer Gelegenheit zu einer That sich aufraffen in der sie mit Vorbedacht ihr Leben auf das Spiel setzt. Der unbewußt sich äußernde Wille war in allen Fällen gleich, aber im ersten Falle war es die Überzeugung der Kriegspflicht in welcher die Erkenntniß übermächtig sich erwieß; im zweiten Falle die Vorstellung einer Pflicht gegen die eigene Ehre oder das Vaterland, durch welche die Erkenntniß Herr ward des unbewußten Willens, der sich äußerte im streben nach Erhaltung des Daseins.

Das Verhältniß zwischen den bewußten und unbewußten Äußer=ungen des Willens ist außerdem verschieden nach Maßgabe der stufen=weisen Fortbildung und Rückbildung im Menschen: als Kind weint er beim kleinsten Schmerze, als Mann erträgt er weit heftigere Leiden trockenen Auges, als Greis gibt er wiederum seinen Thränen freien Lauf. Die Zunahme oder Abnahme der Erkenntniß bedingt das Ver=hältniß, wenn auch nicht in allen Fällen die Wirkung gesichert ist; da jeder gefaßte Entschluß zu seiner Ausführung der Bewegungnerven bedarf und wirkunglos bleiben würde, wenn dauernd oder zeitwillig durch Krankheit die bezüglichen Nervenstränge gelähmt oder erschlafft wären; das Verhältniß wäre aber vorhanden, jedoch verhindert an der Geltendmachung.

In der Erkenntniß des Menschen offenbart sich also der Wille der Welt selbstbewußt und herrschend geworden, und die Geschichte der Menschheit zeigt wie nur die höhere Erkenntniß dauernd zu herrschen vermöge. Die sogen. Weltreiche der Eroberer sind jedesmal rasch zerfallen, mogten sie gestiftet werden wo und von wem: selbst das römische Reich, an dessen Aufbaue 800 Jahre hindurch die Klugheit vieler sich bethätigte, zerfiel rasch als es den Gipfel erreicht hatte

Dagegen haben die Reiche der Erkenntniß bleibend sich ausgedehnt und behauptet: das Reich des Buddha umfaßt mehr als 2000 Jahre und Geschlechterfolgen von 400 Millionen Menschen; das Reich des Jeschua besteht seit 1800 Jahren und erstreckt sich über 250 Millionen; das Reich des Muhamad ist 1200 Jahre alt und umfaßt 180 Millionen; jedes dieser drei Reiche kann noch Jahrhunderte bestehen. Der selbstbewußte Wille in der Erkenntniß äußert sich um so weiter reichend und anhaltender, je weiter die Erkenntniß fortgebildet ist und in einem gegebenen Falle sich erweist.

Demgemäß hat auch unsere Beurtheilung der Handlungen anderer Menschen sich zu gestalten und ist ihre Verantwortlichkeit für jede einzele abzumessen: es ist der jedesmalige Entschluß in seiner besonderen Geltung welcher die Grundlage des Urtheiles bilden sollte. Das Maß der Erkenntniß ist in jedem Menschen verschieden, also müssen auch seine Entschlüsse ebenso verschieden einwirken auf die Beherrschung des unbewußten Willens. Die Erkenntniß ist nicht in jedem Menschen gleichmäßig erstreckt über alle Gebiete des wissens und je nachdem gestaltet sich in jedem einzelen Falle die Beherrschung; sie schwankt auch mit der Fortbildung und Rückbildung im Menschen und muß demgemäß die Entschlüsse gestalten. Es ist also in jedem gegebenen Falle zu berücksichtigen: die Besonderheit des bezüglichen Menschen zum Unterschiede von anderen; die Besonderheit seiner Erkenntniß in der vorliegenden Richtung; seine Stellung im aufsteigen oder absteigen seines Lebenslaufes. Wenn der rückständige Mensch grob stiehlt wird es milder zu beurtheilen sein als wenn ein hoch gebildeter fein stiehlt; wenn ein großer Künstler, die Verwaltung von Geldern nicht kennend, in Armut und Schulden geräth, ist solches verschieden zu beurtheilen vom gleichen verhalten eines Finanz-Ministers; wenn ein Greis schlechte Streiche begeht, wäre es ungerecht sie nach den Anforderungen zu beurtheilen die an ihn in seinem Mannesalter gestellt werden durften. Es gibt demnach keinen bösen oder guten Willen im Menschen sondern eine rückständige oder vorgeschrittene Erkenntniß; diese lenkt die Entschlüsse und ruft dadurch Handlungen hervor, welche je nach ihrem erkannten verhalten zum Gemeinwohl böse oder gut genannt werden. Wie jede einzele Handlung nach wesentlich verschiedenen Vorbedingungen zu beurtheilen und der bezügliche Mensch verantwortlich zu machen ist, so auch das Gesammtleben eines Menschen: die verschiedenen Beläufe der Einwirkung seiner Erkenntniß auf den in seinem Leben vorwaltenden Gebieten sind gegen einander abzuwägen, um aus dem Uberschusse oder Unterschusse seinen Menschenwert festzustellen. Die Eddalieder sagen richtig:

„Laster und Tugenden liegen den Menschen
In der Brust zusammen.
Kein Mensch ist so gut daß nichts ihm mangle,
Noch so böse daß er nichts nützte."

Es würde demgemäß, wenn das Gesammtleben eines Menschen beurtheilt werden sollte, ihm in kaufmännischer Weise eine zweiseitige Rechnung mit Soll und Haben eröffnet werden müssen, um die Wirkungen seiner Entschlüsse abzuwägen gegen einander; nur aus dem Schlußergebnisse (Saldo) wäre sein Wert festzustellen. Große Männer haben häufig große Fehler, denn wo starkes Licht herrscht finden sich auch die tiefsten Schlagschatten. Dennoch kann das Leben jedes einzelen der selben mehr wert sein als das Leben von zehn anderen Menschen die keinen einzigen auffälligen Fehler zeigen. Andererseits kann das Leben eines hochstehenden bei großen Eigenschaften tiefer stehen in seinem Werte als das eines niedrig stehenden mit unscheinbaren Eigenschaften; wenn nämlich ersterer Fehler besitzt welche seine glänzenden Fähigkeiten aufwiegen, so daß sie Unterschuß lassen, dagegen letzterer in seinem Kreise Tugenden äußerte die seine Mängel weitaus überwiegen. Es gelten in dieser Beziehung die selben Regeln wie im abschätzen des Reichthumes eines Menschen: jemand kann bei zwei Millionen Schulden ein reicher Mann sein, wenn er nämlich dagegen drei Millionen an Gütern besitzt; wird aber ein armer Mann sein wenn diese nur zwei Millionen werth sind; ein anderer Mann kann ohne Schulden arm sein, wenn er nämlich auch auf der anderen Seite seiner Rechnung (im Haben) nichts besitzt; ein dritter kann in seinem Kreise ein reicher Mann sein bei einem an sich mäßigen Überschusse, den sein Haben über sein Soll ergiebt. Wer über seine Mitmenschen urtheilen will, muß die Abschätzung der gegenüber stehenden Eigenschaften und die Rechnungführung verstehen; sonst wird er einen irrigen und ungerechten Rechnungabschluß machen.

Gleiches wiederholt sich im beurtheilen der einzelen Völker oder der unterscheidbaren Stufen der Bildung in ganzen Völkern wie in den einzelen Genossen eines Volkes. Es würde z. B. höchst ungerecht sein die Russen in ihren Fähigkeiten niedriger zu schätzen an Menschenwert als die Nord-Amerikaner, weil jene sich so viel langsamer fortbilden im harten, kalten Lande; wogegen diese einen reichen Boden unbeschränkt ausbeuten können und die höhere Bildung der Europäer kostenfrei durch Einwanderer geliefert empfingen. Ebenso ungerecht würde es sein, die Völker des heißen Erdgürtels nach denen des gemäßigten abschätzen und wie es geschieht verächtlich beurtheilen zu wollen; denn die schroffen Verhältnisse ihrer Heimat mußten in verschiedener Weise die Menschen fortbilden. Für die rückständigen in

unserer Mitte gilt gleiches; denn wie dort die Verschiedenheit des Erdgürtels, war es hier die Verschiedenheit der Erziehung, welche die Fortbildung verzögerte, dadurch die Erkenntniß und Entschlüsse also auch das thun des Menschen auf rückständigen Stufen hielt. Betrachtet man als die gemeinschaftliche Grundlage aller menschlichen Verschiedenheiten die örtlichen Einflüsse in ihrer stufenweisen Steigerung durch Vererbung, so schwindet auch die Eintheilung der Menschen in geschiedene Racen und ihre Herleitung von verschiedenen Stammeltern: es bedarf ihrer nicht weder zur Erklärung der Verschiedenheiten in der Menschheit noch zur Rechtfertigung einer verschiedenen Behandlung der Völker und Menschen je nach ihrer Bildungstufe. Wir sind nicht allein berechtigt sondern auch verpflichtet alles rückständige der Erde, also auch in der Menschheit, nach den Regeln der Klugheit zu behandeln; aber in ihrer höchsten auf die Fortbildung der Menschheit gerichteten Gestaltung (§. 447) und bedürfen alsdann keiner besonderen Rechtfertigung durch Racenunterschiede um die rückständigen anders zu behandeln als die vorgeschrittenen; denn die Berechtigung ergibt sich aus der Klugheit, welche gebietet jenes hohe Ziel mit zweckmäßigen Mitteln zu erreichen. Die Zweckmäßigkeit richtet sich aber nach der Verschiedenheit der Bildungstufe und je nachdem ist das verfahren einzurichten; jedoch unter allen Umständen mit Gerechtigkeit, denn wenn auch die Fähigkeiten und Bildungstufen verschieden so sind doch die Anrechte aller Menschen gleich.

Die Verschiedenheiten der Völker zeigen am augenscheinlichsten wie die Welt in der Menschheit gipfelt, wie aus ihrem Einflusse alles menschliche hervorging und in deren Verschiedenheiten sich ausprägt. Ursachen, die zur Zeit unbekannt sind aber jedenfalls der ganzen Welt angehören, bedingten es daß die Erdachse schief liege zur Erdbahn und daß der größte Theil der Landoberfläche nördlich vom Gleicher liege. Daraus entstand die große Verschiedenheit der Wärme-Verhältnisse auf der Erde (§. 41), aus dieser die großen Unterschiede in der Fortbildung der Völker, je nachdem sie im heißen oder gemäßigten Erdgürtel sich entwickelten. Die Vertheilung des Landes bewirkte wiederum, daß den Völkern des gemäßigten Gürtels das Übergewicht in der Menschheit zufiel, in ihrem Kreise die menschliche Erkenntniß am höchsten sich entwickelte. Die Eigenthümlichkeiten der Fortbildung im gemäßigten oder heißen Erdgürtel, die für unsere Bezeichnung in Ariern und Semiten gipfelt, waren also die Ergebnisse des waltens der Anziehung in der Urzeit, wahrscheinlich schon im Urbeginne der Erde. Denn wenn wir uns z. B. denken, der größte Theil der Erdoberfläche läge zwischen den beiden Wendekreisen und der übrige rund um beide Pole, so wäre die Fortbildung der Menschheit eine wesent-

lich verschiedene gewesen und die jetzigen abgestuften Völkerunterschiede hätten nicht entstehen können, sondern es hätte nur weit abständige Gleichervölker und Polarvölker gegeben.

Änlich zeigt sich der Zusammenhang in örtlichen Fortbildungen der Menschheit. Die höchsten Stufen im Leben einzeler Völker wurden am frühesten erreicht in den Flachthälern großer Flüsse, namentlich des Nils Eufrat-Tigris Ganges und Hoangho. Der fruchtbare Boden, von den Flüssen feucht erhalten und durch Sonnenschein getrieben, entwickelte eine üppige Fülle von Narung bei geringen Bedürfnissen, steigerte dadurch rasch die Zahl der Menschen, ihre Dichtigkeit und die Fähigkeiten der begabteren. Die Ägüpter waren zu hohen Stufen der Bildung vorgedrungen als die übrigen Völker der Erde noch weit rückständig waren; die Babeloner folgten, dann die Inder und darauf die Sinesen. Die menschliche Erkenntniß nahete sich in jenen Völkern den höchsten Zielen während auf allen Seiten noch das Elend in dünnen Bevölkerungen herrschte. Die Quelle jenes Vorzuges lag lediglich in der Fruchtbarkeit des Bodens und diese war die Folge des geringen Gefälles jener unteren Flußthäler so wie ihrer Lage am nördlichen Wendekreise. Hätten die Thäler ein starkes Gefälle gehabt, so wären die leichten Sinkstoffe aus denen solche Flußmarschen sich bilden hinaus geschwemmt worden in das Meer, wie es an anderen Stellen bei steilen Flüssen der Fall ist; wären die Thäler weit näher den Polen gelegen gewesen, wie z. B. die des Ob Jenisei oder Lena in Sibirien, so würde der selbe fruchtbare Boden nicht die Pflanzen und Menschen erzeugt haben, in denen die Bildung so hoch sich steigern konnte.

Der Wille der Welt, unbewußt und auch mit Selbstbewußtsein wirkend, zeigt sich im Menschenwesen wie auch in seinen Beziehungen zur übrigen Welt auf allen Stufen der Entwicklung; sämmtliche Gestaltungen der unteren Bildungen theils andeutend theils wiederholend im Menschen, auch die Einflüsse aller vorher gegangenen Zeiten im Menschenwesen offenbarend. Die fernste Vergangenheit wirkt in der Gegenwart, auch die größten räumlichen Entfernungen können nicht die Einflüsse aufheben. Der Mensch lebt als Erzeugniß aller Zeiten und Räume, in ihm hat die Erde sich fortgebildet zur höchsten Form, zur mächtigsten Selbsterkenntniß und zur sittlichen Freiheit. So erkennen wir, nach Ablegung jeder vorgefaßten Meinung, daß der Mensch höher dastehe als er dachte, besser sei als er glaubte und glücklicher als er meinte (§. 28).

---

# Glück und Unglück.

§. 451. Die Wahrnehmung, daß in der Heranbildung der Menschheit die Fortbildung der Zahl die untergeordnete Strömung bildete und rücksichtlos geopfert ward, hat frühzeitig die Frage angeregt, ob **das Dasein ein Glück oder Unglück** sei, ob es wertvoll oder unwert und sein Verlust gleichgiltig oder gar wünschenswert sei. Die Verschiedenheit in Entscheidung der Frage ist um so einflußreicher gewesen, als die Menschen nicht allein demgemäß über ihr eigenes Leben entschieden, sondern auch über das Leben anderer und diese unbedenklich zu tausenden zerstörten in der Voraussetzung, daß das Leben gleichgiltig sei oder gar die ungehinderte Mehrung der Zahl als Übervölkerung (§. 306) gefährlich werden könnte und es deshalb Pflicht sei das Leben zu beschränken.

Betrachtet man die unbewußte Äußerung des Weltwillens im Leben der Wesen, so zeigt sich unzweifelhaft daß das Dasein nächstes Ziel dieses Willens sei, daß er im Dasein der einzelen Wesen seinen Ausdruck finde, im streben nach Fortbildung seine höhere Bethätigung darlege und im selbst bewußt sein der höheren Thiere, der Menschheit zumeist sich am höchsten offenbare. Die Zähigkeit mit welcher dieser Wille zum Leben sich äußert sobald das Dasein gefährdet wird, das anklammern am Leben und anstrengen in der Vertheidigung lassen darüber keinen Zweifel, daß jedes Wesen sein Dasein als ein wertvolles betrachte dessen Besitz es sich erhalten müsse. Erst auf den höheren Stufen der Bildung, wo der Wille zum selbst bewußt sein sich erhebt, wird jene Äußerung geschwächt durch Betrachtungen und das Einzelwesen setzt sein Dasein augenscheinlichen Lebensgefahren aus um seinen höheren Zielen zu genügen. So findet sich unter den Thieren die Liebe zu den Nachkommen als überwiegende Gestaltung des Willens, indem die Eltern und besonders die Mutter ihr Leben preisgibt um ihre Jungen zu retten: die Walrosse werfen sich den Jägern entgegen um ihre Jungen zu decken; Vögel vertheidigen ihre Brut und sterben im Kampfe statt durch die Flucht sich zu retten,

Störche die ihre Jungen aus dem Neste auf einem brennenden Hause nicht retten konnten, verbrannten mit ihnen statt zu fliehen. Im Menschen bei höherer Fortbildung macht sich die Herrschaft über den unbewußten Willen zum Leben um so stärker geltend und die Hingabe des Lebens gehörte schon frühzeitig zu den höchsten Äußerungen des Willens im Menschen. Er bleibt aber nicht dabei das eigene Leben hin zu geben, wenn anschauliche Ziele wie die Vertheidigung der Kinder erreicht werden sollen, sondern er steigert sich auch zur allgemeinen Geringschätzung des eigenen Daseins oder des Lebens anderer, selbst zum Hasse des Lebens, der sich bethätigt im Selbstmorde oder der frevlen Vergeudung des Menschenlebens überhaupt. Der Grund dieser Steigerung liegt in der höheren Bildung, in dem größeren Übergewichte welches der selbstbewußte Wille (der Verstand) über den unbewußten Willen zum Dasein äußert; so daß die manchfachen Vorstellungen um so öfterer Gelegenheit haben jenes Übergewicht zum Nachtheile des Daseins wirken zu lassen. Der Verstand verfügt entweder zu Gunsten des Daseins und wendet alle Mittel an dasselbe zu erhalten, oder setzt zum Nachtheile desselben die Geltung des Lebens so weit zurück daß es der Rückbildung verfällt, oder gibt es auch freiwillig dahin.

Die Geringschätzung des Daseins im allgemeinen steht in Beziehung zum Zwecke, den der Verstand des Menschen seinem Daseine unterlegt: sie ist lediglich der Ausdruck des Mißvergnügens, welches er beim vergleichen der Ergebnisse seines Lebens mit dem gedachten und erstrebten Zwecke desselben empfindet. Das vorhanden sein dieses Mißverhältnisses ist keinem Zweifel zu unterziehen, denn jeder Mensch empfindet es mehr oder weniger mit Schmerzen, und überaus viele können nur betrachtet werden als Menschen, die mit ihrem ganzen Leben Schiffbruch gelitten haben, also gerechtfertigt scheinen wenn sie vom Mißvergnügen überwältigt werden. Es würde demnach zunächst zu untersuchen sein ob in dem vorgesetzten Zwecke ein Irrthum liege; denn nur wenn der Zweck richtig gewählt wäre und die zweckmäßigen Mittel angewendet worden seien, würde das Mißvergnügen gerechtfertigt erscheinen. Dabei stellt sich schon im Vorwege das Verhältniß der Wahrscheinlichkeit zu Ungunsten der Berechtigung des Mißvergnügens; denn es ergibt sich, daß zum gelingen das zusammen treffen von Zweierlei nöthig sei, nämlich richtige Wahl des Zweckes und Anwendung der zweckmäßigen Mittel; daß also dem einmaligen gelingen durch zusammen treffen beider, die doppelte Möglichkeit des mißlingens gegen über stehe, zu der sowol die unrichtige Wahl des Zweckes für sich ausreiche wie auch die Anwendung unzweckmäßiger Mittel.

Eine Prüfung der Zwecke, welche die mißvergnügten Menschen

verfolgen, ergibt daß sie fast sämmtlich im Wunsche nach Glück ihren Ausdruck finden und daß dabei jeder einzele sein Glück sucht im erreichen der besonderen Ziele seines strebens. Diese Ziele sind in jedem Menschen eigenthümlich gestaltet, jedoch in ihren Grundzügen gleichartig auf die Fortbildung der Menschheit gerichtet, sei es der Zahl oder des Menschenwesens (§. 363) und die Erstrebung der Ziele gestaltet sich demgemäß als kämpfen um das Dasein, streben nach Steigerung des Genusses oder streben nach höherer Bildung (§. 370). Die Ziele werden aber um so richtiger gewählt, je mehr sie der höchsten Anwendung der Klugheit sich nähern; so daß schon auf diesem Wege zahllose Mißgriffe möglich sind, sei es daß der Mensch Ziele setzt, die er nur auf Unkosten also zum Nachtheile anderer Menschen erreichen kann, oder auch sie verfolgt zum eigenen Nachtheile, so daß er in beiden Fällen die Rückbildung dient statt der Fortbildung. Das gelingen ist aber, selbst bei der höchsten Anwendung der Klugheit zur richtigen Wahl des Zweckes, ebenso sehr abhängig von der Anwendung zweckmäßiger Mittel, und hierin ist der Mensch wiederum doppelter Gefahr ausgesetzt, indem er entweder das zur Zeit waltende Ursachverhältniß verkennt, also ein unzweckmäßiges Mittel wählt oder der während der Ausführung wechselnde Weltlauf die Anwendung des zweckmäßig gewählten Mittels vereitelt. Der Mensch ist also in den Äußerungen seines Lebens, bei Erstrebung seiner Lebensziele, so zahlreichen Mißgriffen und hinderlichen Einflüssen ausgesetzt, daß mißlingen öfterer eintreten muß als gelingen, und wenn er demnach sein Glück im gelingen sucht, so ist erklärlich daß er öfterer sein Glück verfehlt als erreicht; so daß er beim Überblicke der Ergebnisse seines Lebens, von Mißvergnügen erfüllt, um so öfterer geneigt wird sein Dasein als ein unglückliches aufzufassen.

Diese Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Dasein hat von jeher nach Erklärungen gesucht, um irgendwo nur nicht in sich selbst die Ursache zu entdecken. Der Mensch verkörperte in seinen Gedanken die Zustände wie er sie als Inbegriff seines Glückes dachte, gestaltete daraus seine Vorstellungen vom Paradiese oder goldenen Zeitalter, welches in der Urzeit geherrscht habe oder in der Zukunft eintreten solle. Diese Zukunft dachte er sich entweder als Welterneuerung mit schönster Fortsetzung des Erdenlebens der Menschheit oder als höheres leben jedes Einzelen nach seinem Tode (§. 90). Die Vorstellungen von einer neuen Welt oder von der himmlischen Seligkeit (Elüsium, Walhalla u. s. w.) gaben jedesmal ein getreues Abbild von dem Glücke, welches die Dichter oder Profeten als Ziel des Erdenlebens betrachteten und dessen Erreichung der Ferne überwiesen weil die Gegenwart sie nicht bot. Die Vorstellungen von einem Paradiese der

Urzeit führten zum erforschen der vermeintlichen Ursache des Verlustes und es enstanden die Vorstellungen vom Sündenfalle und der Erbsünde, wie sie schon unter den Hellenen geglaubt wurden; wobei der Gedanke an künftiges eintreffen der Welt des Glückes auf Erden, zur Erlöserhoffnung führte (§. 173). In anderer Richtung suchte der Mensch nicht den Grund im verschulden des eigenen Geschlechtes, sondern in der Welterschaffung und es entstand die Vorstellung vom Demiurg (§. 415), in dessen Unvollkommenheit die Ursache der Verfehlung des Glückes liegen solle.

So zeigt sich der Mensch beflissen, seine Unzufriedenheit mit der Welt zu gestalten und zu erklären, auf jedem Wege neuen Anlaß zum Mißvergnügen mit der Gegenwart gewinnend. Das entflohene Paradies vergällte ihm den Genuß der Gegenwart und das dereinstige am Weltende machte ihm die nahen Übel um so herber; die Erbsünde ward ihm nicht tröstlich im Hinblicke darauf, daß das erste Menschenpar sie verschuldet habe, und die Hoffnung auf den Erlöser ließ ihn das Dasein im eigenen Unvermögen nur noch niederdrückender erkennen; die Erwartung künftiger Seligkeit war vollends geeignet, um deren Erlangung herbei zu wünschen, sich fort zu sehnen aus diesem irdischen Jammerthale. Zu den verschiedensten Zeiten und bei Völkern auf niedrigen wie hohen Bildungstufen, in Glaubenslehren und Dichterwerken, in schwankenden Sagen wie in festen Beweisführungen der Denker, bricht diese Unzufriedenheit hervor, und die Aussprüche geben ein endloses trübes Gemälde von dem Mißbehagen des Lebens welches millionen erfüllte.

So sagt der Koheleth (Pred. Salomonis):

„Denn was kriegt der Mensch von aller Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle Tage Schmerzen mit Grämen und Leid? daß auch sein Herz in der Nacht nicht ruhet, das ist auch eitel.“ (2. 22).

„Da lobte ich die toden, die schon gestorben waren, mehr denn die lebendigen, die noch das Leben hatten. Und der noch nicht ist, ist besser daran denn alle Beide, der des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht.“ (4. 2).

Der hellenische Dichter Äschülos sagt:

„Nie geboren zu sein ist der
Wünsche größter und wenn du lebst
Ist der andere, schnell dahin
Wieder zu gehen, woher du kamest.“

Von den Thrakern berichtet Herodot, daß sie jeden neu geborenen mit Wehklagen empfingen und alle ihn erwartenden Übel aufzählten; dagegen die toden mit Jubel bestatteten, weil sie nunmehr den Leiden

entrückt seien. Im gleichen Sinne empfingen die Alt=Mexikaner den neu geborenen mit den Worten: „Mein Kind, du bist zum dulden geboren: also dulde leide und schweig.“ Treffend spricht es sich aus im Hiob 3. 20: „Warum ist das Licht gegeben dem mühseligen und das Leben den betrübten Herzen? Die des Todes warten und er kommt nicht; sie holten ihn gern aus dem verborgenen hervor; die sich fast freuen und fröhlich sind, daß sie das Grab bekommen.“ So berichtet Plato vom Sokrates die Äußerung: der Tod, selbst wenn er uns auf immer das Bewußtsein raubte, würde ein wundervoller Gewinn sein, da ein tiefer traumloser Schlaf jedem Tage, auch des beglücktesten Lebens, vorzuziehen sei. Die indische „Wehklage des Brahmanen“ lehrte:

„Schmach dem Leben, dem wehvollen, bestandlosen in dieser Welt!
Wurzel des Leid's ist's, abhängig, mit Drangsalen erfüllt ganz,
Ein gewaltiger Schmerz haftet am Leben, Leben ist nur Leid;
Wer da lebet, der muß dulden die Schmerzen, die ihm nahen gewiß.“

Die selbe Stimmung fand in der Neuzeit ihren Ausdruck. Voltaire sagte: „Das Glück ist nur ein Traum, aber die Leiden sind Wirklichkeit; das habe ich 80 Jahre lang erprobt. Ich habe mich darin ergeben, indem ich mir sagte, daß die Fliegen da seien um den Spinnen als Speise zu dienen, und die Menschen um von Sorgen verzehrt zu werden.“ So sagt auch Byron:

„Zähl' auf die Freuden, die dein Leben barg;
Zähl' auf die Tage frei von Ungemach;
Und wisse, was du auch gewesen sei'st,
Noch besser ist es, nicht zu sein.“

Auch Schopenhauer sagte: „Das Leben ist eine unnützer Weise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts; wie selbst dem deutlich wird, dem es erträglich darin erging. Je länger er darin lebt desto mehr wird er inne, daß es im ganzen eine große Täuschung, wenn nicht gar eine Prellerei sei.“ Es muß etwas allgemein Menschliches zum Grunde liegen um diese und zahllos andere nicht minder herbe Aussprüche, in vorgeschrittenen wie rückständigen Menschen aller Zeiten hervor zu rufen. Als solchen allgemeinen Grund läßt sich der Irrthum erkennen, daß der Mensch als Ziel seines Lebens das Glück betrachtet und dessen erreichen als die Bedingung seiner Zufriedenheit geltend macht. Frühere Betrachtungen haben aber gelehrt, daß nicht das Glück das Ziel des Einzellebens sei, sondern die Fortbildung der Welt, zunächst in der Menschheit (§. 450); daß diesem Zwecke das Einzelleben sich unterordnen müsse, sei es zum Glücke oder Unglücke.

Es liegt also der Grund der Unzufriedenheit im Menschen selbst, welcher seine Bestimmung verkennend sie zum eigenen Unglücke verfehlt und niemals zum rechten Wege gelangen würde, wenn nicht das Unglück ihn belehrte.

§. 452. Unter den Beziehungen des Einzelen zur übrigen Menschheit ist das Eheleben die ursprünglichste, und das **Glück der Ehe** das Ziel dem die meisten Menschen nachstreben.

Dennoch finden wenige in der Ehe ihr Glück, ihr behagen in solchem Maße daß sie zufrieden gestellt werden. Die Mehrzahl klagt oder leidet stumm und wenn die Frauen so offen reden wollten wie die Männer würde des Jammers kein Ende sein. Untersucht man den Grund, so läßt er sich fast in allen Fällen erkennen in ungebürlicher Geltendmachung des Einzelwesens (§. 404), also in einer der stärksten Hemmungen der Fortbildung der Menschheit. Da aber in der Menschheit die Bestimmung jedes Menschen ruht: so liegt es nahe, daß jene Hemmung Unglück bringe. Die Fortbildung der Menschheit verlangt zur Ehe ungehindertes walten der Liebeswahl (§. 282), denn der Ehebund hat den doppelten Zweck:

die beiden Ehegenossen fortzubilden in ihrem Menschenwerte und den geeignetsten Nachwuchs zu ergeben zur Verjüngung der Menschheit.

Diesem kann aber nur entsprochen werden durch freie Liebeswahl in der Schließung und dem Fortbestande der Ehe. In wie seltenen Fällen waltet aber diese Vorbedingung und wie geringe wird dadurch die Wahrscheinlichkeit daß das Glück der Ehe erreicht werde? Zunächst ist die Wahl bei der Schließung beschränkt durch die Enge des Lebenskreises in welchem jeder sich bewegt, namentlich die Jungfrau; über den Bereich der eigenen engen Bekanntschaft hinaus kann kein Mensch wählen, die weibliche Hälfte wegen des engeren Lebenskreises um so weniger. Demnächst wird die bei der Liebeswahl am stärksten betheiligte Jungfrau durch die Sitte noch mehr daran gehindert als der Mann: sie hat nur selten zu wählen, dagegen gewöhnlich sich wählen zu lassen und die heißesten Wünsche zu unterdrücken, um nicht die Bestimmung ihres Lebens gänzlich zu verfehlen. In den Fällen wo die äußeren Hindernisse thunlichst gemindert sind und die Liebeswahl walten kann, verbieten Sitten und Gesetze das zusammenleben vor der Eheschließung: die Wahl muß also mehr oder weniger blind walten. Die durchgehends auf Täuschung berechnete weibliche Erziehung leistet den Irrthümern Vorschub, welche in der späteren Ehe, nachdem die Zurückhaltung geschwunden, in der Enttäuschung ihre Auflösung finden, alsdann zur Klage führen über die Blindheit der

Liebe und über das entschwundene Glück. Bleibt auch die Wahl von absichtlicher Täuschung frei, so wirkt um so öfterer die unabsichtliche, von rückständiger Erkenntniß geleitet: beiderseits oder wenn auch nur einerseits vorwaltend auf körperliche Schönheit gerichtet, dauert das Glück der Ehe nur so lange wie diese Schönheit anhält oder deren Wertschätzung und das Unglück beherrscht die folgenden Jahre der Ehe. Es läßt sich nicht verkennen daß solche Zuchtwahl der Fortbildung der Menschheit günstig sei; denn sie wirkt fördernd ein auf die Verjüngung der Menschheit. Allein sie gehört den unteren Stufen an und genügt nicht zum anderen Zwecke der Fortbildung beider Ehegenossen, die durch gegenseitige Ergänzung zum vollen Menschen erreicht werden soll. In änlicher Weise wird die Wahl irre geleitet durch streben nach Sicherung des Daseins und nach Steigerung des Genusses. Die unrichtige Erziehung und Verwendung der weiblichen Menschenhälfte macht ihr Leben zu einer Last, zu einem wirken welches nicht die Kosten deckt und dessen Unterschuß durch den Lebensüberschuß eines Mannes bezahlt werden muß. In der Jugend bestreitet der Vater diese Last, späterhin soll es der Ehemann; die Jungfrau muß einen Mann wählen der ihren Mangel ausgleichen kann. Ihre Liebeswahl wird also ungebürlich beeinflußt durch Rücksichten, die mit den Hauptzwecken der Ehe nur in entfernter Verbindung stehen. Noch mißlicher ist der Einfluß, den streben nach Steigerung des Genusses ausübt; denn der Wunsch die gewohnten Lebensverhältnisse zu erhöhen, treibt dazu nach Reichthum und äußerem Glanze zu streben, sowohl in der Liebeswahl wie auch im nachherigen Ehestande. Die Wahl wird irre geleitet und das etwa vorhandene Glück getrübt durch haschen nach Ansehen, welches die Mittel des Genusses raubt ohne befriedigt zu werden und den eintretenden Genuß durch Neid verbittert.

Zu den zahlreichen Hinderungen und Fehlgriffen in der Liebeswahl fügen sich noch Ursachen welche in der Ehe das Glück gefährten. Die weibliche Hälfte im kleinen Kreise aufgewachsen und nach wie vor ihren Umgang mit weiblichen Bekannten pflegend, wird einseitig und beschränkt, von kleinen Rücksichten und Neigungen beherrscht, stets voll von Wünschen, über deren Ausführbarkeit sie nicht zu urtheilen vermag und bereit sich unglücklich zu fühlen, wenn nicht alles und jedes in Erfüllung geht, was ihre der Zügelung ungewohnte Einbildung ihr vorgespiegelt hat. Der beschränkte Lebenskreis des Hauses genügt nicht ihrer Beweglichkeit, die mehr noch als der Sinn des Mannes nach Abwechslung und Manchfachheit des Lebens strebt; sie wird von der Langenweile und Unzufriedenheit beschlichen, erschlafft und trägt ihr eigenes Unglück in die Ehe hinein. Der Mann welcher nach be=

endeter Tagesarbeit die zur Erholung nöthige Erheiterung nicht im Hause findet, begibt sich nach Vergnügungorten: allerwärts vom entlegensten Dorfe bis zur Weltstadt bilden die Wirthshäuser niedrigster und höchster Art, die Bier= Wein= Kaffee= Club= und Spielhäuser den Ersatz für die Männer, wogegen die Frauen in Kaffee=Gesellschaften mit ihres gleichen eine Abwechslung suchen; beide wirksam zur gegenseitigen Entfremdung. Auch im glücklichen Falle treten Mißverhältnisse ein in Folge der verschiedenen Fortbildung beider Ehehälften, durch welche der anfängliche Einklang gestört wird. Der Mann wird im wechselvollen Leben rascher und vielseitiger fortgebildet als die im engen Kreise lebende Frau: er vermag nicht länger seine Ergänzung in der rückständigen Frau zu finden oder sich auf die tiefere Stufe zu begeben um den Einklang möglich zu machen. In anderen Fällen wird der Mann in einem beschränkten Lebenskreise zur Rückbildung geführt, wird einseitig verknöchert und gedrückt, wogegen seine minder davon betroffene Frau sich beweglich erhält, so daß sie ihren Mann überschaut und übertrifft. So vermögen auf zweien Wegen die anwachsenden Ungleichheiten den Einklang zu zerstören, das Unglück in eine glückliche Ehe einzuführen und dieses zu steigern bis zur Unerträglichkeit.

Unabhängig von dem Unglücke im verfehlen der beiderseitigen Fortbildung, finden sich andere Ursachen in der Erzielung des Nachwuchses. Viele Ehen bleiben kinderlos und schleppen sich öde dahin; selten daß kinderlose Ehe sich ungetrübt erhalten. Andere Ehen werden reichlich mit Kindern begabt, aber zahlreiche Krankheiten oder vorzeitiger Tod geben eine ununterbrochene Reihe von Sorgen und Trauer statt des erhofften Glückes. In anderen Fällen macht die Ernärung der gesunden Kinder unabläßig Sorge, um so mehr wenn die Mittel fehlen das gewünschte und gebürende daran zu wenden. Wenn es durch zusammentreffen günstiger Verhältnisse gelingt, die Kinder über das hilflose Alter zu bringen, so beginnt die Sorge um deren künftige Lebensstellung. Wie wenige erfüllten im weiteren Verlaufe die Hoffnungen ihrer Eltern? Jede vereitelte Hoffnung, möge sie bescheiden oder thöricht gewesen sein, trübt das Gefühl des Glücks und wird zum Stachel des Leidens. Die Eltern steckten sich Ziele welche erreichbar schienen, wendeten alle Mittel dazu an, legten sich selbst Entbehrungen auf um den Kindern die Erreichung möglich zu machen. Alles vergebens, denn die mangelnde Fähigkeit der Kinder oder die Einwirkungen der Außenwelt zerstörten das mühsam erstrebte und die Eltern stehen mit ihren verfehlten Kindern am Abgrunde der ihre Hoffnungen verschlang. Die Eltern waren von dem notwendigen und berechtigten streben beseelt, die Menschheit fortzu=

bilden indem sie ihre Kinder zu einer höheren Stufe führten; sie scheiterten, weil der Fortschritt der Menschheit nicht so rasch ist um jedes Kind höher zu stellen als seine Eltern. Da aber den Eltern nicht der kleine Gewinn genügt den das Leben aller Kinder ergibt, wenn man die Überschüsse der einen gegen die Unterschüsse der anderen rechnet, so fühlen sie sich unglücklich; sie wollten jedes Kind höher gestellt sehen als sich selbst und weil dieses nicht eintrifft glauben sie ihr Ziel verfehlt zu haben. Ihr streben nach Fortbildung aller Kinder war richtig, denn nur auf diesem Wege war es möglich den dazu geeigneten Theil höher zu führen; aber damit war nicht die Forderung berechtigt, daß das Ziel in jedem Kinde erreicht werden solle. Diese Täuschung, die zur Unzufriedenheit führt, wirkt um so öfterer je größer die Zahl der Kinder und je höher die Eltern ihre Ziele gesteckt hatten. Gewöhnlich stellen aber die Eltern nicht die Überschüsse und Unterschüsse in den Kindern gegen einander, um aus dem übrig bleibenden ihren Schluß zu ziehen und froh zu sein, wenn die Gegenrechnung etwas Überschuß ergibt, sondern sie lassen sich von den heftigeren Eindrücken, welche die mißlungenen Kinder erregen, so übermäßig beherrschen, daß sie die gelungenen nicht angemessen dagegen in Anrechnung bringen und dadurch ihr Leben unglücklich gestalten.

Es ergibt sich wie zahlreich die Verhältnisse sind aus denen Unglück in der Ehe entstehen könne, sei es durch die Störungen der Liebeswahl, durch die Verhältnisse der Ehe und der eigenen Fortbildung oder in dem Leben der Kinder. Die Wahrscheinlichkeit ist also gegen die Erfüllung aller Hoffnungen, welche der Mensch auf die Erreichung des Glückes der Ehe setzt. Die Wirklichkeit lehrt, daß auch weitaus die Mehrzahl sich getäuscht fühlt und das Leben als unglücklich beklagt, meistens weil in einer oder anderen Beziehung nicht die hochgesteckten Wünsche in Erfüllung gingen.

§. 453. Nächst der Ehe, suchen die Meisten eine Quelle ihres Glückes in der **Lebensstellung** und dem **Berufe**, um im verwerten der eigenen Kräfte und im gelingen der Bemühungen das gewünschte Genügen zu finden.

Auf diesem Wege ist unstreitig Glück zu finden, im Bewußtseine eines erfolgreichen wirkens, in der Befriedigung beim Anblicke des selbstgeschaffenen und im berechtigten Genusse der Früchte des eigenen Fleißes. Dazu ist aber erforderlich, daß der Mensch die richtige Wahl treffe, um nicht in ungeeignete Bahnen zu gelangen und daß er vom Weltlaufe begünstigt werde, denselben erkenne und ihm sich an-

passe. Das gelingen ist also auch auf diesem Gebiete vom zusammen treffen zwiefacher Umstände abhängig, wogegen das mißlingen durch jeden der beiden Umstände herbei geführt werden kann, so daß die Wahrscheinlichkeit des Glückes zum Unglücke wie 1 zu 2 sich verhält.

Um die richtige Wahl treffen zu können, ist es erforderlich die eigenen Fähigkeiten zutreffend abzuschätzen und die zu wählende Lebensstellung zu überschauen, um daraus das ausreichen der ersteren und das genügen der letzteren zu erkennen: beides erforderlich, um das gewünschte Glück zu finden. Wie unwahrscheinlich ist es, daß jemand im jugendlichen Alter seine eigenen Fähigkeiten unbefangen abschätzen könne oder daß die ihm helfenden solches vermögen? Er selbst ist noch zu wenig entwickelt um entschieden seine besondere Begabung zu zeigen, wenn er solche besitzt; die Eltern sind entweder unfähig mit ihrer Erkenntniß jenen Mangel zu ersetzen oder, wenn sie die Begabung entdecken, oft durch Verhältnisse verhindert den Sohn in die zugehörige Lebensstellung zu fördern; meistens sind die Verhältnisse der Eltern und Kinder derartig, daß nach irgend einem zufälligen Umstande der Beruf gewählt wird. Zudem sehen Eltern, welche eine höhere Stellung einnehmen, schon dadurch sich beengt in der Wahl des Berufes für ihre Kinder. Der Adel hält nur wenige Kreise des Lebens geeignet für seine Söhne, selbst dann wenn die Mittel vorhanden sind um frei wählen und wirken zu können: von Handwerken und Künsten, Handel und Wissenschaften als Lebensberuf hält er meistens seine Söhne fern und gestattet ihnen höchstens solche nebenher zu pflegen, wenn sie darüber die standesgemäßen Zeitvertreibe nicht versäumen, wie Jagd Pferdezucht Kriegsheldenthum im Frieden u. s. w.; nur der arme Adel gibt darin nach, daß er seinen Söhnen erlaubt in so weit der Rechtswissenschaft sich zu widmen, wie es erfordert wird um aus der Statscasse ernärt zu werden. Solche Beschränkungen der Wahl finden aber mehr oder weniger in allen höheren Lebenskreisen statt: der Wohlhabende, sei er Kaufmann oder Beamter u. s. w., wird es unpassend finden seine Söhne den Gewerken zu überlassen, wenn sie auch besondere Befähigung dazu und zu keinem anderen Berufe besitzen; sie sollen Kaufmann Beamter Arzt oder Advokat werden, auch wenn sie zu tüchtigen Tischlern oder Schmieden befähigt sind. Ebenso würden jene Eltern es ganz ungehörig finden, ihre Töchter zu Lehrerinnen heraus bilden zu lassen, wenn sie auch entschiedene Befähigung dazu äußern; es erscheint nicht so standesgemäß sie dem Erwerbe zu bestimmen und ihre Fähigkeiten weiter zu bilden, als sie nutzlos im Hause zu behalten der Trägheit und Verbildung zur Beute.

Es ist demnach leicht erklärlich, daß die meisten Menschen nicht in Bahnen gelangen zu denen sie befähigt sind, daß also der Menschheit die Früchte zahlloser besonderer Fähigkeiten verloren gehen und die verirrten dem Unbehagen, dem Gefühle des Unglückes verfallen. Der französische König Louis 16. war ein tüchtiger Schlosser, aber die beschränkte Wahl seines Berufes führte ihn auf den Thron zum eigenen Verderben; der östreichische Kaiser Franz war ein befähigter Siegellack-Verfertiger, mußte aber Kaiser werden zum eigenen Unglücke und dem der Menschen; der preußische König Friedrich Wilhelm 4. war ein talentvoller Architekt und wäre als solcher glücklich geworden, aber als König führte er ein trauriges Leben. Aus gleichem Grunde finden sich allenthalben die Stellungen selten mit den dafür befähigten Männern besetzt: trefflicher Stallmeister sitzen im Ministersessel, fromme Prediger stecken im Soldatenrocke, wogegen taugliche Obersten auf der Kanzel stehen und Reden donnern; Lakaien oder Betbrüder sollen Feldherren sein, wogegen der zum Feldherrn befähigte in der Küche herrscht; auf dem Throne sitzt ein tüchtiger Feldwebel, während mancher Fürst bester Art im engen Kreise des täglichen Lebens wirken muß; an der Werkbank steht ein befähigter Rechtskundiger, wogegen auf der Richterbank ein geeigneter Schuhflicker sitzt; als Ärzte wirken Männer, deren Fähigkeiten sie zum Todengräber oder Schlachter bestimmen u. s. w. In allen Fällen findet sich die Quelle des Übels in der verfehlten Wahl des Berufes und während jeder an richtiger Stelle sein Glück gefunden hätte, muß er jetzt durch ungenügen in seinem Berufe Leiden und Unzufriedenheit sich zuziehen. Wie zahlreich die Mißgriffe der Wahl sind zeigt sich am deutlichsten in Nord-Amerika, wo der Übergang aus einem Berufe zum anderen am wenigsten durch Gesetze und Sitten beschränkt ist: es findet ein unausgesetztes wechseln der Lebensstellungen statt und wer als Landmann begann, wird häufig späterhin Kaufmann oder Seefahrer, Gewerker Künstler Arzt Advokat oder gar Präsident; das Lebensende liegt gewöhnlich in aufsteigender oder absteigender Folge weit entfernt vom Anfange oder der höchsten Zwischenstufe.

Wie groß die Verlüste an Kraft sind welche die Menschheit erleitet, zeigt sich am auffälligsten zu Zeiten großer Umwälzungen: es tauchen plötzlich eine Menge befähigter aus engen Kreisen empor, verrichten gewaltiges und erheben sich zu Stellungen, die ihnen und ihres gleichen unter anderen Verhältnissen fern geblieben wären. Die englische Umwälznng 1649 drängte den großen Cromwell empor, der unter anderen Verhältnissen wahrscheinlich Brauer geblieben wäre; mit ihm entstand auch eine Anzahl tüchtiger Männer, die ihrem

Vaterlande wichtige Dienste leisteten. Die französischen Umwälzung von 1792 hob eine Anzahl einsichtvoller Männer empor, die, kämpfend mit großen Mängeln ihres Eigenwesens und des zerrütteten States, doch das bewundrungwürdige Werk verrichteten ihr Vaterland zu schützen wider dreifach überlegene Feinde der Fremde, den Verrat im Innern nieder zu schlagen und den verbündeten Unterdrückern den Frieden vorzuschreiben. Änliches wiederholte sich auf anderen Stellen, sobald die Not alle Schranken niederriß welche der Wahl der Lebensstellung entgegen gestanden und die Männer in falsche Bahnen getrieben hatten: plötzlich schwangen sich unbekannte empor und erwiesen sich Stellungen gewachsen, die Fähigkeiten von solcher Größe erforderten, daß sie selbst solcher nicht bewußt waren bevor sie in diese Bahn gelangten. Jedes Volk zeigt solche auffällige Beispiele, noch öfterer an minder auffälligen im täglichen Leben, wie durch richtiges wechseln des Berufes wirkliches Glück geschaffen wird. Dieses sind aber nur vereinzelte Ausnahmen, wogegen der Regel nach die ursprünglich irrige Wahl unverbessert bleibt und das ganze Leben hindurch ihren unglücklichen Einfluß geltend macht.

Auch die Minderfälle, in denen die Wahl des Berufes die richtige war für das ganze Leben, sichern keineswegs das Glück und die Zufriedenheit, denn diese sind mehr oder weniger abhängig von der Anerkennung anderer Menschen. Wer in engen Lebenskreisen sich bewegt, hat mit der Bewerbung gleich stehender zu kämpfen, ihren Neid und ihre Anfeindung zu ertragen und wird von den höher stehenden übersehen die ihn fördern könnten und sollten; er verkümmert im engen Leben obgleich er befähigt ist zu weiterem. In höheren Berufsstellungen walten andere Hindernisse, seien es festgestellte Ordnungen nach denen Beförderungen geschehen oder Launen und Vorurtheile der verfügenden, rückständige Kenntniß oben oder unten, also Abhängigkeit von niederen Gestaltungen. Der Arzt soll es verstehen sich geltend zu machen, sonst verschaffen Kenntnisse und Eifer ihm nur geringe Ergebnisse bei endloser Mühe. Der Advokat soll Aufsehen erregen, verzweifelte Fälle retten und sieht häufig sein mühen durch kurzsichtige Richter vereitelt, muß vom Streite der Menschen leben und hat auch nur zu oft das drückende Bewußtsein dem Unrechte zu helfen, nicht dem Rechte und der Sittlichkeit zu dienen. Der Richter muß oft schuldige durchschlüpfen lassen, denen die Mängel der Gesetze durchhelfen, geräth oft in Gefahr unschuldige zu strafen und wenn er schuldige straft hat er selten die Hoffnung ihn zu bessern, um so mehr aber die Furcht daß die Gefängnißstrafe den schuldigen entweder verhärten oder auf Lebenszeit niederbeugen werde. Den Priester verfolgt auf manchen Wegen die Überzeugung, daß er nicht lehren dürfe was

er wolle und daß er die Erkenntniß der Menschheit hindere, indem er lehre was er selbst nicht begreifen oder glauben könne. Der Beamte soll blind gehorsam walten nach vorgeschriebenen Ordnungen, oft wider die eigene Ueberzeugung. Dem Kaufmanne läßt meist die Gier nach größerem Erwerbe uud die Furcht vor Verlüsten keine Ruhe, er will immer mehr besitzen und über die Begierde gelangt er nie zum Genusse und zum erstrebten Glücke. So geht es durch die ganze Reihe des Berufes und der Lebensstellungen. Der Kriegsstand genießt große äußere Achtung im Leben, aber nicht im eigenen Kreise; er vermag nur den eitlen einigermaßen zufrieden zu stellen, nicht aber den von höhrem streben und starker Selbstachtung erfüllten Mann. Ein drückendes wirken auf dem Drillplatze, in der Wache oder Caserne, nebst nutzlosen Paraden soll das Leben im Frieden ausfüllen; dabei rücksichtlose Unterdrückung jeder Eigenthümlichkeit von oben, rohes festschnüren in steife Formen; dabei das Bewußtsein, vorkommenden Falles gedankenlos sein Leben preisgeben zu müssen im blinden Gehorsame, sei es auch wider die eigene Überzeugung. Die gegenseitige Achtung ist gering und die gegenüber stehende Rohheit so groß, daß man durch Übereinkunft den Zweikampf für nöthig erachtet um die Rücksichten zu erzwingen, welche unter gebildeten Männern ohnedies herrschen sollen. Dazu kömmt die unzureichende Besoldung, welche zwingt Schulden zu machen und in der Brust des stolz einher schreitenden Herrn jedesmal eine peinigende Beschämung wachruft, wenn er dem schmutzigen Wucherer begegnet dem er seine Ehre und sein Glück verpfändet hat. Seine eigentliche Bestimmung soll er im Kriege suchen, also im Menschenmorde für Zwecke denen er blindlings als Knecht dienen muß und deren Erreichung selten der Opfer wert ist. Die Aussicht getödet oder verstümmelt zu werden ist hundertfach größer als die auf Auszeichnung und Beförderung, und unter 100000 Soldaten, die nach Napoleons Ausspruch den Marschallstab in den Taschen tragen sollten, ist selten einer dem er zufällt; für die tieferen Stufen der Beförderung mindert sich jene Zahl, aber die Wahrscheinlichkeit bleibt auch dann gering genug.

Auch wer sein streben dem Gemeinwohle widmet und glücklicher Weise in die rechte Bahn gelangt, wird fernab bleiben von seinen Zielen. Beim wirken in der Gemeinde- oder Statsverwaltung ist er abhängig von anderen, die entweder höherstehend ihn bekämpfen müssen und besiegen in seinen Vorschlägen, oder rückständig an Erkenntniß ihn anfeinden und besiegen durch ihre Mehrzahl. Je mehr er an Fähigkeiten überlegen ist, desto wirksamer ist der Neid und größer das bemühen ihn zu hemmen oder zu stürzen; je stärker er der Habsucht oder Verblendung entgegen wirkt, desto größer ist die Feindschaft

welche ihm das Leben verleidet; gewöhnlich muß er erleben daß am ehesten die Maßnahmen Genehmigung finden, welche den Sondervortheil habgieriger Leiter fördern, dagegen andere zurückstehen müssen welche Opfer zum Gemeinbesten heischen. Bei allen Völkern und unter den verschiedensten Statsverfassungen wiederholt sich die Erfahrung, daß wirken zum Statswohle gewöhnlich die hochgebildeten Leute mit Ekel erfüllt und sie dazu führt, entweder diesen Beruf zu meiden oder demselben vor der Zeit sich zu entziehen.

Zu vorgenannten stätigen Hindernissen und Störungen kommen noch die vorübergehenden, nicht minder das Glück beeinträchtigend. Zunächst die Übel der unorganischen Welt: Erdbeben Feuer Sturm Überschwemmung Hagelschlag Seuchen Krieg u. a., die tausende aus dem Zustande der Behaglichkeit in Unglück stürzen, ihnen das ganze Leben vergällen. Andere Übel entspringen den Mängeln der Menschheit: sie irrt sich in ihren Berechnungen über Angebot und Begehr, so daß Handelskrisen entstehen, welche den Wohlstand zerrütten und hunderttausende dem Hungertode aussetzen; oder sie schreitet fort in der Erkenntniß und läßt solche verkümmern welche dadurch rückständig werden. Neue Heilweisen beeinträchtigen die Ärzte und Apotheker der alten Schule; Verbesserung der Gesetze und Einsetzung von Friedensgerichten schmälern das Glück der Advokaten; neue Lehren und steigendes nachdenken der Menschen erniedrigen die Geltung der Priester; Erfindungen machen ganze Geschäftzweige brodlos; wandelbare Laune am Hofe wirft verdienstvolle Beamte aus ihrem Berufe in die Vergessenheit; notwendige Verbesserungen des States beseitigen Wirkungkreise deren Verwalter ihr Glück darin fanden. Die Bewegungen der Welt im ganzen wie die der Menschheit im besonderen bringen unausgesetzt Änderungen mit sich, die gleich einer Mauserung eine Menge des vorhandenen ausstoßen und darunter auch viele Menschen mit ihrem wirken und ihrem Glücke.

Im streben nach Glück durch Lebensstellung und Beruf sind die Störungen so zahlreich, daß die Mehrzahl jenes Ziel verfehlen muß und also die Unzufriedenheit der einzelen stätig rege gehalten wird.

§. 454. Zu den Bestrebungen, welche am ehesten Glück verheißen, gehören vorzugsweise die auf **Erfindungen** gerichteten; denn der Erfinder scheint so hoch und unabhängig zu stehen daß die meisten Sorgen ihn nicht erreichen.

Der Erfinder hat das Bewußtsein für die Menschheit zu arbeiten und auf dem Wege zum eigenen Glücke sich zu befinden; sein Leben müßte ein glückliches sein, wenn jede erstrebte Erfindung gelänge und

alsdann zur Anerkennung gelangte wie zum Ertrage. Die Wahrscheinlichkeit daß diese Umstände zusammen treffen ist sehr gering und deshalb ist die Geschichte der Erfinder noch mehr als die der Erfindungen ein Leidensgemälde traurigster Art. Zahllose Menschen mühen sich ab Erfindungen zu machen, aber selten wird das Ziel erreicht; in jeder Stadt und in allen Lebenskreisen gibt es strebende dieser Art, welche sich irgend ein Ziel stellen möglich oder unmöglich und lange Jahre hindurch nach der Lösung suchen. Selten einer unter hundert erlangt was er wollte; denn entweder fehlen ihm die Vorkenntnisse um das Ziel und die Möglichkeit der Erreichung beurtheilen zu können, oder er kennt nicht die richtigen Mittel und geht gewöhnlich zu Grunde bevor er so weit gelangt. Wenn es gelingt eine Erfindung zn machen, zeigt sich meistens daß sie keinen Wert habe für die Menschheit, indem sie entweder von anderen Erfindungen übertroffen wird oder den vorhabenden Zweck nicht vortheilhafter erreicht als die bisherigen Weisen, oft auch der Zweck mittlerweile aufgehört hat der Menschheit zu dienen. Man rechnet z. B. in England, daß unter 20 Patenten höchstens eines sich befindet, welches der Mühe lohnt indem es eine nützliche und durchführbare Erfindung zur Geltung bringt; unter diesen sind wiederum die wenigsten nutzenbringend für ihre Erfinder, denen es der Regel nach an Geschäftskunde fehlt um sich den Nutzen zu sichern. Es ist wiederholt von fremden Erfindern geklagt worden, daß sie in England um ihre Erfindungen geprellt worden seien, dort wo sie goldene Früchte zu ernten suchten. Der Grund lag aber in der Unkunde des geschäftlichen Lebens, dem Fremdsein der Welt, welches den meisten Erfindern anhaftet, die zumal in England dem Deutschen Franzosen u. a. doppelt gefährlich, ihn auf unrechte Bahnen leiten und seinen Gewinn verlieren lassen. Den englischen Erfinder trifft meistens das gleiche Unglück aus der selben Ursache: sie ernten selten die Früchte ihrer Erfindung, welche anderen zufallen, die Geschäftskenntniß genug besitzen um der Erfindung Geltung zu verschaffen. So kam noch in neuerer Zeit an den Tag, daß der Erfinder einer wichtigen Verbesserung an den Mähmaschinen nur 50 Pfd. St. daraus gelöst hatte, wogegen sein Käufer 3000 Pfd. St. dafür empfing und ihr Wert späterhin auf 22000 Pfd. St. geschätzt ward. Der Erfinder der Nähmaschine verarmte, obgleich die Erfindung sich späterhin glänzend bewährte.

In der Gegenwart muß die Zahl der Erfinder verhältnißmäßig viel größer sein als zu irgend einer frühern Zeit; denn die Thätigkeiten und Berufswege sind zahlreicher geworden und mit der bereicherten Erkenntniß hat das streben zugenommen. Dagegen war es

in früheren Zeiten schwieriger zu suchen, denn bei mangelnder Kenntniß haschten sie im Dunkel, setzten sich unerreichbare Ziele, wie Gold machen, herstellen der unaufhörlichen Bewegung (des perpetuum mobile), des Unsterblichkeittrankes u. dergl. oder verfolgten die Ziele durch Versuche, die von keinerlei Vorkenntnissen geleitet wurden. Andere welche nützliche Erfindungen machten, wie z. B. Guttenberg, ernteten nicht die Früchte, weil es an gesetzlichen Einrichtungen mangelte und die Erfinder selten Geschäftsleute sind. Man darf rechnen, daß gegenwärtig die Erfinder unter den Europäern nach hundert tausenden zählen und daß der größte Theil der selben seinen Erwerb vernachlässigt, um unter Sorgen und Entbehrungen nach dem vorschwebenden Ziele zu streben, seine Zeit und Kräfte anzuwenden um für die Menschheit eine Verbesserung zu ersinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr bemühen ein edles sei und daß die bisherigen erfolgreichen Erfindungen nur erlangt werden konnten dadurch, daß tausende sich abmüheten, also zahlloses Unlück die Quelle gemeinnütziger Entdeckungen sein mußte. Allein das Unglück wird durch solche Betrachtungen nicht beseitigt, es herrscht in voller Macht und neben jedem glücklichen Erfinder fallen hundert ebenso strebsame und ehrenhafte Männer dem Elende zur Beute.

Jeder welcher Erfindungen zu machen sucht, lebt im Vorgefühle des künftigen Reichthumes und wird weniger betroffen als seine hungernde Familie. Aber auch ihn ereilt das Unglück, sobald er sein streben als hoffnunglos erkennen muß und das Elend übersieht, in welches er sich und seine Familie gebracht hat. Zu hunderten sterben sie stumm und kummervoll dahin als Opfer eines edlen strebens; um so zahlreicher je gewerbreicher das Volk ist in welchem sie leben.

§. 455. In änlicher Weise haben die Bestrebungen der **Entdecker und Forscher** mit Hindernissen zu kämpfen, welche das im erreichen der Ziele gesuchte Glück trüben oder verfehlen lassen. Beide sind gleich den Erfindern darauf angewiesen nach Vermuthungen oder Wahrscheinlichkeitgründen in unerforschte Gebiete sich zu begeben, um neues zu erkennen und den Bildungschatz der Menschheit zu bereichern. Sie ernten die gleichen Leiden wie die Erfinder.

Die Entdecker und Forscher suchen vorhandenes zur Erkenntniß zu bringen, wogegen die Erfinder sich bemühen noch nicht vorhandenes zu schaffen; allein jene wie diese sind darauf angewiesen nach Muthmaßungen zu verfahren und dabei den selben Gründen des Mißlingens ausgesetzt. Um das vorgesetzte Ziel zu erreichen ist erforderlich daß es ein mögliches sei, daß ferner zweckmäßige Mittel ausreichend angewendet werden und daß der forschende lange genug lebe. Mangelt

es in einer dieser drei Beziehungen so wird der Zweck verfehlt; denn nur zusammen wirken aller kann den Erfolg sichern: die Wahrscheinlichkeit des gelingens zu der des mißlingens verhält sich also mindestens wie 1 zu 3. Es kann nicht fehlen, daß auch auf diesem Gebiete überwiegend Unglück gefunden wird von denen, welche die Erreichung ihrer Ziele als die Vorbedingung des Glückes betrachten. Unter den Entdeckern ist keiner stärker vom Unglücke heimgesucht worden als Columbus, der erleben mußte wie gefährlich es sei Fürsten zum Danke zu verpflichten. Er eröffnete der Herrschaft des spanischen Königs Ferdinand einen reichen Erdtheil, brachte ihm Gold und Erzeugnisse des entdeckten Amerikas; stellte sich zum Ziele, das gesammte Land zu erforschen und in Besitz zu nehmen für den König. Mitten in seinen Entdeckungen ward er (1500) abgesetzt, in Ketten nach Spanien geführt und gedemütigt in Unthätigkeit gehalten. Aus Neid wider die Portugiesen ward ihm 1502 eine neue Fahrt bewilligt, aber so kläglich ausgerüstet daß sie erfolglos ausfiel. Krank und zerrüttet kehrte er 1504 nach Spanien zurück, wo er treulos verlassen 1506 starb. Von den Entdeckern neuer Länder oder des Innern derselben haben zu allen Zeiten die meisten den Tod gefunden vor erreichen ihres Zieles. Die neuere Zeit erweist solches am überzeugendsten, wiewol zu keiner Zeit die Entdecker besser ausgerüstet sein konnten zu diesem Zwecke. Die Entdeckungreisen zum erforschen des nördlichen Amerika haben unausgesetzt große Opfer an Menschenleben gekostet, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu geben. Auf den Reisen zum erforschen des Inneren Afrikas haben meistens die Entdecker das Leben verloren und die Züge in das Innere Neu-Hollands sind zum großen Theile erfolglos gewesen. Das daraus erwachsene Unglück hat nicht allein die ausgezogenen Entdecker betroffen, sondern auch ihre Angehörigen. Das Leid welches an die Öffentlichkeit gelangte bildet in allen solchen Fällen nur einen Theil des vorhandenen.

Den Entdeckern auf anderen Gebieten drohete nicht minderes mißlingen, sei es in der Vergeblichkeit der Bemühungen oder im irrthümlichen Erfolge. Das bemühen die Grundstoffe und ihre Verbindungen so wie ihr verhalten zu erkennen, hat vielen Forschern das Leben gekostet, sei es durch verunglücken der Versuche oder untergraben ihrer Gesundheit. Der Irrthum war vielfach das Ergebniß und oftmals haben sie noch erleben müssen, wie die mühsam errungenen Erfolge wertlos gemacht wurden durch neuere Entdeckungen, welche das Übergewicht erlangten. Die Forscher am Sternenhimmel sind vielfach irre geleitet worden, vor allen die welche auf dem Monde neue Entdeckungen machen wollten. Auch das Leben der Sonne hat den unzähligen Forschungen bisher kein befriedigendes Ergebniß geliefert, also

nicht das daraus erhoffte Glück geschaffen; dagegen aber auch kein nennenswertes Unglück gebracht.

Den Forschern lohnt meistens nur dann die bleibende Erreichung eines Zieles, wenn sie auf kleine Schritte sich beschränken, vorsichtig von einer festen Thatsache zu einer anderen vorzudringen suchen. Sie heben die Bausteine hervor, aus denen andere Männer Bauten aufführen und die größeren Gefahren des mißlingens übernehmen. Diese Gefahren sind um so einflußreicher, je weiter der Forscher dahin strebt erkanntes zu verbinden, allgemeine Gesetze zu erforschen, Begriffe zu schaffen und Übersichten zu gewinnen; denn es wirken hiebei zusammen: die Irrungen, welche in den von anderen gemachten Beobachtungen liegen, die Mängel des eigenen Wesens und die Unmöglichkeit die gesammte Welt zu überschauen, so daß Mißgriffe aus vielfachen Gründen um so wahrscheinlicher eintreten. Fast jeder Forscher dieser Art hat erleben müssen, daß mühsame Schöpfungen des eigenen Verstandes abgesetzt wurden, daß er lange Jahre hindurch Begriffe aufbauete und als Überzeugung heftig vertheidigte, die er späterhin aufgeben mußte um höherer Erkenntniß Raum zu geben. Auf den Wegen der Wissenschaft liegen unübersehbare Reihen ausgestoßener Gebilde, die von ihren Schöpfern unter mühen und sorgen gepflegt wurden: die ganze Begriff-Reihe der Atome Monaden Moleküle, der unwägbaren Stoffe der Wärme des Lichtes u. a., der Lebenskraft, auch die zahllosen Einbildungen der Heilkunde; jede zu ihrer Zeit ein mühsamer Erwerb der Forscher, aber hingeworfen von den Nachkommen wie abgenutzte Kleider.

Das im regen bemühen edler Männer bethätigte streben nach Entdeckungen wird der Mehrzahl nicht durch erreichen der Ziele gelohnt und also das im gelingen ersehnte Glück nur ausnahmweise erreicht.

§. 456. Auch die anderen Bahnen des **strebens für Menschenwohl** unterstehen der selben Überzahl der Fälle des mißlingens; denn sie sind ebenso der Klugheit und deren Irrungen, sowie den übermächtigen Einflüssen des Weltlaufes ausgesetzt.

Das abmühen im Unterrichte der rückständigen führt selten zum gewünschten Ziele: Eltern und Lehrer erlangen nur ausnahmweise den vorgesetzten Erfolg. Gewöhnlich wird der Unterricht nicht abgemessen nach den besonderen Fähigkeiten des Kindes, sondern nach einer allgemeinen Anordnung, die in alter Gewohnheit blindlings aber unerschütterlich fest gehalten und durchgeführt wird. Dabei wird bei fast allen Völkern ein unverhältnißmäßiger Theil des Unterrichtes der außersinnlichen Welt gewidmet, von welcher der Lehrer kein Verständ=

niß gewonnen hat, also auch den Schülern nicht einprägen konnte, aber dennoch dem vergeblichen bemühen sich widmen muß, sei es aus Gewohnheit oder Zwang. Das Ziel auf diesem ganzen Gebiete der Religion muß verfehlt werden und der Lehrer oder Priester kann nicht das Glück genießen, welches er im erreichen des Zieles zu finden hoffte. In anderen Zweigen des Unterrichtes sieht der Lehrer selten Männer aus seiner Schule hervorgehen an denen seine Mühe sich lohnte. Nach einem langen Leben voller Sorgen und Entbehrungen drängen sich seiner Erinnerung übermächtig die Fälle des mißlingens auf. Der Unterricht der Eltern verfehlt ebenfalls in den meisten Fällen das Ziel: zunächst darauf gerichtet die Kinder zu befähigen für die künftige Selbständigkeit, machen sich die Mängel der Eltern geltend in der Wahl des Zieles wie der Mittel. Das Ziel wird unrichtig erkannt, weil die Eltern dasselbe nicht wählen nach den besonderen Fähigkeiten der Kinder, sondern nach Vorurtheilen und Herkommen; oft auch mangeln Gelegenheit und Mittel um die Besonderheit auszubilden. In anderen Fällen werden richtige Ziele gewählt, aber unzweckmäßige Mittel angewendet. Aus beiden Fällen erwächst die große Zahl der Unglücklichen, deren Lebenslauf zu einem mißlungenen sich gestaltet, den wohlmeinenden Eltern zum Kummer, sich selbst und anderen zur Last. Viele Eltern suchen das Ziel ihres Unterrichtes darin, den Kindern das streben nach äußerem Ansehen einzupflanzen und machen deren Leben zu einem verfehlten, dem das erstrebte ansehen ausbleibt, oder wenn erlangt kein Glück bereitet. Andere wollen ihren Kindern den Lebensunterhalt sichern, sei es durch Stammgüter, verschaffen fester Einnahmen Ämter u. dgl. zum Verderbe des Lebensglückes.

Überaus arm am gelungenen sind auch die Bemühungen um Belehrung rückständiger Völker: das gelungene beruht selten auf Wirklichkeit, viel öfterer auf Selbsttäuschung der Lehrer; das mißlungene dagegen ist tausendfältig größer in der Aufopferung vieler Menschenleben und der Vergeudung mühsam erworbener Schätze. Das gesammte Missionwesen, von katholischer wie evangelischer Seite betrieben, ist eine endlose Kette von irrig gewählten Zielen und Anwendung unzweckmäßiger Mittel, von Unglück auf allen Wegen begleitet. Die Missionäre sind zu hunderten den Seuchen und Entbehrungen unterlegen, tausende mühen sich erfolglos ab in Unkenntniß der Völker und ihres Glaubens, den selben verhaßt und verderblich: die rückständigen Völker von Missionären geleitet, sterben dahin als ob das Christenthum ihren Untergang verschulde; wo die Christen Seelen retten wollen, sterben die Leiber allmälig aus an der Art der Gesittung, welche die Missionäre ihnen einpflanzen. Bei anderen Völkern mühen sich wohlmeinende Glaubensboten ihr Lebelang ab ohne irgend Hoff=

nung auf Erfolg: bei den Hindu stehen ihnen die einheimischen Glaubenslehren gegenüber, aus welchen jedem Glaubensgeheimnisse der Christen, in deren Verbreitung die Missionäre den Kern ihrer Bemühungen äußern, ein änliches Geheimniß gegenüber gestellt werden kann und da die Sittenlehren nahezu übereinstimmen kein Anlaß zum Übertritte sich bietet. Sie haben ihre Dreieinigkeit wie die Christen, auch ihren Heiland Wischnu, der wiederholt unter Qualen die Menschheit erlöste, ebenso ihr Abendmahl in der Spendung des Somaopfers, ferner die Taufe, Priesterweihe und wirken des heiligen Geistes durch Priestermund und Orakel. Ihre Gesetzbücher enthalten die Vorschrift der Menschenliebe Milde Versöhnlichkeit des Wohlthuns und anderer Tugenden in größerer Ausführlichkeit und einfacher geordnet als die Bibel; auch darin vermögen ihre Priester den Missionären ebenbürtiges und den Sitten besser angepaßtes entgegen zu stellen. In Afrika dagegen wird das Christenthum abgewiesen durch die Sitten der Vielweiberehen, die dem Volke dienlichen Thieropfer und die Abneigung vor dem Zwange europäischer Gewohnheiten; der Glaube Muhammad's hat dort den Vorrang, weil er dem vorhandenen sich anpaßt. An anderen Stellen weist der Verstand solcher Völker den christlichen Glauben ab, dessen Erzählungen so manches wunderbare bieten, an dessen Aufnahme der Mensch frühzeitig gewöhnt werden muß bevor er einen anderen Wunderglauben aufnimmt. Die rückständigen Völker sind aber zumeist mit eigenen Wunder-Vorstellungen versehen, und wie es auch auf Seiten der Christen geschieht, fühlen sie sich bei den heimischen Wundern jedes Zweifels überhoben, wollen aber die fremden mit dem Verstande beurtheilen, was die Wunder der Bibel ebenso wenig ertragen können wie die jener Völker. Der Fremdling müht sich vergebens ab, denn niemand will die dem Christen theuren Lehren des Glaubens alter Völker aufnehmen, behandelt sie mit Zweifeln und Spott, denen der Missionär schwach gegenüber steht. Die Jesuiten waren die einzigen welche Erfolge erzielten in Amerika; an anderen Stellen blieben sie wirkunglos oder führten großes Unheil herbei, wie z. B. in Japan. Die anderen Missionäre des Christenthums dagegen verfehlen durchgehends den Zweck, schaffen sich und anderen Menschen Unglück. In der Fremde bereiten sie Krieg und Tod und in der Heimat die Armut, indem sie in der Fremde reiche Mittel vergeuden, welche im Vaterlande hunderttausende glücklich machen könnten. Das englische Volk verwendet jährlich nahezu eine Million Pfund Sterling in Bibel- und Mission-Gesellschaften für fremde rückständige Völker; während daheim Armut Rohheit und Verbrechen in Blüte verbleiben, weil die Verbreiter der Erkenntniß in fernen Wüsten umher irren. Bei den fremden Völkern sind die christlichen Missionäre Boten des

Zwistes und Anlässe zum aussterben der Bevölkerung, und in der Heimat gehen mittlerweile hunderttausende zu Grunde, weil man ihnen entzieht was in der Fremde vergeudet wird.

Im bemühen für das Menschenwohl gingen Scharen edler Menschen zu Grunde, welche Unglück fanden anstatt des erhofften Glückes, Unheil säeten wo Segen erblühen sollte. Der edle Las Casas (1474—1556) als spanischer Missionär unter den Indianern auf St. Domingo, ward durch den Anblick der Gräuel welche habgierige Statthalter sich erlaubten bewogen, dem Könige vorzuschlagen zu den schweren Arbeiten, bei denen die Indianer zu tausenden erlagen, statt ihrer die stärkeren Neger zu verwenden, deren Ausfuhr von West-Afrika unlängst begonnen hatte. Der König folgte seiner Ansicht und die Gräuel des Sklavenhandels begannen, die vielen Millionen der Schwarzen ein vorzeitiges Ende bereiteten, ohne die Indianer zu retten, welche in 60 Jahren um 12 Millionen an Zahl abnahmen. Jedes Gebiet des wirkens für Menschenwohl weist Fälle dieser Art auf, noch mehr aber solche, in denen der Zweck verfehlt ward oder erst lange nach dem Tode des strebenden eintrat, so daß dieser seine Augen trostlos schloß ohne sichtbaren Erfolg errungen zu haben. Wie viele werden auf ihrem Todbette, in Unmuth über das Mißverhältniß zwischen dem was sie erstrebten und erreichten, gleich Herder ausgerufen haben: „O, mein verfehltes Leben!“ Jesus, gleich den anderen Maschiach des jüdischen Volkes, starb dahin bevor er die Früchte seines strebens überschauen konnte, und sein Schmerzensruf am Kreuze: „Mein EL, mein EL, warum hast du mich verlassen?“ erweist genugsam, wie er verzagte beim Anblicke des Endes seiner Mühen, indem er sein Volk nicht erlöst sondern in größerer Knechtschaft zurückgelassen hatte. Die großen Lehrer aller Zeiten haben über anscheinende Erfolglosigkeit geklagt und schauten deshalb profetisch in die Zukunft (§. 172), welche den Erlöser bringen sollte zur Vollendung dessen, was ihnen nicht gelungen war. Ihr erstrebtes Glück war dahin, und ihr Leben hauchten sie aus in Klagen über die Vergangenheit; nur noch in die Zukunft setzten sie das Vertrauen und sandten ihre Liebe zur Menschheit hinaus über das Grab, welches sie mit ihrem Unglücke versöhnen mußte.

§. 457. Die Erkenntniß der Mißstände bei jedem streben, selbst dem edelsten, ist Jahrtausende alt und hat frühzeitig zu der Vorstellung geführt, daß das Glück nur in der **Entsagung** zu finden sei, daß die Abscheidung aus dem zusammen leben mit anderen oder Verzicht leisten auf Genüsse und thätig sein, am sichersten schütze gegen Leiden und Unglück.

Zu allen Zeiten zogen sich erleuchtete Männer in die Einsamkeit zurück, um sich frei zu halten von den übrigen Menschen und deren Einflüssen, oder sie wandelten unter Menschen und hielten sich geschieden als ob sie einer andern Welt angehörten. So Kong-fu-dsü der Sinese, Buddha der indische Prinz und seine Nachfolger, Johannes der Täufer, Jesus, die Einsiedler der Ägüpter, die Stoiker der Hellenen und Römer, die Büßer und Eremiten des entstandenen Christenthumes: alle geschieden sich haltend von den Menschen, sei es räumlich oder umgänglich, um ungestört das Glück zu finden. Es muß ein gemein menschlicher Zug sein, der diese Absonderung bewirkte, und dieser läßt sich erkennen in dem weiten Abstande der Bildungstufen, welcher die vorgeschrittensten von der rückständigen Menge trennte zu allen Zeiten. Das gebaren der Menge in Worten und thun erblickt der vorgeschrittene mit Widerwillen; denn es stört den Einklang seines Wesens und bietet ihm wenig Aussicht auf eine rasch erreichbare nachhaltige Verbesserung; er ist in seinen Gedanken so viel weiter vorgeschritten, daß er seinen Zeitgenossen fremd wird, ihre Sprache redet, aber ihre rückständigen Meinungen nicht versteht, daß ihm jegliches im anderen Lichte erscheint als ihnen und seine Rede entweder nicht verstanden oder irrig und gehässig aufgefaßt mit den niedrigen Beweggründen verbunden wird, welche bei der rückständigen Menge gangbar sind. Aus Unmut verläßt er die Menschen die er nicht versteht und die ihn nicht verstehen, oder er wandelt zwischen ihnen auf eigenen Wegen, fremd geworden im eigenen Volke, ruhig im denken fühlen und genießen. So erschien Sokrates seinen Zeitgenossen, sich gleich bleibend unter allen Wechselfällen des Lebens, in alles sich schickend, stets heiteren Sinnes, erhaben über jede Trauer und Furcht, mit wenigem zufrieden, dem Leben geneigt, aber den Tod nicht fürchtend.

Noch weiter gingen die Buddhajünger und die Küniker unter den Hellenen, indem sie die Einschränkung des Lebens auf das mindeste der Bedürfnisse als die Quelle des Glücks betrachteten; weil es sie unabhängig mache von den Leiden der schwankenden Genüsse, von den Mühen und Sorgen des Erwerbes und der unfreiwilligen Berührung mit anderen Menschen. Sie strebten nach schmerzlosem leben und Buddha hatte zu dem Ende seinen Schülern empfohlen Bettler zu sein, mit dem mindesten sich zu behelfen und sich zu bemühen jede Erregung abzuwehren, jedes Gelüst zu beherrschen und sich zu versenken in völlige Ruhe der Beschaulichkeit. Buddha sagte: „Höret nicht auf das Fleisch; Leidenschaften bringen Furcht und Kummer; erstickt die Leidenschaft, dann zerstört ihr Furcht und Kummer.“ „Der Beschauliche verwerfe den Reichthum, bediene sich nur des allernotwendigsten

und tödte seinen Körper ab; seine Leidenschaften seien stumm, er begehre nichts, fessele sich an nichts, denke unaufhörlich nach über die Lehre, leide geduldig Unrecht und empfinde keinen Haß wider seinen nächsten.“ Die Einsiedler der alten Ägüpter, vor dem Christenthume wie auch nach der Einführung, folgten der selben Richtung; ebenso die Essener unter den Juden und bei den Hellenen waren es die Küniker Antisthenes Diogenes Krates und ihre Schüler, welche jedem Besitze, allen Bequemlichkeiten und Genüssen entsagten, um mit dem zu leben was in Athen und Korinth fast umsonst zu haben war, namentlich Lupinen und Wasser. Die von den Künikern gebildeten Stoiker milderten die Lehre dahin, daß es nicht nöthig sei die Güter und Genüsse zu meiden, sondern genüge wenn man sie mit Gleichmuth betrachte, als etwas gleichgültiges, welches man genießen oder entbehren könne ohne dadurch bewegt zu werden.

Im Christenthume ging die Entsagung über in Selbstpeinigung, in Folge der richtigen Beobachtung daß die Begierden unserem Leibe anhaften. Da die Scheidung der Vorstellungen vom Menschenwesen in Leib und Seele am früheſten von den Ägüptern ausgebildet war, welche namentlich die Vorstellung von dem fortleben der Seele und der Vergeltung nach dem Tode damit verbanden, aus welcher die Geringschätzung des Leibes hervorgehen mußte: so werden die Selbstpeinigungen bei Buddhaisten und Christen als Nachklänge der ägüptischen Lehre aufzufassen sein. Buddha sagte: „Die begreifliche und wirkliche Welt ist eine erdichtete Täuschung, das Dasein des Menschen ein Traum, der Tod das erwachen, der Körper ein unreines Gefängniß, eine grobe Hülle, die man durch fasten zerfleischen kasteien und Beschaulichkeit dünner und durchsichtiger machen soll.“ „Himmel und Erde sind vergänglich; verachtet euren aus vier vergänglichen Elementen bestehenden Leib und nehmet nur Bedacht auf eure unsterbliche Seele.“ Die nächst liegende Schlußfolgerung war, daß die Gläubigen von allem sich los zu reißen hätten was sie mit anderen Menschen verband, daß sie Eltern und Familie verließen, auf Eigenthum und Genüsse verzichteten und durch Büßungen sich verfeinerten zum höheren Leben; denn Buddha hatte gelehrt: „Wer Vater und Mutter verläßt um mir nach zu folgen, wird ein vollkommener himmlischer Mensch.“ Diese Lehren verbreiteten sich in den Jahrhunderten vor Christi Geburt durch ganz Westasien, wo sie noch in der Gegenwart herrschen in den zahlreichen Büßern und frommen Bettlern der Muhammadaner; sie drangen schon damals in alle Völker und Religionen ein und gaben Anlaß zur Bildung besonderer Sekten. Unter den Juden war es die Sekte der Essäer, welche Lehren jener Art anhing und unter den Aussprüchen Jesu befinden sich viele, welche auf den selben Vorstellun=

gen beruhen. Er lehrte seinen Jüngern völlige Entsagung des Eigenthumes, Hingabe des Besitzes an jeden der darum bitte, Selbstverstümmelung wenn Auge oder Hand Ärgerniß errege, Entäußerung jeder Sorge um das Leben, Losreißung von Eltern und Familie, Selbstverleugnung den Beleidigungen und Gefahren gegenüber. Diese Richtung ging in das Christenthum über, weniger durch die Judenchristen als durch die Heidenchristen, und kam um so mehr zur Geltung als letztere das Übergewicht erlangten (§. 187). Der heilige Augustin lehrte: diese ganze Welt, d. h. alles sinnliche solle verachtet und nur zur Notdurft des Lebens gebraucht werden. Diese Entsagung, welche bei Ägüptern Karthagern und Römern schon vorher ihre Anhänger gehabt hatte, ward durch die Verfolgungen der ersten Christen um so stärker genärt, da der heidnischen Übermacht nur durch völliges entsagen und ergeben entgegen gewirkt werden konnte. Die Lehren der Kirchenväter und die Hingabe der Glaubensopfer brachten im Christenthume die Abschließung von anderen Menschen zur Herrschaft: es mehrte sich die Zahl der Einsiedler Klöster und Klosterbewohner; die Selbstpeinigung Keuschheit Armut und Entsagung galten als höchste Pflicht, als notwendiges Mittel zum seligen Leben und zum himmlischen Glücke. Die Klöster wurden Zufluchtörter für alle welche dem menschlichen Leben entfremdet waren, sei es durch Neigung zur Beschaulichkeit, durch Ekel vor dem treiben anderer Menschen oder Reue über die sklavische Hingabe an Gelüste, Trauer über entschwundenes Glück oder das Bewußtsein einer ungehörigen Lebensstellung. Im Kloster beruhigten sich alle Stürme, Hoffnung und Furcht stumpften sich ab und wer im Gewühle des Menschentreibens sich unglücklich gefühlt hatte, erlangte den Frieden durch ermattende Entsagung. Jedesmal wann die europäischen Völker starken Erschütterungen ausgesetzt waren, füllten sich die Klöster mit solchen die den Wechselfällen sich nicht gewachsen fühlten oder unterlagen. Im Volke herrschte die Vorstellung, das Klosterleben sei ein höheres Dasein, welches durch Geschenke des Volkes sicher gestellt und gefördert werden müsse.

Diese Neigung findet sich in der Gegenwart bei den griechischen wie römischen Christen, durch Mönchs- und Nonnenklöster befriedigt und gefördert. Sie herrscht noch stärker bei den Buddhagläubigen in Mittel-Asien, wo einzele Klöster tausende enthalten; sie hat auch unter den Muhammadanern ihre Gläubigen unter den zahlreichen Fakiren und Derwischen, die entweder das Land als Bettler durchziehen oder zu besonderen Moscheen gehörig, ein Mönchsleben führen und vom Almosen leben. Die älteste und Stammform findet sich noch jetzt bei den Bramagläubigen Hindu, deren Einsiedler in Wäldern und Tempeln des ganzen Vorder-Indiens sich vorfinden. Auch unter den

Denkern der Neuzeit hat diese Neigung ihren Vertheidiger gefunden: in Schopenhauer, der aufgeben alles wollens als die höhere Stufe des Lebens bezeichnet, das wahre Heil in der Verneinung des Willens zum Leben dachte; in der Bejahung des selben fand er die Quelle aller Besonderheit, der Selbstsucht, des Zwiespaltes, Hasses und der Bosheit, wogegen in der Verneinung des Willens der Einklang, die Gerechtigkeit und Menschenliebe sich offenbare.

Würde diese Richtung herrschend in der Menschheit, so müßte sie allmälig ihrem Untergange sich nähern; denn ihre bisherige Fortbildung hat nur durch mühen sorgen und leiden geschehen können und die Verneinung derselben, die Meidung der Arbeit und aller Genüsse welche Sorgen und Leiden bereiten können, würden also die Rückbildung zur Herrschaft bringen. Dennoch muß ihr ein rein menschlicher Beweggrund als Ursache gegeben sein, um Jahrtausende hindurch bei Ägüptern und Indern, Tibetanern und Mongolen, Juden Christen und Muhammadanern, Ariern und Semiten, Priestern und Weltweisen ihre Anhänger zu finden; die Männer bewegend zur Hingabe des strebens nach Ansehen und Besitz, die Weiber zur Entsagung der Liebe und Ehe. Ohne einen durchgehenden Grundzug ließe sich das allgemeine wirken der Neigung nicht erklären, nicht ihre Unabhängigkeit von den Unterschieden des Geschlechtes, Volkes und Jahrhunderts; die Gleichheit im Einsiedler-, Bettler- und Büßerleben, welche seit mehr als 2000 Jahren in den Völkern der nördlichen Erdhälfte sich äußert. Dieser Grundzug läßt sich erkennen, wenn die Betrachtung die verschiedenen Äußerungen jener Neigung auf ihre Quelle zurück führt; wobei gleichmäßig für alle sich ergibt, daß ein selbsüchtiges streben nach Glück und der einfache Wille zum Leben auf das Eigenwesen beschränkt, die Ursachen dieser allgemeinen Neigung seien; daß in der Verkennung des eigenen Wesens als Glied der Menschheit, die Ursache liege, deren Wirkung in der Abscheidung von der Menschheit sich offenbare. Statt Freud' und Leid mit der Menschheit zu tragen und seinen Antheil hin zu nehmen, trennt sich der Selbsüchtige, zieht seine Schultern zurück unter der gemeinsamen Last und schleicht sich fort aus der Gesellschaft, der er sein Leben und seine Bildung verdankt; nach dem Genusse ihrer Wohlthaten, sie undankbar ihrem Schicksale überlassend, nur um das eigene behagen zu retten. Es ist die entgegen gesetzte Äußerung der Selbsucht, die am anderen Ende als Genußsucht sich äußert, beides Gestaltungen des Willens zum Leben und zum Glücke: die Genußsucht sucht es in unmäßiger Hingabe an das streben nach Genuß; die Entsagung dagegen in unmäßiger Ertödung des selben strebens. Beide wollen nur ihr Sonderleben retten, indem sie in selbsüchtigen Ausartungen der Genußsucht und Entsagung

dahin lebend, den Genuß als eines der Hauptmittel zur Fortbildung der Menschheit (§. 382) überschätzen oder unterschätzen und in Folge dieser Irrthümer der Rückbildung sich überliefern.

Die Genußsucht ist ein verderblicher Irrthum, aber die entgegen gesetzte Entsagung nicht minder; der Mißbrauch des berechtigten strebens nach Genuß sichtbar in dem daraus entstehenden Unglücke, erweist nicht daß die Unterlassung des strebens Glück bringen werde, sondern belehrt nur den Menschen über den richtigen Gebrauch, zeigt die Grenze innerhalb welcher das bemühen sich zu halten habe um fortbildend zu sein. Ebenso die Leiden und Mühen welche uns in der Menschheit treffen, sind nicht Gründe um die Menschheit zu fliehen, sondern um unsere Klugheit zu mehren und für das Wohl der Menschheit nutzbar anzuwenden. Die Meidung kann uns Ruhe verschaffen und Leidenlosigkeit, aber nicht die Fortbildung der Menschheit fördern, in der unsere Bestimmung liegt und zu der auch die Dankbarkeit uns verpflichten sollte, weil wir aus ihrem erworbenen Schatze an Gütern und Bildung nach Kräften entleihen mußten um Menschen zu werden. Wir wären Diebe, wenn wir uns mit dem entnommenen fortschleichen wollten um es in Ruhe zu genießen, aber nicht ringend helfen wollten dem Schatze das entnommene zu ersetzen durch die Früchte des eigenen Lebens; wenn wir die Schuldner der Menschheit verbleiben wollten, lediglich weil die Rückzahlung nur durch mühen und sorgen erworben werden kann.

§. 458. Bei richtiger Einsicht der Stellung des einzelen zur Menschheit wird erkannt, daß nur im **streben für die Menschheit** das Glück gefunden werden könne und daß dieses nur gesteigert wird wenn der Erfolg das streben krönt.

Streben für die Menschheit ist ein alles umfassendes, in allen Kreisen des Lebens anwendbar und niemand steht so tief, daß er nicht zu seinem Theile beitragen könnte. Die Kräfte des einzelen, namentlich seine Einsicht, weisen ihm den Bereich seines wirkens an; in seiner Arbeit für die Menschheit liegt die Quelle seines Glückes, aber der Erfolg ist vielfach abhängig vom Weltlaufe und steht häufig nicht in seiner Macht. Der Mensch hat also sein Glück nicht vom Erfolge abhängig zu machen, sondern zunächst in seinem streben zu suchen und das gelingen mag er hinnehmen zur Steigerung seines Glückes, muß es aber entbehren können wenn der Weltlauf es vereitelt. Der Mensch als Einzelwesen untersteht der Menschheit und mit dieser der gesammten Welt; er darf nicht erwarten, daß alles und jedes nach ihm sich richte, sondern muß der Gesammtheit sich unterordnen, sich einfügen nach bester Erkenntniß. Wenn sich erweist daß er aus Unkenntniß

fehl ging, muß er die Folgen hinnehmen. Die Welt und im besonderen die Menschheit kann nur fortgebildet werden, wenn jeder in seiner Stellung kräftig dafür arbeitet; in der Menschheit ruht das Glück jedes einzelen, nur in ihr kann es erworben werden und jeder ist dazu berechtigt wie verpflichtet, möge er den Boden ackern oder vom Throne aus herrschen.

Beim Urtheile über menschliches Glück wird es gewöhnlich gedacht in der Gestalt einer Menge des Besitzes von Gütern und Kenntnissen; wodurch streben und Urtheil irre geleitet werden. Das Glück ist abhängig von den Mengen sondern keineswegs nur von dem Einklange, und dieser ist möglich bei den engsten und nächsten Zielen wie bei den weitest und fern gesteckten; bei ersteren sogar wahrscheinlicher, weil solche minder den störenden Einflüssen des Weltlaufes ausgesetzt sind. Aus dieser althergebrachten Wahrnehmung entstanden die Vorstellungen des Menschen vom Glücke der Urzustände der Menschheit oder des Hirtenlebens, des Ackerbaues, des Lebens in beschränkten Verhältnissen u. s. w. weil dort der Einklang zwischen den Zielen und deren Erreichung bei minderer Zahl der Störungen wahrscheinlicher ist.

Die Erreichung der Ziele des Lebens ist einestheils abhängig von der Wahl erreichbarer Zwecke und anderentheils von der Wahl zweckmäßiger und ausreichender Mittel. Der Weltlauf kann vielfach störend einwirken, bedingt aber nicht allein das gelingen; vielmehr sind jene beiden Vorbedingungen noch einflußreicher und drängen die Störungen des Weltlaufes um so mehr zurück, je höher die Klugheit ist welche in jenen Wahlen sich äußert. Es genügt nicht zum gelingen daß der Mensch sich hohe Ziele stecke, sondern sie müssen überhaupt sowol menschlich erreichbar sein wie auch seiner Besonderheit gemäß. Es genügt nicht, daß die Mittel zweckmäßig seien, sondern sie müssen auch ausreichen und das meiste was wir Weltlauf nennen, ist der menschlichen Klugheit erfaßbar, welche dem walten begegnen kann um so mehr die Erkenntniß in dieser Richtung sich entwickelt. Der Landmann welcher seinen Viehstand bereichern will, wählt einen erreichbaren und der Menschheit dienlichen Zweck; wenn er das Vieh auf fruchtbaren Weiden sich pflegen läßt, hat er auch ein zweckmäßiges Mittel erwählt. Allein es reicht nicht aus, wenn er rückständige dürftige Arten pflegt, denn der Weltlauf läßt in solchen die Fortbildung zu langsam fortschreiten und der Züchter wird wenig Glück genießen. Wenn seine Erkenntuiß dagegen hoch genug steht, um den Wert ausgesuchter Arten zu kennen und die Zuchtwahl sachkundig zu betreiben, dann wird die Erreichung im Einklange zum gesteckten Ziele stehen und sein Glück erwachsen, indem er die Fortbildung der Menschheit

durch Mehrung der Narung fördert. Der Weltlauf wirkte in beiden Fällen, aber zum Unglücke oder Glücke je nach der Erkenntniß des strebenden Menschen. Auf höheren Gebieten liegt der Irrthum weit öfterer in der Wahl des Zieles, welches entweder menschlich unerreichbar ist oder den Fähigkeiten des Wählenden nicht gemäß. Die Bemühungen um Erfindung endlos wirkender Maschinen waren auf das höchste Ziel, das Wohl der Menschheit, gerichtet, aber auf ein menschlich unerreichbares und deshalb schwand das Glück des Einklanges dahin sobald die Hoffnung endete. Tausende setzen sich das Ziel große Künstler oder Gelehrte werden zu wollen, verfolgen also einen der Menschheit dienlichen und auch menschlich erreichbaren Zweck, wenden meistens auch die zweckmäßigen Mittel zur Übung und Belehrung an; allein der Zweck ist ihrem Eigenwesen nicht erreichbar und ihr Glück dauert nur so lange wie sie ihre Hoffnung rege halten; der Einklang wird zerstört weil die Fähigkeit mangelte.

Auch die stärksten Äußerungen des Weltwillens, den Weltlauf in seinen übermächtig scheinenden Einwirkungen, kann der Mensch vielfach durch Klugheit hindern seine Zwecke zu vereiteln. Der Schiffer vermag dem Winde entgegen zu segeln, wenn er an passenden Stellen kreuzt und er gelangt dadurch zum Ziele wenn auch nicht auf dem kürzesten Wege; selbst den ärgsten Wirbel-Stürmen, den Teifunen des östlichen Meeres, weiß der kundige Führer auszuweichen seitdem er das Gesetz des vorrückens der selben kennt. Den verheerenden Seuchen weicht der Mensch aus, welcher die Bedingungen der Gesundheit kennt und befolgt, so daß er den schädlichen Einflüssen des Weltlaufes, aus denen solche Seuchen entstehen, übermächtigen Widerstand entgegen setzt. Dem nachtheiligen wirken des Weltlaufes im Leben der Menschheit kann der Mensch seine Bemühungen entziehen, wenn er jedem übermächtigen Zuge oder Anpralle ausweicht; der in jeder Gestalt, sei es ein Krieg oder eine Geschäftskrisis, ein Aufruhr oder eine Zeitstimmung, jedesmal nur in einem Theile des Gebietes der Menschheit wüthet, eine mäßige Breite einnimmt, aus deren Strömung jeder sich abseits flüchten kann, den nicht Pflicht und Ehre zum Widerstande zwingen. Wer übermächtigen Strömungen unnütz sich entgegen wirft, handelt nicht edel sondern unklug und dennoch entsteht so oft das Unglück lediglich hieraus. Es bleiben verhältnißmäßig wenig Fälle übrig, in denen der Mensch dem Weltwillen unterliegt, ohne daß es menschlich möglich gewesen wäre solchem durch Klugheit zu entgehen.

Wer nach höherem strebt, die Fortbildung der Menschheit fördern will, genießt das Glück, welches die Hoffnung und das etwaige gelingen ihm schaffen; er leidet dagegen unter der Unzufriedenheit, welche ihn zur Verbesserung des gegenwärtigen antrieb und so lange

anhält bis das Ziel erreicht sein wird. Dieses Gemisch aus angenehmem und unangenehmem ist erfahrungmäßig der Fortbildung des einzelen am günstigsten, ist auch die einzige Bedingung seines wohl befindens also seines Glückes. Fehlt ihm die Hoffnung dann verzagt er und vergeht im Elende; hört seine Unzufriedenheit auf dann erschlafft er und wird in Üppigkeit zerrüttet; in beiden Fällen verfällt er der Rückbildung, wogegen er durch Hoffnung und Unzufriedenheit sich fortbildet zu höheren Stufen. Völlige Zufriedenheit ist Tod, wie auch Göthe den Faust (1. Akt) sagen läßt:

Faust: Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!
Mephistopheles: Top!
Faust: Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Und als Faust späterhin nach einem viel bewegten Leben ausruft:

„Im Vorgefühl' von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!"

sinkt er zurück und wird begraben, als echtes Bild des menschlichen ringens.

Glücklicherweise bedarf der Mensch zu seinem Glücke nicht des erreichens, sondern die Hoffnung genügt, das Vorgefühl, welches den strebenden ermuthigt und schon belohnt bevor das Ziel errungen ist. Diese Vorfreude ist gewöhnlich reicher und beglückender als die nachherige Freude am errungenen; der strebende, so lange er in der Fortbildung befindlich ist, steckt sich nach dem erreichen eines Zieles sofort ein höheres, den mittlerweile gesteigerten Wünschen und Fähigkeiten angemessen. Statt des Genusses am errungenen, überläßt er sich aufs neue der Vorfreude im ringen. Es ist klar, daß sein Glück vorwaltend im streben liege und minder im erreichen, wie es auch Faust ausspricht:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Die Hoffnung im ringen ist vom eingreifendsten Einflusse auf die Fortbildung des einzelen, also auch der Menschheit: die Jungfrau beginnt mit dem erwachen der Liebe ihre Selbstbildung, wenn sie auch noch nicht weiß für wen sie sich schmückt und sich häusliche Fähigkeiten aneignet; Braut geworden nimmt ihr Dasein eine andere Gestalt an und selbst wenn das Band zerrisse, ihre Hoffnung versiegte, hat sie einen Gewinn in ihrer Fortbildung erlangt. Im einzelen läßt sich an Weibern und Kindern das Verhältniß des Glückes am deutlichsten erkennen: unbekannt mit der Erreichbarkeit der Ziele sind sie beständig von Wünschen erfüllt; mangelt es an der Erfüllung so ertönen Klagen über solches Unglück; entsteht aber die Hoffnung auf baldige Erfüllung, dann erhebt sich die Vorfreude und jeder Tag ist ein glücklicher der bis dahin verstreicht; sobald aber das Ziel erreicht ist, befriedigt der Genuß nicht lange, das oft ersehnte wird zurückgesetzt und vergessen, um neuen Wünschen sich hinzugeben zu neuer Klage und neuer Vorfreude. Mehr oder weniger ist dieses Verhältniß bei allen anderen Menschen wirksam. Hierin liegt auch die Quelle des Unglückes der Reichen: sie genießen seltener die Vorfreude, weil sie die Mittel haben ihre meisten Wünsche rasch zu befriedigen; ihnen entgeht die Freude des ringens, das Vorgefühl des späteren Genusses; statt des Wochen und Monate langen höheren Glückes der Vorfreude wird ihnen nur der kurze Genuß des neuen Besitzes.

Das Glück in der Vorfreude kann gemehrt werden durch den Genuß des Besitzes, leistet aber seinen bildenden Einfluß auch ohnedies; die Bildung wird zu meist durch mißlingen gefördert, welches wir gewohnt sind als Unglück aufzufassen. Mißlingen schärft die Erkenntniß, stählt den Willen und treibt zu neuen Versuchen; der Verdruß führt zur Selbstprüfung und die Verfolgung steigert den Widerstand, befestigt die Überzeugungen und erhebt zur stolzen Zuversicht: alles der Fortbildung günstig, wenn es nicht in erdrückendem Übermaße sich äußert, sondern mit dem geliugen anderer Bestrebungen abwechselt. Trifft den Menschen zu wenig Ungemach, erreicht er seine Ziele zu oft, dann erschlafft er und verkümmert im Genusse; wie es am auffälligsten sich zeigt an Künstlern, die wegen ihrer hohen Begabung alle Wege geebnet finden und im Übermute zu Grunde gehen; oder an den größeren der französischen Schriftsteller neuerer Zeit, die ihre leichten Werke so hoch bezahlt erhielten, daß die Lust zu gediegenen Arbeiten schwindet und sie zu Lohnknechten übersättigter Leser hinabsinken, deren Lehrer und Erheber sie sein sollten.

Nicht jedem ist es gegeben, im steten ringen mit anderen Menschen sein Leben hinzubringen; viele sehnen sich nach Ruhe, nach Erlösung aus dem Getümmel und müssen sich demgemäß einrichten. Das persische Sprichwort sagt:

Eines bist du dem Leben schuldig,
Kämpfe oder suche die Ruh!
Bist du Ambos, sei geduldig;
Bist du Hammer, schlag' zu!

Die meisten Menschen suchen ihr Glück auf den breiten Pfaden des Lebens: drängend und geschoben, schiebt sich die dichte Menge hastig vorwärts mit wüstem Geschrei, in Staubwolken gehüllt; jeder folgt dem Zuge willig oder gezwungen, den Vordermännern nacheilend, in der Hoffnung daß am Ende auch sein Ziel ihn lohnen werde. Nach beiden Seiten sinken die schwachen und unterliegenden dahin, die Scharen lichten sich vorne, aber der stätig zunehmende Nachwuchs drängt aufs neue die Reihen zusammen und hastig weiter schiebt sich die Menge, ohne Wahl und Voraussicht, mögen Abgründe sich öffnen oder die gerade Straße in unabsehbarer Ferne sich verlieren: der Nachschub eilt über die sinkenden hinweg und das Erlebniß der vorderen wiederholt sich unaufhörlich in ihren Nachfolgern.

Aus diesem Strome der drängenden, fallenden und sich verjüngenden Menschheit retten sich manche seitwärts, werfen aus dem Staube den Blick hinaus in die prangende Natur, erquicken sich und erwecken andere durch Zuruf. Einzele wagen sich hinaus auf die Seitenpfade des külen Waldes und im sorgsamen weiter dringen bewegen sie sich den selben Zielen zu, aber selbstwählend und im behaglichen Genusse des erfrischenden, welches an den Pfaden sich bietet. Weit ab von der staubigen platten Bahn, auf der die hastige Menge Blumen und Gebüsche niedertrat, umfängt sie das rege Leben der Waldeinsamkeit, laben sie die selbstgewählten Früchte, umgibt sie wonniger Blütenduft und ihr Auge erquickt sich am Blumenteppiche unter den Füßen, am blauen Himmel und den eilenden lichten Wolken. So schwinden Tage und Jahre und auf selbstgewählter Bahn, frei von den Gefahren und Hemmungen des Gewühles, überholen sie weitaus die drängende Menge, gefolgt von einer Schar dankbarer Gefährten, die ihrem Rufe folgend, aus dem Getümmel weichend die ruhigen Pfade wandeln. Alle bemüht den mitlebenden neue Bahnen zu eröffnen und Richtwege zu zeigen, hüten sie sich in die drängende Menge sich zu begeben um nicht widerwillig geschoben zu werden; im ringen für die Menschheit bewahren sie sich ihre Unabhängigkeit so lange sie leben und am Ende empfängt das Grab die befriedigten sanft entschlafenen. Für Männer dieser Art ist Gelassenheit rathsamer als

Kampfbegier; sie müssen roher Kraft gegenüber lieber Ambos sein als Hammer. Aber der Vorgenuß der Hoffnung ist ihnen keineswegs fremd, denn sie wirken mächtig und mit Erfolg zur Fortbildung der Menschheit, deren Ziele die ihrigen sind und in derem allmäligen fortschreiten sie die Früchte ihrer Arbeit reifen sehen.

Die Erde ist nicht groß genug zur Befriedigung aller Wünsche und Bestrebungen, aber groß genug für das Glück aller Menschen. Die Menschheit soll ihren Zweck in ihrer Fortbildung erreichen, möge der einzele dabei sich glücklich oder unglücklich fühlen; sein behagen und seine vermeintliche Glückseligkeit ist nicht die Bestimmung der Welt, aber er mag sie mit dieser verneinen, wenn seine Erkenntniß ihn befähigt, seine Stellung zur Menschheit und ihrer Fortbildung richtig zu wählen und seine Ziele zweckmäßig zu erstreben. Das sichere Unglück der Menschen ist die mangelnde Erkenntniß, die Unwissenheit. „Licht, mehr Licht!“ rief der sterbende Göthe, denn nur im Lichte kann die Menschheit gedeihen mit ihrem Glücke.

---

# Alte und neue Welt.

§. 459. Die Gegenwart scheidet wie immer eine alte Welt der Vergangenheit von einer neuen Welt der Zukunft, beide den rastlosen Strom der Weltbildung ausmachend. Erstere ist der rückblickenden Erkenntniß erschlossen, wogegen letztere nur durch Vorausblick weissagend hergestellt werden kann. Die Verschiedenheit ist jedoch nicht so groß wie sie auf den ersten Blick erscheint; denn auch die alte Welt ist für die Erkenntniß des Menschen ein Denkerzeugniß, ist nur die Gestaltung der außer sich versetzten Eindrücke, theils von der Außenwelt empfangen, theils durch den Verstand gebildet: sie ist also ebenso wol ein Gedankending, wenn auch durch Rückblick geschaffen. Auch die Herstellung einer neuen Welt durch Vorausblick geschieht im Wesentlichen durch Rückblick, nämlich durch gedachte Fortsetzung der im vergangenen entdeckten Folgereihen; sie bewegt sich auch auf ziemlich sicherer Bahn wenn sie an diesem Leitfaden fortschreitet.

Zunächst bedarf es einer Übersicht des **gegenwärtigen Standes der Fortbildung** und der Stufen des zurückgelegten Bildungweges, um das durchgehende des Verlaufes heraus zu stellen, die Gesetze der Heranbildung zu erkennen, deren fortgeführte Anwendung auf die Zukunft zu bestimmten Gestaltungen führen muß. Diese lassen sich aus den vergangenen Stufenfolgen im voraus erkennen, sobald man nur daran festhält, daß die Welt keine regellose oder launenhafte Fortbildung sei, sondern eine gesetzmäßige, in bekannten Bahnen unablässig fortschreitende; daß auch fenerhin ihr Gewinn sich nur mehren könne durch die Überschüsse, welche die Fortbildung übrig läßt nach Abrechnung der gleich zeitigen Rückbildung. Es kann dabei füglich die Betrachtung der Welt beschränkt werden auf die Menschheit, denn sie ist für unsere Erkenntniß die Blüte der Welt, die höchste Gestaltung der Erde (§. 438) und die Erde ist der einzige Weltkörper, von dem wir die Stufen der Heranbildung kennen. In der Menscheit wiederholen sich überdies alle Gesetze der Weltbildung in ihrer beschleunigten und höchsten Anwendung, zu ihr stehen auch

alle anderen Gestaltungen in Unterordnung. So genügt es die Menschheit als Grundlage der Betrachtungen anzuwenden und die übrige Welt nur in so weit damit zu verbinden, wie es zur Erläuterung hervorragender Wechselbeziehungen rathsam sein mag.

Die Übersicht der Gegenwart und Vergangenheit wird wesentlich dadurch erleichtert, daß die Stufenreihe der menschlichen Heranbildung nicht allein in der Geschichte der Vergangenheit, sondern auch in den gleichzeitigen Lebenden sich darstellt, daß man also die Vergangenheit der höheren Stufen überschaut, wenn man das Rückständige der Gegenwart als ihre Vorstufe betrachtet. Dieses wird erleichtert durch die Gleichartigkeit des Menschenwesens zu allen Zeiten und bei allen Völkern; dagegen erschwert durch die Störungen und Abweichungen, welche die örtlichen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse ausübten auf die Fortbildung der gleichartigen Fähigkeiten und Mängel. So weit die gesammte Menschheit in Betracht kommt, fehlen allerdings die tiefsten Stufen der Heranbildung; denn der Mensch hat von jeher sein eigenes Geschlecht viel weniger geschont als die tiefer stehenden Thiere: der stärkere hat unerbittlich die schwächeren ausgerottet und wie in der Jetztzeit die Völker der tiefsten Stufen aussterben oder von höher stehenden als Wild gejagt und verspeist werden, so müssen auch in der Vorzeit ganze Reihenfolgen spurlos vertilgt worden sein, aus denen wir hätten unmittelbare Anknüpfungen an das Thierreich gewinnen können, um die jetzt stattfindenden Lücken der Betrachtung durch allmälige Übergänge auszufüllen. Der Verlust ist jedoch von keiner eingreifenden Bedeutung; denn in der erhaltenen Stufenreihe, wie die Gegenwart sie darstellt und welche aus den Kunden der Vergangenheit ergänzt werden kann, sind ausreichend die Merkmale gegeben, deren aufsteigende Folge mit einiger Sicherheit in die Zukunft fortgesetzt werden kann, um im voraus die künftigen Gestaltungen zu schauen.

Die Betrachtungen werden auch hierin (§. 31) sich beschränken auf die Europäer und ihre Ableger, so daß die übrigen Völker alter und neuer Zeit nur in so weit betrachtet werden, wie sie auf die Fortbildung der Arier bestimmend eingewirkt haben, namentlich die Alt-Ägüpter und Semiten. Jene Beschränkung wird gerechtfertigt durch die Überzeugung, daß in der europäischen Menschheit die Gestaltung der Zukunft liege und daß die übrigen Völker der Erde, denen ein Leben der Zukunft beschieden ist, dasselbe auf europäischen Grundlagen fortbilden werden; deren Art bestimmend ist für alle Bewohner des nördlichen gemäßigten Erdgürtels, in welchem die Geschichte der Menschheit ihren augenscheinlich übermächtigen Verlauf auch fernerhin nehmen wird.

§. 460. In der Schätzung der Gegenwart steht die **Religion** obenan, als Inbegriff der gedachten Bezüge zur außersinnlichen Welt (§. 62), in welcher die Vorstellungen der weitaus überwiegenden Mehrzahl den Grund der Entstehung und des Bestandes der Welt gestalten. Sie verdient deshalb auch in den Erörterungen voran zu gehen.

Die Religion der Europäer, seien sie Christen Mosaiten oder Muhamadaner, beruht auf der gemeinsamen Vorstellung, daß außer der sichtbaren Welt ein unsichtbares vollkommenes Wesen vorhanden sei, welches jene Welt aus nichts erschaffen haben und sie regiere. Dieses Wesen habe dem Menschen Gesetze gegeben zur Richtschnur seines thuns und werde in diesem Leben ihn so wie nach seinem Tode die unsterbliche Seele belohnen oder bestrafen, je nachdem er den Gesetzen gemäß lebte. Es gestatte dem Menschen die Verbindung durch Gebet und Sühnungen verschiedener Art, lasse sich dadurch leiten zu Entschlüssen. In diesem durchgehenden offenbart sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens, welches in der Welt seine Übermächte erkannte und bei fortschreitender Wahrnehmung deren Bereich ausdehnte, aber ihre Verschiedenheiten zusammen faßte bis sie in einem Wesen vereinigt waren. Dieses ward von jedem Volke und jeder Art der Religion verschieden benannt als Theos Deus Bog Adonai Allah o. a.; aber in allen Namen den gleichen Grundzug festhaltend, den schon der Kirchenvater Origines in den wenigen Worten bezeichnete: „Was der Mensch nur immer über alles andere setzt das ist sein Gott.“

Diesem gleichartigen untergeordnet sind die Verschiedenheiten der Geltung und Gestaltung, welche unter den Europäern ihren Ausdruck haben. Das höchste Wesen ist im Glauben der Christen, mit geringen Ausnahmen, ein dreieiniges, Vater Sohn und heiliger Geist: ersterer ist Schöpfer der Welt, die zweite Person Erlöser der Menschheit und der dritte der Führer zum wahren Glauben; alle drei Eines. Bei den Mosaiten ist das höchste Wesen (Adonai) einfach, ebenso bei den Muhammadanern als Allah; in diesen beiden wie auch in der christlichen Dreieinigkeit liegen semitisches und arisches zusammen. In den christlichen Vorstellungen ist zuvörderst im Gott-Vater der arische Himmelsherr (§. 40) zu erkennen, als das wohlthätige und zuverlässige walten des Regen- und Gewitterhimmels im gemäßigten Erdgürtel, scharf verschieden von den Übermächten der heißen Länder; selbst im Mittelmeer-Becken, wo frühzeitig die Vorstellungen der dunklen Menschheit eindrangen, hat dem heidnischen Himmelsherrn Zeus oder Jupiter, als Theos und Deus die höchste Stellung bleiben müssen wenn auch zurückgedrängt. Im erlösenden Gott-Sohne offen-

bart sich semitisches, welches in den Vorstellungen der Untilgbarkeit menschlicher Sünde und der dazu erforderlichen Sühne durch ein stellvertretendes vollkommenes Opfer (§. 162) liegt. Im heiligen Geiste findet sich noch älteres semitisches, aus der afrikanischen Heimat stammend, vereint mit späterem arischen. Im Laufe der Zeit haben aber alle drei Vorstellungen Veränderungen erleiden müssen: Gott-Vater ist im Süden Europas durch eine stätig zunehmende Schar von Heiligen in den Hintergrund gedrängt worden, übermächtig waltend, aber mittelbar zugänglich und die Angelegenheit der Menschen leitend; Gott-Sohn ward frühzeitig mit dem Demiurg der Heidenwelt in Verbindung gesetzt und ebenso der heilige Geist, so daß der Demiurg doppelt in das Christenthum aufgenommen ward (§. 415). Die Auffassung Gottes in einer leichteren oder strengeren Weise ist verschieden je nach der Neigung des Volkes oder der einzelen Menschen, so daß allenthalben der Ausspruch Luthers seine Anwendung findet: „Wie du dich kehrest und wendest, so kehret und wendet sich Gott. Denkst du, er zürne mit dir, so zürnt er. Denkst du, er sei unbarmherzig und wolle dich in die Hölle stosen, so ist er also. Wie du von Gott gläubest, so hast du ihn. Glaubst du es, so hast du es; glaubst du es aber nicht, so hast du nichts davon."

Bei den Mosaiten ist der Adonai nicht länger der Sonnenheld, der Herr der Frühlingssonne, wie bei den Chaldäern und Israeliten zur Zeit Salomo's, sondern hat durch ihr Leben in Europa den arischen Grundzug angenommen der Allgemeinheit in küler Milde und Festigkeit; es ist nicht das prangende des Jünglings wie ehedem, sondern der Ernst des Mannes, welcher mit der Vorstellung von ihm verbunden wird.

Im Glauben der Muhammadaner ist Allah von Anfang her mehr oder weniger arisch gestaltet worden. Die Gestaltung ist nicht örtlich in Arabien entstanden, sondern vom Profeten aus der Ferne eingeführt worden: es sind die auf seinen Reisen unter Christen und Juden erworbenen Kenntnisse und Lehren ihrer Glaubensschriften, welche er in der Allah-Vorstellung seines Korans nieder legte und die den Arabern wie den anderen Völkern mit dem Koran aufgedrungen wurden. Es gibt im Allah keinen Zug, den nicht Christen und Mosaiten in ihrem höchsten Wesen wieder finden können und wenn er auch aus dem alt-semitischen EL entstanden ist, so hat er doch in Muhammads Lehre die Kennzeichen des alten Wüstenherrn noch stärker abgelegt als in den jüdischen und christlichen Vorstellungen, wie diese aus der älteren Geschichte der Israeliten entnommen werden.

Die stufenweise Entwicklung der Gottesvorstellungen bis zur

Gegenwart läßt erkennen, daß ihre durchgehende Gestaltung aus der menschlichen Erkenntniß waltender Übermächte erwuchs und daß, je nachdem die Zunahme der Bildung die Machtverhältnisse des Menschen veränderte, er die älteren Übermächte verließ, um neuere anzuerkennen; daß je nach den örtlichen Lebensverhältnissen die verehrte Übermacht sich umgestaltete und bei Ausdehnung der menschlichen Erkenntniß die Gottesvorstellung über größere Theile der Welt und zahlreichere Bezüge des Lebens ausgedehnt ward, bis sie gegenwärtig alles umfaßt d. h. das All so weit der einzele es erkennt. Vorwaltend wird dabei festgehalten, daß Gott ein von der Welt verschiedenes Wesen sei, älter als die von ihm geschaffene Welt, nämlich ewig, wogegen die Welt einen Anfang gehabt habe und ein Ende nehmen werde; daß Gott da sein könnte ohne Welt, aber die Welt nicht ohne Gott.

Der gläubige Christ Mosait oder Muhammadaner eröffnet die Beziehungen von seiner Seite durch das Gebet, welches entweder gesungen oder gesprochen wird; im Vereine mit Anderen an Versammlungörtern oder allein; in vorgeschriebener Fassung und Zahl oder nach eigenem gut dünken. Bei den Christen tritt eine noch nähere Verbindung ein im Genusse des Abendmahles; wobei nach der Auffassung der meisten der gläubige das aus Brod und Wein umgewandelte Fleisch und Blut der zweiten Person der Dreieinigkeit genießt und damit die Vergebung seiner Sünden empfängt. Außerdem ist durch den heiligen Geist den römischen Christen die nächste Verbindung eröffnet, eine Quelle der Gnade, welche herrührt von der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, von denen der Geist durch Hände auflegen den Priestern mitgetheilt ward, die in ihrem Verbande diese Gabe vererbten und die Gläubigen daran Theil nehmen lassen.

Zu den Lehren der Religion gehört auch die von der Seele und ihrer Unsterblichkeit. Gemäß derselben besteht der Mensch aus einem stofflichen Leibe und einer flüchtigen Seele, welche beide in der Entstehung des Menschen ihren Anfang nahmen, von dener aber nur der Leib im Tode endet, wogegen die Seele ein unabhängiges Leben ewig fortführt. Der Leib kann nicht ohne Seele bestehen, aber die Seele ohne den Leib, änlich dem Verhältnisse zwischen Gott und Welt. Bei den Mosaiten ist der Glaube an das fortleben der Seele minder ausgeprägt, weil er nicht in ihren Stammschriften begründet liegt, sondern erst später durch Berührung mit anderen Völkern entstand; bei den Christen und Muhammadanern dagegen hat er sich dahin ausgebildet, daß die Seelen der verstorbenen, je nach den Thaten des Erdenlebens, ewig belohnt oder bestraft werden sollen. Gebete für

die Seelen der Verstorbenen finden sich bei den Christen Mosaiten und Muhammadanern in Anwendung; bei den römischen Christen überdies der talmudische Glaube an ein Fegefeuer, in welchem die Seelen für den Himmel vorbereitet werden.

Das gleichartige des Menschenwesens äußert sich in allen diesen Glaubensätzen darin, daß der Mensch auf Grund der Beschränktheit seiner Sinne, namentlich des sehens, alle Bewegungen der Welt, welche jenseit der Grenzen seiner Sinne vorgehen (§. 2), als nicht vorhanden betrachtet und in Folge dessen zweierlei Eindrücke der Welt empfängt: den der Raumerfüllung und der Raumveränderung, zu deren Bezeichnung er die Ausdrücke Stoff und Geist anwendet. Zum stofflichen rechnet er alles was an sich unbeweglich erscheint, weil die Bewegungen zu gering sind, um durch seine Sinne auf seinen Verstand wirken zu können; zum geistigen rechnet er das unterscheidende in stofflichen Dingen, deren Bewegungen stark genug sind um durch seine Sinne Eindruck auf ihn zu machen. Da die Sinne der Menschen allenthalben und zu allen Zeiten gleichartig waren und sind: so mußte auch die durch ihre Mängel entstandene Unterscheidung der empfangenen Eindrücke eine durchgehende sein; wenn sie auch zuerst bei den früh entwickelten Alt-Ägüptern zu Vorstellungen führte, so konnte sie doch im Laufe der Zeit in Abstufungen über die ganze Menschheit sich verbreiten. Die Unterscheidung ist frühzeitiger am Menschen selbst gemacht worden, als an der Welt im ganzen; denn es fand sich die Scheidung des Menschen in Leib und Seele bei Völkern, welche, wie z. B. die alten Israeliten, nur an örtlich wirkende sichtbare Ubermächte glaubten, also noch nicht dahin gelangt waren die Welt in Stoff und Geist einzutheilen. Bei den Ägüptern und Chaldäern war gleiches der Fall; denn sie verehrten den sichtbaren Sonnenherrn (Osir Horus Bal Adonai o. a.), während sie an eine unsichtbare Seele des Menschen glaubten. Erstere waren sogar so weit fortgeschritten, daß sie der nach dem Tode des Menschen fortlebenden Seele, in ihren Zuständen der Seligkeit oder Wanderungen durch niedere Gestaltungen, in Gedankenbildern folgten. Die herrschenden Gottesvorstellungen sind im Wesentlichen gebildet worden nach der am Menschen gedachten Unterscheidung in Leib und Seele, übertragen auf die Welt im Ganzen. Beide ruhen auf gleicher Grundlage, der Verschiedenheit der Eindrücke, welche ein Ganzes auf den Verstand macht: der ganze Mensch ward nach den Eindrücken geschieden in Leib und Seele; das Weltall ebenso in Welt oder Natur und Gott; in beiden Fällen also Stoff und Geist, Raumerfüllung und Raumveränderung, das vermeintliche beharren unterschieden vom sichtbaren bewegen. Die Begrenztheit der Sinne und namentlich des

Sehvermögens war verwendet worden als Maßstab zur Unterscheidung und Eintheilung der Eindrücke, welche der Mensch selbst oder die ganze Welt auf den Verstand macht, und der Verstand schuf eine demgemäße Eintheilung durch Hinaussetzung der Innenwelt in die Außenwelt (§. 15).

Die Stufenfolge bis zur Gegenwart läßt sich einigermaßen erkennen, weil die Gestaltungen, wegen der allgemeinen Begründung im Menschenwesen, größere Änlichkeiten bieten als in den meisten anderen Richtungen des menschlichen denkens. Die rückständigsten Vorstellungen vom fortleben der Seele dachten selbige im Grabe schlummernd mit dem Leibe, späterhin unter der Erde ein trauriges Schattenleben führend oder in Felsklüften und Gebirgen hausend. Auf höherer Stufe wurden ausgeschieden deren Leben belohnenswert erschien und ihnen ward ein fortleben im fernen Westen der Erde zugetheilt, welches die Annehmlichkeiten des Erdenlebens besaß ohne dessen Leiden. Die Sternkunde führte die Vorstellungen dahin, daß über den Wolken im ungetrübten Lichte der Aufenthalt der seligen Geister sei, entgegengesetzt dem dunklen unterirdischen leben der Übrigen und in der Gegenwart hat die Erkenntniß der vorgeschrittenen sich dahin ausgebildet, daß nur noch sinnbildlich oben und unten zur Bezeichnung des Aufenthaltes der Seelen angewendet werden, so daß man darauf verzichtet die Orte des fortlebens deutlich zu bezeichnen. Die Unsterblichkeit der Seele wird aber unverändert festgehalten und ebenso der Glaube an die Vergeltung für das Erdenleben; der Art daß die Seele ewig zu büßen habe für ihre Sünden oder ewig belohnt werde für ihre Tugenden; wobei das irdische Leben des Menschen als die Vorschule des ewigen gedeutet wird, als eine kurze Prüfungzeit, nach derem Ergebnisse das eigentliche ewige Leben der Seele sich gestalten werde.

Die Unzufriedenheit des Menschen mit den Ergebnissen seines Lebens, die Leiden von denen er sich heimgesucht fühlt, hatten frühzeitig die Gedanken darauf gelenkt, die Ursachen aufzufinden und diese zu erkennen in der Sünde, der Beleidigung des höchsten Wesens durch Handlungen welche dessen vorausgesetztem Willen zuwider seien. Der Mensch ward seinem Gotte gegenübergestellt nicht allein als schwaches, sondern auch als widerstrebendes Wesen und die Quelle dieses Strebens in einem bösen Wesen gesucht, welches als Teufel oder Schaitan wider die Absichten des höchsten wirke und dazu des Menschen wie alles übrigen der Welt sich bediene; welche demgemäß in den Gedanken der Menschen in gut und böse eingetheilt wird. Der Mensch wendet auch hierin sein Wesen als Maßstab an für die Welt, nennt das rückständige böse oder Sünde und das vorgeschrittene gut oder

Tugend, und je nach dem Verhältnisse zu seinem Wesen spaltet er die Welt in zwei Reiche (§. 120), denen er zwei entgegengesetzte Beherrscher überstellt, als Gott und Teufel, Adonai oder Allah und Schaitan.

Die Gottesvorstellungen der Gegenwart gestalten sich um so lichter, wo dem höchsten ein geschiedenes böses Wesen gegenüber gestellt wird, dem alles dem Menschen nachtheilige unangenehme und feindliche beigemessen werden kann, so daß im höchsten lediglich das gute lichte und reine zusammen gefaßt wird. Wo dagegen der Glaube an den Teufel abgeschafft ward, trübte sich die Gottesvorstellung durch Aufnahme des bösen, deren Anschluß und Einordnung bisher in keiner, der gangbaren Auffassung genügenden Weise geschehen konnte. Die Scheidung der geistigen Gestaltung in Gott und Teufel ist faßlicher, wiewol sie nicht vermeiden kann mittelbar durch die Schöpfervorstellung auch das böse dem höchsten einzuordnen; der indem er die Welt schuf auch das böse hinein legte, also den Grund desselben in sich tragen mußte. Allein dieser Bezug liegt der unmittelbaren Auffassung nicht nahe und deshalb drängt in neuester Zeit die Priesterschaft den Glauben an den Teufel stärker hervor, weil er zur Erklärung der Weltvorgänge faßlicher ist.

Verbunden mit den verschiedenen Glaubenslehren haben die christlichen Europäer Versammlungstätten zur gemeinsamen Andacht und geordnete Einrichtungen für die kirchlichen Angelegenheiten. In ihrem arischen Wesen lagen nicht die Vorbedingungen dazu, denn dieses kannte in seiner ursprünglichen Reinheit nur Andachthandlungen unterm freien Himmel, auf der Höhe oder im Walde; erst die nachherige Berührung mit dunklen Völkern, so wie die Einflüsse der Alt-Ägüpter und Semiten, haben die Tempel und Tempelgebräuche zu ihnen gebracht. Von den Ägüptern stammen die Einrichtungen und Bezeichnungen als: Gotteshäuser und Gottesdienst, Weihungen und Gesänge, Kniebeugungen Räucherungen Heiligungen Farben der Gewänder Klingeln Kelch (mit geweihetem Nilwasser) Umzüge Reliquien und deren aufbewahren in Laden, Götterbilder Opferungen und Spenden Beichte Sühnungen und Sünden-Vergebungen Walfahrten Priesterordnungen u. s. w.: alles dem arischen Grundwesen der Europäer fremd und aus der Ferne zugetragen, nicht als Zubehör des semitischen Christenthumes, sondern aus Ägüpten in das hellenische und römische Heidenthum gelangt und aus diesen in das Christenthum hinüber genommen (§. 187).

So zeigt die Gegenwart ein vielgestaltetes Wesen der Religion im Kreise der europäischen Völker, jedoch in seiner Grundlage ruhend auf die Eintheilung des Menschenwesens und der Welt in Stoff und

Geist, je nach der Verschiedenheit der Eindrücke, die der Mensch vom eigenen Wesen und der Welt empfängt. Eine Verschiedenheit, die in den Mängeln der menschlichen Sinne ihren Ursprung hat und in der Gleichartigkeit des Menschenwesens die Ursache trägt zu ihrer allgemeinen Verbreitung unter rückständigen und vorgeschrittenen Völkern des Alterthumes wie der Gegenwart.

Nachdem diese Mängel erkannt worden sind, wird die künftige Fortbildung der Religion eine demgemäß verschiedene werden und namentlich die arische Grundlage des Lebens der Europäer jene ägüptisch-semitische Decke abzuwerfen suchen welche das wahre Leben verhüllt. Den ersten Anstoß in dieser Richtung gab die Reformation des 16. Jahrh., indem sie alles verneinen wollte was über den Inhalt der Bibel hinaus in das Christenthum getragen worden war; außerdem das Volk aufrief zur Entscheidung, es der Vormundschaft des Priester-Verbandes entzog und ihm die freie Forschung auf dem Gebiete der Bibel sicherte. Der Fortschritt war ein beengter aber dennoch gewaltiger; denn er durchbrach eine tausendjährige mit großem Geschicke und strenger Beharrlichkeit erhaltene Schranke, wälzte das buntfarbige Ägüptische ab und eröffnete die Bahn zu weiteren Fortschritten, weiter gehend als die Reformatoren wollten und voraussehen konnten. Mogte das evangelische Christenthum verknöchern und das katholische erstarren, so leistete doch das Vorhandensein eines unabhängigen Gebietes außerhalb des alten Glaubens seinen Dienst und wirkte auch auf ihn zurück: die einflußreichsten Fortschritte auf evangelischem Gebiete machten sich alsbald auch auf dem katholischen geltend; welches z. B. den Kirchenlehren zuwider den Glauben an Zauberei Hexen und den Teufel aufgegeben hat oder mindestens zurück drängte, seitdem derselbe bei den Evangelischen schwand; aber auch ebenso folgsam den selben in neuerer Zeit wieder hervor sucht, seitdem im Bereiche der Evangelischen dieser Glaube aufs neue auftaucht.

Die christliche Religion jedes Bekenntnisses stützt sich aber noch immer auf den Wortlaut der Bibel, und jede Abtheilung hat bestimmte Stellen derselben welche sie hervorhebt zur Unterscheidung, auch ihre besonderen Weisen zum Ergänzen der Lücken und auflösen der zahlreichen Widersprüche. Jede derselben stützt sich aber nicht auf den Inhalt der Bibel, wie er in den Urschriften vorhanden ist, sondern auf eine der zahlreichen Übersetzungen; von denen eine jede tiefgreifende Unrichtigkeiten enthält, am stärksten in den Stellen, welche den hauptsächlichsten Glaubenslehren zur Stütze dienen. In Folge dessen zeigt die Gegenwart einen neuen Kampf, das entstehen einer neuen Reformation, welche die des 16. Jahrh., welche auf Bibel-

Übersetzungen sich stützte, in ihren Glaubensätzen verdrängt durch neue Lehren welche auf die Urschrift sich gründen. Namentlich in Deutschland Frankreich und England bereitet sich diese Umwälzung vor, die Deutschen auch dieses Mal voran; aber dem evangelischen Glauben bedrohlicher als dem katholischen, weil jener der Bibel die höchste und alleinige Geltung beimißt, also die Urschrift am höchsten halten muß, selbst wenn der bisherige Glaube darüber zu Grunde ginge; wogegen die Katholiken nicht der Bibel, sondern den Beschlüssen ihres Priesterverbandes (der Kirche) die höchste Geltung beimessen, also die Urschrift nicht weiter anzuerkennen brauchen als ihre kirchlichen Lehrsätze es gestatten. Zurück gehen auf die Urschrift zwingt die Evangelischen, den Glauben aufzugeben als ob die Israeliten Eingottgläubige gewesen wären, also anzuerkennen daß sie Heiden waren wie andere, indem sie mehrere Anbetungwesen zu gleicher Zeit hatten (§. 41) und solche auch in einer ganzen Folgereihe wechselten. Damit verlieren alle Aussprüche, welche die Bibel diesen Wesen der außersinnlichen Welt beimißt, ihre höhere Geltung, hören auf bedingend zu sein für die christlichen Glaubenslehren. Ein tieferes eingehen zeigt daß auch Jesus an den altsemitischen EL glaubte, weit verschieden von dem arischen Himmelsherrn, den noch die jetzigen Europäer verehren in Vorstellung und Namen (§. 42). Der wahre Jesusglaube ist also niemals unter den Europäern herrschend gewesen, sondern das arische Wesen der Urheimat ward nur überdeckt von ägüptischen und semitischen Gestaltungen. Die Fortbildung der Religion wird in der nächsten Zukunft dazu führen, alles fremdartige nicht im Wesen der Europäer begründete auszuscheiden, die Bibel ihrer Urfassung gemäß, als eines der geschichtlichen Denkmäler der Menschheit zu deuten und der Priesterherrschaft die unverdient genossene Unterstützung zu entziehen; damit die Rückbildung des Glaubens ihren naturgemäßen Verlauf nehme und die aus dem Wortglauben entstandene Täuschung und Heuchelei ihr Ende finde.

§. 461. Zur Religion gehörig, aber in der gangbaren Deutung von ihr verschieden, zeigt sich die **Wissenschaft** als eine der Hauptbahnen, auf denen die Menschheit aus der Vergangenheit durch die Gegenwart fortschreitet in die Zukunft.

Zur Wissenschaft gehört im Grunde alles was der Mensch durch seinen Verstand zum Inhalte seiner Erkenntniß machte, also auch das in der Religion geschaffene. Da jedoch der Mensch von jeher unterschiedliche Eindrücke empfing, aus denen er auf eine sinnliche und außersinnliche Welt schloß (§. 17), mit welcher letzteren er auf besonderen Wegen in Verbindung trat (§. 63): so schied er früh-

zeitig demgemäß die beiden Gebiete der Erkenntniß. Schon im ägüptischen Priesterverbande, welcher alle Zweige der Wissenschaft in seinem Kreise pflegte, war der Profet ein besonderer Forscher, dem allein die Verbindung mit der außersinnlichen Welt zukam und dem die Pfleger der anderen Zweige an Geltung nachstanden. Diese Scheidung zwischen denen welche der außersinnlichen Welt sich widmeten und solchen welche die Sinnenwelt erforschten, setzte sich fort durch alle Folgezeit, Sie führte zuletzt dahin, daß die Priester gänzlich auf jenen Zweig sich beschränkten und diesen als Religion, so wie ihr bemühen als geistlich hervorgehoben; dagegen die anderen Zweige den außerhalb ihres Kreises stehenden Gelehrten überließen, von der Religion unterschieden als Wissenschaften und das bemühen darum als weltlich bezeichneten.

In der Geschichte der Wissenschaft, so weit sie für Europa in Betracht kommt, sind zwei Zeiträume der anhaltenden Fortbildung zu unterscheiden, die durch eine lange Zwischenzeit anscheinender Ruhe und Rückbildung getrennt waren. Der erste Zeitraum erstreckt sich nachweisbar von 2000 vor Chr. G. bis 200 nach Chr. G. gefolgt von der dumpfen Zwischenzeit bis zum 13. Jahrh. in welchem der zweite Zeitraum aufdämmerte, dessen Fortbildung seitdem sich steigerte bis zur Gegenwart. Im Zeitraume des Alterthumes war zuerst die dunkle Menschheit Trägerin der Wissenschaft, welche späterhin auf die helle überging und in den Hellenen zur höchsten Blüte gelangte; in dem Zeitraume der Neuzeit ist die helle Menschheit ausschließliche Trägerin und hat zuerst durch Wiederbelebung und Verbreitung der hellenischen Wissenschaft sich gefördert, späterhin aber in selbständiger Weise die Forschungen und Bearbeitungen im Gebiete der Wissenschaft betrieben.

Der Ursprung der Wissenschaft fällt zusammen mit dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß, deren Ausdruck sie bildet. Eine geordnete Übersicht und Eintheilung der verschiedenen Bereiche menschlicher Erkenntniß findet sich jedoch zuerst bei den Alt-Ägüptern, in denen die Afrikaner den Gipfel ihrer Fortbildung erreichten. Ihre Werke, von denen Kunden oder Theile erhalten worden sind, umfaßten alle Zweige der Wissenschaft, sowol des außersinnlichen wie des sinnlichen Theiles der Welt: Religion Sternkunde Naturforschung Heilkunde Geschichte Völkerkunde Gewerklehre Stats- und Rechtswissenschaft Dichtkunst Rechnenkunde und Meßkunst Baukunst Bildnerei Malerei Schriftkunde und Tonkunst. In jedem Zweige brachten sie es zu hoher Entwicklung und auf jedem Gebiete des Wissens der Gegenwart finden sich Grundlagen und wesentliche Gestaltungen, die von den alten Ägyptern stammen. Die Sternkunde bedient sich des

ägyptischen Thierkreises und anderer Bezeichnungen, die Naturforschung hängt noch jetzt an den alten Eintheilungen, die Heilkunde kannte schon damals die Wirkungen der Bäder Leibesübungen Aderlässe Klüstiere Fasten Salben und Kräuter; Geschichte und Völkerkunde waren beschränkt, aber die Rechtswissenschaft weit entwickelt, so daß ihr heimliches und schriftliches Verfahren noch jetzt in Europa herrschend ist; ihre Rechnenkunde hat sich anf uns vererbt und die Landmessung ward mindestens ebenso allgemein angewendet wie jetzt; die Baukunst schuf große und dauerhafte Werke, auch die Urformen der Säulenbildungen, des strebenden und überhängenden; ihre Bildnerei und Malerei brachte es zur Darstellung deutlicher und selbständiger Gestaltungen, ihre Schriftkunde ward die Grundlage für alle Völker und in den Gewerken wurden sie die Lehrer der Folgezeiten, denn Weberei Töpferei Glasmachen Bergbau schmelzen und verarbeiten von Gold Kupfer Zinn Eisen Blei u. a. stammen aus Ägüpten; ebenfalls Gerberei, alle Holzbereitungen Färberei Goldschlägerei Schnitzerei Steinschneiden Ackerbau Entwässerung und Berieselung des Landes u. a., so daß noch jetzt die Einrichtungen der Bildungvölker im häuslichen wie im geschäftlichen und Verbandleben zumeist auf ägüptischen Grundlagen ruhen. Von dorther bildeten sich die Semitenvölker (Babeloner Assur Föniker Israeliten und Kleinasier) und durch diese ward das erlernte und bereicherte den Hellenen zugetragen; welche außerdem die Urquelle besuchten und in eigentümlicher (arischer) Weise das empfangene fortbildeten. Auf dem selben Wege empfingen die Tusken und Römer die Zweige der Wissenschaft und gleich den Hellenen nahmen sie begierig alles auf was ihnen dienlich erschien, betreffe es Religion Künste Gewerke oder sonstiges Denkwissen. Auch sie legten bei Fortbildung derselben ihre Eigentümlichkeiten hinein. Die höchste Stufe ward bei den Hellenen erreicht, welche in Folge ihrer großen Zersplitterung und Unabhängigkeit von Priesterverbänden, das erlernte in den verschiedensten Weisen fortbilden konnten; dabei in der Pflege des Wissens mit Kühnheit vorgingen und in den Künsten Mäßigung mit Schönheit und freier Formenentwicklung vereinten. Selbst in der Statskunst und Kriegskunde standen sie höher als die Römer, wenngleich diese deren Anwendung im weiteren Bereiche pflegten. In der Sternkunde gelangten die Hellenen dazu, die Sterne aus ihrer Menschlichkeit oder Göttlichkeit zu erdenartigen Körpern herab zu setzen; ihre Naturkunde erreichte im Aristoteles eine hohe Stufe; Geschichte und Völkerkunde wurden durch sie auf umfassenderen Grundlagen entwickelt; die Stats- und Rechtswissenschaft erlangte, bei der Manchfachheit ihres öffentlichen Lebens, fast alle Formen und Erfahrungen, welche noch in der Gegen-

wart gangbar sind; ihre Dichtkunst schuf die schönsten Werke aller Zeiten und solche auch die übrigen schönen Künste. Ihre Denkwissenschaft (Filosofie) drang kühn über die Grenzen des erlernten hinaus und bemühete sich frei vom Glaubenszwange zum Urgrunde vorzudringen. Die innere Umwandlnng des Volkes bedingte aber bei Hellenen wie Römern, daß die Fortbildung der Wissenschaft allmälig Freiheit und Kühnheit verlor und als der Einbruch der arischen Völkerhorden verwüstend jene Bildungvölker überzog, gelangte vorübergehend die rückständige Erkenntniß der Sieger zur Herrschaft. Die dumpfe Schlaffheit, welche im Christenthume das Übergewicht erlangte, brachte im Reiche der Wissenschaft einen Stillstand zu Wege, der bald in Rückbildung ausartete.

Die Zerrüttungen aller statlichen Verhältnisse und des Wohlstandes der Völker ließ Jahrhunderte lang die Wissenschaften schlummern. Einestheils war der erstarrende neue Glaube, die christliche Religion, der freien Forschung feindlich; anderentheils nahmen die Völkerkämpfe und Fürstenränke alle hervorragenden Fähigkeiten in Anspruch. Mittlerweile erhielten sich die Wissenschaften unter der Herrschaft der Araber in Westasien, die bei Unterjochung der griechischen Völkerschaften deren Kenntnisse in sich aufnahmen und beim nachherigen vordringen durch Nord-Afrika nach Spanien (8. Jahrh.) dort das wissen der alten Hellenen arabisch aufleben ließen. Die Pflege war jedoch mehr erhaltend als fortbildend, denn dort war der Koran das Hinderniß wie bei den Christen die Bibel und was der Religion nicht eingefügt oder untergeordnet werden konnte blieb unbeachtet. Die eingreifende Neugestaltung fand erst im 15. Jahrh. statt, als der 1436 neu erfundene Buchdruck durch erleichterte und erweiterte Mittheilung der Gedanken, die Wissenschaft zum Gemeingute machte. Die engen Kreise der Gelehrten wurden durchbrochen, die einzelen Kunden des Alterthumes fanden in dem erweiterten Bereiche fruchtbaren Boden. Eine der ersten Früchte war die Entdeckung Amerikas 1492 und die Umseglung der Erde (1519); diesem folgte (1543) die Entdeckung des Kopernikus von der Umdrehung der Erde, die Entdeckungen des Galilei, Keppler u. a., so daß die Grundlagen der bisherigen Naturkunde völlig umgestaltet wurden. Es folgten sich im raschen Verlaufe neue Entdeckungen im Bereiche der Naturkunde, wie die der Körperlichkeit der Luft durch den Druckmesser (Barometer) des Toricelli und die Luftpumpe des O. von Guerike, die Entdeckung des Blutumlaufes durch Harvey, des Wärmemessers (Thermometers) durch Drebbel u. s. w., bis Newtons Beweisführung der gegenseitigen Anziehung der Sterne den weiteren Forschungen eine durchgehende Grundlage gab, das Gesetz der ein=

fachsten und am weitesten verfolgbaren Art der Bewegung. Seitdem ist die Erforschung der Thatsachen mehr und mehr herrschend geworden in der Wissenschaft, das eindringen der Forschung in die Beschaffenheit des vorhandenen und das bemühen vor allen Dingen jede Gestaltung weitmöglichst zu zerlegen und bis auf ihren Beginn zurück zu verfolgen. In ersterer Richtung gelangte das wissen zu den einfachen Stoffen, auf letzterer zum gleichartigen in der Menge der Gestaltungen; zu den Gesetzen der Bildungen und Verbindungen, den Änlichkeiten der Bewegungen und den verfolgbaren Richtungen (Plänen) der Bildungreihen. Die Forschungen schritten fort in Breite und Tiefe: sie führten einerseits zur Erkenntniß der zahllosen Verschiedenheiten und stellten demgemäße Eintheilungen fest; andererseits hoben sie das gemeinsame der tieferen Merkmale hervor und schufen Ordnungen Übersichten Gesetze und Stufenreihen der vorhandenen Bildungen.

Das Schulwissen (die Scholastik) des Mittelalters wuchert noch jetzt in der Theologie und zünftigen Filosofie; vielfach im Rechtswesen und auch in der Heilkunde. Es werden in Schulen übermäßig alte Sprachen und veraltete Lehren gepflegt, weil ihre Träger nicht anders erlernt haben oder erlernen mögen und geschriebene Behauptungen ihnen geläufiger sind als lebende Thatsachen. Wie die Kamele mit ihrer bestäubten Last die sandigen Karavanenwege hin und her ziehen, schleppen sich Lehrer mühsam aber faul auf ihrer Lebensbahn, endlos wiederkäuend ihr dürftiges wissen; ihre Schüler mit großem Dünkel aber desto geringeren Kenntnissen entlassend, die erst später im Lebenskampfe verdrängt werden müssen um höheren Raum zu geben. Das Altertum gilt noch immer als Grundlage des wissens auf den Hochschulen; obgleich die Bereicherung der Wissenschaft seit 300 Jahren so riesig angewachsen ist, daß die meisten Kunden des Altertumes kindisch erscheinen, zumeist nur noch geschichtlichen Wert haben. Die Trümmer jener Zeiten hindern übermäßig den Ausbau des höheren wissens, rauben ihm Luft Licht und schätzbare Kräfte; so daß ihre Pflege im ganzen sehr wenig der Fortbildung dient, desto mehr aber der Rückbildung hilft durch vergeuden der Zeit im classischen Wuste. Dabei wird auch das Fachstudium in dürftigster Weise betrieben, alles irgendwie entbehrlich scheinende vernachlässigt, nur zu erlernen gesucht was ausreichen kann um in dürftigster Weise den Anforderungen des künftigen Geschäftes zu genügen. Erfassen der Wissenschaft als ganzes so weit die Kräfte dazu ausreichen, wird weder dargeboten noch erstrebt; fast jeder sucht sich auszubilden und wird gebildet für einen Broderwerb; über dessen enge Grenzen hinaus ewöhnlich die Lehrer eben so wenig etwas wissen wie die Schüler;

am wenigsten über den Zusammenhang ihres Zweiges mit den verwandten und ferner wachsenden Zweigen der Wissenschaft.

Die Zukunft wird hierin wesentliche Änderungen zum besseren schaffen. Zunächst die Theologie trennen von den Statsschulen, um ihre Pflege den religiösen Verbänden zu überlassen, damit sie wie jeder einzele Genosse freie Verfügung haben in ihrem Glauben, ihrem eigensten Besitztume. Demnächst werden die Fächer (Facultäten) umgeordnet werden müssen oder gänzlich aufgelöst; der Besuch der Vorträge jedem frei gegeben, der zunftmäßige Ausschluß des weiblichen Geschlechtes aufhören, die nutzlosen Prüfungen, schon jetzt vom State als unzureichend anerkannt, werden abgeschafft mit ihren Geldschneidereien. Die mittelalterlichen Zunftfesseln und Zunftgebräuche werden abgeschafft werden wie in den Gewerken. Die Wissenschaft wird Lehrern und Schülern das Ansehn verleihen, welches Dünkel und Äußerlichkeiten ihnen jetzt geben sollen aber nicht können.

Was die neuere Wissenschaft so wesentlich unterscheidet von der alten, ist das tiefere eingehen auf das Wesen der Gestaltungen: es ist nicht allein anschauen und berechnen der äußeren Gestalten und ihrer sichtbaren Bewegungen, sondern zerlegen wägen messen versuchen verbinden und entbinden vergleichen und zusammenfassen, was dem zweiten Zeitraume ein so großes Übergewicht über den ersten verleiht. Der Forscher und Denker des Altertumes begnügte sich mit auffassen der äußeren Erscheinung und anordnen des vorhandenen, so wie die Gestaltungen von selbst den Sinnen sich darstellten; er ergänzte die Lücken durch Wesen der außersinnlichen Welt, welche seine Einbildung schuf und ausbildete je nach den vermeintlichen Erfordernissen, oder er erhob ein besonderes zum allgemeinen, machte Wasser Luft oder Feuer zur Grundlage von allem, weil ein Theil der Umgestaltungen unter deren Einflusse stattfanden. Der Forscher und Denker der Gegenwart dagegen begnügt sich nicht mit der von selbst sich darstellenden Erscheinung, sondern verändert sie willkürlich, dringt in den Zusammenhang ihres Inneren und läßt das absichtlich geschiedene unter anderen Einwirkungen sich verbinden, um das verhalten jedes einzelen unter den manchfachsten Verhältnissen zu erforschen. Während die Alten sich begnügten die äußere Form in ihren Einzelheiten zu erkennen und dieses als das wesenhafte aufzufassen, setzen die Neueren diese Äußerlichkeiten zurück, um das wesenhafte in dem Grundzuge der Anlage ganzer Bildungreihen zu erkennen, in der Eigenthümlichkeit der Stoffbindungen und der einfachsten Formen des Aufbaues, in den wichtigsten Theilen der Anordnung und den Änlichkeiten der Gestaltungen bei stufenweiser Unterordnung. Die Lücken werden nicht ohne weiteres durch Gebilde der außersinnlichen Welt

ausgefüllt, sondern einstweilen unausgefüllt gelassen; der Forscher greift allerdings in solchen Fällen zu Vermuthungen, um nach Wahrscheinlichkeitgründen seine Versuche anzustellen; allein jene sind nicht Gestalten der Einbildung, sondern Schlußfolgerungen aus erkannten Verhältnissen, welche er als Leitfaden benutzt im bemühen um die Ausfüllung der Lücken. Sein Verstand schreitet langsam und tastend weiter vor in das dunkle Gebiet des zur Zeit unerkannten, wogegen im Altertume die Einbildung eilends umher flog und das Dunkel bevölkerte. Die Neuzeit forscht geleitet vom Zweifel und streben nach Erkenntniß; wirft täglich altes fort um neues aufzunehmen und überläßt das zur Zeit unerkannte den Priestern, um es nach belieben durch Glaubensgestalten der Vorzeit auszufüllen und den Dichtern, um mit Gestalten der eigenen Einbildung das Dunkel zu schmücken. Die Erkenntniß der Gesetze des bewegens hat es ermöglicht die Einflüsse der Bewegungen weit über die Grenzen der Sinne hinaus zu verfolgen durch Schlußfolgerungen, die sicherer sind als die Beobachtungen. Was nicht handlich gemessen oder gewogen werden kann ist so sicher berechnet worden nach festen durchgehenden Gesetzen, daß die Grenzen der Sinne nicht länger die des wissens sind, sondern nur die Stellen bezeichnen, wo die unmittelbaren Eindrücke durch Schlußfolgerungen weiter geführt werden sollen. Der äußerste Planet Neptun ward durch berechnen bestimmt, bevor er durch sehen aufgefunden werden konnte. Wärmemaße die kein Maßgerät bezeichnen kann werden durch Berechnungen zutreffend ermittelt und die Eigenheiten der unsichtbaren Gase sind durch Versuche vielfach ermittelt und außer Zweifel gestellt.

Die Wissenschaft der Gegenwart ist ganz und gar sachlicher Art; in ihr gilt vor allem die Thatsache und jede Schlußfolgerung erlangt nur in so weit Wert wie sie von Thatsachen hergeleitet und durch erkannte Gesetze gestützt wird. Es sind noch viele Theile des Gebietes unerforscht, aber man läßt sie einstweilen im Dunkel ruhen bis sie aufgehellt werden können. Vom eingreifendsten Einflusse ist in dieser Beziehung die Entdeckung gewesen, daß die Luft ein Körper sei und daß es eine Anzahl einfacher und verbundener Gasarten gebe, welche gemessen gewogen und zur sichtbaren Gestaltung übergeführt werden können. Es verschwand damit die Vorstellung des geheimnißvollen unkörperlichen, der Bewegung ohne Gestalt, welche bis dahin zum Vergleiche gedient hatte bei Verdeutlichung der Wesen der außersinnlichen Welt. Nunmehr war das luftige ätherische oder geistige zum Körper geworden, ließ sich dehnen und drücken, entzünden, aus festen Gestalten austreiben oder solchen einverleiben. Dadurch ward die bisherige Verbindung der Geister mit der Sinnenwelt zerrissen, die

ganze Geisterwelt ward der menschlichen Vorstellung entrückt dadurch daß sie jede Möglichkeit der Gestaltung und unsichtbaren Bewegung verlor. Das Wesen von Geistern in luftartiger Beschaffenheit hörte auf glaublich zu sein; unstofflich geworden hörten sie auf begreiflich zu sein, wurden erkannt als Erzeugnisse des einbildenden Verstandes, als Begriffe, die der Mensch versucht hatte sich zu schaffen aus den vorwaltenden Eindrücken, die das Wesen der lebenden Menschen, unterschieden vom gestorbenen, auf den Beobachter macht.

Die zukünftige Fortbildung der Wissenschaft wird auf dem Wege der Forschungen alle voreiligen Gestalten der Einbildung verdrängen, an die Stelle des Glaubens das Wissen setzen und die außersinnliche Welt nicht auszufüllen suchen durch unsichtbare und stofflose Geister, sondern sie allmälig erhellen und der Wissenschaft erobern. Der Dichter im Menschen wird, wie er mit dem hellenischen Glauben die schöne Vermenschlichung aller Bewegungstufen (Kräfte) verlor, so auch in nächster Zukunft mit dem christlichen Wunderglauben die Vergöttlichung jener Kräfte aufgeben müssen. Der Dichter wird verlieren aber der Weise wird gewinnen, die Gefühle werden ruhiger und küler aber die Gedanken höher und reiner werden, der Mensch wird weniger schwärmen aber mehr thun, den Blick weniger nach dem Himmel richten, desto mehr aber sich umschauen in der Menschheit, wird nicht länger selbsüchtig sein Glück suchen im geschiedenen fortleben und genießen nach dem Tode, sondern im streben dieser Welt für die Fortbildung der Menschheit. Das Leben wird männlicher werden, klarer und entschiedener, dabei aber friedlicher; denn die Wissenschaft fechtet mit Gründen und Erläuterungen, wogegen die Religion in Verfolgungen Scheiterhaufen und Gefängnissen ihre Stütze suchte; die Menschenliebe wird gewinnen, indem jeder Forscher weiß daß der Irrthum auf allen Wegen liegt und er selbst dem Irrthume ausgesetzt sei, irren also nicht der Anlaß zum Hasse sein dürfe.

Die Wissenschaft hat in ihrer Fortbildung auch die Folge das Leben freundlicher zu gestalten, indem sie den Menschen in den Stand setzt die Gefahren des Weltlaufes zu überwinden oder ihrem wirken sich zu entziehen. Was unsere Vorfahren erschreckte und niederwarf ist dem Menschen der Jetztzeit ungefährlich; war jenen das Leben ein angstvolles, am Tage von Gefahren umringt, in der Nacht vom grauen vor Geistern erfüllt, so gestaltet sich das Leben der Gegenwart mehr und mehr zu einem freudigen. Bekannt mit den Gefahren und deren Begegnung, freier von der Furcht der Einbildung und muthiger durch Erkenntniß der menschlichen Fähigkeiten, macht sich der Mensch zum Herrn auf Erden, zwingt die übrigen Gestalten

zu seinem Dienste und wagt es sein Glück durch eigenes thun aufzubauen. Die Wissenschaft mehrt die Mittel zum Leben und verlängert das entstandene Leben, hebt also die Menschheit in ihrer Zahl; sie erleichtert den Kampf um das Dasein, steigert und regelt den Genuß und führt den Menschen zu höherer Erkenntniß, bereichert also auch die Fortbildung des Menschenwesens. Ihr Gebiet ist unbegrenzt und bietet dadurch, in steter Erweiterung der Erkenntniß der Menschheit, auch für die Zukunft unendliches Glück. Der Mensch, indem er erkennt daß er Herr sei in dieser Erdenwelt und daß hier die Quellen seines Lebens und seiner Seligkeit fließen, wird freier von Furcht, aber reicher an Hoffnung Zufriedenheit und Selbstachtung.

§. 462. Das **Familienleben** hat, gleich jeder anderen Gestaltung des Menschenwesens, einen steigenden Bildunglauf bis zur Gegenwart zurückgelegt, aber augenscheinlich den Gipfel noch lange nicht erreicht.

Die Ehe umfaßt zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes und deren Kinder; sie hat den Zweck der Fortbildung beider durch gegenseitige Ergänzung und der Verjüngung der Menschheit durch den erzielten Nachwuchs. Von den Grenzen der Thierheit beginnend, hat die Menschheit die Erreichung jener Zwecke mehr und mehr angebahnt und allmälig sind die Weiber und Kinder zur menschenwürdigen Geltung erhoben worden. Auf den rückständigsten Stufen ist das Weib eine Last für den Mann, eine Gefährtin, die von seinem Erwerbe zehrt und deshalb jede Behandlung erdulden muß. Auf höherer Stufe ward es Arbeitsklavin und erhob sich erst später, nach Entdeckung des Feuers, zur nützlichen und deshalb geachteten Genossin. Es offenbart sich auch hierin eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der dunklen Menschheit der heißen Länder und der hellen Menschheit des gemäßigten Erdgürtels: dort in der Hitze reift das Weib längst vordem es ausgewachsen ist und verblüht so rasch, daß es den größten Theil seiner Lebenszeit abgelebt ist, aus dem Kindesleben sofort in die Ehe übergeht und aus dieser rasch zurück sinkt in ein reizloses Alter, in welchem es nur als Arbeitsklavin dienen kann. In gemäßigten Ländern reift es langsamer, so daß zwischen den Kinderjahren und der Ehe ein sonniges Jungfrauenleben liegt; auch blüht sie länger als Frau, das größere Arbeitbedürfniß gibt ihre eine höhere Nutzleistung und namentlich das Feuer, dessen Hut und Verwendung ihr anvertraut ward, erhöhete ihren Wert für den Mann und dadurch ihre Geltung in der Ehe. Im gemäßigten Erdgürtel nähert sich die Frau der Stellung einer ergänzenden Hälfte, einer Mitarbeiterin zum

gemeinsamen Wohle und gewinnt dadurch mehr Selbstbestimmung über ihr Leben.

Anfänglich war die Liebeswahl unbeschränkt wie im Thierreiche, ohne die beiderseitige Fortbildung und die Verjüngung der Menschheit als vorgesetzte Zwecke zu verfolgen. Späterhin ward die Wahl beschränkt, um diese Zwecke so weit sie erkannt wurden zu ermöglichen, und die elterliche Fürsorge erstreckte sich allmälig so weit, daß den Töchtern die Liebeswahl gänzlich entzogen ward. Diesem Zwange haben sie durch alle Zeiten und bei den verschiedensten Völkern sich zu entziehen gesucht durch List Widerstreben oder Flucht, und der weiblichen Hälfte der Menschheit ist dadurch frühzeitig die Verstellung Täuschung und Entsagung als vorwaltende Beigabe ihrer Liebeswahl zugetheilt worden. Im Laufe der Zeit hat die zunehmende Bildung den rohen Zwang beseitigt, die Liebeswahl hat an Einfluß gewonnen, ist aber andererseits wiederum geschmälert worden durch die Rücksichten auf Ernärung, welche den Kreis der Wahl beengen und den Verbänden als Vorwand dienen um beschränkende oder abschreckende Einrichtungen zu treffen.

Die Geltung des Nachwuchses hat ebenfalls im Laufe der Zeit durch Fortbildung der Erkenntniß gewonnen: die Kinder, anfänglich unbeschränktes Eigenthum der Eltern, sind zu Mitgliedern des Verbandes erhoben worden und genießen dessen Schutz und Förderung; ihre Entstehung ist als eine Notwendigkeit zur Erhaltung des Verbandes erkannt worden, und wird nur noch behindert durch die wahnwitzige Furcht vor Übervölkerung (§. 306), so wie die selbsüchtige Rücksicht der Eltern auf den eigenen Genuß des besitzenden Lebensunterhaltes. Der Verband wirkt der Verjüngung entgegen, indem er die von seiner Genehmigung abhängige Schließung einer gewaltsam bindenden Ehe als Vorbedingung der Erzielung des Nachwuchses geltend macht und in härtester Weise Mutter und Kind dafür büßen läßt, wenn seiner Forderung nicht entsprochen wird. In Frankreich wird dem verführten Weibe sogar jede gesetzliche Hülfe verweigert wider den, der die Kinderlast mit ihr theilen sollte; der Verband schneidet seinerseits die Hilfe ab, um mit dem Tode des verkümmerns die zu strafen, welche den Gesetzen der Menschheit mehr gehorchen als denen ihrer rückständigen Gesetzgeber. Die Furcht vor Übervölkerung ist der Moloch der Neuzeit, dem die Kinder jährlich zu tausenden geopfert werden und überdies die Mütter; auch beide nicht im raschen Feuertode, sondern im langsam hinmarternden verkümmern. Sie hat zum französischen Gesetze geführt welches die Vaterfrage verbietet, dadurch aber das französische Volk zu den eklen und schwächenden Aushilfen gedrängt, welche den Naturzweck vereiteln und die Genußgier

steigern, die Mehrung und Kräftigung des Volkes hindern und den Scheußlichkeiten eine Brutstätte schaffen, von der aus sie den übrigen Europäern allmälig zugeführt werden.

Neben der Ehe hat sich durch alle Zeiten die Wildniß erhalten in den die Menschheit entwürdigenden Gestaltungen der Unnatur, der Preisgebung, der Vielmännerei und Vielweiberei; dabei als Ausgeburt der Wildniß die Geschlechtspest. Sie sind sämmtlich die Folgen der Ehebeschränkung und der Unterdrückung der weiblichen Menschenhälfte in ihrer Fortbildung: indem erstere dem menschlichen Geschlechtstriebe, der unglücklicher Weise das ganze Jahr hindurch lebt, die naturgemäße Äußerung schmälert durch Ehehindernisse oder Bestrafung; letztere dagegen das Weib zwingt, eine Last zu sein für Zeitlebens, dadurch daß es gehindert wird sich die selbständige Lebenserhaltung zu erringen. Aus der Beschränkung erwachsen die naturwidrigen Übel, die Verneinung und Verhinderung des Lebens und die Krankheiten, deren Verbreitung die Wildniß sichert; es entstehen daraus die Kindermorde vor und nach der Geburt, die augenfällige Schwächung der weiblichen Hälfte und die Übertragung dieser Schwächezustände auf die Kinder.

So zeigt die Gegenwart zalreiche Verhältnisse, die fortbildend wie rückbildend sich durchkreuzen: die Ehe einerseits als Liebesbund heben, andererseits hinab drücken zur Versorgung-Anstalt; die Liebeswahl von Fesseln befreien welche der elterliche Zwang auferlegte, andererseits in neue Fesseln schlagen durch die Rücksichten auf Stand und Lebensgewohnheiten; die den Nachwuchs fördern durch den Schutz der Ehe wider die Wildniß und ihn wiederum hindern durch Beschränkung der Eheschließung; die Geltung des Weibes heben durch gesetzlichen Schutz und sie andererseits mindern durch verwehren der Theilnahme an nutzbaren und ernärenden Thätigkeiten. Der Verband (Gemeinde, Stat) sucht einerseits der Wildniß zu wehren, indem er die geschlossene Ehe zur Bedingung der wirkenden Liebe macht und pflegt sie andererseits, indem er die Ehe zu einer Fessel gestaltet, deren Zerreißung er gar nicht oder überaus schwer gestattet, desto mehr aber deren Umgehung duldet. Statt glückliche Ehen zu schaffen durch trennen der unglücklichen hält er diese zwangsweise zusammen und weist sie an auf Ergänzung durch die Wildniß. Dieser innige Zusammenhang offenbart sich um so stärker, je größer die Hindernisse der Scheidung sind, also bei katholischen Völkern mehr als bei evangelischen; nicht etwa, daß die Verschiedenheit des Bekenntnisses dabei mitwirkte oder der Katholik als solcher sittlich tiefer stehe, sondern die bei katholischen Völkern geltende Unauflösbarkeit der Ehe fördert die Unsittlichkeit in höherem Grade, indem sie die beiden Genossen einer

unglücklichen Ehe lediglich auf die Wildniß anweist, statt ihnen die Schließung anderer Ehen zu gestatten. In Paris und Wien, den beiden Hauptstädten des Katholicismuus nördlich der Alpen, findet sich deshalb auch am stärksten die zur Schau getragene Geringschätzung der Ehe und Verherrlichung der Zustände der Wildniß: in Büchern Zeitschriften und Schauspielen wird die Ehe als eine Fallgrube für Leichtsinnige oder Dummköpfe dargestellt, die Preisgebung als Poesie des Lebens, die Untreue und der gegenseitige Betrug der Ehegenossen als Abwechslung in der Eintönigkeit des zusammen lebens und streifen der Männrr in der Wildniß als Lebensgenuß. Die Unlösbarkeit unglücklicher Ehen ist die Quelle des Verderbens, und indem der katholische Priesterverband die Ehe dadurch zu heiligen suchte, führte er ihre Unheiligkeit, ihre Zerrüttung herbei und verhalf der Wildniß zum Siege über die Ehe.

Die Fortbildung der Ehe wird voraussichtlich dahin sich richten, schließen wie lösen zu erleichtern, die Hindernisse zu beseitigen welche Gesetze und Sitten entgegen stellen. Die freie Liebeswahl, durch die Zwecke der Ehe geboten, wird allmälig gewinnen an Herrschaft; die Stellung der weiblichen Hälfte wird sich heben durch größere Verwendbarkeit für nüzliche und lohnende Arbeiten, so daß sie nicht länger eine Lebenslast bilde für den Mann, die ihn hemmt und drückt. Dem Weibe werden seine Rechte und Ansprüche gesichert werden wider den Mann in allen Verhältnissen; seine Unschuld gesichert als ein wertvolles Gut. Sein Anteil am Ehebesitze wird nicht länger der männlichen Willkür überlassen werden. Für die Kinderlast, dem Gemeinwesen eine Wohlthat, wird den Eltern durch angemessene Einrichtungen und Steuererläße geholfen werden, deren ernären überdies erleichtert durch abschaffen aller Verbrauchsteuern, ihr fortbilden ermöglicht durch unentgeltlichen Unterricht für alle Kinder und alle öffentlichen Unterrichts-Anstalten; deren benutzen abgemessen nicht nach dem Vermögen der Eltern sondern den Fähigkeiten der Kinder. Die schändliche Furcht vor Übervölkerung wird schwinden, die Verbände (Gemeinde, Stat) werden erkennen daß jeder neu geborene ein Gewinn sei an Kraft und Wohlstand, der erwünscht sein müsse und willkommen; so daß es geboten sei die Verjüngung durch Nachwuchs zu fördern statt zu zügeln und daß die günstigste Weise mittelst der Ehe erreicht werde, welche gefördert werden soll in jeder zweckdienlichen Weise, wogegen die Wildniß thunlichst zurück gedrängt und unterdrückt werden müsse. Statt der Preisgebung Vorschub zu leisten durch sichern wider Krankheiten, durch gestatten ihres öffentlichen auftretens und anlockens, wird man ihr jede Gelegenheit entziehen sich geltend zu machen und die Verbreitung der Geschlechtspest durch Unzucht als

Verbrechen bestrafen. Der Ehe wird ihre gebürende Geltung gesichert, jeder dazu führende Weg erleichtert werden und jedes ihr feindselige unterdrückt oder gezügelt werden. Dem Nachwuchse zum verjüngen der Menschheit wird sein gedeihen in jeder Richtung erleichtert und als Hauptaufgabe der Verbände sich geltend machen, den Kindern wie den Eltern alle Wohlthaten des Verbandes zugänglich zu machen, ohne sie nach Standes- oder Vermögens-Verhältnissen abzumessen.

§. 463. Das **Leben im Verbande** hat von den rückständigsten Zuständen her seinen wohlthätigen Einfluß auf die Fortbildung der einzelen und der Gesammtheit allmälig erweitert in Ausdehnung und Tiefe, so daß die Gegenwart eine Fülle der verschiedensten Gestaltungen offenbart, die theils in der Fortbildung, theils in der Rückbildung sich befinden. Dieses zeigt sich in den Statseinrichtungen und den Gesellschaft-Verhältnissen der Menschen, letztere den ersteren untergeordnet, aber dennoch unabhängig ihren Verlauf nehmend.

Dem Verbande ist das Einzelleben voraufgegangen, die einfache Gestaltung des Willens zum Dasein, der nur sich als höchsten Zweck anerkennt und geltend macht. Im Verbande dagegen stellte sich der Wille der Gesammtheit über den Einzelwillen, bekämpfte und unterdrückte ihn so weit es nötig schien und ließ keinen höhern Zweck gelten als den des Gemeinwohles. Da aber das Dasein des einzelen nicht aufgehoben werden konnte um den Willen zu beugen, so stemmte sich dieser entgegen und setzte sich von Anbeginn her dieser Zwiespalt fort durch alle wechselnden Gestaltungen des Verbandes. Auch die Gegenwart zeigt uns, ebenso deutlich wie die Vergangenheit, den Widerstand des einzelen, die Selbsucht im Kampfe wider die Anforderungen der Gesammtheit; dagegen weitschichtige Anordnungen des Verbandes in Gesetzen Gerichten Häschern und Gefängnissen, um dem Willen der Gesammtheit den Willen des einzelen unter zu ordnen.

Als der einzele in den Verband eintrat welcher zur späteren Bildung des States führte, war die Erkenntniß des gemeinsamen erst im entstehen, bezog sich auf das einfachste und nächstliegende, welches den Willen der einzelen am wenigsten beschränkte. Es war zuerst eine freie Verbindung zur gemeinsamen Kriegsführung, sei es zum vertheidigen oder rauben. Später gestatteten die Erforderniße nicht, daß der Wille zum Dasein sich im einzelen geltend mache durch Enthaltung, sondern zwangen jeden wehrhaften sich am Kriege zu betheiligen. Sie verliehen ihm das Recht und die Pflicht an den Beratungen Theil zu nehmen und gleichhelfend mit abzustimmen; seine

Stimme war aber nur dann entscheidend wenn sie zur Mehrheit gehörte, andrenfalls mußte er dieser sich fügen und selbst wider seine Ansicht am Kriege Theil nehmen. Diese erste Beschränkung des Einzelwillens war sofort die eingreifendste unter allen, denn sie unterdrückte den Willen zum Dasein unmittelbar, indem sie das Leben als Selbstzweck verneinte, dem einzelen die Verfügung über das eigene Leben nahm und ihn selbst wider seine Ansicht, der Gefahr aussetzte sein Leben zu verlieren. Dieser Eingriff hat zu allen Zeiten den stärksten Widerstand des einzelen gefunden, der mit mehr oder minder berechtigter Selbsucht den Erfordernissen des Krieges sich widersetzt, sich zu entziehen sucht um sein Leben zu retten. Der Stärke dieses Willens angemessen hat die Gesammtheit von jeher sich genöthigt gesehen, durch geschärfte Gesetze und Strafen den Einzelwillen nieder zu halten, ihn zu zwingen das Dasein zu verneinen so oft der Krieg es erfordert.

Die selbe Rücksicht griff auch ein in die anderen Beziehungen des einzelen, indem sie die Erhaltung und Mehrung der Manneszahl zur Aufgabe stellte, zu diesem Ende dem Morde und Zweikampfe wehrte und die Ehe unter ihren Schutz nahm. Jeder ward beschränkt in der Ausübung seiner Rache und gemeingiltigen Gesetzen untergeordnet; die Ehe ward zu einem gesetzlichen Bunde und deren Nachwuchs der Fürsorge der Gesammtheit unterstellt. Die Ausübung der Rache ist stufenweise stärker beschränkt worden, so daß nicht allein dem Morde, sondern auch der Verletzung und endlich der wörtlichen Beleidigung gewehrt ward. Die Ehe ward in so weit dem Schutze der Gesammtheit unterstellt, daß es den Männern gewehrt ward, einander die Frauen abtrünnig zu machen und Kinderlast aufzubürden; die Kinder wurden geschützt gegen willkürliches töden und ihnen Gelegenheiten zum Unterricht geschaffen. Allmälig wurden den Frauen und Kindern die Rechte an den Mann und Vater gemehrt, die Äußerung des Willens im Manne auch in dieser Beziehung dem Willen der Gesammtheit untergeordnet.

Die Erhaltung der Manneszahl durch hindern des Mordes führte dazu die Anläße zum Streite zu mindern, der bei jeder Art der Entstehung zum Morde führen konnte. Es ward deshalb auch die Sicherheit des Eigenthums der gesetzlichen Überwachung unterstellt, jede Verletzung des Besitzes als eine Gefährdung der allgemeinen Sicherheit betrachtet und bestraft. So entstand im Laufe der Zeit eine stätig wachsende Zahl von Gesetzen, deren beschränkender Einfluß immer tiefer in die Verhältnisse der einzelen eingriff, ihren Eigenwillen, ihre Selbsucht in immer weiteren Beziehungen abhängig machte von den Beschlüssen der Gesammtheit. Wie sehr der ursprüngliche

Beweggrund der Verhinderung des zum Morde führenden Streites, maßgebend geblieben ist in den Gesetzen, ergibt sich aus der Wahrnehmung, daß auch in der Gegenwart die Gesetze mit geringen Ausnahmen nur auf Männer Bedacht nehmen, nur deren Streitfragen lösen, dagegen die Rechte der Frauen und Kinder gegenüber anderen ihres gleichen und den Männern, nur beiläufig und geringfügig in Betracht ziehen; weil eben nicht zu befürchten ist daß ihr Streit zum Morde führen könne.

Der Verband, welcher zunächst in der Gemeinde, am höchsten aber im State seine Gestaltung hat, brachte im zunehmenden Maße den Eigenwillen der Genossen zur Unterordnung, lehrte die Erfordernisse der Gesammtheit erkennen und stellte über den weiten Bereich eines zahlreichen Volkes die gemeinsamen Erfordernisse fest, so wie die damit verbundenen Rechte und Pflichten jedes einzelen. Die ursprüngliche Selbstbestimmung, die Unbeschränktheit des Entschlusses ist jedem Genossen genommen worden; er hat nicht länger voran zu stellen was er will sondern was er darf, was das Gesetz ihm auferlegt und wider seinen Willen geltend macht. Hieraus entstand nicht allein ein Zwiespalt im Bewußtseine jedes einzelen, der auf allen Wegen sein eigenes Wesen mit den fremden Anforderungen des Verbandes einen soll, sondern es erwuchs auch daraus ein steter Kampf zwischen dem einzelen, der seinen Willen der Selbsucht geltend macht so weit er kann, und der Gesammtheit welche dem Eigenwillen fast allenthalben Schranken setzt und ihn zwingt sich zu fügen. Da aber die Gesammtheit weder allgegenwärtig noch allwissend ist: so kann sie nicht jedem einzelen auf allen Wegen folgen und ihn überwachen; da sie überdies nur durch Bevollmächtigte ihren Willen kund geben und durchführen kann: so ist sie auch nicht jedem Einzelen an Erkenntniß überlegen. Sie steht also in zweien Beziehungen im Nachtheile dem einzelen gegenüber. Die Folge davon ist, daß die Gesammtheit einen ungleichen Kampf führt, wodurch ihr die Mehrzahl der Verletzungen ihrer Gesetze entgeht; auch daß sie im Falle der Entdeckung vielfach mit der überlegenen Klugheit des einzelen zu kämpfen hat und seiner Schlauheit unterliegt.

Der Verband hat die Leitung seiner Angelegenheit aus zweien Gründen erweitern müssen, nämlich bei zunehmender Zahl seiner Genossen um so mehr Leiter zu ernennen gehabt und bei anwachsender Vielseitigkeit seines Lebens, die Leiter in größerer Manchfachheit auswählen müssen; dabei jedem das Fach seines wirkens um so enger begrenzt, je mehr es nöthig ward den Gesammtwillen in jedem einzelen Fache mit möglichster Kraftäußerung wirken zu lassen. Es ist daraus die stätig wachsende Zahl der Leiter der Gesammtheit er=

wachsen; ferner die Notwendigkeit die Leitung immer mehr an Beamte über gehen zu lassen, welche sich die besonderen Fächer zur Lebensaufgabe machen; auch aus gleichem Grunde die Fächer der einzelen Beamten durchgehends immer mehr zu theilen, enger zu begrenzen und von einander zu trennen. Es hat sich auf diesem Wege der Beamtenstat gebildet, welcher die stätig zunehmenden Befugnisse der Gesammtheit den einzelen gegenüber zu vertreten und durchzuführen hat, in jedem Volke den wirklichen Leiter bildet, dem gegenüber der Wille des einzelen wirkunglos ist.

Die Spitze der Leitung des Verbandes hat sich im Laufe der Fortbildung verschieden gebildet, je nach der örtlichen Gestaltung des Lebens. Verbände welche den Krieg als ihre Hauptaufgabe betrachteten oder ihn dauernd führen mußten, setzten einen Kriegsherrn an die Spitze, dem sie wie es der Krieg erfordert die weitest gehenden Befugnisse übertrugen. Andere Verbände welche den Frieden als das bedingende ihres Lebens erkannten, übertrugen die Leitung einer Mehrzahl von gleichberechtigten Männern, denen sie, wie es die manchfachen Verhältnisse der Friedenszustände erfordern, geschiedene und gegen einander abgegrenzte Befugnisse verliehen. Je nachdem die Entwicklung der einzelen Verbände sich gestaltete, aus Kriegszuständen zum anhaltenden Frieden über gingen oder umgekehrt, änderten sie oftmals ihre Spitzen um der eingetretenen Umwandlung zu genügen. Die Gegenwart zeigt uns deshalb diese Einrichtungen in größter Manchfachheit, vom alles leitenwollenden Kriegsherrn bis zu der in alles eingreifenden Gesammtheit. Den desfallsigen Verhältnissen der Europäer liegt die arische Einrichtung der Leitung durch die Gesammtheit zum Grunde; welche in der Vorzeit unter Friedenszuständen die Ältesten zu Leitern der Gesammtheit erhob, im Kriege dagegen einen gewählten Kriegsherrn; dann je nach vorherrschen des Friedens oder Krieges die eine oder andere Seite der Leitung bleibend machte. Seit der Auswanderung aus der Urheimat in Mittel-Asien bis zur schließlichen Festsetzung in Europa, waren bei den Ariern die Kriegszustände die Regel und deren Erfordernisse mußten dauernd das Übergewicht erlangen, je mehr die Zustände des Friedens dem Gedächtnisse der auf einander folgenden Geschlechter entschwanden. Der glückliche und siegreiche Hordenführer ward Leiter, und wer unter den Hordenführern sich auszeichnete dem ordneten die übrigen sich unter: er ward ihr Fürst. Da aber Kriegskunde und Tapferkeit nicht erbliche Eigenschaften sind: so ward der Fürst gewählt, entweder von den Hordenführern (dem Adel) oder von der Gesammtheit der Waffenträger. Mit diesen Einrichtungen des Krieges drangen die Vorfahren der jetzigen Romanen Teutonen und Slaven in Europa ein, drängten und schoben sich

im Wechselkampfe bis die einzelen Stämme zur Ruhe kamen in neuen Ansiedlungen. Es traten allmälig Friedenszustände ein und mußten demgemäß die Einrichtungen sich ändern, d. h. die einheitliche Leitung des Krieges sich auflösen in die vielfältige Leitung des Friedens. Die ursprüngliche Gleichheit der Waffenträger war nur noch bei einzelen Stämmen erhalten worden; bei den meisten waren bleibende Standesunterschiede erwachsen, sei es durch die Volksverschiedenheit der Leiter von den geleiteten oder durch die Unterjochung anderer Stämme, oft auch durch die dauernde Gewohnheit der Unterordnung im Kriege und die Abstufung der Beutetheilung; je nachdem gab es bleibende oder wandelbare Spitzen, erbliche oder wählbare. Es war jedoch die Wählbarkeit überwiegend, weil sie durch den Kriegszustand bedingt worden war, welcher es erforderte daß der tüchtigste Mann an die Spitze gestellt werde und daß dieser von denen gewählt werde welche ihr Leben seiner Leitung anvertraueten. Als die zunehmenden Friedenszustände den Zwang des Krieges milderten, gewannen die dem Kriegsherrn untergebenen an Macht, drängten seine Gewalt zurück und setzten ihm Schranken durch Gesetze, deren verletzen sie mit dem Tode bestraften. Je nach der stattgefundenen Entwicklung des Volkes war entweder die gesammte Zahl der Männer als Leiter und Vertreter wirksam oder es waren die Häupter der einzelen Horden, der Adel: in beiden Fällen standen sie dem Kriegsherrn gegenüber als Glieder der Gesammtheit, welche durch sie die einheitliche Spitze wählte absetzte und bestrafte nach Gutdünken. Je nachdem das eroberte Land unter die Genossen vertheilt ward zum freien Eigenthume oder nur zur Benutzung dargeliehen, entwickelten sich die Zustände verschieden: im ersteren Falle entstanden die Verbände freier Bauerschaften, im zweiten dagegen die Lehnsverbände; deren Genossen gemeinsam die Eigner des gesammten Landes waren, welches unter der Leitung eines erwählten Mitgliedes (Fürsten) eingetheilt und den einzelen nur zur Benutzung gelehnt (geliehen) ward. In beiden Fällen ward das Land in Gehöfte getheilt, alt-arischer Weise gemäß; jedoch mit dem Unterschiede, daß in den Verbänden freier Bauerschaften jedes Gehöft dem anderen gleich war und seiner Sippe verblieb; wogegen in den Lehnsverbänden die einzelen Lehen ungleich vertheilt wurden, so daß Adelsgüter und Bauerhöfe entstanden; welche aber beide den zeitweiligen Nutznießern genommen werden durften, weil sie gleich berechtigt wenn auch ungleich begütert waren.

Diese Lehnsverhältnisse, weitaus überwiegend in Europa, erlitten eine wesentliche Umgestaltung als die Lehnsträger (Fürst und Adel) durch Treulosigkeit die Lehnsgüter in erblichen Besitz umwandelten; den übrigen Genossen jeden Antheil an dem gemeinsamen Landbesitze

abschnitten, indem sie das geliehene Gut raubten und zum festen vererblichen Besitze ihrer Familien machten. Dabei verlieh der Adel dem Fürsten seine Würde erblich und da dieser verpflichtet war das gemeinsame Gut wider den Adel zu wahren, beging er eine doppelte Treulosigkeit als Lehnsherr und Lehnsträger. So entstand in fast jedem Volke eine Anzahl unabhängiger Fürstenthümer, jedes mit einem erblichen Fürsten an der Spitze und einer Anzahl adliger Besitzer des übrigen Landes, die dem Fürsten unterstanden aber ihm gegenüber das Volk vertraten. Je nach dem Verlaufe der Begebenheiten blieben diese Fürstenthümer im Volke getrennt bis in die Neuzeit, wie z. B. in Italien und im Nordreiche; oder die Fürsten eines Volkes wählten sich einen Vorgesetzten, wie z. B. die deutschen Fürsten bis 1806 einen Kaiser; oder auch die mächtigsten Fürsten benutzten günstige Gelegenheiten um die schwächeren zu unterdrücken, wie in Spanien Frankreich und Großbrittanien. Im ersteren Falle entstand die Zerrissenheit des Volkes durch eine Anzahl sich befehdender Fürsten, im zweiten Falle ein Wahlreich voller Schwächen, im dritten Falle ein geschlossenes Reich kräftig nach innen und außen. Das streben aller Fürsten ging dahin den Adel, welcher die Gesammtheit wider sie vertrat, unmächtig zu machen; denn der Adel übte seine Gewalt mit gefährlicher Schärfe, indem er nach Gutdünken Fürsten absetzte verjagte oder tödete, bis in das 19. Jahrhundert hinein zahlreiche Todesurtheile über Fürsten fällte und vollstreckte. Die Könige nnd Fürsten bedienten sich dazu des Mittels der Spaltung und der offenen Befehdung oder heimlichen Ausrottung: die Spaltung durch berufen der Städteabgeordneten zu den Reichstagen oder Parlamenten, wie es die deutschen Kaiser, englischen spanischen und französischen Könige thaten; die Unterdrückung durch Fehden ward bei allen Völkern üblich und je nachdem es den Oberherren gelang, fanden sie (in Frankreich u. a.) frühzeitig ihr Ende oder dauerten (in Polen) bis in das 18. Jahrhundert fort. Die Ausrottung geschah häufig durch köpfen oder henken des auffässigen Adels, oft auch durch Gift oder Meuchelmord, noch mehr durch entziehen der Besitzthümer, wodurch ihre Familien verarmten und spurlos vergingen.

Die Gegenwart zeigt alle Stufen der Entwicklung in Gestaltung der Spitze: unbeschränkte Beherrscher eines zahlreichen Volkes in Rußland und der Türkei; begrenzte Beherrscher ganzer Völker in Spanien und England oder großer Völkertheile in Östreich Preußen Baiern u. a., stufenweise und verschieden beschränkt bis zum Wahlvorstande der Schweiz Frankreichs und Nord=Amerikas. Sie zeigt ferner, wie geschlossene Reiche nicht allein ein ganzes Volk umfassen, sondern auch beträchtliche Theile anderer Völker, namentlich in Rußland und Frank=

reich; oder auch aus zahlreichen Völkertheilen zusammen gesetzt sind wie Östreich; wie dagegen das deutsche Volk und ebenso das nordische in Fürstenthümer zersplittert bleiben, wogegen das italische Volk aus der Zersplitterung zur Einheit gelangte. Die Neuzeit hat schroffe Übergänge aus einer Form zur anderen erlebt: in Frankreich eine Reihenfolge von König- und Kaiserreichen, so wie Republiken verschiedener Art; in Italien Spanien Deutschland und dem Norden die Übergänge vom unbeschränkten zum beschränkten Fürstenthume mit bunten Verfassungen. Es sind Völker in ihrer Geltung gestiegen und andere gefallen: das polnische ist durch Raub unter verschiedene Fürstenhäuser gekommen, wogegen das italische seiner Fürstenhäuser sich entledigte. Der Adel ist in Frankreich und Spanien zerrüttet worden, wogegen er in England Deutschland Schweden und Ungarn sich erhalten hat, in der Türkei gänzlich fehlt und in Rußland nur so weit gilt wie er im Beamtenwesen sich empor arbeitet. Die Priesterverbände haben in ganz verschiedener Weise sich entwickelt: in Italien hat der katholische Verband einen Stadttheil Roms in Besitz, wogegen er in Frankreich zur Beamtenstellung gesunken ist; die evangelische Priesterschaft ist in England reich begütert angesehen und mächtig, bei den anderen Völkern zu Stats- oder Gemeinde-Beamten geworden; die griechische in Rußland ist ein gegliedertes Beamtenthum, in der Türkei dagegen eine richtende Körperschaft. Allenthalben zeigt sich das Beamtenwesen als die stärkste Entwicklung der Gesammtheit, mächtiger als Fürsten und Verfassungen, Adel und Priesterschaften; in den verschiedenen Völkern und Zeiten ziemlich gleichmäßig herrschend in solcher Machtfülle, daß jede andere nur so weit Einfluß üben kann wie das Beamtenwesen solches gestatten und fördern will.

Als die Fürsten den Adel unterdrückt hatten, welcher die Gesammtheit ihnen gegenüber vertrat, waren ihre gefährlichsten Widersacher beseitigt, welche ohne weiteres mit Todesurtheilen wider mißliebige Fürsten verfahren waren und solche auch in irgend einer Art vollstreckt hatten, sei es durch öffentliches hinrichten oder Meuchelmord. Sie unterdrückten nächstdem die Priesterschaften, welche meistens mit dem Adel verbündet gewesen waren und ihren Segen zu allem gegeben hatten; drängten dann auch die Vertreter der Städte zurück, welche ihnen früher wider den Adel hatten dienen müssen, nunmehr aber unnötig geworden waren. Nachdem dieses vollbracht ward die Hauspolitik herrschend: der Fürst hörte auf die Spitze eines geschlossenen Verbandes zu sein, wandelte sich um in das Haupt eines Fürstenhauses, welches Eigner eines besonderen Theiles der Erdoberfläche sei sammt den darauf lebenden Menschenherden. Er hielt sich nunmehr verpflichtet, diesen Besitz seines Fürstenhauses zu mehren mit

allen Mitteln, so daß es unerheblich ward welchem Volke die Menschenherden zugehörten die man gewann oder im Verluste hingab. Diese Hauspolitik verneinte alle Rechte der Völker und gefährdete ebenso sehr den Besitzstand anderer Fürsten; sie brachte alle Mittel der Gewalt und List, der Verbündung und des Verrathes der Verbündeten zur Herrschaft; zwang die Völker sich stätig wider einander zu waffnen, um den Überfällen vorzubeugen welche die Fürsten einander zutraueten, überdies aber auch zur Niederhaltung der Unzufriedenheit im eigenen Bereiche.

In der Gegenwart ist die Hauspolitik herrschend in Europa: fast jedes Fürstenhaus sucht seine Macht auszudehnen, mit anderen sich zu verbinden durch] Verwandschaft oder gemeinsames trachten zum Nachtheile dritter. In jeder Richtung, wenn auch mehr oder minder verhüllt, bildet der Vortheil der Völker die untergeordnete Rücksicht; indem er nur in soweit in Betracht kommt, wie er die Fähigkeit und Macht des Fürstenhauses mehrt, aber unbedenklich zurückgesetzt wird wenn die Hauspolitik des Fürsten es verlangt. Die fürstliche Statskunst und Statsverwaltung, das gesammte Ränkespiel der Statskünstler gestaltet sich nach der Hauspolitik der Fürsten; die Ehre und das Ansehen des Fürstenhauses gilt als gleichbedeutend mit der des Volkes, d. h. für jene muß das Volk einstehen. Die Bemühungen anderen Fürstenhäusern Abbruch zu thun, gelten als Verdienste um das Volk; welches sich oft als seinen Ruhm und Vorteil vorspiegeln läßt was ihm weder gehört noch dient und dadurch verblendet schwere Opfer bringt für die Eigensucht seines Fürstenhauses, dafür sich der Gefahr aussetzt an Leben Freiheit und Wohlstand schwer geschädigt zu werden. Die Europäer sind gezwungen, nahezu vier Millionen Soldaten bewaffnet zu erhalten und ungefähr 2000 Millionen Thaler jährlich aufzuwenden, um den Gefahren vorzubeugen mit denen die Hauspolitik der Fürstenhäuser sie bedroht. Dieser bewaffnete Friede raubt den Europäern so sehr die Kräfte daß mehrere der Völker nicht vermögen ihre Ausgaben zu bestreiten durch ihre Einnahmen und sich genötigt sahen jährlich neue Schulden zu machen um den Unterschuß zu decken. Der kräftigste Theil ihrer jungen Mannschaft wird in den Jahren, wann sie sich ansiedeln und verehelichen sollte, dem Nutzstande entzogen um im kostspieligen und ertraglosen Wehrstande geübt zu werden. Sie wird absichtlich geübt im blinden Gehorsam, im verleugnen und unterdrücken jeder würdigen Regung die dem Dienste schädlich werden könnte, wird durch grausame Strafen betroffen denen kein anderer Statsbürger ausgesetzt ist, auch eigenen Gerichten unterstellt, die weder in ihren Grundsätzen und Gesetzen noch in ihrem Rechtsverfahren gebunden sind an die für alle übrigen Bewohner des Landes geltenden

Normen. Sie werden in dürftiger Weise besoldet und gehalten, lediglich im Kriegsdienste unterrichtet mit Ausschluß jeder höheren Ausbildung; so daß sie Einbuße erleiden an Vermögen wie an Bildung, die sie währenddem sich hätten erwerben können in friedlicher Beschäftigung.

Die neue Zeit wird darin voraussichtlich große Verbesserungen bringen. Sie wird die allgemeine Wehrpflicht beibehalten, aber die Zeit zum ausbilden auf das geringste Maß beschränken, damit alle dazu fähigen Gelegenheit erlangen zum ausbilden und doch die gleichzeitig unter den Waffen stehenden keine erdrückende Last bilden für ihre Steuer zahlenden Genossen. Sie werden selbst weniger gestört werden im ausüben ihres Lebensberufes, werden ihre Dienstzeit, durch verschont bleiben von nutzlosen Beschäftigungen, ausgiebiger verwerten können zur höheren Ausbildung und entfernt aus den großen Städten aufhören Pfleger der Unsittlichkeit und ihrer Krankheiten zu sein. Der Stat wird sie angemessen entschädigen müssen für das Opfer an Zeit und Kräften und dadurch den Grund legen zum ferneren gedeihlichen fortkommen. Es werden die barbarischen Strafgesetze verschwinden, die aus früheren Jahrhunderten stammen als das Gesindel sich flüchtete unter die Fahnen, als jeder Ausschuß der Menschheit gut genug befunden ward zur Kriegführung und nur die ärgsten Strafen solche Menschen abhalten konnten ihren verderblichen Neigungen folgend jegliches Verbrechen zu begehen. Die Gesetzgeber werden überdies stärker unterscheiden zwischen dem leben unter Waffen zur Kriegsübung und dem im Kriege, dagegen minder unterscheiden zwischen Führern (Offizieren) und geführten (Unteroffizieren und Soldaten), werden namentlich alle Kriegsmannschaft in ihren bürgerlichen Verhältnissen den bürgerlichen Gesetzen unterstellen. Es wird die vermeintliche Kriegsehre schwinden in den Vorstellungen der Krieger; sie werden sich betrachten nicht als Kriegssklaven sondern als Statsbürger, für das Kriegsleben ausgebildet, bereit dem Statswohle zu dienen wenn andere Völker die rohe Übermacht dawider anwenden wollten, nicht aber bereit wenn fürstliche Raubgier und Herrschsucht im eigenen Verbande die rohe Übermacht verwenden wollte wider andere Völker, oder gar wider die eigenen bürgerlichen Genossen um deren Rechte und Freiheit zu schmälern zu Gunsten der Fürstengewalt oder vermeintlichen Ehre des Fürstenhauses.

Außer den Statsverhältnissen, welche sämmtliche Genossen eines Volkes oder States mit einander verbinden, haben sich Gesellschaft-Verhältnisse ausgebildet, welche nicht allein Volksgenossen mit einander verbinden zu gemeinsamen Zwecken, sondern über das Gebiet des eigenen Volkes oder States hinausreichen; die auch den einzelen Men=

schen in verschiedenster Weise mit vielen anderen dauernd oder vorübergehend in Verband setzen. Die ursprünglichste Gestaltung waren die Jagd-Verbände, in denen bereits die Keime aller nachherigen Verhältnisse auf anderen Gebieten sich vorfanden. Es entwickelte sich die Abhängigkeit der Arbeitnehmer von dem Arbeitgeber, und die Abhängigkeit aller vom Leben der Menschheit, welches auf den Gebieten der Arbeit sich äußert in den Verhältnissen zwischen Angebot und Begehr. Die Verschiedenheit der Fähigkeiten und der Einflüsse des Weltlaufes führten zur ungleichen Vertheilung der Güter, welche die Menschheit aus den Lebensüberschüssen der einzelen ansammelte, und hatten zur Folge, daß aus dem ungleichen Besitze des Bodens die Landsklaverei entstand, aus dem der beweglichen Güter die Geldsklaverei; beide Arten das Mißverhältniß zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Capital und Arbeit) zu einer verderblichen Höhe steigernd.

Die Landsklaverei hat sich überaus nachtheilig geäußert in Folge der Erbrechte, welche die Vertheilung des Landes hinderten, also bei steigernder Zunahme der Bevölkerung das Verhältniß zwischen Landbesitzern und Landlosen immer mehr zu Ungunsten der letzteren gestalteten. In Folge dessen häuften sich bei ersteren die Lebensmittel an, deren die Landlosen bedurften zur Erhaltung des Daseins, und da sie nur durch Arbeit in den Besitz der Narung gelangen konnten, waren sie gezwungen, ihre Arbeit unter jeder Bedingung zu verkaufen, wenn sie ihnen auch nur die dürftigsten Mittel zum Unterhalte verschaffte. Die verhinderte Landtheilung mehrte nicht allein das Angebot der Arbeit, sondern minderte auch den Begehr, indem sie die Arten der Ausnutzung des Bodens förderte, welche mit geringster Arbeit ausreichenden Ertrag bieten. Auch hieraus entstand drängen der Landlosen, welche ihre Arbeit, ihr Leben für das niedrigste Maß des Lebensunterhaltes anboten und verkaufen mußten, weil ihnen selbst eine Landfläche fehlte aus der sie ihren Unterhalt hätten ziehen können. Diese Landsklaverei hat sich allmälig gemindert: einestheils durch Aufhebung der Leibeigenschaft, wodurch es den landlosen Arbeitnehmern möglich ward, ihr Angebot über den Bezirk der Heimat hinaus zu tragen und andere Wege des Begehres zu versuchen; anderentheils durch Minderung der unveräußerlichen Landgüter und Zersplitterung der Bodenflächen, so daß eine stätig zunehmende Zahl von Landlosen zu unabhängigen Besitzern werden konnten und um so viel der Andrang und die Verlegenheit der Arbeitnehmer sich minderte.

Die Geldsklaverei hat einen verschiedenen Verlauf genommen, indem sie bis zur Gegenwart den Bereich ihres wirkens erweitert hat und gedeihliche Maßnahmen zu ihrer Minderung erst jetzt beginnen.

Sie ist weit weniger als die Landsklaverei die Folge der Erbrechte, weil die beweglichen Güter eines Volkes sich stätig mehren, also niemals das gesammte Besitzthum einer festen Anzahl von Genossen gehören konnte, wie es bei der unveränderlichen Bodenausdehnung der Fall war, und weil überdies die beweglichen Güter ihrem Wesen nach der zunehmenden Zersplitterung anheim fallen. Sie ist fast ausschließlich das Erzeugniß der Unkenntniß der Menschen, welche sie hilflos macht und dadurch zwingt ihre Arbeit also ihr Leben unter jeder Bedingung zu verkaufen, welche ihnen das Dasein für die Gegenwart sichert. Die Unwissenheit ist es überdies, welche sie unfähig macht, der Menschheit solchen Nutzen zu leisten der ihres Unterhaltes wert ist; ferner sie hindert den Ertrag ihrer Arbeit in der zweckdienlichsten Weise anzuwenden. Die Folge ist, daß die Menschheit sie verhungern läßt oder daß sie selbst den Lohn anwenden ihr Leben zu verkürzen statt es zu verlängern. Diese Hilflosigkeit der Menschen hat sich gemehrt ungeachtet des steigenden Wohlstandes und obgleich dieser stärker gewachsen ist als die Zahl der Menschen; denn die Erkenntniß hat nicht im gleichen Maße zugenommen. Die erste Folge davon ist gewesen, daß die meisten der geldlosen Menschen nicht gelernt haben der Menschheit höheren Nutzen zu leisten, sondern sich abmühen im Wetteifer zu arbeiten wider Dampfmaschinen; welche nicht durch den Verbrauch von Getreide und Fleisch arbeitfähig erhalten zu werden brauchen, sondern durch die ungleich wohlfeileren Steinkolen, die also Arbeiten zu Preisen liefern können, für welche der arbeitende Mensch sein Dasein nicht zu erhalten im Stande ist. Die zweite Folge ist gewesen daß jene Menschen nicht gelernt haben, ihr Leben anzuwenden, daß sie entweder sich begnügen so viel zu erwerben wie zur dürftigen Erhaltung ihres Daseins im arbeitfähigen Theile des Lebens ausreicht, oder jeden entstehenden Überschuß verschwenden, also auf beiden Wegen ihre Hilflosigkeit dauernd machen. Diese hat es verhindert, daß der steigende Wohlstand sich vertheilen konnte, hat dahin geführt daß die sich mehrenden Güter in den Händen derer sich anhäuften, welche es verstanden sie zu erwerben zu verwalten und zu mehren. Sie wurden reich indem sie der Menschheit größeren Nutzen leisteten als die andren, sich nicht damit begnügten so viel zu erwerben wie zur Erhaltung ihres Daseins in der Gegenwart ausreichte, endlich jeden entstehenden Überschuß ansammelten und der Menschheit nutzbar machten, statt ihn zuverschwenden. Das dazu erforderliche Maß der Erkenntniß ist ein bescheidenes, wie die meisten erweisen in derem Besitze die Güter sich anhäufen. Allein der Unterricht der Menschen, welcher mehr mit dem Himmel als mit der Erde sich befaßt, stärker dem Glauben als dem Wissen Förderung bietet, hat bisher die meisten in Unkenntniß darüber

erhalten, daß jene drei Mittel anzuwenden sind wenn man der Geldsklaverei sich entziehen und in Unabhängigkeit von der Willkür anderer das Glück des Lebens im Verbande sich sichern will.

Die Gegenwart zeigt die fortschreitende Abnahme der Bodensklaverei, aber dagegen die stattgefundene Zunahme der Geldsklaverei. Letztere hat in dem anwachsenden Fabrikwesen ihren Gipfelpunkt erreicht, in welchem die Menschen zu tausenden der Geldsklaverei verfallen, in der sie das einzige Mittel finden wider das verhungern, dem sie sonst unterliegen würden durch ihre Hilflosigkeit. Im Fabrikwesen hat auch die Ausbeutung der Unkenntniß ihre heftigste Wirkung geäußert, indem es meistens die hilflosen nicht dauernd gegen verhungern schützt, auch nicht ihrer Hilflosigkeit überhebt; sie entweder gänzlich in ihrer Beschränkung erhält oder mit frommen Täuschungen befriedigt, ihnen das irdische Elend mit himmlischen Hoffnungen zu versüßen sucht, um desto mehr den irdischen Lohn zur eigenen Bereicherung zu behalten. Der entstandene Haß der hilflosen hat, wie in früheren Jahrhunderten die Bodensklaven zu Bauernkriegen griffen, so in neuerer Zeit die Geldsklaven zu Arbeiter-Unruhen geführt und in den Lehren des Socialismus sich ausgeprägt. In minderer Ausdehnung hat sie zur Verneinung jedes Besitzrechtes, zum Communismus, sich gesteigert, welcher jedes Eigenthum als Diebstahl erklärt, dem durch allgemeine Besitzergreifung ein Ende gemacht werden solle. Das Gebiet der Geldsklaverei befindet sich demnach in der Gegenwart in der selben Verfassung, welche im Beginne der Bauernkriege auf dem Gebiete der Landsklaverei herrschte. In Paris wurden 1830 1848 und 1871 schon die ersten Schlachten geliefert, in denen die Geldsklaven wider die Besitzer fochten und unterlagen. Andererseits haben die Statsverbände sich daran gewöhnt, die Erb- und Besitzrechte anzutasten, haben in wachsender Ausdehnung das Recht der Verfügung über das eigene Leben hinaus beschränkt und die Verfügung des Verbandes über den Besitz der einzelen erweitert, indem sie das Besitzrecht aufhoben durch zwangsweise Entäußerung (Expropriation) so oft das Gemeinwohl solches erheischte, sei es zu Maßnahmen und Unternehmungen des Verbandes (States) oder zu Unternehmungen besonderer Erwerbsverbände (Aktien-Gesellschaften). Die Rechte des Besitzers und der Verfügung darüber sind also in der Gegenwart von zweien Seiten angefochten: einerseits von den güterlosen, den Geldsklaven und ihren Wortführern; andererseits von der Gesammtheit des Verbandes, dem State und seinen Wortführern. So gewinnt das gemeinsame der Menschheit jedenfalls an Ausdruck, wenn auch der Verschiedenheit der Bildungstufen gemäß: in rückständigster Form seitens der güterlosen und in vorgeschrittener durch den Stat; erstere der Rückbildung

ungehörig und der Menschheit feindlich, letztere aber der Fortbildung zugehörig, der Menschheit dienlich und förderlich.

Wie im Verbande die Gesammtheit der Genossen sich zu schützen sucht wider die Unfälle des Daseins welche der Weltlauf mit sich bringt, so haben sich auch die einzelen weitere Sicherheit zu schaffen gesucht wider Unfälle denen die Gesammtheit ihre Genossen ausgesetzt bleiben läßt. Sie haben die Sicherstellung in vielen wichtigen Beziehungen gefunden in den Versicherung-Verbänden, deren Theilhaber bestimmte Gefahren des einzelen übernehmen oder deren nachtheilige Einflüsse aufheben durch Ersatzleistung. Diese Verbände haben sich in zunehmender Zahl Gestaltung und Bereiche ihrer Sicherstellung fortgebildet. In der Gegenwart schließen sie auch gegenseitig Verbindungen unter sich oder durch größere Verbände, so daß der Bereich ihrer Einwirkungen über die ganze Menschheit sich verbreitet und kein wichtiger den Menschen zugänglicher Ort der Erdoberfläche vorhanden ist, der von ihren Einflüssen unberührt bliebe.

In der Jetztzeit enthält das Leben im Verbande noch sämmtliche Formen der früheren Gestaltungen, theils in ihrer Rückbildung, dem Untergange nahe, anderentheils in der Fortbildung zum Gipfel. Es finden sich noch Überbleibsel des ehemaligen Lehnswesens in Lehnsgütern, welche beim aussterben der Familie des Besitzers den Nachkommen des ehemaligen Lehnsherrn zufallen; die Landsklaverei herrscht noch, wenn auch durch Abschaffung der Leibeigenschaft gemildert, bei allen Völkern welche die Theilung des Landbesitzes verhindern durch Festegüter und Erstgeburtrechte, sowol in England wie in Rußland und den übrigen Ländern, aber allenthalben im abnehmen. Die Geldsklaverei herrscht zunehmend in allen Zweigen, wo die Erkenntniß nicht stärker anwächst als der Wohlstand und die Menschenzahl, oder wo die Kenntniß zumeist solchen Gebieten zugewendet wird, auf denen die Befreiung von der Geldsklaverei nicht erreicht werden kann. Im ganzen gerechnet steht jedoch das Leben im Verbande auch auf diesem Gebiete höher als je zuvor; denn die zunehmende Geldsklaverei hat ihre Ausgleichung gefunden durch die Abnahme der Landsklaverei, welche beide auf gleichem Gebiete liegend, gegen einander gerechnet werden dürfen; die Geldsklaverei ist auch leichter zu beseitigen und kommt nur in ihren schroffsten Gestalten der Landsklaverei gleich, wie sie auch nur deshalb sich stärker aufdrängt, weil sie an besonderen Orten in den Fabrikstädten gesammelt erscheint, wogegen die Bodensklaverei sich über das ganze Land ausdehnt. Die Gegenwart zeigt den zurückgelegten Bahnlauf und gibt damit den Faden in die Hand, an welchem die Schlußfolgerungen für die Zukunft gebildet werden können.

Die Bodensklaverei hat sich erhalten in einer abgeschwächten Gestalt in den ländlichen Tagelöhnern, welche auf großen Gütern angesiedelt in völliger Abhängigkeit leben vom Besitzer, auf den sie beschränkt sind bezüglich der Arbeit und des ihnen nur zeitweilig vermieteten Landes, dessen Bodenertrag sie bedürfen zum leben. Sie ist gemindert worden durch große Auswanderung englischer irischer und deutscher Arbeiter nach Amerika; so stark daß wo die meisten großen Güter sind ein Mangel an Arbeitern dadurch entstanden ist. Dieser hat durch mindern des Angebotes dazu geführt daß den Arbeitern höhere Löhne bewilligt werden müssen und sonstige Lebenserleichterungen um sie zu halten. Doch sind sie damit dem Zustande der völligen Abhängigkeit nicht entzogen; welches in der Zukunft nur dadurch erreicht werden kann, daß sie Landbesitzer werden, den eigenen Boden bearbeiten und verbessern ohne die Vorteile anderen geben zu müssen in der demgemäß gesteigerten Pacht. Dieses aneignen der Arbeit anderer durch kurzes vermieten des Landes steht wenig höher als die Leibeigenschaft; denn sie fesselt den Arbeiter durch Armut, so daß es keines anderen Zwanges bedarf um ihn zu fesseln an die Scholle, welche zu verlassen ihm die Mittel gänzlich fehlen. Die Zukunft wird Hilfe schaffen durch zertheilen der großen Güter; deren Flächen alsdann ausreichen die dreifache Anzahl von Menschen zu ernären.

Die Geldsklaverei wird ebenfalls in der Zukunft gemindert werden durch fortbilden der Erkenntniß auf Seiten der Arbeitgeber und der Arbeiter. Erstere werden erkennen daß es vorteilhaft sei das Leben des Arbeiters zu erhalten und zu sichern, ihm die Möglichkeit zu gewähren über den augenblicklichen Lebensunterhalt hinaus für seine Familie zu sorgen. Die Arbeiter werden erkennen daß es sich lohne sparsam zu sein, daß es von Wert sei sich durch Mäßigkeit unabhängig zu machen von Gläubigern, daß nicht Genuß das höchste Ziel des strebens sein solle sondern möglichste Sorgenfreiheit. Sie werden allmälig dazu gelangen sich zu vereinen um aus eigenen Mitteln Werkstätten anzulegen und zu betreiben für den eigenen Bedarf, sich Wohnungen zu bauen und Närmittel nicht allein gemeinsam anzuschaffen sondern auch durch gemeinsame Arbeit zu erzielen, indem sie ihre Werkstätten auf das Land verlegen und mit Landbau verbinden. Sie können aus eigenen Mitteln und ohne Hilfe reicher Leute oder des States sich selbst helfen und sichern wenn sie wollen und werden es thun in dem Maße wie sie fortschreiten in der Erkenntniß; bis sie allmälig sich gewöhnen werden an die Lebensgemeinschaft in abgeschlossenen Verbänden solcher die dazu befähigt sind und Neigung haben.

§. 464. Die Heranbildung der Menschheit zeigt in ihrem bisherigen Verlaufe eine stufenweise Entwicklung des **Menschenrechtes,** aus den kleinsten Keimen allmälig anwachsend in Weite und Tiefe.

Im Grunde sind sämmtliche Bildungen auf dem Gebiete des Rechtes zu betrachten als Schritte zum hervor heben des Menschenrechtes, welches meistens unbewußt den Grundzweck bildete; der nur deshalb nicht offenbar war, weil seine Gestaltungen in kleinen Kreisen stattfanden, welche mehr oder weniger von der übrigen Menschheit sich absonderten. Wenn demnach die stufenweise Entwicklung des Rechtes sich darstellt als Thierrecht Verbandesrecht Völkerrecht und Menschenrecht (§. 118), so sind diese dennoch nur als Abtheilungen und einander folgende Gestaltungen des Menschenrechtes zu betrachten; welches in ihnen seinen stufenweis fortschreitenden Ausdruck fand, gleichlaufend mit der Fortbildung des Menschenwesens in den einzelen Völkern. Je rückständiger die Menschen irgendwo sind, desto mehr überwiegen die niedrigen Stufen in ihren Beziehungen zu einander: das Menschenrecht wirkt lediglich in den Gestaltungen des Thierrechtes als Raub Mord Diebstal Rache u. a. Bei fortschreitender Bildung kommt das Menschenrecht in der höheren Gestaltung des Verbandesrechtes zur Geltung und drängt das Thierrecht zurück; welches nur unter den rückständig gebliebenen und nach außen hin herrschend bleibt. Auf höherer Stufe erhält das Menschenrecht die Gestalt des Völkerrechtes, und soweit es auch die Beschränkung dieser Stufe überwunden hat kommt es als allgemeines Menschenrecht zur Geltung.

Die Heranbildung der Menschheit ist aber eine ungleichmäßige gewesen (§. 405), so daß nicht allein die einzelen Völker, sondern auch die einzelen eines jeden Volkes auf den verschiedensten Stufen der Bildung leben; in um so größeren Abständen, je höher das zum Vergleiche gewählte Volk im Ganzen steht. Demgemäß hat jederzeit das Menschenrecht in den verschiedenen Gestaltungen geherrscht; jedoch allmälig zu höheren Stufen fortschreitend in der selben Weise wie die Menschheit sich fortbildet, als Wanderzug, dessen Spitze auf neuer Bahn dem Gipfel sich nähert, während die rückständigen noch auf der von jenen zurückgelegten Bahn empor wandern; so daß gleichzeitig alle Stufen des empor strebens in dem unabsehbaren Zuge zu erkennen sind, von den rückständigsten am unteren Ende bis zu den vorgeschrittensten der Spitze. Die Betrachtung kann in dieser Beziehung in zwiefacher Weise geleitet werden, ebenso wie bei der Heranbildung der Menschheit überhaupt (§. 363) nämlich: in örtlicher Folge von den rückständigsten Völkern der Jetztzeit hinauf zu den vorgeschrittensten, oder in zeitlicher Folge von den Zuständen der Urzeit eines Volkes bis zu seiner gegenwärtigen Bildung. Das Ergebniß wird in beiden

Fällen die selbe Stufenreihe und dieselben Gesetze in weit verschiedenen Gestaltungen darlegen.

Das Menschenrecht, in seiner rückständigsten Gestalt des Thierrechtes, waltete als der Mensch an den Grenzen des Thierreiches und im zusammen leben mit den Thieren seine Fortbildung erstrebte. Mit den höheren Thieren auf gleicher Stufe, theilweis noch tiefer lebend, bedingte die Gleichstellung das walten des Thierrechtes: Raub und Mord füllten das ganze Rechtsgebiet aus. Auch seines gleichen gegenüber kannte der Mensch keine höhere Gestaltung und der Krieg wider jeden war das Menschenrecht welches jeder besaß. Diese Verhältnisse walten noch jetzt unter den rückständigsten Menschen, sei es an entfernten Orten der Erde oder inmitten der Bildungvölker. Wie in Abessünien die Christen fremde Dörfer nächtlicher Weile überfallen um Vieh und Güter oder gar Menschen zum Verkaufe zu rauben, so ziehen auch in den großen Städten Europas bei Tag und Nacht Horden umher, bereit durch Raub und selbst Mord ihre Deutung des Menschenrechtes zu bethätigen. Im Alterthume geschah gleiches in noch größerer Ausdehnung: die alten Israeliten überfielen die Bewohner Palästinas mit Raub und Mord, tödeten oder trieben sie in die Sklaverei, weil sie dieses Thierrecht als Menschenrecht betrachteten. Die anderen Völker thaten gleiches: die Hellenen schwelgten im Andenken an gelungene Raubzüge, die Eroberungkriege der Römer waren nur Ausübungen des Menschenrechtes auf seiner rückständigsten Stufe als Thierrecht. Eindringen der Arier in Europa gehörte der selben Stufe; denn es war vorbedacht auf Raub und Mord gerichtet wider die vorhandenen Bewohner; ihre Ansiedlung durch gegenseitiges bekämpfen stand ebenso tief; auch alle nachherigen Eroberungkriege der Völker oder Fürstenhäuser waren lediglich Gestaltungen des Thierrechtes. Die Kriege der Vorzeit wie der Jetztzeit wurden von der einen oder anderen Seite unternommen unter der Voraussetzung, daß Raub und Mord zum Menschenrechte gehören; sie stehen also auf der rückständigsten Stufe, der ebenso die Thaten der Räuber Diebe und Mörder inmitten der Bildungvölker angehören, die Raubzüge der Sklavenhändler in Afrika wie die der wilden Stämme an anderen Orten. Jeder Kampf sei es Krieg Duell Schlägerei ist geltend machen des Thierrechtes, dessem Gebiete er angehört.

Überblickt man die Meuschheit im ganzen, so zeigt sich daß die Geltung des Thierrechtes allmälig abgenommen hat, daß die rückständigste Stufe des Menschenrechtes gegenwärtig einen engeren Bereich ausfüllt: die Zahl und Bedeutung der Völker und Menschen welche es als Menschenrecht geltend machen, sind viel geringer als in der Vorzeit, auch seine Ausübung hat an Schädlichkeit verloren. In

der Gegenwart zeigt sich eine anwachsende Geringschätzung des Kriegsruhmes, sowie überwiegende Vorliebe für den Frieden, den sicheren Besitz und Genuß der Güter.

Die höhere Stufe im Verbandesrechte erwuchs später, aber aus dem Thierrechte; denn ihr anfänglicher Zweck war die gegenseitige Stärkung einer Anzahl Raubgenossen, welche ihr Thierrecht durch Verbindung um so wirksamer ausüben wollten wider Thiere und fremde Menschen. Sie beschränkte zunächst die Geltung des Thierrechtes im Inneren des Verbandes, brachte es aber dagegen um so stärker zur Wirkung nach außen, wo Raub und Mord um so übermächtiger wirken konnten. Dieses minderte sich als die Verbände sich erweiterten, die Sippen zu Stämmen, die Stämme zu Völkern sich zusammen schlossen; denn es erweiterten sich die Gebiete, in denen das Verbandesrecht die rückständigere Gestalt unterdrückte und minderten sich in der Menschheit die Berührungpunkte, an denen Anlaß zum anwenden des Thierrechtes gegeben war. So zeigt sich in der Gegenwart wie die meisten Völker auf rückständigen Stufen das Verbandesrecht nur auf enge Bereiche anwenden, auf Horden und kleine Stämme, so daß dem Thierrechte ein um so größerer Außenbereich verbleibt, in welchem Raub und Mord, als Krieg der Horden wider einander wüthen; andererseits wie in Bildungvölkern Europas viele millionen sich vereinigt haben, welche das Verbandesrecht in ihrem Bereiche herrschen lassen und wegen der verhältnißmäßigen Minderung der Berührunggrenzen um so weniger Anlaß haben, daß Thierrecht nach außen geltend zu machen. Im Alterthume herrschten rückständigere Verhältnisse; denn selbst das hochgebildete Volk der Hellenen konnte nur vorübergehend dahin gelangen, das Verbandesrecht über den Bereich des gesammten Volkes auszudehnen, nur dann wenn es zur Abwendung einer gemeinsamen Gefahr nötig war. Zu anderen Zeiten herrschte die höhere Gestaltung nur in den engen Bereichen der einzelen Statsverbände, das Thierrecht waltete entscheidend in den Beziehungen der Stämme und Städte zu einander. Ebenso die Römer, welche allerdings so weit ihre Eroberungen reichten das Verbandesrecht zur Herrschaft brachten. Sie dehnten in unersättlicher Gier nach neuen Eroberungen, die Wirksamkeit des Thierrechtes immer weiter aus und jeder durch Raub und Mord glücklich beendete Krieg rückte nur die Grenzen vor, über welche hinaus sie demnächst das Thierrecht erstrecken wollten. Allerdings muß ihnen zu Gunsten gerechnet werden, daß jenseit jener Grenzen ohnehin das Thierrecht herrschte und daß sie nach glücklicher Eroberung das Verbandesrecht zur Anwendung brachten, also der höheren Gestaltung des Menschenrechtes den Bereich erweiterten. Allein diese Verbesserung ward wesentlich beeinträchtigt

durch den endlosen Fortgang der Kriege, die auch zu friedlichen Völkern getragen wurden; ferner durch die Unterdrückung der bereits vorhandenen höheren Gestaltungen des Menschenrechtes im Inneren; und die allmälige Stärkung des Thierrechtes in den Herrschern, welches das ganze Reich zerrüttete und zur Beute roher Horden werden ließ. Die Fortbildung des neueren Europas hat in umfassenderer und dauerhafterer Weise dem Verbandesrechte zum Übergewichte über das Thierrecht verholfen: es sind allenthalben feindliche Stämme zu Völkern vereint worden, wodurch das Verbandesrecht in großen Bereichen herrschend gemacht ward wo ehedem das Thierrecht unbeschränkt waltete; das höhere Recht ist auch genügend gesichert worden um einen Rückfall in frühere Zustände zu verhindern.

Viel später entstand das Völkerrecht, weil erst in den letzten Jahrhunderten die Europäer so weit gelangten, einander in Völkern gegenüber zu stehen, wogegen bis dahin nur das Verbandesrecht die höchste Gestaltung des Menschenrechtes sein konnte. So lange z. B. Engländer und Schotten mit einander kämpften, konnten sie fremden Völkern gegenüber nicht als ein Volk sich fühlen; sie anerkannten kein gemeinsames Völkerrecht weder unter sich noch anderen gegenüber. Ebenso bei den Franzosen, im gespaltenen Italien und dem zerrissenen Deutschen Reiche: so lange das Verbandesrecht nicht im ganzen Volke zur Geltung gekommen war konnte das Völkerrecht sich nicht entwickeln. Allerdings lagen in jenem die Keime und ersten Gestalten zu diesem; denn beide sind nur stufenweise Fortbildungen des Menschenrechtes, so daß die höhere aus der tieferen hervorgehen mußte. Allein das Völkerrecht erhebt sich besonders dadurch über das Verbandesrecht, daß es mit größerer Freiheit des Entschlusses gebildet ward von unabhängigen Bildungvölkern, welche ohne äußere Nötigung in ihren gegenseitigen Beziehungen die Anläße zur Anwendung des Thierrechtes ausschließen wollten. Das Altertum bietet in seinen Gesandschaften und Verträgen die Anfänge des Völkerrechtes; allein als unterscheidbare Gestaltung zeigt es sich erst seit dem 15. Jahrh. In der Neuzeit hat es zu steigender Geltung sich erhoben, so daß es allmälig statt der Fürstenhäuser die Völker zum Gegenstande nimmt und voran stellt. Während es früher als genügend erachtet ward, die Beziehungen der Fürsten zu einander zu regeln und daneben nur mittelbar die der Völker, treten jetzt im Völkerrechte stärker die gegenseitigen Beziehungen der Völker hervor; so daß statt der früheren Heirat- und Erbverträge, jetzt die Handels- Post- Paß- Telegrafen- und Eisenbahn-Verträge den Gegenstand des Völkerrechtes bilden.

Das Menschenrecht in seiner höchsten Gestaltung, ausgedehnt

über alle Menschen in gleicher Geltung, ist das Erzeugniß höherer Bildung, hat erst darin diese Stufe erreichen können als die Erkenntniß so weit gediehen war, auch nur in den Gebieten des Menschentumes wo solches geschah. Im Altertume zeigen sich nur spärliche Gestaltungen in einzelen hervor leuchtenden Männern und lediglich im Gebiete einzeler Bildungvölker. Die älteste der bekannten Gestaltungen erscheint im erhabenen Kong (Confucius), der im 6. Jahrh. vor Chr. G. das chinesische Volk lehrend durchzog, um allenthalben das einfache Menschenrecht zur Herrschaft zu bringen, indem er der Unterdrückung des Volkes entgegen strebte und dieses zur eigenen sittlichen Hebung anleitete. Die nächste erscheint im Sarwathasidha (Buddha), welcher im 4. Jahrh. in Vorder-Indien erstand, in dem durch Kasten gespaltenen Volke die Gleichheit aller Menschen lehrend. Es folgte später Jeschua (Jesus) im jüdischen Volke, welcher ebenso die Gleichheit aller Menschen lehrte und allgemeine Menschenliebe zur Pflicht machte; er verneinte gleich Buddha alle Kasten- und Völker-Unterschiede, indem er jeden Menschen befähigt erklärte das Himmelreich zu erwerben. In diesem Sinne schritt auch das Christenthum fort in seiner Bildung, schätzte alle Völker und Stände gleich, ließ sie an den Wohlthaten der Gesammtheit Theil nehmen ohne Unterschied und wenn es auch einen sich ausscheidenden Priesterverband bildete, so verlieh es ihm doch auf dem Gebiete des Menschenrechtes keine Vorrechte auf Kosten der anderen Gläubigen, schmälerte vielmehr durch die Gelübde der Keuschheit und Armut. Auch der Araber Muhammad (7. Jahrh.) half dem Menschenrechte zur erweiterten Geltung, indem er allen Völkern den neuen Glauben eröffnete, allen Menschen ohne Unterschied gleiches Anrecht gewährte und allgemeine Menschenliebe zur Pflicht machte.

Das höchste Menschenrecht konnte aber erst zur Geltung kommen, als die Heranbildung so weit fortschritt, daß es nicht länger einzele Häupter waren die es lehrten, sondern eine Menge hochstehender in jedem der Bildungvölker demselben zur Geltung verhalf und es aus dem Gebiete der Religion in das der Wissenschaft übertrug. Solches geschah im 15. Jahrh. nach aufleben der Werke des Altertumes, welche das rein menschliche in Worten und Bildwerken offenbarten, und an den Beispielen der großen Männer der Vorzeit, die Humanität als Menschenpflicht und Menschenrecht sich entwickelte. Es erwuchs die Überzeugung, daß unter Menschen ein allgemeines Recht herrschend sein sollte, welches, unabhängig von Volks- und Glaubensunterschieden, jedem Menschen zukomme; nicht als ein Geschenk, welches ihm nach belieben gereicht oder vorenthalten werden dürfe, sondern ihm als Miterben der Hinterlassenschaft der vorlebenden gehöre; daß

auch der selbe Verband welcher ihm Pflichten auferlege, ihm ein bestimmtes Maß an Rechten gewähren solle, genügend um als Mensch leben zu können, und sich fortbildend den Schatz der Menschheit zu mehren.

Die Gegenwart zeigt alle Stufen des Menschenrechtes neben einander, gemäß den weiten Abständen der Bildungstufen, auf welchen die einzelen Völker und die einzelen Genossen eines jedes Volkes unter und über einander stehen. Das Thierrecht herrscht noch in Raub und Mord bei Völkern und einzelen; das Verbandesrecht macht sich noch immer nachtheilig fühlbar in Gemeinde- und Bezirks-Absonderungen, in Verbänden des Adels, der Priester Arbeitgeber Wohlhabenden u. a.; das Völkerrecht ist noch immer beschränkt auf einige Bildungvölker des Christenthumes und das Menschenrecht wird erst zum geringsten Theile anerkannt. Dennoch zeigt sich, wie die Entwicklung jetzt höher steht als je zuvor, wie allmälig die unteren Stufen verlieren und die höheren gewinnen, wie der ganze Zug empor geschritten ist, wenn auch die rückständigen noch im Bereiche der untersten Stufe wandeln. Wie die Blutrache und die Raubzüge als Ausgeburten des Thierrechtes geschwunden sind aus den Bildungvölkern, ebenso wird der Krieg abnehmen und durch völkerrechtliche Schiedsgerichte vermieden werden. Die Vorrechte einzeler Verbände werden schwinden und dadurch das Verbandesrecht auf allgemein sittliche Grundlagen gestellt werden, so daß es nicht länger zum ausbeuten der ausgeschlossenen Genossen gemißbraucht werden kann. Das Menschenrecht wird zur allgemeinen Anerkennung gelangen, so daß allen ihre Pflichten und Rechte nach gleichen Grundsätzen gerecht zugemessen werden, jedem sein Anrecht zuerkannt werde an dem Schatze von Bildung und Gütern welche die Menschheit angesammelt hat im Verlauf ihres Lebens.

§. 465. Unverkennbar ist das 19. Jahrh. eine Zeit des Überganges aus alten Zuständen zu neuen. Die Umwandlungen nehmen einen rascheren Verlauf als früher und die am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnene Gährung hat alle Gebiete des Menschenlebens erfaßt. Es sind weit- und tiefgreifende Änderungen im Anzuge, von vielen ersehnt und gefördert, von anderen gefürchtet und angefeindet; jedenfalls aber mit heftigen Erschütterungen verbunden, wenn nach den bereits stattgehabten Erlebnissen auf das kommende geschlossen werden muß. Es würde der Erörterung der **Richtung und Mittel der Gegenwart** bedürfen um in dieser Beziehung annähernd Vorausschlüsse machen zu können.

In der Gegenwart zeigt sich auf allen Bahnen der menschlichen Fortbildung eine Anhäufung des strebens und der Mittel zum beseitigen lästiger Hemmungen; ein rastloses drängen nach allen Richtungen, behindert durch Schranken die den Anforderungen des Fortschrittes entgegen stehen. In der europäischen Menschheit haben sich ererbte Bildung und Güter in solcher Mandhfachheit angesammelt, daß ihre Menge zu einer hemmenden Last geworden ist; neben den neueren höheren Gestaltungen hat man die älteren rückständigen bewahrt und in Folge dessen kann die Gegenwart noch fast alle Stufen der Jahrhunderte und Lebensweisen unserer Vorfahren aufweisen in den unzähligen Bezügen des europäischen Lebens. Wie vor 4000 Jahren der Vorfahr in Asien so wandert noch jetzt der Ziegenhirt der Abruzzen umher, in Schaffell gekleidet rückständig im Glauben und Wissen wie jener; in Lappland zieht der Renthierzüchter mit seinen Herden wie vor 3000 Jahren sein Vorfahr in Mittel-Europa dürftig und unwissend. Der Geisterspuk mit Bezauberungen und Geheimmitteln herrscht noch jetzt im Glauben der Menge wie vor Jahrtausenden; der Römer der Gegenwart hat wie ehemals seine Penaten und Laren, nur mit christlichen Namen belegt; auch fürchtet er den bösen Blick wie sein Vorfahr der Heidenzeit. Der Gottesglaube hat bei der großen Mehrzahl noch jetzt die Gestaltung der arischen Urzeit: über den Wolken im Himmel lebt der Herr der Welt, herabschauend und belohnend oder bestrafend nach Verdienst, oder Leiden verhängend nach unwandelbarem Rathschlusse. Der Europäer schmückt noch jetzt, wie der Alt-Ägüpter vor 4000 Jahren, das fortleben seiner Seele mit himmlischer Wonne, bestehend aus irdischen Freuden, oder denkt es gepeinigt mit höllischen Qualen, den irdischen nachgebildet. Noch jetzt herrscht in unserer Mitte die Wildheit des Geschlechtslebens wie in der Urzeit an den Grenzen der Thierheit. Es findet sich die Zwangsehe mit dem Verkaufe der Töchter wie vor Jahrtausenden; die Verwahrlosung der Kinder und selbst der Kindermord finden ihre Förderung in Gesetzen und Sitten; die Menge der Millionen wächst auf zur Verwilderung wie in der Vorzeit. In den Staten finden sich die Kriegszustände übermächtig herrschend und Raubkriege zur Eroberung als höchste Aufgabe der Völker wie bei den Vorfahren in Mittel-Asien; auch der Menschenmord zur Heldenthat erhoben wie bei den rohen Ahnen auch der dürftigen Steppe. Es gibt noch jetzt unbeschränkte Kriegsherren wie auf dem Wanderzuge vor 3000 Jahren und blindfolgende Völker wie damals, kampfgierig und blutdürstig im Ruhme ihr Glück suchend. Der Geist der alten Ägüpter und Semiten lebt noch jetzt in den Religionen der Europäer, wie auch in der Wissenschaft: in den Kirchen wandelt er

umher prunkend und täuschend; in den Gesetzen hat er seine rachsüchtigen blutig strafenden und peinigenden Vergeltungweisen vererbt, sein heimliches und unverständliches Rechtsverfahren; in der Statslenkung den blinden Gehorsam der Völker und die Erblichkeit der Herrscher, von Gottes Gnaden Eigenthümer des Landes auf welchem Menschenherden sich ernären, von Ehrfurcht erfüllt und zu jedem Opfer verflichtet ohne Einspruch; in der Heilkunst die Aderlässe Bäder Salben Heilkräuter u. a.; in Wissenschaften und Künsten gewerblicher Art eine Menge Fertigkeiten und Kenntnisse wie vor 3000 Jahren in Ägüpten. Zum alten hat sich stets das neuere gesellt und dasselbe nur theilweise verdrängt, so daß die Menge und Manchfachheit immer größer ward. Jegliches blieb in Geltung, fand seine Anhänger und Vertheidiger, und die Erbschaft der alten Welt wuchs zu einer Anhäufung von Vorstellungen Begriffen Sitten und Gesetzen, welche zuletzt auf allen Wegen hinderlich geworden ist. Gestaltungen der Menschengeschichte der letzten 4000 Jahre leben noch gegenwärtig in den Europäern; von den verschiedenen Lebensweisen der Arier finden sich die Zeitfolgen und Gestalten in der Gegenwart: der dürftige Hirte der Urzeit, wie der beschränkte Ackersmann der späteren Zeit; der rohe Dieb und Räuber Mittelasiens und der hochfahrende rohe Ritter des Mittelalters; der grübelnde Gelehrte des Klosters, brütend über Glaubens-Geheimnisse wie vor 1000 Jahren, und der feurige Glaubensbote jener Zeit. So begegnet man auf den meisten Wegen die nahezu unverändert wiederholten Gestalten längst entschwundener Zeiten.

Der lästige Anwachs des Erbtheiles unserer Vorfahren macht sich besonders in der Gegenwart fühlbar, welche ein beschleunigtes Leben verlangt und ermöglicht. Um so stärker werden die Hemmungen erkannt, welche das alte und rückständige gewordene bereitet. In richtiger Erkenntniß der Sachlage ist in der Neuzeit vorwaltend gestrebt worden zunächst Raum zu schaffen durch beseitigen des abgestorbenen, dasselbe in seiner Wertlosigkeit nachzuweisen und durch Angriffe zum Einsturze zu bringen. Die Untersuchung des vorhandenen bis auf seine Grundlagen und die Verneinung der Berechtigung des veralteten ist ein hervorragender Zug der Gegenwart. Aber weit entfernt davon ein Fehler zu sein, den der Vorwurf treffen könne daß er nichts schaffe, ist er vielmehr ein um so größeres Verdienst, als er für unsägliche Mühen wenig Lohn in sichtbaren Früchten bietet, da er wesentlich darauf sich beschränkt, das veraltete zu vernichten. Immer schroffer trennen sich die Anhänger des alten und ihre Bekämpfer: jene das theuerste ihres Lebens mit allen Kräften und den Rechten des Besitzes vertheidigend, diese im Namen der Menschheit das alte untergrabend verspottend und zertrümmernd. Zwischen beiden

steht eine überwiegende Mehrheit, deren Trägheit das vorherrschen der einen oder anderen äußersten Meinung verhindert und deren Einsicht sie zur Vermittlung befähigt; so daß nicht einerseits das alte ungebürlich hindernd bestehen bleibe und andererseits nicht das zertrümmern übermächtig vorschreite, sondern sogleich neues und besseres an die Stelle des beseitigten alten geschaffen werde. Die starren Anhänger des alten wollen aber das bestehende in seinem ganzen Umfange erhalten: der Papst Pius 9 verbot tyroler Priestern den Bart so wachsen zu lassen wie die Kirchenväter ihn trugen, weil, wie er sagte, alsdann auch andere Neuerungen begehrt und eingeführt würden; die englischen Bischöfe lehnten im Oberhause den Antrag ab, gerichtet auf Abschaffung des Priestereides in Bezug auf die 39 Sätze des englischen Glaubensbekenntnisses, an denen die meisten zu Heuchlern und Meineidigen werden, und begründeten dieses, unter Anerkennung der Mißstände, lediglich dadurch daß es zu anderen Neuerungen führen würde; selbst die Häupter der Freimaurer-Logen kämpfen wider jeden Versuch, die unnützen und theilweis lächerlichen Gebräuche abzuschaffen, weil sonst das Ende der Neuerungen nicht abzusehen sei. Änliches findet sich in den Statsverwaltungen: die alten Grundsätze und Einrichtungen der Kriegsherrschaft werden hartnäckig vertheidigt wider die Anforderungen der Friedenszustände, zu denen der Zuwachs an Bildung und Gütern die Völker geführt hat; bei den meisten Völkern werden Adelskammern geschaffen, um die Einführung der Verbesserungen zu zügeln oder gar schroff zu hindern und das englische Oberhaus sowol wie die ersten Kammern der anderen Völker, haben fast jedesmal bei wichtigen Änderungen erst dann nachgegeben, wenn die Empörung drohend das Haupt erhob oder die Regierenden es verlangten. In den Besitz- und Arbeit-Verhältnissen zeigt sich änliches: das Recht des Besitzes wird in schroffster Weise geltend gemacht und dem Elende der besitzlosen der Hohn des verschwendenden Reichthumes gegenüber gestellt; der Arbeiter bleibt der Unkenntniß und dadurch der Landsklaverei und Geldsklaverei ausgesetzt; jede Schmälerung der Besitzrechte zum allgemeinen besten findet den schroffsten Widerstand bei besitzenden, wenn nicht ihr besonderer Vortheil übermächtig gefördert wird; jede Maßnahme zur Minderung der Ausbeutung wird von den betheiligten Arbeitgebern als ein Angriff auf geheiligte Einrichtungen der Vorzeit bekämpft und zu vereiteln gesucht. Je schroffer die Verhältnisse sich gestalten dadurch, daß einerseits die gesteigerten Fortschritte der Neuzeit die Beseitigung des hinderlichen alten verlangen, und andrerseits der Widerstand der Anhänger des alten sich verbittert und zu rücksichtlosen Mitteln greift, desto heftiger und tiefreichender kann der Kampf werden von dem die Entscheidung

abhängt. Es läßt sich nicht verkennen, daß allgemein das Gefühl herrsche, eine Entscheidung durch Kampf stehe bevor; von der einen Seite für notwendig gehalten, von der anderen befürchtet und vorbereitet. Die Kinder der neuen Welt werden von den Anhängern der alten bezeichnet als Demokraten Neuerer und Ungläubige und diese geben die Bezeichnungen Aristokraten Zopfträger und Abergläubige zurück. Jene rechnen auf ihre zunehmende Zahl, welche es ermögliche äußersten oder günstigen Falles Gewalt anzuwenden, diese dagegen auf die stätig gemehrte Zahl der Soldaten, deren durch harte Gesetze erzwungener blinder Gehorsam zur Verfügung stehe. Dabei läßt sich jedoch nicht verkennen, daß die neue Welt von Hoffnung erfüllt ist, die alte dagegen von Furcht und daß namentlich in den Spitzen die Furcht vor Demokraten eine krankhafte Überreizung bildet, welche den Blick trübt, zu kurzsichtigen Mitteln verleitet und das eintreten des befürchteten Entscheidungkampfes um so wahrscheinlicher macht. Das Fürstenthum wie der Adel und die Priester der verschiedenen europäischen Völker, offenbaren die aus Mißtrauen in ihre eigene Kraft erwachsende krankhafte Furcht, durch welche der befürchtete Umsturz um so eher herbei geführt werden kann. Die einzige Hoffnung auf das nicht eintreten desselben beruht auf die wachsende Einsicht der zwischenstehenden Mehrheit, so wie auf die Sterblichkeit der furchtsamen, deren Fehler ihnen folgen ins Grab und in den höher gebildeten Nachfolgern nicht wiederkehren.

Es kommt noch hinzu, daß das anwachsen der Bedürfnisse immer mehr zur Sparsamkeit drängt und die Menschen nicht länger geneigt sind, solche durch einschränken der notwendigen und Frucht tragenden Aufwendungen zu bethätigen, sondern durch aufheben der unfruchtbaren Ausgaben für stehende Heere, nutzlose Priester und überflüssige Beamte. Diesem streben setzt die ganze Menge der bedroheten Betheiligten sich entgegen und so sammeln sich von beiden Seiten die Kämpfer, bereit bei geeigneter Gelegenheit zur Gewalt zu schreiten: auf der einen Seite die große Überzahl mit geringem Zusammenhalt, auf der anderen die Minderzahl fester geschlossen. Das Volk ist aber nicht zum Kampfe gezwungen; denn es hat in der Unterlassung der Steuerzahlung ein Mittel, dem jedenfalls der Sieg verbleiben müßte ohne Bürgerkriege.

In Europa vollzieht sich allmälig die selbe Gärung und Klärung, welche bei den Hellenen im 5. Jahr. vor Chr. G. begann und in den folgenden Jahrhunderten sich fortsetzte: das arische Grundwesen, von den zugetragenen Schätzen des Südens erwärmt und gezeitigt, ist kräftig genug geworden um des fremdartigen nicht länger zu bedürfen und scheidet dasselbe aus um sich in eigener Art weiter zu bilden.

Die Europäer stehen jetzt im Kampfe mit dem bunten Wesen Afrikas wie damals die Hellenen (§. 227), werden aber, da keine rohe Übermacht sie bedroht, diesen Kampf durchführen können auf allen bezüglichen Gebieten des Lebens langsam aber sicher vorschreitend.

Betrachtet man die Wahrscheinlichkeit des gelingens dieser Umwandlungen, so ergibt sich völlige Siegesgewißheit; denn es liegt das arische Grundwesen unausrottbar in allen Europäern, selbst in den arisch umgebildeten Mosaiten. Auch sind die Mittel zur Durchführung gewachsen und die Umwandlung vollzieht sich im Innern der Menschen, ist also den Einflüssen der Gewalt entzogen. Jenes Grundwesen ist erwachsen aus den Verhältnissen des gemäßigten Erdgürtels (§. 42), verschieden von dem der heißen Länder; es ist fortgebildet worden durch den bleibenden Aufenthalt in diesem Gürtel und alles was vom Süden herkam, selbst das Christenthum, hat dem arischen sich unterordnen müssen (§. 206), so daß nur das äußerliche der kunstvollen Gestalten der Fremde aufgenommen ward. Wenn demnach auch die Kämpfe zwischen alter und neuer Welt noch anhalten werden, so läßt sich doch deren Ausgang schon im voraus bestimmen; denn die Kämpfer auf beiden Seiten tragen das arische Grundwesen als eigenstes in sich. Die Vertheidiger des alten wüten gegen sich selbst, fechten einen Kampf der nicht anhaltend durchgeführt werden kann, indem entweder in diesen Kämpfen ihr innerstes zum Durchbruche kommt, so daß sie von der Fortsetzung abstehen, oder nach ihrem Tode die Ersatzmänner fehlen, weil die Nachfolger im Dienste nicht ihre Nachfolger im Kampfe für das alte geworden sind, sondern ihr eigenstes entwickelt haben. Die Kämpfer auf der arischen Seite werden also unausgesetzt sich mehren, während die Gegner allmälig aussterben müssen.

Die Mittel zur Durchführung sind ungleich größer als die welche den Denkern der Hellenen zu Gebote standen. Diese waren einzele erhabene Gipfel aus einer weiten Tiefebene (Volksmenge) empor ragend, vergleichsweise größer als die Männer des 19. Jahrh. weil die Ebene an ihrem Fuße so tief lag; aber eben deshalb auch von minderem Einflusse als die Männer der Neuzeit, die rings umher von Scharen anderer umgeben sind, welche aufnehmend und mitwirkend eine wachsende Macht bilden der das Übergewicht zufallen muß. Die Denker der Hellenen konnten ungehört verhallen oder vorübergehend im kleinen Kreise ihrer Schüler glänzen, auch der Nachwelt ein unschätzbares Erbtheil hinterlassen; aber ihre unmittelbare Wirkung blieb gering. Überdies war das Volk in fortwährender Erregung, sei es durch Bürgerkämpfe oder auswärtige Kriege, im Parteitreiben der gebildeten Städtebewohner oder den Auflehnungen der geplagten Landbewohner. Im endlosen Getreibe waren die Gebildeten so sehr mit den äußeren

Bedürfnissen der Sicherheit des Gemeinwesens beschäftigt, daß sie der Fortbildung des Inneren um so weniger Zeit und Kraft widmen konnten. Ihrem rastlosen streben nach sofortigen Erfolgen erschienen die Denker und Lehrer als eine nutzlose Schar von Müssiggängern oder als Träumer, welche sich mit unbrauchbaren Dingen beschäftigten, theilweise sogar mit gefährlichen, weil sie der Priesterweisheit entgegen traten die von der Mehrheit für völlig ausreichend gehalten ward. Es erging ihnen wie noch jetzt den ebenso in rastloser Thätigkeit zum sofortigen Erfolge befangenen Engländern und Nordamerikanern; welche in der Mehrzahl der vorgeschrittenen wie der rückständigen ihre Zeit nicht ertraglos anwenden wollen und deshalb den Glauben in hergebrachter Weise betreiben, in die Kirche gehen wie und wann es Gebrauch ist, an den Inhalt der Bibel oder richtiger gesagt der irrigen Bibelübersetzungen blindlings glauben, höchstens über Nebenpunkte sich streiten und abscheiden, aber im übrigen dem Herkommen folgen und sehr unzufrieden sich geberden, wenn jemand diese Gewohnheit stören will durch Anzweiflung der alten oder Aufstellung einer neuen Lehre. Das tägliche Geschäft verbietet es anhaltend mit denken sich zu beschäftigen, welches nicht zum Geschäfte gehörig keinen Ertrag liefert; man hält es für eine Beschäftigung die nur dem zukömmt welcher Priester ist oder werden will, also Geld daraus zu lösen vermag; wer ein anderes Geschäft betreibt bleibt davon und sucht möglichst leicht sich abzufinden damit er nicht Zeit und Kraft ertragslos verwende. Im handeltreibenden und stets geschäftigen Volke der Hellenenstädte walteten änliche Verhältnisse mit gleicher Wirkung und auch deshalb der geringe Erfolg der Denklehrer. In der Gegenwart entwickelt sich der Kampf auf einem anderen Gebiete: die Denker dem alten und herkömmlichen gegenüber sind nicht Grübler, welche tiefes denken fordern und ertraglose Lehren bieten, sondern Forscher welche sichtbare und unmittelbar aufzufassende Lehren und Ergebnisse vorlegen, dadurch wohlthätig einwirken auf das Leben, auch die Mittel zum Erwerbe bieten, also übermächtig gewinnend den Vertheidigern des alten gegenüber stehen, welche keinen Ertrag liefern, sondern Einschüsse verlangen, für die sie höchstens Anweisungen auf eine künftige Welt ausstellen. Die Forschung der Jetztzeit geht von dem nahe vorliegenden, dem unmittelbar faßlichen aus und steigt allmälig zum höheren und ferner liegenden empor; so daß Jedermann im Stande ist dem Zuge sich anzuschließen und zu folgen so weit er kann und mag. Sie offenbart ferner unausgesetzt faßliche und fruchttragende Ergebnisse; während bei den Hellenen und noch vor einigen Jahrhunderten in unserer Mitte, die Denker als Männer angesehen wurden welche mit nutzlosem sich beschäften, gelten sie jetzt als solche deren

Forschungeen Goldgruben eröffnen können. Die Entdeckungen im Reiche der Elektricität des Galvanismus und Magnetismus mogten als Spielereien erscheinen, bis der Blitzableiter ein faßliches Ergebniß bot und noch mehr der Telegraf der Neuzeit: aus dem anscheinenden Spielzeuge ward ein erdumspannender Gedanken-Mittheiler. Als der Forscher Talg schmolz und untersuchte, erlangte man die Kenntniß der Zusammensetzung der Fette, welcher die Menge wenig Wert beilegen mogte; aber es entstand daraus die Herstellung des Stearin und anderer Fettsäuren und der Nutzen ward handgreiflich. Als die Düngerstoffe untersucht und mit den Bestandtheilen der Früchte verglichen worden waren, entwickelte sich die Lehre von der Fruchtfolge und der Landbenutzung, die sofort in ihren Ergebnissen faßlich ward. Die Versuche mit Steinkohlen Gastheer und Erdöle förderten Bestandtheile zu Tage, welche als Beleuchtungmittel Arzneien Farben u. a. sichtbaren Nutzen schafften. Die Forschungen im Gebiete des Völkerlebens, die Statistik, lehrte das Verhältniß kennen zwischen der Unkenntniß und dem Verbrechen, der fehlerhaften Lebensweise und der Armut, alles verbunden mit Lebensverkürzung. Was früher als Bosheit und Erbsünde der Menschen erklärt ward erschien nunmehr als Wirkung einer im Bereiche der Menschheit liegenden Ursache und was man vordem als Strafe oder Heimsuchung sich gedacht hatte, ward nunmehr als Folge einfacher und abhilflicher Mängel der Erkenntniß erkannt. Auf diesen und unzähligen anderen Wegen leitet das Denken im 19. Jahrh. seine Ergebnisse in das Leben der Völker über, treibt seine Wurzeln nach allen Seiten und nimmt den Raum ein, auf welchem vordem das alte und fremdartige gedieh; es erstickt die ägüptisch-chaldäischen Vorstellungen in den lebenden und verhindert ihr forterben in den Nachkommen.

Das stärkste Förderungmittel ist der Buchdruck gewesen und geblieben; nächstdem haben die Dampfmaschine Eisenbahn und der Telegraf gewirkt um die Fortbildung des arischen zu fördern, also die Rückbildung des fremden eingedrungenen in seinen vorzüglichsten Theilen zu beschleunigen. Vordem hatten die Forscher und Denker nur in kleinen Kreisen ihre neuen Lehren verbreiten können, namentlich an Hochschulen durch öffentliche Vorträge, welche von Schülern aufgefaßt nieder geschrieben und an anderen Orten verbreitet wurden. Wollten die Lehrer weiter wirken, so mußten sie wandern unter steten Gefahren; wie die Denker der Hellenen meistens ein ruheloses Leben führten so auch im Mittelalter die Gelehrten, welche Italien Frankreich England und Deutschland durchwandernd, bald hier bald dort vorübergehenden Aufenthalt nahmen um ihre Ansichten zu verbreiten. Kam ihnen auch die allgemeine Geltung der lateinischen Sprach dabei

zu Statten, so beschränkte sich dieses doch auf die gelehrten Kreise, und die Menge des Volkes konnte nicht unmittelbar theilnehmen. Seitdem der Buchdruck erfunden war vermogte jeder von einem Orte aus auf alle Völker zu wirken, indem er seine Lehren tausendfältig gedruckt versandte: war der Druck lateinisch so ging er durch die gelehrten Kreise aller Bildungvölker Europas; war er in der Volksprache so verbreitete er sich durch das ganze lesende Volk und fand bei den anderen Völkern seine Übersetzer welche denselben Vorgang dort wiederholten. Im 16. Jahrh. brachte die begonnene Bewegung eine Flut von Flugschriften zu Tage, die in allen Städten und Dörfern in der Landessprache verbreitet, derselben ihre allgemeine Bedeutung und nachhaltige Geltung verschaffte: die Menge ward in Aufregung gebracht und unwiderstehlich. Der Buchdruck machte seitdem dem ganzen Volke die Früchte der Erkenntniß zugänglich; ermöglichte durch die getreue Wiedergabe der Gedanken des Verfassers die unmittelbare Auffassung derselben; machte durch Wohlfeilheit der Herstellung sie jedem zugänglich und steigerte durch Werke hoher und niederer Art die Neigung zum lesen lernen und zum Unterrichte. Es gab bald keinen Zweig des Wissens, der nicht seinen sprachlichen Ausdruck und seine Verbreitung durch den Buchdruck fand; die mündliche Verbreitung trat dagegen zurück und beschränkte sich auf enge Kreise, so daß in der Gegenwart die Hochschulen von weit geringerem Einflusse sind als vordem und auch deren Lehrer ihre Geltung weit mehr suchen und finden im geschriebenen und durch Druck verbreiteten, als in ihren mündlichen Vorträgen. Der Buchdruck hat überdies den unschätzbaren Vortheil gebracht, daß durch die weite Verbreitung einer jeden schlagenden Ansicht eine öffentliche Meinung sich bildet, der auf die Dauer nichts widerstehen kann, weil sie auf allen Seiten herrschend durch ihren Ausspruch jeden Widerstand überwindet. Vordem stand nur die Empörung zu Gebote um Änderungen zu erzwingen; auch späterhin war diese das gebräuchliche Mittel an allen Stellen, wo die Unwissenheit des Volkes es verhinderte durch Druckschriften eine öffentliche Meinung zu bilden. So lange solche fehlte und wo sie jetzt noch fehlt, blieb als einziges Mittel das umher ziehen von Rednern welche die Zuhörer mündlich erregten, alsdann sie zu Unruhen weiter führten und im fortwälzen des Stromes einen Krieg entzündeten. Dieser Art waren die Bauernkriege (§. 337), der Hussitenkrieg und die Umwälzungen der Franzosen, bei der des lesens unkundigen Menge durch Redner entzündet und fortgewälzt. Wo dagegen der Buchdruck herrscht, bildet sich eine öffentliche Meinung, die nicht in Folge plötzlicher Erregung zum Aufruhr ausartet, sondern in Wort und Schrift sich allgemein bekundet; dadurch wenn auch lang=

samer das gewünschte Ziel herbeiführt und dieses viel sicherer festhält als die Erregung, der als naturgemäße Ausgleichung jedesmal eine Abspannung folgt, in welcher die rasch errungenen Früchte größtentheils wieder preisgegeben werden. Nächst dem Buchdrucke hat die Dampfmaschine am stärksten gewirkt, indem sie die Menschen von einer großen Zahl roher Arbeiten befreiete, also zur höheren Erkenntniß frei machte; indem sie auch vielen Menschen lohnende Zweige der höheren Erkenntniß im Baue und Betriebe der Maschinen eröffnete; ferner die Erzeugnisse zum bildenden Genusse des Menschen nicht allein mehrten sondern auch wohlfeiler machten, so daß sie allgemeiner verbreitet und auf die Bildung fördernd einwirken konnten. Die Eisenbahnen haben den Verkehr der Volksgenossen unter sich, sowie mit fremden Völkern gefördert, haben die Menschen mit einander in Berührung gebracht und ihnen die Überzeugung eingeflößt, daß die örtlichen Unterschiede in Sprache Glauben und Gebräuchen höchst geringfügig sind im Vergleiche zum durchgehenden allgemein menschlichen; daß es nicht allein nützlich, sondern auch möglich sei, in Frieden mit einander zu leben, indem jedes Volk nur dahin strebt auf seinem Grunde mit eigenen Kräften sein Wohlergehen zu gründen und nur verlangt durch andere Völker nicht gestört zu werden. Überdies haben sie gleich den Telegrafen eine Menge neuer Beziehungen zwischen den Völkern eröffnet, sie von einander abhängig gemacht, ihre Mischung gefördert und den Europäern allmälig das Verständniß eröffnet daß sie zu einander gehören, zahlreiche Eigenschaften gemeinsam besitzen, Verwandte seien die schon seit vielen Jahrhunderten auf einander einwirkten; daß auch jedes Volk von den anderen in sich aufgenommen habe und Änlichkeiten offenbare, an deren vorhandensein man früher nicht dachte. Man steht sich nicht länger gegenüber sondern zur Seite und indem sich die Völker auf gleichen Wegen begegnen, stärkt sich ihr Vertrauen auf die Richtigkeit des Weges; auch streifen sie die hemmende Furcht ab vor dem gemuthmaßten Widerstande der anderen.

Dergestalt offenbaren sich die Mittel, welche der neuen Welt zu Gebote stehen, als übermächtig und stätig anwachsend; so daß die Richtung zum Ziele unverrückt festgehalten werden kann und die Erreichung derselben keinem Zweifel unterliegt, wenn sich auch die Länge der Bahn und der Zeitfrist nicht genau im voraus berechnen lassen.

§. 466. Der Verlauf der bisherigen Heranbildung der Menschheit läßt die einzelen **Ziele der neuen Welt** erkennen, wenn in Gedanken die Richtung der stattfindenden Bewegungen in die Zukunft hinaus verfolgt wird.

Es wurden in der Menschheit (§. 363) zwei Strömungen erkannt, gerichtet auf Fortbildung der Zahl und des Menschenwesens, beide steigend bis zur Gegenwart, so daß sich annehmen läßt, sie werden auch in Zukunft ihre Bewegung in gleicher Weise fortsetzen. Die Fortbildung der Zahl hat sich im Laufe der Zeit bei den vorgeschrittenen Völkern Europas bis auf nahezu $^1/_{100}$ jährlich gehoben, weniger bei den Franzosen als bei den Deutschen und Engländern. Sie ist jedoch noch weit entfernt von der schon in der Gegenwart erreichbaren und bei den französischen Canadiern längst erreichten Mehrung; noch weiter von dem Maße, welches die Ergibigkeit der weiblichen Menschenhälfte gestattet, in deren Zuständen die Grenze der jezeitigen Mehrung liegt. Als Ursachen der beschränkten Zunahme lassen sich erkennen: das durch steigende Steuerlasten behinderte anwachsen des Wohlstandes, nachtheilig dem entstehen des Lebens durch Hinderung der Ehen und Beschränkung ihrer Ergibigkeit; die durch ungleiche Steuervertheilung den unvermögenden übermäßig aufgebürdeten Lasten, welche noch mehr den Nachwuchs hindern; die Ehebeschränkungen und Erschwerung der Scheidung, welche die Wildniß fördern zum Nachtheile der Verjüngung der Menschheit; die allgemein mangelnde Sorge um die Erhaltung des entstandenen Nachwuchses, begründet in der Unkenntniß der Eltern, der Nachlässigkeit des Verbandes (der Gemeinde oder des States) oder gar durch die frevle Frucht vor Übervölkerung wissentlich gefördert. Diese hinderlichen Ursachen sind in allmäliger Abnahme: die Steuerlasten nehmen nicht mehr im gleichen Verhältnisse zu mit dem Wohlstande, so daß eine Mehrung der Güter eintritt aus denen die Zunahme des Lebens erwächst; die ungleiche Steuervertheilung mindert sich durch allmäliges abschaffen der Steuern von den Lebensmitteln, welche zumeist die unvermögenden belasten; die Ehebeschränkungen werden gemildert und die Scheidungen minder erschwert, so daß der Ehe ein größeres Gebiet geschaffen und die Wildniß eingeschränkt wird; die Sorge um die Erhaltung des entstandenen Lebens mehrt sich durch zunehmende Erkenntniß der Eltern, durch Wohlthätigkeit-Vereine welche helfend einschreiten, durch Maßnahmen des Verbandes zur Gesundheitpflege und durch schwinden der menschenfeindlichen Vorstellung, daß eine Übervölkerung zu befürchten sei, der gewehrt werden müsse. Die gewerbliche Stellung der weiblichen Hälfte wird ertragsfähiger gemacht, so daß sie um so mehr zur Ehe gelangen und um so leichter sich erhalten können als Jungfrau oder Wittwe. Diese günstigen Verhältnisse befinden sich in augenscheinlicher Steigerung und es wird demgemäß die Menschheit immer mehr dem Ziele sich nähern, auf welches die Fortbildung der Menschenzahl sich richtet.

Die Fortbildung des Menschenwesens zeigte sich in dreien Bahnen (§. 370) als Ergebniß des Kampfes um das Dasein, des strebens nach Steigerung des Genusses und des strebens nach höherer Bildung. Sie wird voraussichtlich in den selben Bahnen sich fortbewegen müssen und wie sich erkennen läßt, mit reicheren Mitteln und auf höheren Stufen, sowol in jeder Bahn wie auch im gegenseitigen Verhältnisse der drei Bahnen.

Der Mensch bleibt auch in Zukunft in Verbindung mit der übrigen Welt also den Verhältnissen derselben unterworfen und hat dem Weltlaufe sich anzupassen wenn er sein Dasein erhalten will. Es wird ihm also auch fernerhin der Kampf um das Dasein nicht erlassen werden, er wird seine Fähigkeiten als einzeler wie auch im Vereine mit anderen anstrengen müssen, um den Kampf wider feindliche Einflüsse der übrigen Welt zu bestehen: Luft und Wasser Hitze und Kälte werden ihn bedrohen und gefährden, das Erdreich mit seinen Pflanzen und Thieren wird sein Leben beeinträchtigen nach wie vor; noch mehr werden die Nebenmenschen im Verbande sein Dasein bedrohen, sei es durch Schmälerung seines Lebensunterhaltes, durch mörderische Angriffe oder durch Beanspruchung seines Lebens zu gemeinsamen Zwecken. Der Kampf wird nie aufhören, aber die Ziele der neuen Welt sind auf Minderung des Kampfes gerichtet, durch Mehrung der Mittel zum siegreichen Widerstande gegen die Außenwelt und durch Verminderung der Veranlassungen welche die Kämpfe der Menschen mit einander so nachtheilig gestalten. Die Mehrung der Mittel zum Siege über die Außenwelt läßt sich erkennen in der fortschreitenden Ausdehnung der Menschheit über die Erde, im verdrängen und ausrotten feindlicher Thiere und Pflanzen, auch im ersetzen derselben und der dem Menschen gleichgiltigen Wesen durch nützliche d. h. solche die zur Erhaltung seines Daseins dienen. Die gewonnene Erkenntniß hat ihn in den Stand gesetzt, nicht allein vordem übermächtige Thiere zu besiegen, sondern auch der Hitze und Kälte, dem Wüstensturme und Meeresgewoge zu widerstehen, den schädlichen Seuchen durch beseitigen ihrer Brutstätten vorzubeugen, der Hungersnot durch Trockenlegungen Bewässerungen und sparsame Verwendung der Närfrüchte zu wehren, den Krieg zu mindern, in allen Zweigen der Thätigkeit die Stärke durch Vereinigung zu mehren, durch freie Bewerbung im Geschäftsbetriebe die Nachtheile der Stellung der schwächeren möglichst gleich zu vertheilen; vor allem aber durch Unterricht die Bildungfähigen rascher zu fördern, geschickter zu machen zum besseren ausbeuten der Erde und begründen ihres Wohlseins. So wird das Leben als Erfolg des siegreichen Kampfes (§. 381) auf allen Wegen erleichtert

und gesteigert, damit das Menschenwesen auch fernerhin sich fortbilde in Frieden und Eintracht.

Im streben nach steigern des Genusses zeigt sich das Ziel im unablässigen bemühen nach größeren und höheren Genüssen. Der Raub als rückständigstes Mittel zur Erlangung von Genüssen, in seiner gefährlichsten Gestalt als Raub- oder Eroberungskrieg (§. 374) wird auch fernerhin an Geltung verlieren, indem die Völker nicht allein bei steigendem Wohlstande zur Erkenntniß gelangen, daß der glücklichste Raubkrieg ihnen nicht die Verlüste ersetzen könne welche sie mittlerweile im eigenen Kreise erleiden, sondern auch dadurch daß sie sich entwöhnen ihre Fürstenhäuser als Eigenthümer des Landes und Volkes zu betrachten. Das Volk hält sich nicht länger verpflichtet, sein Leben und seine Güter herzugeben um jede vermeintliche Verletzung der Ehre des Fürsten zu rächen oder die Grenzen des beherrschten Landes auf Unkosten anderer Völker zu erweitern, oder gar fremde Völker in Unterjochung zu erhalten, weil ein Vorfahr des Fürsten sie erobert habe und deshalb der Nachkomme sie betrachtet als Eigenthum seines Fürstenhauses. Der Raub hört auf Anerkennung zu finden, je mehr die Völker lernen den Frieden höher zu schätzen, und die durch List oder Gewalt in den Besitz von Fürstenhäusern gelangten fremden Volkstheile werden von ihnen erlöst werden, wie bereits in Italien geschehen. Wie die Eroberer der Vorzeit immer mehr den Glanz verlieren in der Achtung der Menschheit, so stellen sich auch den Kampf- und Eroberungsgelüsten jetziger Fürsten immer stärkere Hindernisse entgegen, so daß jeder Krieg ihre Geltung und selbst ihre Herrschaft gefährdet, nicht allein von außen her sondern auch im inneren. Das zur Erlangung von Genüssen bisher angewendete Mittel der Sklaverei (§. 383) wird auch fernerhin mehr und mehr schwinden: in Nord-Amerika ward sie durch einen wütenden Bürgerkrieg zerrüttet, in andren Theilen Amerikas freiwillig abgeschafft; in Rußland hat die Abschaffung der Leibeigenschaft sie beseitigt und die noch stattfindenden Züge aus Afrika nach Osten und Westen werden sich mindern in dem Maße wie der zunehmende Anbau den Wert des Schwarzen in seiner Heimat steigert. Während jene beiden rückständigsten Mittel sich mindern, wird der Handel (§. 384) als höheres Mittel zur Erlangung der Genüsse stätig zunehmen; denn nicht allein mehren sich unablässig die Genußmittel, sondern es wird auch ihr Austausch erleichtert durch steigende Wohlfeilheit und Sicherheit ihres fortschaffens. Die Seefahrt bringt die Erzeugnisse Indiens und Amerikas tausende Meilen weit nach Europa mit geringerer Kostenaufwendung als in der Vorzeit dazu gehörte um sie 10 Meilen weit zu schaffen. In Folge solcher Wohlfeilheit strömen den Europäern Genußmittel zu aus allen

Theilen der Erdoberfläche: selbst der arme genießt zu Zeiten sinesischen Thee und westindischen Kaffee, ostindische Gewürze und virginischen Tabak, verwendet grönländischen Thran und australische Wolle oder ägüptische Baumwolle, hat Horn aus Buenos Ayres oder Zinn aus Banka in seinen Knöpfen und zerschneidet sein Brod mit Eisen aus Schweden oder England. Der Handel wird immer mehr den Austausch fördern können; denn mit der Zunahme des Verbrauches und der Hervorbringung erniedrigen sich die Frachten; weil größere Schiffe zur Verwendung kommen, deren Frachtraum geräumiger ist im Verhältnisse zum Gefäße, und welche auch mit verhältnißmäßig weniger Mannschaft und größerer Sicherheit fahren. Auf dem Lande werden sie billiger durch Verbesserung der Flußfahrt und zunehmende Anlage von Kanälen, durch Ausdehnung des Eisenbahnwesens und Ermäßigung der Betriebskosten. Auf allen Wegen werden sich die Mittel zur Steigerung des Genusses durch den Handel mehren, und zwar im stärkeren Maße als die Zahl der Menschen; so daß durchgehends jeder Mensch seinen Antheil zu steigern vermag ohne den anderer Menschen zu schmälern. Auch das höhere Mittel des Genusses, die Anfeurung der Einbildung (§. 385) wird in der Zukunft zur allgemeineren Anwendung gelangen und im steigenden Maße den freundlichen Seiten der Weltvorgänge zugewendet werden. Die düsteren Vorstellungen der Dichter und Profeten der Vorzeit treten mehr und mehr zurück, der Geister= und Gespensterglaube verliert sich allmälig, die dunkle Tiefe des unerforschten und außersinnlichen hört auf die Menschen mit grauen zu erfüllen. Es schwindet die Befürchtung, daß nach allen Seiten ein unergründlicher launenhafter zürnender und strafender Weltwille über die Menschen walte; das nieder beugende der Priesterlehren und Trauerspiele hört auf zu wirken und an ihre Stelle tritt das erhebende der Erkenntniß der Welt und die Vorliebe für Lustspiele; denn der Mensch sehnt sich die Welt zu erkennen auf die er einwirken kann, auch seinen Genuß zu finden im freudigen, statt sich erschüttern zu lassen durch die Trauer einer Welt die außerhalb seines Lebenskreises liegt. Der Mensch als Dichter und Profet wird in der neuen Welt der Zukunft in anderer und höherer Weise sich offenbaren, zu der Humboldt die Bahn eröffnet hat; edlere und freundlichere Genüsse bietend als die düsteren und kalten Bilder der alten Semitenwelt, die den Menschen niederbeugen statt ihn zu erheben.

Das Streben nach höherer Bildung wird auch fernerhin das erhabenste Ziel der Fortbildung sein, und wie es rückwirkend auf die beiden niederen Bahnen diese veredelt, wird es auch auf eigener Bahn sich erheben zur größeren Ausbreitung Tiefe und Höhe. Wohin der Blick sich wendet zeigt sich die Steigerung der Erkenntniß und ihrer

Geltendmachung: es schärfen sich die Sinne durch Geräte, es wächst die Macht des Gedächtnisses durch das Schriftwesen und die Büchersammlungen, der Verstand steigert seine Fähigkeiten, sichert sich das gelingen seines denkens und erweitert das Gebiet seiner Anwendung. Jede Bereicherung gibt die Mittel zu ferneren Erwerbungen; denn wie die Grenzen sich erweitern, mehren sich die Berührungspunkte mit dem außerhalb liegenden, auch die Zahl der Wege welche hinaus führen in das zur Zeit unerforschte Gebiet. Alles führt dazu die Erkenntniß zu bereichern und zu erhöhen; denn die beschleunigte Bewegung auf allen Gebieten erzeugt rascheren Wechsel, stärkere Aneignung höherer Stufen und größere Ergibigkeit des Lebens der einzelen. Aus größeren Überschüssen wird um so rascher und reicher der Bildungsschatz der Menschheit anwachsen, und die Unbeschränktheit der menschlichen Bildungfähigkeit (§. 390) gibt die Gewähr, daß die Ziele der neuen Welt in dieser Bahn niemals zum Ende werden können, daß die Menschheit in ihrem streben nach höherer Bildung unaufhörlich fortschreiten kann und wird zu höherer Erkenntniß festerem Entschlusse und reicherem Glücke.

§. 467. Dieses streben äußert sich in verschiedenen Richtungen, zumeist aber im **Glauben und Wissen** der Menschen; diesen höchsten Bethätigungen seines Verstandes im wirken als einbilden und nachdenken.

Vom Anbeginne der Entwicklung des Verstandes herrschten im Menschen glauben und wissen neben einander: er wußte die Vorstellungen, welche er auf Grund der sinnlichen Eindrücke aus ermittelten Ursach-Verhältnissen durch nachdenken gewonnen hatte; er glaubte an Vorstellungen, welche er durch einbilden in der außersinnlichen Welt gebildet hatte. Religion und Wissenschaft begannen mit einander, weil dem Menschen durch die Begrenztheit seiner Sinne, die Welt sich eintheilen mußte in eine außersinnliche und sinnliche: jene das Gebiet des glaubens, diese des wissens. Diese Scheidung in den Gedanken des Menschen mußte durch alle Zeiten verbleiben, weil die Grundursache nämlich die in seinem Wesen liegende Begrenztheit seiner Sinne dieselbe war und blieb; er mogte die Beobachtungen seiner Sinne schärfen durch Geräte und sein wissen bereichern durch nachdenken; die Grenzen erweiterten sich, aber das Gebiet der Sinnenwelt war nach wie vor begrenzt und jenseit streckte sich jederzeit nach allen Seiten die außersinnliche Welt dunkel und geheimnißvoll. Das streben nach höherer Bildung begnügte sich nicht damit die Sinnenwelt zu erforschen sondern richtete seine Fähigkeiten darüber hinaus, suchte mittelst der Einbildung den zerrissenen Faden der Vorgänge zu entdecken und schuf

dadurch die verschiedensten Gestaltungen, welche man in der Gegenwart als Glauben und Aberglauben bezeichnet, je nachdem man sie für mehr oder minder wahrscheinlich hält.

Zum Gebiete des Glaubens der Jetztzeit gehört auch alles und jedes, was Aberglaube genannt wird; denn nicht allein entspringen beide der selben Anwendung der Einbildung zum erforschen der außersinnlichen Welt, sondern es bildet auch jeder Theil des Aberglaubens einen Theil des wirklichen Glaubens jetzt lebender Menschen, und kein Theil des Glaubens eines Menschen der Gegenwart ist gesichert dagegen, von anderen gleichzeitig lebenden oder später folgenden als Aberglaube erkannt zu werden. Die Unterscheidung zwischen Glauben und Aberglauben ist in jedem Menschen verschieden: beide bilden eine Stufenreihe von Vorstellungen vom trübsten Aberglauben bis zum lichtesten Glauben, und jeder gläubige errichtet nach Maßgabe seiner besonderen Erkenntniß, also verschieden von allen anderen, auf der Stufenreihe irgendwo eine Scheidung, um die unterhalb befindlichen Vorstellungen als Aberglauben zu trennen von den oberhalb ansteigenden Vorstellungen welche er als Glauben bezeichnet. Wenn also im allgemeinen das Gebiet des menschlichen Glaubens erörtert werden soll, so muß alles eingeschlossen werden, was durch Einbildung im Bereiche der außersinnlichen Welt an Vorstellungen und Bildern geschaffen worden ist und in der Gegenwart Anhänger hat; also für die vorliegenden Erläuterungen vom weitest abergläubischen zum höchsten gläubigen unter den Europäern.

Zum Gebiete des wissens gehört in gleicher Weise alles und jedes was die Europäer der Jetztzeit an Vorstellungen besitzen, welche durch nachdenken aus den Eindrücken der Sinnenwelt gebildet wurden; wenn die selben auch von anderen gleichzeitig lebenden als Irrthum bezeichnet werden. Die Unterscheidung zwischen Irrthum und Wissen ist ebenfalls in jedem Menschen verschieden: beide bilden eine Stufenfolge von Vorstellungen, die vom rückständigsten Irrthume zur höchsten Erkenntniß reicht und auf welcher jeder wissende nach Maßgabe seiner Bildungstufe irgendwo die Schranke errichtet, durch welche er für sich Irrthum und Wissenschaft von einander trennt, indem er die unterhalb stehenden als Irrthum bezeichnet, die oberhalb ansteigenden als Wissen. Das allgemeine wissen der Europäer umfaßt also alle gangbaren Irrthümer, ebenso wol wie die höchsten Vorstellungen der Erkenntniß.

Die Schranken zwischen Aberglauben und Glauben, Irrthum und Wissen sind nicht allein in jedem Menschen verschieden, sondern auch zu jeder Zeit; so daß die gleichzeitig lebenden nicht allein die Grenzen verschieden hinstellen, sondern auch jeder für sich verschiebt je nachdem

das wirken seiner Einbildung und seines nachdenkens in Fortbildung oder Rückbildung ein anderes wird. Beten und opfern vor weinenden oder die Augen bewegenden Madonnenbildern nennt der Römer seinen Glauben, wogegen der gebildete Katholik es als Aberglauben bezeichnet; jener hegt die Vorstellung von der außersinnlichen Welt, daß die Seele der Mutter Jesu jene Wunder in ihren Bildern zu wirken vermöge, was dieser dagegen verneint: die Grenzen zwischen Aberglauben und Glauben sind verschieden in den einzelen gläubigen, aber der Glaube der Katholiken umfaßt beides. Es wird aber vielfach geschehen daß ein Römer welcher in der Jugend gläubig Theil nahm an der Verehrung, bei fortschreitender Bildung selbige dem Aberglauben zurechnet, also für sich die Grenze höher setzt. Andererseits kann es geschehen, daß jener gebildete bei vorschreitender Rückbildung des Alters seine Grenze wiederum hinunter rückt und zum Verehrer der wunderthätigen Bilder wird, nunmehr zum Glauben rechnend was er vordem als Aberglauben bezeichnete. In ganz Europa herrscht unter Christen Mosaiten und Muhammadanern der Glaube an Zauberei Besprechungen bösen Blick und Geistererscheinungen, die der höher gebildete als Aberglauben bezeichnet, der rückständige dagegen als vollgiltigen Glauben in sich trägt. Die Grenzen zwischen Aberglauben und Glauben hat jeder an einer anderen Stelle auf der Stufenreihe gestellt und verschiebt sie in seinem Leben nach oben oder unten je nachdem seine Fortbildung oder Rückbildung ihren Verlauf nimmt. Die strenggläubigen Priester der evangelischen Deutschen und Engländer unterstellen die Hälfte ihres Glaubensgebietes dem Teufel und lassen ihre Einbildung fast den größten Theil der außersinnlichen Welt mit teuflischem ausfüllen; was dagegen von den rein gottesgläubigen als Aberglaube bezeichnet wird. Es ist die Verschiedenheit der Grenze, welche von ersteren unterhalb des Teufels gedacht wird, so daß außer Gott auch der Höllenfürst in das Gebiet des Glaubens eingeschlossen wird; wogegen letztere die Grenze oberhalb des Teufels denken, so daß nur Gott innerhalb des Glaubens verbleibt und der Teufel dem Aberglauben zugewiesen wird. Jeder gläubige verschiebt aber auch hierin nach Zeit und Umständen diese Scheidung, je nachdem sein Verstand als Einbildung wirkend, andere Bilder Vorstellungen und Begriffe schafft; so daß manche im weiteren Verlaufe vom Teufelsglauben abfallen oder demselben sich zuwenden.

Änlich im Gebiete des Wissens: jeder setzt die Grenze zwischen Irrthum und Wissen nach Maßgabe seiner Erkenntniß und verschiebt sie jedesmal wann seine Erkenntniß sich ändert. Die vier Elemente: Erde Wasser Luft und Feuer bilden noch jetzt bei Millionen den Inhalt des Wissens von den Bestandtheilen der Erde; die Kenntniß der

Erdoberfläche geht bei den meisten nicht hinaus über den Bereich des selbst gesehenen und über das jenseit liegende hegen sie nur wenige und irrige Vorstellungen; der Landmann rottet Thiere aus die ihm größeren Nutzen leisten als Schaden; der Gewerker hält an alten Arbeitweisen und Geräten fest, weil ihr aneignen leichter und ihr anschaffen wohlfeiler ist; Millionen suchen ihre Genüsse in Branntwein und Tabak: alle sich bewegend in Vorstellungen, welche von anderen als Irrthümer bezeichnet werden. In jeder Richtung des Wissens scheiden sich die Irrthümer je nach der Bildungstufe des erkennenden und in jedem Augenblicke werden die Schranken höher oder tiefer gestellt, je nachdem die Bildung ihren Verlauf nimmt auf- oder absteigend.

Diese Bewegungen werden sich auch in der neuen Welt fortsetzen, und zwar wie bisher fortschreitend, in der Art daß die Schranken zwischen Aberglauben und Glauben, Irrthum und Wissen allmälig höher gestellt werden, glauben und wissen sich stufenweise läutern. Auch das gegenseitige Verhältniß wird ein höheres, indem die Einbildung allmälig dem nachdenken weicht, der Verstand davon absteht die außersinnliche Welt mit Glaubensvorstellungen auszufüllen und statt dessen um so mehr sich anstrengt die Sinnenwelt zu erweitern, um das vordem außersinnliche dem Gebiete des Wissens einzuverleiben. Da die Sinne begrenzt sind und bleiben, so wird auch fernerhin ein außersinnliches vorhanden sein, ein dunkles Gebiet über welches der Mensch zur Zeit nichts wissen kann. Allein was bisher als Gegenstand dem außersinnlichen zugerechnet ward und den Inhalt des Glaubens bildete, hat aufgehört den Sinnen entzogen zu sein und ist erkannt worden als rückständige Vorstellungen früherer Zeiten. Was dagegen nunmehr außerhalb unserer Sinne liegt, ist niemals Gegenstand des Glaubens gewesen, weil die Einbildung ebenso wenig wie das nachdenken wußte um dessen vorhanden sein: es war beiden Anwendungen des Verstandes völlig dunkel und unbekannt, konnte also keinen Anlaß bieten zu Vorstellungen. In der nächsten Zukunft vollzieht sich im beschleunigten Maße diese Umwandlung des glaubens in wissen: die Grenze zwischen Aberglauben und Glauben rückt zusehends höher und der Glaube kann sich nur höher gestalten, indem er in das Wissen übergeht, seine außersinnlichen Gestalten der Einbildung überführt in Erzeugnisse und Begriffe des nachdenkens. Die Gottes-Vorstellungen gehen über in Gottesbegriffe (§. 55); der Glaube an das fortleben des einzelen Menschen nach dem Tode erhöht sich zur Erkenntniß des fortlebens und fortbildens des einzelen in der Menschheit (§. 276); der Glaube an Sünde und Erlösung steigert sich zum wissen der ungleichmäßigen Fortbildung der einzelen und der Er-

hebung durch gesteigerte Erkenntniß; Lohn und Strafe werden aus der übersinnlichen Welt übergeführt in die nahestehenden Ursachverhältnisse der Sinnenwelt; der Mensch starrt nicht länger blöde und zitternd hinaus in das dunkle außersinnliche, sich dünkend einem unerforschlichen Willen gegenüber zu stehen, sondern blickt offenen Auges hinaus in die Sinnenwelt, forscht und erkennt die Ursach-Verhältnisse welche in allen Kreisen walten; der Mensch kennt jetzt den Willen der ihm gutes und böses darbietet, spaltet aber nicht seine Welt (§. 120) sondern faßt sie als Einheit, in welcher er lebt als Glied der Kette und herrscht als ihre höchste Gestaltung (§. 438).

Niemals wird die Menschheit sich derartig fortbilden, daß alle einzelen zu gleicher Stufe der Bildung gelangen; sie werden vielmehr gleichzeitig auf weit entfernten Abständen, jedoch auf gleicher Bahn sich fortbewegen den höchsten Zielen zugewendet. Das vorhanden sein der großen Manchfachheit der Erdbildungen von den einfachen Stoffen stufenweise ansteigend durch Kristalle (Steinreich) Pflanzenreich und Thierreich zum Menschen, beruht lediglich auf der ungleichmäßigen und verschieden gerichteten Fortbildung. Dieses Ursach-Verhältniß findet auch in der Menschheit seinen Ausdruck. Es werden deshalb auch fernerhin Aberglauben und Irrthum bestehen neben Glauben und Wissen; aber die Schranken in beiden Gebieten rücken empor und der jetzige Glaube wird mehr und mehr in das Wissen überfließen, bis er endlich ganz verschwunden sein wird. Die Wirkungen davon werden demgemäß nur allmälig sich steigern; wie aber bisher die Abnahme des Glaubens zu größerer Menschenliebe führte, wird diese auch fernerhin an Ausbreitung und Tiefe gewinnen. Die Erhebung vom düsteren glauben zum freudigen wissen wird zunächst die Folge haben, die Streitfragen der 150 christlichen Sekten zu vernichten, den daraus entstehenden Glaubenshaß zu tilgen, die gegenseitigen Verfolgungen und Zurücksetzungen aufzuheben und alle in der Überzeugung zu vereinen, daß die unermeßliche Welt nur im einzelen erkannt werden könne und jeder dem anderen gestatten müsse auf seinem Wege zur Erkenntniß zu gelangen, dem Irrthume ausgesetzt nach Maßgabe seiner Bildungstufe. Von diesem Standpunkte aus erscheinen alle Menschen als Wandergenossen, die zusammen um so besser fortschreiten je weniger sie sich hindern und je mehr sie einander behilflich sind im vordringen. Jeder hat seine Stelle neben vor oder hinter anderen und gelangt weiter mit den übrigen, wenn er weiß sich zu gehaben, dem Zuge sich einzuordnen und dessen Strömungen klug zu benutzen.

Die neue Welt wird durch den Übergang vom glauben zum wissen glücklicher werden, sich sicherer fühlen, mit besserer Auswahl

genießen und freudiger sich fortbilden. Der Mensch kann sein Wohlergehen in jeder Beziehung nur dadurch begründen, daß er sich in Einklang setzt mit der übrigen Welt so weit sie auf ihn einwirkt; denn jegliches was wir Unglück Strafe und Leiden nennen, ist nur der Mangel an jenem Einklange, den der Mensch zumeist durch Unkenntniß verfehlte. Je mehr das wissen zunimmt erkennt der Mensch die in der Welt wirkenden Ursachverhältnisse, lernt sie abschätzen in ihren Beziehungen zum Menschenwohle und sein eigenes thun demgemäß einrichten. Setzt er sich in Einklang so bleibt das Weh der Welt ihm fern, oder wenn es ihn trifft, greift er thätig ein um es zu mildern oder zu beseitigen. Der Glaube vermag solches nicht; denn er hüllt alle höheren Bezüge in unerforschliche Rathschlüsse statt auf faßliche Ursachverhältnisse sie anzuweisen; er drückt den Menschen nieder zur verzagten Unterwerfung, statt ihn aufzurichten zu muthigen handeln; er lehrt ihn dulden und verkümmern, statt ihn anzufeuern zum fortbilden durch Erkenntniß und ringen für die Menschheit. Je mehr der Glaube in das Wissen übergehen wird, desto reger wird die Menschenliebe sein und reicher das Menschenglück.

Die Mittel zu diesem hohen Zwecke liegen zumeist im Unterrichte, vor allem in der Jugendzeit wann der Mensch am empfänglichsten ist und meistens die Richtung erlangt für sein ganzes Leben. Die wichtigsten Lehrgegenstände sind lesen und schreiben, denn diese Fertigkeiten setzen den Menschen in Verbindung mit dem Bereiche der ererbten Erkenntniß und eröffnen ihm alle Bahnen, so daß er je nach seiner Eigenthümlichkeit sich entwickeln kann, indem er das Schriftwesen seiner Abtheilung benutzt. Im Übrigen gehen rechnen und zeichnen voran, dann Natur- und Gesetzkunde, sowie alles was unmittelbar anschaulich gemacht werden kann. Der Unterricht hat sich mehr und mehr dieser Richtung zugewendet; wenngleich die Priester aller Parteien diese sachgemäße Gestaltung des Jugend-Unterrichtes stören, indem sie den Glauben ihrer besonderen Abtheilung dem Gedächtnisse der Jugend einzufügen suchen. Diesem beginnen wehrt die Erkenntniß der Neuzeit mehr und mehr, indem sie der Schule den faßlichen Unterricht zuweist, dagegen das unfaßliche der Religion den Priestern überläßt; die außerhalb der Schule der Jugend wie den erwachsenen ihre Religion lehren mögen. Die Verwechslung und Vermengung der Schule mit der Kirche, des Schullehrers mit dem Priester hat den großen Nachtheil herbeigeführt, daß die Schulen meist allenthalben geschieden werden nach Glaubensbekenntnissen; daß um der Unterschiede des Glaubens willen, die Kinder einer Stadt in sämmtlichen Zweigen des Unterrichtes von einander getrennt werden; daß statt der Gewöhnung an einander sie aus einander gehalten werden und sich mei-

den sollen als ob sie gegenseitig Ansteckung zu befürchten hätten. Die vorgeschritlenen dringen mit Recht auf allgemeine Schulen ohne Religion-Unterricht, so daß die Kinder ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse den Schulunterricht zusammen empfangen können, und der unterschiedliche Religion-Unterricht jeder Glaubens-Abtheilung ausschließlich von ihren Priestern in den Kirchen ertheilt werde. Über die Fertigkeiten des lesens rechnens schreibens und zeichnens herrscht keine Verschiedenheit der Meinung; ebenso wenig bezüglich der Natur- Gesetz- und Sittenkunde: Christen und Mosaiten Katholiken und Evangelische können einander darin gegenseitig unterrichten ohne daß ihr Glaube beeinträchtigt werde. Es ist doch viel einfacher die Religion auszuscheiden von der Schule um der Einheit des Unterrichtes willen, als alle Zweige unnötig zu zerreißen um der scheidenden Glaubensbekenntnisse willen? Es wird dadurch auch der Übelstand vermieden, daß die Jugend desselben Bekenntnisses zweierlei Religion erlerne, in der Schule verschieden von der Kirche; denn die Lehrer wie die Priester scheiden sich in Freisinnige und Wortgläubige, in den meisten Fällen sind Lehrer und Priester, die zusammen wirken sollen, verschiedener Meinung und lehren demgemäß. Häufig folgen sich im Amte Priester von nahezu entgegen gesetzten Ansichten, der Lehrer welcher mit dem Vorgänger übereinstimmte steht dem Nachfolger gegenüber. Gleiches ist der Fall, wenn Lehrer einander folgen die abweichender Ansicht sind, und so ist Übereinstimmung des Religion-Unterrichtes in der Schule und Kirche allenthalben nicht die Regel sondern die Ausnahme. Diesen erkannten gemeinschädlichen Übelständen wird abgeholfen, sobald der Unterricht in den Glaubensbekenntnissen gänzlich den Priestern der einzelen Bekenntnisse überwiesen wird: der Zwiespalt unter den Kindern wird vermieden und der Zwiespalt im Glaubensunterrichte jeder Abtheilung; Einigkeit und Frieden werden die Folge davon sein.

Das streben der neuen Welt wird fernerhin auch dahin sich richten, den Unterricht der Kinder nicht nach dem Güterbesitze der Eltern sondern nach den besonderen Fähigkeiten der Kinder abzumessen. Die Begabung des Menschen ist weit verschieden und gänzlich unabhängig von dem Reichthume, so daß die Menschheit nur dann darauf rechnen darf aus den vorhandenen Keimen den höchsten Ertrag zu gewinnen, wenn sie allen Kindern ohne Ausnahme in gleicher Weise sämmtliche Bahnen der Erkenntniß eröffnet und die Wahl ihrer Fortbildung lediglich nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten bestimmt. Die Menschheit theilt sich nicht in Arten wie die Thiere, daß man durch Zuchtwahl edle Arten herausbilden und vererben könnte, indem man ihnen den besten Unterricht zuwendete und für die übrigen Arten ein geringes Maß genügen ließe. Vielmehr zeigt sich bei den Menschen gänzlicher

Mangel an Anlage zu derartiger Vererbung: die Kinder der edelsten Männer werden der Regel nach mittelmäßige Menschen, und von mittelmäßigen Eltern entstehen Kinder edelster Art; die Familien der Fürsten und des Adels haben bei gröster Sorgfalt in der Erziehung, ungewöhnlich selten Männer von hervorragender Begabung erzielt; dagegen sind solche meist aus gewöhnlichen und selbst ärmlichen Geschlechtern hervor gegangen. Es liegt also kein Grund vor, um den Unterricht der Jugend nach den Vermögensverhältnissen der Eltern zu bemessen, sondern zur ausgiebigsten Fortbildung der Menschheit darf lediglich die vergleichsweise Befähigung maßgebend sein. Dem Kinde des Bettlers oder Züchtlinges sollten die Schulen höchster Art nicht allein offen stehen, wenn es zu deren Benutzung befähigt ist, sondern der Verband sollte auch in solchen Fällen durch Unterhalt und Ausstattung das erforderliche thun um die Benutzung zu ermöglichen. Einestheils um aus der besonderen Befähigung den größten Nutzen zu ziehen statt Schaden dadurch zu leiden, und anderentheils um an dem Kinde die Ungunst der Verhältnisse auszugleichen, denen es durch seine Abstammung ausgesetzt ist; die sonst wahrscheinlich dazu führen würden die hervorragende Befähigung wider das Gemeinwesen zu richten, diesem ein um so gefährlicheres und lästigeres Mitglied aufzubürden. Das Papstthum wie auch die Jesuiten haben in ihrer Glanzzeit jenen hohen Grundsatz zur Geltung gebracht und dem selben die größten Erfolge zu verdanken gehabt. Ihre Schulen waren allen geöffnet, nur die Fähigkeiten waren bestimmend für den höheren Unterricht und ihre größten Männer verdankten lediglich dem Unterrichte ihre Geltung Stellung Würde und ihren hohen Menschenwert. Als sie die Gleichberechtigung aufgaben sanken beide und verfielen der Rückbildung.

Es ist längst durch Zahlen erwiesen worden, daß Unterricht und Verbrechen im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, d. h. je beschränkter der Unterricht desto zahlreicher und schwerer die Verbrechen und je verbreiteter der Unterricht desto weniger und leichter die Verbrechen. Der Unterricht vermag nicht mit einem Schlage die Menschen tadellos zu machen; aber er hebt sie allmälig, indem er der Unkenntniß abhilft aus welcher die Vergehen erwachsen und dadurch, soweit er sich erstreckt den Menschen die richtigen gesetzlichen Wege eröffnet. Was die vorgeschrittenen eines Volkes, die Gesetzgeber und Richter, als Vergehen und Verbrechen bezeichnen, sind Handlungen die auf rückständigen Stufen der Bildung oder unter rückständigen Verhältnissen als zuläßig oder gar als Heldenthaten gelten; was diese in unserer Mitte zur Erscheinung und Geltung bringt sind lediglich die rückständigen Bildungstufen und Verhältnisse der Begeher. Diesem Rückstande der Erkenntniß läßt sich am ausreichendsten durch Unter=

richt abhelfen, für den wiederum die größte Empfänglichkeit in der Jugend vorherrscht. Bei allen Völkern zeigt der Vergleich zwischen den Verbrechern und dem Unterrichte, daß jene zum grösten Theile keinen Unterricht genossen haben, daß ihnen selbst die Hilfmittel des lesens und schreibens mangeln, so daß sie auch als erwachsene das versäumte lernen nicht nachholen konnten. Gewöhnlich ergibt der Vergleich, das 80 bis 90 % der Verbrecher im lesen und schreiben ungeübt sind und von den Pflichten der Menschen zu einander nur geringe Vorstellungen haben; daß ihnen die Fähigkeit mangelt Verbrechen im voraus abzuschätzen und sie durch Wahl der Selbsterkenntniß zu vermeiden so oft die Gelegenheit zum begehen sich bietet. Allerdings umfaßt der Jugend-Unterricht nicht alle Bezüge des Lebens, überläßt also noch Theile des Gebietes der Unkenntniß; woraus sich erklärt, daß auch solche Menschen dem Verbrechen anheimfallen können welche guten Schulunterricht genossen haben. Dieser Mangel ist nicht gänzlich zu beseitigen, allein weit stärker bis bisher zu mindern wenn der Unterricht mehr als jetzt den Bedürfnissen des Lebens angepaßt wird, man namentlich die Gesetzkunde zu einem Theile desselben macht so weit sie die allgemeinen Bezüge des Lebens betrifft. Denn es ist wichtiger die Wege zu kennen, auf denen man das Zuchthaus vermeiden kann, als die auf denen das Himmelreich erworben werden solle: jenes ist eine nahe stehende unzweifelhafte Gewißheit, dieses dagegen ein fern liegender Gegenstand des Glaubens oder Zweifels.

Der Unterricht wirkt auch dadurch den Verbrechen entgegen, daß er die Fähigkeiten zum leben ohne Verbrechen mehrt, den Menschen geeigneter macht im Verbande eine nützliche Stellung auszufüllen. Es mindern sich dadurch die Verlegenheiten, welche zu Vergehungen und Verbrechen führen können; es wächst die Beweglichkeit und Verwendbarkeit der Menschen, so daß sie nicht durch jede ungünstige Strömung hilflos gemacht werden, sondern sich selbst neue Wege des fortkommens eröffnen können. Im Gefühle der Fähigkeit wächst die Zuversicht, das Ehrgefühl und der Muth zum Kampfe wider mißliche Verhältnisse. Dadurch wird das Zutrauen anderer Menschen gehoben, dessen Jedermann bedarf welcher unter den vielfältigen Verhältnissen des Lebens eine nützliche Stellung ausfüllen will, sei er Rathgeber der Fürsten oder Kaufmann Künstler und Gewerker oder der Knecht eines Landmannes; denn Keiner steht hoch oder tief genug, um des Vertrauens anderer Menschen entbehren zu können; selbst Päpste Sultane und Kaiser bedürfen desselben. In der Gegenwart werden diese Verhältnisse mehr erkannt als früher. Es schwindet die Befürchtung, daß der Unterricht den unbegüterten schädlich sei, als Anlaß gebend zur Unzufriedenheit mit ihrer Stellung; denn das Gegentheil erweist sich bei

allen Empörungen, in denen der Haß wider besser gestellte am ehesten und schärfsten bei den rückständigsten und rohesten sich ausspricht. Es mehrt sich die Überzeugung, daß ein Volk um so stärker von Armut und Verbrechen heimgesucht wird je geringer der Unterricht ist; es erweist sich aus den Steuerverhältnissen, daß ein Volk um so ausgibiger ist an Leistungen je mehr es in der Erkenntniß fortschreitet, weil es durch diese in den Stand gesetzt wird seine Arbeit um so höher zu verwerten. Der Jugend-Unterricht ist das nächste und dienlichste Mittel zum steigern der menschlichen Erkenntniß; denn er wird von einem unbepflanzten Boden mit Begierde aufgenommen und gibt der wachsenden Erkenntniß ihre Richtung für das folgende Leben; zur Zeit wann es nicht erst der Ausrottung von Irrthümern bedarf um das höhere einzupflanzen und das Menschenwesen noch so biegsam ist daß ihm mit geringer Mühe die geeignete Richtung gegeben werden kann. Die nachfolgende Steigerung der Erkenntniß, deren jeder Mensch bedarf, geschieht um so leichter und ausreichender wenn im Jugend-Unterrichte der Grund gelegt ward und die Fähigkeiten in ihre richtigen Bahnen geleitet wurden; am jungen Baume läßt sich mit einem Fingerdrucke erwirken, was am ausgewachsenen Stamme keine zehn Pferdekräfte zu Stande bringen können.

Das Wissen der Menschheit in seinen höchsten Gestaltungen bildet ein Reich für sich, frei von den Schranken der Verbände Volksthümlichkeit (Nationalität) und des Glaubens, unbeirrt durch Stand und Besitz Alter und Geschlecht: die Wissenschaft ist rein menschlich und bietet dem Menschen ihren ganzen Reichthum, denn sie ist unerschöpflich. Sie war es welche die Völker des Alterthumes frei durchwanderte wie die Völker der Neuzeit; jedes Volk mogte sie anwenden auf die heimatlichen Verhältnisse je nach seiner Eigenthümlichkeit, aber für alle Völker war sie gemeinsam; der Glaube mogte verschieden sein in jedem Volke und erstarren, die Wissenschaft war nur eine für alle Völker und schritt fort langsam oder rasch je nach Umständen. Sie war und ist weit genug für alle und was gegenwärtig im Kreise eines jeden der Bildungvölker zur Bereicherung des Wissens geschaffen wird, wird bald auch das Eigenthum der anderen, willig gegeben und freudig empfangen. Es gibt keinen Zweig der Wissenschaft der nicht in jedem Volke seine Pflege findet; wenn auch jedes seiner Eigenthümlichkeit gemäß vorwaltend besondern Zweigen sich zuneigt, so schließt es doch dadurch die übrigen nicht aus. Es findet ein steter Austausch statt zwischen den Völkern; im Reiche der Wissenschaft verlieren sich mehr und mehr die Einseitigkeiten der verschiedenen Völker; das bewußt sein des gemeinsamen Dienstes der Wissenschaft vereint die durch Entfernung Sprache und Glauben geschiedenen Jünger.

Sie haben jedoch mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, deren Überwindung der neuen Welt zufallen wird, nämlich der Trennung durch Sprache und Schrift, welche im Reiche der Wissenschaft weit stärker sich fühlbar macht als im übrigen Leben. Im geschäftlichen Verkehre der Völker ist die Sprachverschiedenheit minder einflußreich; denn nur an den Landesgrenzen sind Berührungen vieler Menschen möglich und dort genügt es beiderseitig außer der eigenen die Nachbarsprache zu kennen; im Inneren des Landes fällt diese Notwendigkeit meist hinweg. Der weiter reichende Verkehr mit fremden Völkern findet gewöhnlich statt durch Zwischenhändler welche die Sprachen beider Völker reden; ausnahmsweise bedarf es weiterer Sprachkenntnisse und in diesem Falle finden sich Männer zusammen, von denen jeder eine oder mehrere fremde Sprachen redet und diese vermitteln die Verbindung für millionen Menschen. Der Handelsverkehr der Europäer mit den Völkern Amerikas läßt sich im Wesentlichen durch Vermittlung der englischen und spanischen Sprache führen; in Europa läßt er sich bei mehreren Völkern mittelst der französischen erreichen und in allen bedeutenden Hafenplätzen der Erde ist die englische Sprache vorherrschend, weil englische und amerikanische Schiffe die Mehrzahl bilden. Dagegen sind im Reiche der Wissenschaft die Verhältnisse viel verwickelter: es werden nicht allein von Alters her die lateinische und griechische Sprache gepflegt, sondern es wächst die Zahl der lebenden Sprachen, deren Kenntniß es bedarf um sich unterrichten zu können vom Stande der Wissenschaft im allgemeinen oder eines besonderen Faches. Die Hochschulen haben längst aufgehört, die hohe Stellung einzunehmen wie im Mittelalter und stehen jetzt als Pfleger der Wissenschaft weit zurück gegen das Schriftwesen, welches in Büchern und Zeitschriften nicht allein den Kern des mündlichen Unterrichtes der Hochschulen liefert, sondern auch die Arbeiten der zahlreich außerhalb stehenden Forscher und Denker. Sie haben auch seit Jahrhunderten die allgemeine Benutzung der lateinischen Sprache abgeschafft, welche vordem die wissenschaftliche Verbindung der Europäer vermittelte und so herrschen jetzt übermächtig im ganzen Bereiche der Wissenschaft die lebenden Sprachen der zahlreichen und vorgeschritensten Völker Europas. Wer als Deutscher Engländer Franzose Italiener oder Russe nur seine Muttersprache versteht, verschließt sich weite Bereiche des wissens, und wenn ihm auch Übersetzungen in Zeitschriften und Büchern zu Gebote gestellt werden, verliert er nicht allein die Zeit bis zu ihrer Herstellung, sondern macht auch seine Erkenntniß abhängig von der Auswahl anderer, welche das ihm nötige auslassen und dagegen das ihm überflüssige mittheilen. Wer also sich auf seine Muttersprache beschränkt, ist gleich dem Einarmigen behindert in seinem

streben. Die fremden Sprachen so weit nötig zu erlernen, übersteigt dagegen nicht allein die Fähigkeiten der meisten Menschen, sondern es würde auch deren Erwerbung einen unverhältnißmäßigen Theil der Zeit und Kräfte erfordern; da Sprachkenntnisse, wenn auch schätzenswert an sich, doch als Hilfsgeräte nur niedrig stehen im Vergleichswerte zu anderen Zweigen des wissens. Das Übel der Sprachunterschiede wächst immer mehr heran und die aus Sprachunkenntniß entstehende Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit des wissens der einzelen macht sich mehr und mehr geltend. Bei aller Regsamkeit des Verkehrs fassen die solchergestalt beschränkten nur das ihnen in der eigenen Sprache zugängliche, überschätzen das Vaterländische ungebürlich und halten sich mancher Verpflichtungen überhoben, zu denen ein Diener der Wissenschaft sich verbunden erachten soll. Dem Übelstande könnte vielfach abgeholfen werden, wenn eine der verbreitetsten oder dienlichsten Bildungsprachen allgemein gemacht würde, sei es die lateinische wie im Mittelaltar oder die französische welche schon jetzt einen weiten Bereich in der Wissenschaft hat. Allein die lateinische ist längst erstarrt und rückständig geworden; die französische leidet, wie die meisten anderen Sprachen an dem Übelstande, daß es ihr an Wurzelwörtern gebricht, so daß sie Bereicherung meistens nur ausführen kann indem sie aus der altgriechischen Sprache die Wurzeln entnimmt und daraus Wörter bildet, die weder griechisch noch französisch sind. Die einzigen Sprachen, reich an Wurzeln also zu jeder Erweiterung fähig, sind die deutsche und griechische; allein erstere ist überaus weitschichtig in ihrem Baue, so daß ihr erlernen und anwenden sehr schwierig bleibt und die altgriechische ist der Jetztzeit entfremdet, so daß ihr Reichthum nur noch den Mischlingssprachen als Bergwerk dient, aus dem sie den Stoff zu neuen Gebilden entnehmen. Außerdem leiden alle europäischen Sprachen unter dem großen Übelstande, daß sie unnöthig weitläufig sind in ihren Wort und Satzbildungen, daß sie weder durch sparsamste Benutzung der Buchstaben ihre Wörter schaffen, noch durch sparsamste Benutzung der Striche ihre Buchstaben bezeichnen, auch weit davon entfernt sind ihre Schriftarten in der handlichsten Weise zu gestalten. Wie nachtheilig die vorbenannten Übelstände, läßt sich am überzeugendsten an dem russischen Unterrichte erweisen, welcher in allen höheren Schulen die Kenntniß der französischen deutschen und englischen Sprache einschließt und zwar mit solcher Bevorzugung, daß die feinerzogenen Russen ungewöhnliche Fertigkeit in Sprachen erlangen. Ihre Erziehung erfordert daß sie russische lateinische und deutsche Buchstaben erlernen, dabei in jeder Sprache vier Schriftarten, nämlich groß und klein, Druck und Schrift: also im Ganzen 12 verschiedene Buchstaben; die allerdings manche Änlichkeiten bieten, aber ebenso zur Verwir-

rung wie zur Erleichterung. Die unausbleibliche Folge ist, daß der Sprachunterricht einen unverhältnißmäßigen Theil einnimmt und zu wenig Zeit und Kraft übrig läßt für die wichtigeren Zweige des wissens. In Folge dessen wird die russische Erziehung von dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit betroffen, dem sie nicht entgehen kann da sie auf die Kenntniß der Geräte des wissens so vielen Fleiß verwendet, daß die Anwendung dieser Geräte dagegen zurückstehen muß. Der Unterricht ist einseitig und beschränkt auf helfendes Wissen, auf Kenntniß der Mittel zum eigentlichen lernen und daraus entsteht die Oberflächlichkeit, welche durch gewandte Sprachkenntnisse besticht, aber die weiten Gebiete des höheren wissens öde läßt.

Das Bedürfniß nach Beseitigung der Sprach- und Schriftunterschiede in Europa ist ein allgemein und tief begründetes: die Erlernung der verschiedenen erforderlichen Sprachen führt zur Oberflächlichkeit; eine allgemeine Zeichensprache einzuführen, wie die Sinesen sie besitzen (§. 392), würde nur die Einheit der Schrift erreichen, nicht die der Lautsprache; eine lebende Sprache herrschend zu machen, würde weder in sprachlicher noch in schriftlicher Beziehung ausreichen und überdies die Eitelkeit der anderen Völker wider sich haben, von denen keines zu überzeugen wäre daß nicht im Grunde genommen seine Sprache den Vorzug verdiene. Daß die verschiedenen Übelstände anerkannt werden, ergibt sich daraus daß bei den minder zahlreichen Völkern (Holländern Dänen u. a.), wie auch bei den Russen, wegen der minderen Bekanntschaft ihrer Sprache, wissenschaftliche Werke oder Mittheilungen für alle Völker in fremden Sprachen und vorzugsweise französisch abgefaßt werden. Diesem streben wirkt aber entgegen, daß die Italiener beginnen den alten Ruhm im Reiche der Wissenschaft zu erneuern und ihre Sprache einzuführen; daß auch die Russen gegenwärtig in ihrer Sprache Bücher und Zeitschriften abfassen, welche der Kenntnißnahme der anderen Völker wert sind und, jemehr ihre Bildung sich steigert, desto stärker die Geltung ihrer Sprache wachsen muß, von 60 Millionen geredet. Daß die Nachtheile der Buchstaben-Verschiedenheit sich fühlbar machen, zeigt zunehmendes streben der Deutschen die lateinische Schrift anzunehmen, welche auch unter slavischen Völkern angewendet wird, so daß es vorzugsweise noch der Russen bedürfte, um sie herrschend zu machen. Den Zeitverlusten der weitschweifigen Schriftzeichen hat man begonnen, durch Kurzschrift (Stenografie) abzuhelfen; nicht allein bei Aufzeichnung öffentlicher Reden sondern auch durch versuchte Einführung in das Geschäftsleben. Es sind also längst Bestrebungen wirksam, um den verschiedenen gefühlten Nachtheilen abzuhelfen; allein alle ungenügend und für jede einzele Abhilfe eine Kraftaufwendung erfordernd, welche ausreichen würde um durch eine Maßnahme alle

Zwecke im weitesten Umfange zu erreichen. Wollte man z. B. die französische Sprache zur herrschenden machen, so würde es den übrigen Völkern mehr Mühe kosten diese zu erlernen, als eine ganz neue Sprache die eigens gemacht würde um durch Einfachheit und Kürze so leicht wie möglich zu sein und anwendbarer als die französische oder irgend eine der übrigen. Wollte man die lateinische Schrift herrschend machen, so müßten die Deutschen Dänen Norweger Russen Slavonier und Griechen sie neu erlernen, mit größerer Mühe als eine neue Schrift die auf größte Einfachheit und leichteste Schreibung mittelst der Feder berechnet wäre. Wollte man irgend eine der Kurzschriften allgemein machen, so würde der Zweck nur theilweise erreicht, wenn man ihre Anwendung auf die verschiedenen Sprachen erlernte; denn jede taugt nur in dem bezüglichen Volke, kann also minder dem allgemeinen Verkehre dienen. Der einzige Weg mit der geringsten Aufwendung an Zeit und Kräften den höchsten Erfolg zu erzielen, kann nur in der Anfertigung einer neuen Sprache und einer neuen Schrift gefunden werden: erstere in möglichst einfachem Baue und thunlichster Kürze der Wörter; letztere in einfachster Form der Lautbezeichnungen (Buchstaben und Silben), so daß ihr erlernen leicht und ihr gebrauchen mündlich wie schriftlich mit größter Zeitersparung möglich würde. Alle minderen Hilfen, welche bereits im Gange sind oder noch ergriffen werden, sind Verschwendungen an Zeit und Kraft verglichen mit jener; sie können den Verkehr der Europäer vereinfachen, aber nur örtlich und theilweise, auch niemals die Hindernisse so leicht und allgemein beseitigen wie eine neue Sprache und Schrift.

Denke man sich, eine neue Sprache sollte von Sprachkennern der verschiedenen europäischen Völker geschaffen werden und zwar durch Benutzung der günstigen Eigenthümlichkeiten einer jeden, so würden zunächst für die am meisten gangbaren Bezeichnungen die kürzesten Laute gewählt welche eine oder die andere Sprache besitzt; ebenso zu ihrem Ausdrucke die kürzeste Schreibweise welche in der selben oder anderen Sprachen angewendet wird. Wenn sie z. B. zur Bezeichnung des Wassers das französische Wort als das kürzeste wählten, so würden sie dessen Schreibweise „eau" als überflüssig lang verwerfen, weil in allen Sprachen der Buchstabe „o" ausreicht, um den Laut jenes Wortes zu bezeichnen. Die Ersparung wäre groß, denn die Nichtfranzosen hätten statt eines zwei- oder dreisilbigen Wortes ein einsilbiges und statt 4, 5 oder 6 Buchstaben zu schreiben, nur einen; auch die Franzosen schrieben nur einen statt dreier Buchstaben. Das englische „I" zur Bezeichnung des Eigenwesens wäre sehr passend, könnte auch „ei" ausgesprochen bleiben, da es vortheilhaft wäre, diesen so oft angewendeten und dazu dienlichen Laut einfach zu bezeichnen;

was leicht geschehen könnte, indem man es vom neuen Zeichen des i unterschiede, nicht wie im englischen das gleiche Zeichen für beide Laute. So liegen in den verschiedenen Sprachen ausreichend Bestandtheile zerstreut, aus denen durch geeignete Auswahl eine beste Sprache zusammen gesetzt werden könnte. Da in allen das gleiche Menschenwesen sich ausgeprägt hat dem die neue Sprache dienen sollte: so läge in solcher Art der Herstellung die sachlich geeignetste von allen. In viel wichtigeren Bezügen als die oben nebenher zum Beispiele genommenen, können die verschiedenen Sprachen benutzt werden und auch die kleineren bieten viel brauchbares. Einige Sprachen haben geeignete Deklinationsformen, andere einfache Conjugationen, einige besitzen Kürze des Ausdruckes, Einfachheit der Wort- und Satzbildungen; die böhmische gilt als sehr reich gebildet, die schwedische und spanische bieten den gothischen Wohlklang, die italienische ihre Klarheit und der Bau der türkischen wird von Kennern als ein Muster gepriesen. In jeder hat das Menschenwesen in einer oder anderen Beziehung die höchste sprachliche Gestaltung der Gegenwart hervor gebildet. Es würde also nur darum sich handeln, diese Vorzüglichkeiten heraus zu nehmen und durch zusammen stellen eine Menschensprache zu schaffen, welche jede einzele Volkssprache überträfe, weil sie nur ihr vortreffliches enthielte, nicht ihre Mängel. Sie wäre ein Erzeugniß des Menschenwesens gleich jeder anderen, jedoch der höchsten Erkenntniß der Jetztzeit; wogegen jede der einzelen Volkssprachen das Erzeugniß der Vergangenheit ist, Spuren aller Zeiten und selbst der rückständigsten in sich trägt und von ihren Einseitigkeiten nicht befreit werden kann, weil sie zu fest verwachsen sind und dem Gedächtnisse des Volkes sich tief eingeprägt haben. Irgend eine Sprache durchgreifend zu verbessern erfordert mehr Mühe als eine neue zu schaffen; dieses muß aber noch viel leichter sein als eine der Sprachen so weit zu verbessern daß sie Weltsprache werden könnte.

Nächst der neuen Sprache würde es einer neuen Schrift bedürfen, da die jetzige an Vielfältigkeit und nutzloser Weitschweifigkeit leidet, auch den Bewegungen der Hand sich mangelhaft anpaßt. Die verschiedenen Kurzschriften haben den Unterschied stark genug heraus gestellt, so daß es verhältnißmäßig leicht sein würde eine der neuen Sprache angepaßte Schrift zu bilden. Sie würde vorzugsweise auf Leichtigkeit und Kürze des schreibens einzurichten sein; denn der Buchdruck kann jede Buchstabenart mit gleicher Leichtigkeit bewältigen und beansprucht nur Kürze der Schrift, welche es gestattet möglichst viel auf gleiche Fläche zu drucken.

Die Erkenntniß der Gegenwart ist dahin gelangt, nicht allein die Übelstände der Zersplitterung in Sprachen und Schriften zu erkennen,

sondern auch die Vereinfachung anzubahnen. Allein die eingeschlagenen Wege erfordern übermäßige Anstrengungen für kleine zögernde Schritte und in dem bisherigen Fortgange, der nur geringe Beschleunigung zuläßt, würden Jahrhunderte vergehen bevor die wünschenswerte Einheit der Sprache und Schrift erzielt werden könnte. Der beschleunigte Fortschritt der Wissenschaft wird aber durch solche Verzögerung ungebürlich benachtheiligt; der Völkerverkehr erleidet immer mehr Hemmungen und Zeitverlüste, und so wird die neue Welt über kurz oder lang der Aufgabe sich unterziehen müssen, eine neue Sprache und Schrift zu schaffen, um alle Verbindungen angemessen zu erleichtern, Zeit und Kräfte der Menschheit sparsam zu verwenden. Gelänge das Werk, so würde es sich durch seine Vorzüge allgemein Eingang verschaffen und die einzelen Volkssprachen mit der Zeit absterben; sie verblieben in ihren Werken wie das Griechische und Lateinische der Vorzeit, würden aber als lebende Sprachen von der Menschheit in ihrer Verjüngung ausgestoßen wie so manches andere vordem lebende Gebilde.

Der neuen Welt wird das herrschende streben nach Vereinfachung der Wissenschaft und nach allgemeiner Verbreitung unter alle Völker und Volkstheile auch in anderen Weisen zum Vortheile gereichen. Der stattfindende Übergang vom mündlichen Vortrage zu schriftlichen Abhandlungen, die durch Druck vervielfacht werden können, führt die Pflege der Wissenschaft aus den dumpfen Hörsälen in die freie Luft des allgemeinen Verkehrs; zwingt die Lehrer sich kurz zu fassen, statt ein dürftiges wissen möglichst lange auszuspinnen; gewöhnt sie daran um Einfachheit und Deutlichkeit sich zu bemühen, da die Leser nicht ein Orakel bewundern sondern einen Lehrer verstehen wollen und weit sicherer die Fehler ermitteln können als die Zuhörer einer Rede oder Vorlesung. Der Wert der Redner Professoren und Prediger wird sich mindern: das Wort wird an Geltung verlieren während die Schrift gewinnt. Gleichzeitig wird die Selbstüberhebung schwinden, die noch so vielfach unter den Jüngern der Wissenschaft wuchert; am meisten bei denen welche am wenigsten Veranlassung dazu haben, nämlich den Gedächtnißwissern oder Fachgelehrten, welche in einem engen Bereiche schätzenswerte Forschungen anderer ihrem Gedächtnisse eingeprägt haben, vielleicht auch einiges selbstgeschaffenes hinzu fügten und, weil ihnen außerhalb ihres engen Gebietes alles dunkel ist, dieses Dunkel gründlich geringschätzen, auch jeden nicht zu ihrem Fache gehörigen als Laien bezeichnen um sein Urtheil abzuweisen. Diese Selbstüberhebung, welche so viele Gelehrte mit den Zunftmeistern gemein haben, die jeden als Pfuscher bezeichnen welcher nicht in ihrer Weise lernte, wird um so mehr schwinden müssen, je stärker die Neuzeit drängt zum umfassenden wissen und zur gemein verständlichen

Darstellung der Lehre, also zur Entäußerung des verworrenen dunklen und mit antiken Worten und Sprüchen durchwebten Gemisches, wie es bisher der Wissenschaft der Hochschulen würdig gehalten wurde: es wird die Zunft fallen und die freie Wissenschaft gewinnen.

Andererseits treibt die Fortbildung den einzelen dazu, vorwaltend auf ein Fach sich zu beschränken, wenn er mit mäßigen Fähigkeiten Tüchtiges leisten will. Der Gehalt des wissens vertieft sich mehr und mehr, das Gebiet erweitert sich im überraschenden Maße, so daß ein kleiner Theil genügt, um Zeit und Kräfte eines Menschenlebens in Anspruch zu nehmen. Nicht allein, daß die einzelen Fächer sich scheiden, sondern jedes Fach spaltet sich in Abtheilungen, denen die meisten ausschließlich sich widmen: z. B. in der Heilkunde wird die Wundarzneikunde geschieden von der Heilkunst des Inneren, überdies die Augenheilkunde, Heilung ansteckender Krankheiten, der Hautübel Atmungkrankheiten, die Irrenheilung u. a. als besondere Fächer abgeschieden; jedes Fach ausreichend, um den sich widmenden völlig in Anspruch zu nehmen. Die Naturforscher haben ebenfalls sich gespalten in Stein= Pflanzen= Thier= und Menschenkenner (Mineralogen Botaniker Zoologen und Anthropologen). Letztere haben sich wiederum getheilt in Füsiologen die das Leben des Leibes erforschen und Psüchologen welche das Leben des Nervenwesens (der Seele) zu erkunden suchen. Derartige Arbeittheilung, welche in allen Zweigen fortschreitet, muß einerseits der Wissenschaft zu reicherer Fortbildung verhelfen, indem jeder Zweig mit größerer Schärfe und Tiefe bearbeitet werden wird, andererseits aber die Folge haben, den einzelen beschränkter zu machen, ihn zur Einseitigkeit zu entwickeln und seine allgemein menschliche Bildung zu beeinträchtigen. Solcher Mensch wird von einem kleinen selbständigen Werke zu einem brauchbaren Rade in einem großen Werke; der einzele verliert, aber die Menschheit gewinnt. Da in dieser das höchste Ziel der Welt liegt: so ist diese Weise der Fortbildung eine angemessene, möge sie auch vielen Menschen ihre allgemeine Entwicklung schmälern. Der einzele kann aber in einem beschränkten Kreise sein Glück finden wie die Erfahrung allerorts lehrt und so liegt auch in dieser Beziehung kein Grund vor um den Fortschritt zu beklagen, welcher den Menschen sein Glück finden läßt im beschränkten wirken für die Menschheit. Jeder hat im Reiche der Wissenschaft Raum und Freiheit in Fülle, um wählen zu können nach seinen Fähigkeiten und zu erlangen was der eingeschlagene Weg bietet.

„Wer stets denselben Weg in gleicher Richtung hält,
Der kommt in kurzem um die Welt,
Wer alle Windungen und Pfade will begleiten,
Wird nie sein Weichbild überschreiten." (Rückert.)

Möge er das durchgehende aller Fächer verfolgen oder im einzelen Fache jede Einzelheit erforschen wollen, so wird er das erhoffte Glück finden können, wenn er jeden anderen Forscher als Genossen achtet und nie die Männer sondern nur die Ansichten kämpfen läßt; eine Verbesserung, welche ebenfalls die Gegenwart anbahnt und die Zukunft in der neuen Welt zur Herrschaft bringen wird.

§. 468. Das allmälige ausscheiden des semitischen wird im Leben der Europäer auch die **Ehe** und das Verhältniß der **Weiber und Kinder** umgestalten, sie ausschließlich auf arischer Grunglage fortbilden.

Die gegenwärtigen Gesetze und Einrichtungen bilden ein Gemisch von arischer Einehe mit semitischer Schmälerung der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Den Verhältnissen des gemäßigten Erdgürtels folgend herrscht die Einehe und selbst die zwischen uns lebenden Semiten (Mosaiten) haben sich dem gefügt, obgleich ihr geltendes Gesetz ihnen die Vielweiberehe gestattet. Andererseits hat das semitische der heißen Länder in so weit Einfluß gewonnen, daß die weibliche Hälfte der wohlhabenden Europäer zurück gedrängt und auf die Wohnung angewiesen wird, wie es in den heißen Ländern die Frühreife der Töchter und die Unzuverläßigkeit der Frauen gebietet. Die arische Küle hat von jeher dazu geführt, die Ehe als eine Genossenschaft zu betrachten, bei deren schließen der Verstand als Berechnung mitwirkt, die Verhältnisse beider Theile abwägt und langsam zu einem Entschlusse gelangt. Die semitische Wärme dagegen hat die Leidenschaft zur Geltung gebracht, die unmittelbare Bewerbung, das romantische und die ungebürliche Höherstellung des sinnlichen Genusses. Dieser Einfluß ist zeitlich und örtlich ein zwiefacher gewesen: durch die semitischen Einwanderer auf die Hellenen in dem Jahrtausend vor Christi Geburt, und durch die Araber auf Spanier und Italier während des Mittelalters. Unter den Hellenen führten diese Einflüsse bei den höher gestellten zum zurück drängen des Weibes, zum beschränken auf seine Gemächer, zum fern halten aus den Zusammenkünften. Wie zu allen Zeiten suchten die Unterstehenden diese neuen Sitten der Höheren thunlichst nachzuahmen und ist zumal die weibliche Hälfte in solchen Fällen durch ihre Bewerbung nahezu gezwungen, den Sitten der vornehmen so weit möglich nachzukommen, um durch heben der äußeren Stellung ihrer Bewerbung höhere Kreise zu eröffnen. Mütter und Töchter strebten damals wie jetzt danach gute Partien zu machen und unterwarfen sich gern den Beschränkungen der vornehmeren Sitten um deren Lebenskreise sich zu eröffnen. Die Ausschließung der weiblichen Menschheit aus den Zusammenkünften

war beiderseitig von verderblichem Einflusse; denn die Männer unter sich wie auch die Weiber unter sich verwilderten, weil die gegenseitigen Anstandsrücksichten aufhörten. Namentlich von den Zügellosigkeiten der Männer in Athen sind ausreichende Kunden aufbewahrt worden, um zu erkennen daß alle Laster der heißen Länder Eingang gewonnen hatten; selbst in Lebenskreise in denen Sokrates Alkibiades Platon Xenophon und derartige Männer sich bewegten. Daß die Weiber unter sich mehr in Worten als Werken der Zügellosigkeit verfallen erklärt sich aus der Beaufsichtigung; aber noch jetzt berichten Europäerinnen, welche morgenländische Harems besucht haben, daß die Gespräche der Weiber sehr unanständig waren; auch ist bekannt, daß vielerorts die europäischen Frauen unter sich ebenso zügellose Gespräche führen wie die Männer, weil die gegenseitige Scheu fehlt. Die Scheidung der Geschlechter im Umgange ward verderblich nach beiden Seiten und bei den hellenischen Männern kam noch hinzu, daß sie, um der weiblichen Gesellschaft bei ihren Gelagen nicht zu entbehren, käufliche Weiber hinzu zogen, welche das semitische Morgenland herüber sandte; daß auch derartige Buhlerinnen zu hohen Stellungen sich empor schwingen konnten, da sie des Umganges und der Achtung ihres Geschlechtes nicht bedurften. Von Griechenland wie auch durch semitische Einwandrung gelangten diese Sitten nach Rom: Frauen und Töchter wurden zurück gedrängt und nur der Matrone (dem geschlechtslosen Weibe) das öffentliche auftreten gestattet, den übrigen dagegen die Zurückhaltung und Beschränkung auferlegt. Es kam schon damals die Verhüllung des weiblichen Geschlechtes auf, welche beim erscheinen außerhalb des Hauses wider Unschicklichkeiten schützen sollte; in Wirklichkeit aber der Zügellosigkeit Vorschub leistete, indem es die allgemeine Aufsicht vereitelte, es möglich machte Häuser jeder Art zu besuchen, da die Gleichheit der Tracht und Verhüllung jede einzele gegen Entdeckung sicherte. Es konnte dahin kommen, daß die Frauen der Senatoren und selbst Kaiserinnen durch Unzucht das gröbste Ärgerniß erregten, gefördert durch die Abscheidung der Männer und die Verhüllung der Frauen. Die gleiche Erfahrung ward im Mittelalter in den Städten Italiens gemacht: es ward die schwarze Tracht gebräuchlich und dabei Verhüllung durch Schleier oder Halbmasken, wie es der Anstand beim verlassen des Hauses erforderte. Daraus entstand die Zurücksetzung des Anstandes in Erleichterung der Zügellosigkeit; denn jede erwachsene war der anderen änlich und konnte am lichten Tage ihre Buhlwege machen ohne erkannt zu werden. Gleiches findet noch jetzt im Morgenlande statt: die verhüllten Frauen durchstreifen Straßen und Basare ohne Scheu; denn jede ist unkenntlich und kein Mann dürfte es wagen, seine eigene Frau ertappen zu

wollen, weil er Gefahr liefe die Frau eines anderen zu enthüllen; sie besuchen Läden oder verschwinden in Häusern üblen Rufes durch ihre Verhüllung geschützt: die semitische Wahrung des Anstandes dient der Zügellosigkeit.

Die Zurücksetzung der weiblichen Hälfte gelangte durch die Römer nach Spanien Frankreich England und West-Deutschland. Wenn auch durch die Völkerwandrung das arische Grundwesen zur übermächtigen Geltung kam, selbst in Italien römisches unterdrückte, so lebte doch manches wiederum auf, als die rauhen Völker die Künste Sprache und Sitten der unterjochten annahmen und die höher gestellten sich bemüheten, durch feinere Sitten sich noch mehr zu erheben über ihre rauhen Genossen. Gleiches wiederholte sich in Spanien und Frankreich: der weiblichen Hälfte ward strengere Zurückhaltung auferlegt, größere Abscheidung von den Männern und derem Umgange.

Als die Araber Spanien erobert hatten (712—755) brachten sie den Bewohnern mit den Wissenschaften Künsten und Sitten des semitischen Morgenlandes auch die glühende Verehrung des Weibes, als Trägerin der Schönheit und Helferin zum sinnlichen Genusse. Die Liebe ward nicht verehrt als Mittel zur Verjüngung der Menschheit sondern als Zweck, und das Weib nicht als Ehegenossin sondern als Buhlerin, als Theilnehmerin an heimlichen Genüssen. Diese Abweichung ist begründet in den Verhältnissen der heißen Länder, wo der Mann das 10jährige Mädchen welche er ehelicht, nicht anerkennen und behandeln kann als Genossin, als ebenbürtige Hälfte seines Lebens; es ist ein Kind, wenn auch körperlich gereift, nur zum Genusse dienlich und seinen ganzen Wert tragend in seiner körperlichen Schönheit, seiner Entwicklung als schwellende Knospe. Sobald dort die Frau ausgewachsen und verständig wird um dem Manne zur Seite stehen zu können, ist sie welk geworden und wird wenn möglich durch eine jüngere aufblühende ersetzt. Die Dichtkunst des Morgenlandes findet deshalb an der weiblichen Hälfte nur ihre geschlechtlichen Unterscheidungen zu rühmen und selbst bei bildlichen Vergleichen, wie im Hohen Liede der Bibel, sind Wangen und Brüste Haar und Augen Lippen und Schoß die Gegenstände der Verehrung; auch wird jede Bewerbung nur auf Erreichung des Genusses gerichtet. Diese Eigenthümlichkeit der heißen Länder ward von den Arabern nach Spanien verpflanzt und verbreitete sich in reizend üppigen Liedern und Gewohnheiten über die anderen Völker Europas, so weit die Wissenschaften und Künste der hochgebildeten Araber Spaniens Einfluß gewinnen konnten. Es erblühete eine Zeit der Ritterlichkeit in Liebesbewerbung, der Kampfspiele mit Preisvertheilung durch weibliche Hand, der Liebeslieder wie

sie von den Troubadours in Süd-Frankreich und den Minnesingern West-Deutschlands gedichtet wurden: alle das Weib anscheinend hoch erhebend, aber in Wirklichkeit nur als Mittel zum Genusse feiernd. Die Flut der Minnelieder, die Liebeshöfe an denen Streitfragen der Liebe entschieden wurden, brachten jene semitischen bunten und glühenden Vorstellungen zur Herrschaft, und durch alle folgenden Jahrhunderte entstand bei den Völkern eine Unzahl von Liebesliedern, in denen die Liebe als höchster Sinnengenuß gefeiert wird, meistens in Wendungen die ebenso wol auf eine Buhlerin wie auf eine Jungfrau ihre Anwendung finden können.

Diese Nachklänge des eingedrungenen semitischen Wesens, welche allerdings ihre menschliche oder beziehentlich thierische Berechtigung haben, schwinden zusehends vor dem Ernste des Lebens und werden in der neuen Welt voraussichtlich ihr Ende finden. Das arische Wesen faßt das Verhältniß der beiden Menschenhälften küler ernster und prosaischer: der Mann will eine Lebensgefährtin und die Jungfrau will gesichert werden für ihre Lebenszeit, einen bleibenden Anhalt haben und ihre Stellung als Frau einnehmen; der Mann weiß was er bietet und braucht nicht zu winseln in Klagetönen, auch die Jungfrau wünscht keine Schmachtlieder, sondern einen bündigen verständigen Antrag; die romantische Dichtkunst wird überflüssig und ihre ohnehin kränkelnden Blüten verschwinden in der zunehmenden Küle des siegenden arischen Wesens.

Die Zurückdrängung des Weibes hatte aber ein ungleich größeres Übel im Gefolge, indem sie die wirthschaftliche Ergibigkeit des weiblichen Lebens minderte und es dadurch in größere Abhängigkeit brachte. Im Hirten- und Ackerleben der Arier in der Urheimat und auch während des ersten Aufenthaltes in Europa stand das Weib weit mehr dem Manne gleich als nachher: die Arbeiten waren ebenmäßig vertheilt, die weibliche Hälfte war gleich nützlich beschäftigt und erwarb sich ihren Unterhalt gleich dem Manne; die Frau war vollberechtigte Genossin und wer die Tochter ehelichen wollte nahm den Eltern eine wertvolle Arbeiterin. Die Weiterbildung, welche vornämlich von Süden heran kam, änderte dieses Verhältniß in allen Zweigen welche über das Hirten- und Ackerleben hinaus lagen: sie schloß die weibliche Hälfte aus von der Theilnahme daran und drückte es in diesen Zweigen zu einem Minderwerte hinab. In den alten arischen Beschäftigungen verblieb das Weib selbsterhaltend, Überschuß ergebend, weil es nach wie vor Theil nimmt an allen Arbeiten: melkt buttert und Käse macht, Vieh wartet, düngt erntet und drischt kocht und backt spinnt strickt und näht, auch webt und färbt wie vor Tausenden von Jahren. Aber in Künsten und Gewerken Handel und Verwaltung

hat man die weibliche Hälfte ausgeschlossen, ihre Fortbildung gehemmt und sie der Rückbildung übergeben. Die Folge davon ist gewesen, daß Frauen und Jungfrauen dieser Kreise an Kräften und Fähigkeiten rückständig geblieben sind, daß ihre Ausbildung als überflüssig angesehen und vernachlässigt wird oder auf Nutzlosigkeiten sich richtet, welche weder sie selbst noch andere befriedigen können. Die Ausschließung von allem was das Leben gewinnbringend und mannigfaltig in Freud und Leid gestaltet, hat die Folge gehabt der Langenweile und nutzlosen Zeittödung Eingang zu verschaffen, oder das streben nach Beschäftigung und Abwechslung abzulenken zum klatschen und zur Putzsucht, darin dem Neide der Bosheit Eitelkeit und dem Mißtrauen reichlich Narung gebend. Die Zurücksetzung macht ihren Einfluß sogar in der Gehirnbildung sichtbar; denn es zeigt sich bei Vergleichung des männlichen und weiblichen Hirnes, daß das weibliche bei rückständigen Völkern dem männlichen in Bau und Größe viel näher steht als bei vorgeschrittenen Völkern, daß also die Fortbildung des Hirnes überwiegend bei den Männern gewirkt habe. Es gibt keinen Grund, welcher berechtigte anzunehmen daß die weibliche Hälfte minder bildungfähig sei; es kann also nur die Hemmung ihrer Bildung den Rückstand hervor gebracht haben.

Die Beschränkung der weiblichen Hälfte ist mit zunehmender Bildung verbreiteter und nachtheiliger geworden. Einestheils haben die ursprünglichen Beschäftigungen, welche beide Hälften einander nahezu gleichstellten, minder zugenommen als die neueren welche die weibliche Hälfte zurück setzten: die ländliche Bevölkerung bildet jetzt im Vergleiche zur städtischen einen viel geringeren Theil des Volkes, die Beschränkung hat also durch größere Zunahme der Städte über weitere Bereiche sich ausgedehnt. Sie ist auch nachtheiliger geworden dadurch, daß der zurückgesetzten weiblichen Hälfte ein großer Theil ihrer Beschäftigungen entzogen worden ist durch Fabriken und Maschinen: spinnen und weben haben aufgehört, stricken und sticken verschwinden, jede Nähmaschine arbeitet für drei Näherinnen. So wird das weibliche Leben immer unergibiger und der Unterschuß den seine Unterhaltung erfordert mehrt sich von Jahr zu Jahr. Der Andrang zu lohnenden Beschäftigungen wird größer, das steigende Mißverhältniß zwischen Angebot und Begehr mindert die Preise und steigert die Not; das weibliche Leben verliert an Wert. Wenn man die verhältnißmäßig geringe Zahl der glänzend besoldeten Künstlerinnen abrechnet, bleibt für die weibliche Hälfte die Preisgebung der einzige Zweig welcher ansehnlichen Überschuß ergeben kann, aber nur für die kurze Blütenzeit. Deshalb wird als Selbstfolge dieser Weg im zunehmenden Maße betreten werden, je mehr dem weiblichen Leben durch

Zurücksetzung die Möglichkeit der Selbsterhaltung geschmälert und entzogen wird. Statt eines Lebens voll andauernden Mangels wird eine kurze Glanzzeit im Rausche der Lust gewählt, um das nachfolgende Elend durch Erinnerung an eine Blütenzeit zu versüßen oder vordem unter zu gehen. Dieses zeitweilig glänzende Elend wächst in den großen Städten London Paris Berlin Wien St. Petersburg u. a. immer weiter heran und wird in doppelter Weise genärt: durch zunehmende Narunglosigkeit des weiblichen Geschlechtes, und anwachsende Putz- und Vergnügungssucht; am stärksten gepflegt von den Preisgebenden, welche Reiz und Entschädigung darin suchen und finden. Diese Hingabe des Weibes, welche in der demi-monde ihren Ausdruck findet, äußert sich in einer noch niedrigeren Gestalt in dem Unzuchtwesen großer und kleiner Städte; andererseits als höhere und anständig geltende in solchen Ehen, welche von weiblicher Seite geschlossen werden ohne Liebe und Achtung, lediglich um glänzend versorgt zu werden. In allen Gestalten von der niedrigsten zur höchsten, ist es die durch Zurücksetzung herbeigeführte Unmöglichkeit sich selbst zu ernären, welche die Jungfrau treibt ihr Leben dadurch selbsterhaltend zu machen, daß sie ihre Schönheit und körperlichen Reize verkauft oder vermiethet, weil diese das einzige Besitzthum sind, welches am Weltmarkte hoch genug bezahlt wird um reichlichen Lohn zu ergeben. Die besondere Gestaltung des Verhältnisses hängt lediglich davon ab, ob sich ein Käufer finde für zeitlebens, so daß äußerlich eine anständige Ehe daraus entsteht, oder ein Käufer für eine Reihe von Jahren, so daß eine freie Ehe daraus wird, oder nur Miether im raschen Wechsel sich finden zur Unzucht. Die Ursache ist in allen Fällen die selbe; Unfähigkeit der Selbsterhaltung, der weiblichen Hälfte aufgedrungen durch Zurücksetzung und Ausschließung von den ernärenden Arbeiten.

Die Quelle des Übels ist längst erkannt und sind einzele Versuche gemacht worden um die weiblichen Fähigkeiten Theil nehmen zu lassen an lohnenden Arbeiten, welche bisher die Männer ausschließlich betrieben. Es haben sich in Nord-Amerika wie in England Jungfrauen zu Ärzten herausgebildet, und wenn auch durch männliche Beschränktheit und Böswilligkeit gehindert diese Absicht glänzend durchgeführt. In London ist eine Buchdruckerei eröffnet worden, in welcher Satz und Druck durch weibliche Hände beschafft wird. In verschiedenen Fabrikzweigen welche Feinheit und Unermüdlichkeit erfordern werden vorzugsweise Mädchen beschäftigt, und da ihr Tagelohn wohlfeiler ist als das männliche, so führt der Vortheil der Arbeitgeber zur ausgedehnteren Beschäftigung der weiblichen Hälfte. Es liegen aber noch große Arbeitgebiete verschlossen, die eigens für das weibliche Geschlecht geeignet erscheinen; aber zur Zeit unzugänglich sind, weil ihnen

die Gelegenheit zur Ausbildung mangelt oder Zunft- und andere Handwerks-Verbindungen ihnen entgegenstehen. Allmälig werden auch diese Schranken gebrochen werden und die weibliche Hälfte in allen für sie geeigneten Fächern an den Arbeiten zum Gemeinwohle Theil nehmen. Sie werden in der Beschäftigung die Nutzlosigkeiten vergessen, mit denen sie in Ermangelung anderweitiger Gelegenheit ihre Gedanken erfüllen; werden ihren Menschenwert erkennen indem sie sich selbst erhalten; und ihre Liebeswahl sichern indem sie ihre Unabhängigkeit bewahren, bis sie ohne Zwang durch Not oder dringende Eltern, den Ehebund schließen mit begründeter Hoffnung auf Sicherung ihres Lebensglückes. Je mehr beide Geschlechter in den Stand gesetzt werden, ihren Unterhalt selbständig zu erwerben, desto sicherer können Ehen geschlossen werden und desto mehr wird die Fortbildung der Eheleute wie auch des Nachwuchses erreicht: die Liebe wird weniger vom Bleichgesichte der Sorge begleitet, die Ehe weniger aus Besorgniß gemieden oder leichtsinnig geschlossen, desto mehr aber mit Ernst und Zuversicht begonnen. Die Vortheile werden am stärksten der weiblichen Hälfte zufallen, deren Lebensbestimmung und Lebensglück vorwaltend in der Ehe begründet liegt. Die Mehrung der ernsten Ehen zweier selbständiger Gatten wird die entsittlichenden Zwangsehen mindern, und indem sie der weiblichen Hälfte zur Erreichung ihres Lebenszieles verhilft, einerseits die Wildniß beschränken und zurückdrängen, andererseits dem naturwidrigen keuschen Leben abhelfen; welches erfahrungsmäßig die Jungfrau entweder erschlafft oder verhärtet, je nach der minderen oder größeren Kraft mit welcher das Leben die Übelstände der Keuschheit überwindet.

Der Beschäftigung der weiblichen Hälfte mit lohnenden Arbeiten steht das Vorurtheil entgegen, daß ihre Bestimmung die Familie sei, daß ihre geringere Kraft und öfteres Unwohlsein sie hindere und daß sie der zarten Zurückhaltung entzogen würden, in welcher die schönsten Eigenschaften des Weibes sich entwickelten. Daß ihre Bestimmung in der Familie liege als Trägerin der Verjüngung der Menschheit unterliegt keinem Zweifel. Die Erfüllung dieser Bestimmung findet sich aber nur in der Ehe und da die Befähigung der Jungfrau zum selbständigen Unterhalte die Schließung der Ehen erleichtern wird: so kann die darin liegende Bestimmung nicht als Grund gegen die Verbesserung gelten, vielmehr ist sie eine der stärksten Gründe zu Gunsten derselben. Wird solche Jungfrau in der Ehe so sehr für ihre Familie in Anspruch genommen, daß sie derselben alle Zeit und Kraft widmen müßte, so steht ihr die erlangte Geschicklichkeit nicht entgegen, denn sie braucht sie nur ruhen zu lassen; wenn aber, wie es vielfach geschieht, dem Manne durch Krankheit oder Unglück die Fähigkeit zum ernären

der Familie verloren ginge oder sie vorzeitig Wittwe würde, so käme ihre Fähigkeit zur selbständigen Ernärung sofort der Familie zu Hilfe: es gäbe also mehr glückliche und weniger hilflose Familien. Der andere Grund, daß es der weiblichen Hälfte an Kraft und Gesundheit mangele ist noch weniger zutreffend. Es bedarf nicht der Hinweisung auf die Amazonen des Alterthumes oder die 4000 weiblichen Krieger des Königs zu Dahome, um zu beweisen daß sie bei geeigneter Auswahl selbst zum Kriege fähig sind; sondern es genügt hervor zu heben, daß ihre mindere Kraft ausreichend durch größere Feinheit ersetzt wird; daß am Weltmarkte die Feinheit weit höher bezahlt wird als die rohe Kraft, in welcher die männliche Hälfte überwiegt; deren Wert überdies im sinken ist, seitdem die Rohkraft zunehmend durch Maschinen ersetzt wird. Ein weiblicher Uhrmacher würde höher bezahlt werden als ein männlicher Grobschmied; ein weiblicher Arzt dem Zartgefühle ihres Geschlechtes weniger Abbruch thun als ein männlicher, deshalb beliebter sein; ein weiblicher Kupferstecher Steinschneider Maler Holzstecher Violinspieler Goldschmied Abschreiber Schreiblehrer Kassenbeamter Zahlmeister u. s. w. ausreichend an Körperkraft begabt sein und höher bezahlt werden als ein männlicher Erdarbeiter Straßenpflasterer oder Soldat für die Aufwendung roher Kräfte. Das öftere Unwohlsein steht ebenso wenig entgegen; denn es findet sich überwiegend bei unbeschäftigten Jungfrauen oder erschlafften Frauen und schwindet in den meisten Fällen oder wird überwunden wenn das Bewußtsein der Pflichterfüllung sich entgegen stellt; die Zahl dauernd kränklicher Jungfrauen und Frauen würde unter solchen Umständen wenig größer sein als die solcher Männer. Daß sie der zarten Zurückhaltung entzogen würden ist ein Irrthum; denn die wenigen welche dazu Neigung besitzen würden demgemäße Beschäftigungen wählen gleich derartigen Männern; auch gibt es keine Stellung des Lebens, in welcher nicht das Weib Zartsinn und Zurückhaltung bethätigen könnte wenn es solche besitzt.

Die Aufhebung der Beschränkungen würde das arische Weib aus dem semitischen Bann erlösen, es auch in den Zweigen welche den heißen Ländern entstammen zur Gehilfin des Mannes und zum vollgiltigen Mitgliede der Menschheit erheben. Dem Gemeinwesen würde ein unschätzbarer Gewinn an bisher brachliegenden Kräften zugeführt; die Verwendung weiblicher Feinheit der Menschheit in allen geeigneten Zweigen nützen, auch das Geschlecht den Nutzlosigkeiten und Eitelkeiten entziehen, mit denen es seine müßige Zeit ausfüllt und seine brachliegenden Kräfte beschäftigt. Allenthalben haben die Verbände Schulen für den höheren Unterricht gestiftet und erhalten, beschränken sie aber auf die männliche Hälfte. Sie werden sich gezwungen sehen, sie auch

der weiblichen zu eröffnen; denn es gibt keinen Zweig des höheren Unterrichtes, in welchem dem Weibe die Fähigkeiten mangelten und es sich nicht bereits versucht und bewährt hätte. Dem Baumeister des Straßburger Münsters war seine Tochter die treffliche Gehilfin; weibliche Naturforscher und Mathematiker hat es mehrere gegeben; auch weibliche Maler und Bildhauer; Redner sind sie von Natur und unermüdliche Sachwalter; zur Krankenpflege und Heilkunde sind sie ganz besonders geeignet; kein Zweig der Statsverwaltung würde ungeeignet sein zu ihrer Verwendung, denn in gesetzgebenden Versammlungen gibt es unzählige alte Weiber in Männergestalt, die zum Vortheile für das Gemeinwesen durch verständige und muthige Frauen ersetzt werden könnten; auf den Thronen haben die Frauen durchgehends besser sich bewährt als die Männer. Es liegt demnach kein Grund vor, ihnen irgend einen Zweig menschlicher Thätigkeit zu verschließen; vielmehr bedingen die Gerechtigkeit, das Gemeinwohl und die Sittlichkeit daß ihnen alle Fächer eröffnet werden und daß alle Unterrichts-Anstalten, welche bisher der männlichen Hälfte ausschließlich dienten, auch der weiblichen zugänglich gemacht werden. Sie wird allerdings ebenso wie die männliche dem Irrthume ausgesetzt sein, auch für ihre Irrthümer büßen müssen, häufig auch ihre Fähigkeiten schädlich verwenden; allein der Gewinn wird größer sein als der Verlust, die Fortbildung das rückbildende übertreffen und dem Schatze der Menschheit an Bildung und äußeren Gütern ein reichlicher Überschuß zufließen.

Die Geltung der Kinder in der neuen Welt wird ebenfalls eine höhere sein, weil die Erkenntniß der Gegenwart dahin gelangt jedes entstehende Menschenleben als einen Gewinn zu betrachten und die Fortbildung der Zahl der Menschen als eine Bereicherung des Gemeinwesens. Die Beschränkung der Zahl hat nur an einzelen Stellen ihren Grund, wo die vorhandene Bodenfläche oder die gangbare Ernärungweise nur eine bestimmte Zahl von Menschenleben erhalten kann und die Gelegenheit oder Kenntniß mangelt durch Ausdehnung der Kraftverwertung oder durch Auswanderung Hilfe zu schaffen. An solchen Orten gilt der Kindermord als Aushilfe, oder als milderes Mittel das gebräuchliche mehrjährige säugen zur Beschränkung der Geburten. Die verschiedensten Mittel sind in der Jetztzeit gleichzeitig in Anwendung, je nach dem Bildungstande des Volkes oder der einzelen. Viele der hoch gestellten, deren Pflicht es ist Sitte und Menschlichkeit aufrecht zu erhalten, sind durch die irrthümliche Lehre eines Malthus verblendet, Feinde des Menschenzuwachses, suchen den selben zu beschränken zum vermeintlichen Vortheile der Menschheit, welche sie von Übervölkerung bedroht glauben wenn nicht der Mehrung Einhalt geschehe.

Die Furcht vor Übervölkerung ward als eine unbegründete erkannt (§. 306), denn die jetzige Bewohnerzahl Europas hat im 19. Jahrh. stärker zugenommen als vorher und dennoch ihren Wohlstand reicher gestaltet als je; die Mehrung der Zahl ist also dem gedeihen nicht nachtheilig, sondern zuträglich gewesen. Die Voraussetzung des Malthus daß die Mehrung der Menschheit in dem Verhältnisse wie 1. 2. 4. 8 u. s. w. geschehe, die gleichzeitige Zunahme des Lebensunterhaltes aber nur wie 1. 2. 3. 4 u. s. w. wird nicht allein durch die Erfahrung widerlegt, sondern ist auch in sich falsch; denn die Zunahme, welche durch 1. 2. 3. 4 dargestellt wird, ist nicht eine in gleichen Zeiträumen gleichmäßig fortschreitende wie die Mehrung der Zahl, sondern eine im Verhältnisse des Fortschreitens abnehmende: 1. 2. 4. 8 bleiben durchgehend Verdoppelungen und finden im gegenwärtigen Europa ihren Ausdruck in je 70 bis 100 Jahren; dagegen sind 1. 2. 3. 4 abnehmend in der Steigerung, fangen an mit Verdoppelung (1 zu 2), gehen dann zum anderthalbfachen über (2 zu 3), darauf 3 zu 4 u. s. w., so daß sie nicht gleichmäßigen Zeiträumen entsprechen, sondern willkürlich verkürzten: folglich eine falsche Berechnung bilden zur Stützung einer falschen Lehre.

Jene Furcht, welche dazu verleitet die Hemmung der Zahl als ein Gebot der Menschlichkeit zu betrachten, findet anscheinend zwei Stützen in der stattfindenden Auswanderung aus Europa, als Beweis der Übervölkerung, und in der Wahrnehmung daß fortschreitende Bodenzersplitterung als unvermeidliche Folge wachsender Zahl Verarmung fördere. Beides sind Folgerungen auf beschränkten Gebieten gewonnen ohne gebürende Berücksichtigung der Menschheit. Die Auswanderung aus Europa welche jährlich eine halbe Million betragen mag, ist allerdings ein Verlust für die Europäer, welche die Kosten des aufwachsens derselben trugen ohne die Früchte zu ernten; sie schafft aber dagegen einen weit größeren Gewinn für die Menschheit, der die geeigneten Setzlinge geschenkt werden um brachliegende Länder in Amerika und Australien zu bevölkern. Sie ist vergleichbar dem Verluste einer Baumschule, welche veredelte Pflanzen zu tausenden abgibt, um weite Strecken wüsten Landes in üppige Gärten voll fruchttragender Gewächse umzuwandeln. Vom engen Standpunkte beurtheilt erscheint die Auswanderung als Verlust, vom weiteren dagegen als ein der Menschheit unschätzbarer Gewinn: die Mehrung der Zahl welche zur Entlastung durch Auswanderung führt ist also keineswegs menschenfeindlich. Die Auswanderung ist aber in Deutschland wie in England nicht die Folge der Übervölkerung sondern der schädlichen Einrichtungen des Verbandes, welche es verhindern die vorhandene Bodenfläche in der ergibigsten Weise auszubeuten und die Arbeitkräfte des

Volkes in der lohnendsten Art anzuwenden. In beiden Ländern gibt es weite wüste oder unergibig verwendete Flächen, auf denen der zunehmenden Zahl ausreichend Raum und Narung gegeben werden könnte: zahlreiche Sümpfe More und Landseen bedürfen nur der Austrocknung um hundertausende ernären zu können; Jagdgründe und Parks von nutzlosen Pflanzen und Jagdthieren bevölkert könnten zahlreiche Dörfer mit wohlgenärten Menschen tragen; weite Strecken durch zeitweilige Flußanschwellungen dem Getreidebau entzogen würden mit reichlichem Ertrage einer arbeitsamen Bevölkerung lohnen, wenn ihr die Mittel zur Abwehr der Anschwellungen geliehen würden. Die Landfläche ist es aber nicht allein welche die Bevölkerung Europas ernärt, sondern auch der Gewerbfleiß und die Künste: viele Millionen finden ihren Unterhalt ohne den Boden zu bearbeiten, ziehen die Stoffe zur Ernärung und Bekleidung aus anderen Welttheilen heran wo die Bevölkerung Überfluß an solchen Stoffen erzielt. Bekanntlich sind aber Gewerbfleiß und Künste so vielfach gehemmt, daß es in der Macht der Völker liegt durch Entfesselung der Kräfte noch anderen millionen die Verwertung ihrer Kräfte zu ermöglichen und der Mehrung der Zahl ausreichende Lebenssicherung zu bieten. Es bedürfte also nicht der Auswanderung, und die Europäer könnten sich den Verlust ersparen wenn sie wollten. So weit aber die Auswanderung stattfindet ist sie nur vom engen Standpunkte aus ein Verlust, denn für die Menschheit ist sie ein Gewinn.

Die zweite Wahrnehmung, daß die Bodenzersplitterung Armut erzeuge hat ihre Richtigkeit; denn je kleiner die Fläche von welcher eine Familie sich ernären soll desto weniger ist der Ertrag und um so näher ist die Grenze des Unzureichens. Überschreitet die Mehrung der Familie das Maß der zu erzielenden Lebensmittel oder fehlt es ihr an der Kenntniß zur ergibigsten Ausbeutung der Fläche, dann sinkt sie in Armut, die ihr wahrscheinlich erspart wäre wenn ihr doppelt so viel Land gehörte. Gewöhnlich liegt aber der Grund nicht in der Kleinheit der Fläche, sondern in äußeren Verhältnissen die man übersieht: ist die Fläche gemiethet so ist der Eigner meistens die Ursache des Elendes, indem er entweder seine Pacht steigert sobald er sieht daß die Miether durch ihren Fleiß der Armut sich entziehen, oder dadurch daß er die Überlassung einer genügenden Fläche weigert, damit sie nicht unabhängig werden sondern durch Not gezwungen für ihn zu niedrigen Lohnsätzen arbeiten. Ist aber die Fläche Eigenthum des Bearbeiters, dann steht meist entgegen daß die Steuerlast übermächtig dem kleinen Grundbesitze auferlegt wird: die kleinen Flächen sind leicht und genau zu messen, auch ihr Ertrag zutreffend abzuschätzen, und da sie ertragsfähiger bearbeitet werden, so fällt ihre Be=

steurung nicht allein genau sondern auch möglichst hoch aus. Die großen Landflächen dagegen sind selten zum vollen Maße bekannt, ihr Ertrag läßt sich nicht genau berechnen, ihre Besitzer sind durchgehends den Steuerbeamten überlegen, welche getäuscht werden oder sich täuschen lassen, und so wird der größere Landbesitz in den meisten Ländern nur $^2/_3$ oder gar $^1/_2$ so stark belastet wie der kleine. Da aber die Statscasse eines bestimmten Steuerertrages bedarf, so kann sie die Einbuße nicht tragen und muß also die Steuern der kleinen Eigenthümer um so viel erhöhen wie die der großen zu wenig ertragen. Die kleinen werden erdrückt durch eine Steuerlast welche die Unkenntniß oder Bestechlichkeit der Beamten ihnen aufbürdet, leiden also nicht weil ihr Grundbesitz zu klein ist, sondern zumeist weil der Stat sie ungerecht behandelt. In einer anderen Weise erscheint die Kleinheit des besessenen Landes als Quelle der Armut wenn sie eine Folge der Erbtheilung ist, und wird hieraus bei manchen Völkern der Nutzen der Erstgeburtrechte abgeleitet. Wenn ein Vater seinen Landbesitz unter 5 Kinder vertheilt, wird jedes nicht so wohlhabend und gesichert in der Ernärung sein können wie die Eltern; von 2 Ackern läßt sich beim angestrengtesten Fleiße nicht so viel ernten wie von 10 und jedes der 5 Kinder wird also knapper leben müssen. Wenn dagegen vermöge des Erstgeburtrechtes der älteste Sohn das ganze erbt und die übrigen 4 mit kleinen Theilen abgefunden werden, so wird allerdings sein Unterhalt und sein Besitz viel stattlicher verbleiben, aber die anderen 4 werden dagegen statt eines mäßigen Lebens die volle Armut genießen. Unstreitig kann die Theilung eines Familiengutes so weit fortschreiten, daß in der dritten oder vierten Folge für jeden Erben das Los zu geringe wird um davon leben zu können. Allein das gleiche ist mit den beweglichen Gütern der Fall, und doch wird niemand daraus ableiten wollen, daß jedesmal der älteste Sohn alles erben solle um als Rentner leben zu können; sondern man theilt ohne Ende und überläßt es jedem der Erben durch eigene Anstrengungen ein übriges zu erwerben. Dem Gemeinwesen kann es nicht dienen eine kleine Zahl wohlhabender zu schaffen auf Unkosten einer drei- oder fünffachen Zahl armer Geschwister; denn das Vermögen gleichmäßig vertheilt gibt jedem der Erben die Mittel um sich empor zu arbeiten, wogegen bei ungleicher Theilung dem reichen Erben der Sporn mangelt und den anderen die Mittel: sie verkümmern mit einander, jener im Überflusse diese in Armut. Allerdings gibt es Abhilfen indem die ausgestoßenen anderen Zweigen sich zuwenden; allein auch hier trifft sie das Übel der Mittellosigkeit, welche sie in der Wahl beschränkt, also meistens ungeeigneten Fächern zutreibt, oder sie zwingt, von den dürftigsten Stufen sich empor zu arbeiten

im Widerspruche zu den vollen Lebensgewohnheiten des Elternhauses. In den schärfsten Formen machen sich diese Übelstände in England geltend, wo der Adel seine Güter nach dem Erstgeburtrechte vererbt. Der älteste Sohn erbt Würde und Güter, die jüngeren werden hinaus gestoßen und hängen sich gleich Blutegeln an das Gemeinwesen. Das Heer und Beamtenwesen, sowie die Statskirche sind von den jüngeren Söhnen der Vornehmen erfüllt, denen der Familienstolz nicht gestattet den bürgerlichen Zweigen sich zuzuwenden. Die Steuerpflichtigen haben eine Unzahl nutzloser Ämter auszustatten, welche lediglich geschaffen und erhalten wurden um die armen Mitglieder jenes Standes zu ernären; im Heere macht das glänzende Elend des nichtsnutzen Adels in jedem Kriege die gröbsten Verstöße welche das Volk mit Blut und Geld aufwiegen muß; in den meisten Verwaltungzweigen gibt es einen doppelten Satz von Beamten für die höchsten Stellungen, nämlich adlige hochbesoldete aber unfähige Nichtsthuer, und bürgerliche niedrig besoldete Arbeiter; jene um den unfähigen Adel zu ernären, diese um die Arbeit zu verrichten. Allerdings gehen aus den jüngeren Söhnen des Adels auch viele tüchtige Männer hervor, welche mit Kenntnissen und Bildung begabt, vom Eifer getrieben und dem Einflusse ihrer Familie gehoben, zu den höchsten Stellungen gelangen und diese trefflich ausfüllen. Allein dafür werden dem übrigen Volke und dessen Söhnen auch alle höheren Bahnen verschlossen oder möglichst verwehrt; also eine vielfach größere Zahl von Männern fern gehalten die dem Gemeinwesen noch wichtigere Dienste leisten würden. Der Adel ist zudem so spärlich mit hervorragenden Männern ausgerüstet, daß das englische Volk lange Jahre von verknöcherten Greisen, wie Palmerston, Russell u. a., sich beherrschen lassen mußte, unfähig zu anderem als dem alten Schlendrian. Ein lebenskräftiges Volk kann nicht so arm sein an tauglicheren Männern? Nur im Adel waren sie nicht zu finden, und deshalb ward dem Volke ein so entwürdigendes Armutzeugniß ausgestellt.

In Deutschland und England entsteht alljährlich ein größerer Zuwachs an Zahl, als bei den mangelhaften Einrichtungen im Landbau und den Gewerken Beschäftigung finden kann; so daß einestheils die Auswanderung als Abhilfe dient, anderentheils Maßregeln im Gebrauche sind um der vermeintlichen Zunahme der Armut zu wehren. Im französischen Volke dagegen äußern umgekehrt die mangelhaften Einrichtungen ihren Einfluß in der stockenden Fortbildung der Zahl, hervorgehend aus dem zunehmenden Bewußtseine des Elendes. Es wirkt dort noch mehr als in Deutschland und England die Überbürdung des Volkes mit Steuern und die ungerechte Bevortheilung der großen Besitzer; so daß nicht allein die Steuern an sich den Über=

schuß schmälern welcher der größeren Zahl der Nachkommen vererbt werden sollte, sondern die ungleiche Vertheilung dieser Last auch bei den meisten Franzosen das Elend so sehr mehrt, daß der Lebensüberschuß den meisten verloren geht. Sobald ein Volk oder Bevölkerungtheil sich elend fühlt fehlen Kraft und Lust zur Verjüngung der Menschheit, und wenn auch manche alle Bedenken bei Seite setzen, so fehlen ihnen wiederum die Mittel um den Nachwuchs zu erhalten. Im Anfange dieses Jahrhunderts stellte sich das Verhältniß zwischen den im Jahre geborenen Kindern und den geschlossenen Ehen wie 4 zu 1, dagegen jetzt nur wie $3,_{20}$ zu 1; hat sich also gemindert um ein Fünftheil. Der jährliche Anwachs der Gesammt-Bevölkerung wird immer geringer: in 54 Departements hat sich die Bewohnerzahl vermindert und nur in 32 hat sie zugenommen, wozu allerdings der Zug aus den ländlichen Gegenden nach den großen Städten mitwirkt. Im ganzen stellt sich aber doch das Verhältniß dahin, daß die Franzosen nur in 5 Jahren um so viel zunehmen wie die Deutschen Engländer u. a. in einem Jahre. Es ist nicht so sehr der Belauf der Steuern an sich welcher entscheidet oder das Maß der Dürftigkeit, sondern das wohl befinden der Bevölkerung; welches ebenso wol bei höheren Steuern herrschen kann, wenn der Ertrag der Arbeit sie bestreitet und Überschuß läßt, wie es auch unter dürftigen Verhältnissen in entlegenen Gegenden herrschen kann, wo die Bevölkerung am gröbsten Leben ihr genügen hat. Das wohl befinden mangelt nur dann, wenn das Volk trotz aller Anstrengungen nicht fortschreiten kann, wenn es erfahren muß, daß die kleinen Überschüsse welche es ansammeln wollte, durch die Erhöhung der Steuern ihm genommen werden, so daß es seine Hoffnung auf Verbesserung aufgeben müsse. Unter solchen Verhältnissen steigt der Mißmuth und dieser äußert sich unter anderem durch Meidung der Ehe und Beschränkung der Kinderzahl; weil die Kinder das Elend mehren und zum Schmerze der Eltern dasselbe mitempfinden würde. Es waltet im minderen Maße das gleiche Ursachverhältniß wie bei den aussterbenden Völkern Amerikas und Australiens, welche auf Kinder verzichten oder sie töden, weil sie die Lust am Leben verloren haben und dieses Gefühl nicht fortpflanzen wollen. Allerdings wirken noch andere Verhältnisse in Frankreich, die namentlich unter den Wohlhabenden die Zunahme beschränken: zuerst Eitelkeit und Genußsucht, um deren Willen die Zweikinderehen sehr gangbar sind; demnächst Körperschwäche in Folge der bodenlosen Ausschweifung des vorigen Jahrhunderts, und endlich das modische vermeiden der ersten Mutterpflichten. Viele tausende der Ehepare glauben ihre Pflichten gegen die Menschheit erfüllt zu haben wenn sie zwei Kinder hinterlassen; sie fürchten daß sie bei einer größeren Zahl zu sehr sich ein=

schränken müßten oder ihre Kinder nicht standesgemäß würden aussteuern können. Es liefern aber zwei Kinder nicht allein keine Mehrung, sondern auch nicht einmal ausreichenden Ersatz für die beiden Eltern; denn sie sind noch manchen Gefahren ausgesetzt, bevor sie erwachsen und so müssen die Zweikinderehen im Ganzen einen Unterschuß ergeben, die Bevölkerung mindern. Die Körperschwäche macht sich am stärksten sichtbar bei der Untersuchung für den Kriegsdienst, welche eine allmälige Minderung der Körpergröße und Mehrung der Fehler offenbart. Sie äußert sich auch im weiblichen Geschlechte durch das ungewöhnlich häufige Vorkommen der Unfähigkeit zur Säugung der Kinder, welche sehr ungünstig einwirkt auf deren Erhaltung; da nicht allein den Ammenkindern die naturgemäße Ernärung entzogen wird, in Folge dessen sie um so zahlreicher sterben, sondern auch das fremde Kind durch ungewohnte Narung Mangel an Mutterliebe und größere Unkenntniß der Amme so sehr gefährdet wird, daß aus einer gleichen Anzahl sterben: von Mutter gestillten 8, dagegen von Ammen gestillten 29. Zur Schwäche hat sich anderweitig noch die Faulheit als Beweggrund gesellt, welche den Säugling gänzlich entfernt und auf das Land gibt, wo sie der mangelnden Mutterpflege um so eher erliegen. Wenn überdies noch das französische Volk seine kräftigste Mannschaft auswählen und drillen läßt in den Jahren wann sie gewohnt ist sich anzusiedeln und zu verehelichen, statt dessen aber verwendet wird, um mit ihren Leichen fremde Länder des Ruhmes halber zu düngen, so muß notwendig die Bevölkerung stufenweise schwächer werden.

Die neue Welt stellt auch für die Kinder bessere Zustände in Aussicht; denn die Übel welche entstehen und erhalten des Lebens hindern oder beschräuken, werden mehr und mehr erkannt und in Folge dessen gemindert. Die Hindernisse der Fortbildung durch Unterricht schwinden, indem die Verbände es als Pflicht erkennen die Schulen möglichst zu unterstützen und jedem Kinde zugänglich zu machen. Sie werden nicht umhin können, den höheren Unterricht nach den Fähigkeiten der Kinder abzumessen statt nach dem Stande und Vermögen der Eltern. Die verderbliche Furcht vor Übervölkerung wird schwinden und die Erkenntniß sich Bahn brechen, daß mit der Zunahme der Zahl auch der Wohlstand und die Gesittung sich heben, daß überdies damit die Fähigkeit zur Vertheidigung wachse und zur Einwirkung auf die Fortbildung der Menschheit überhaupt. Es wird nicht länger als eine bedrohliche Sache erscheinen, wenn die wenig besitzenden ihre Kinderzahl stark mehren; denn es wird bei ungehinderter Mehrung sich erweisen, daß in diesen starken Wildlingen die Kraft wohne zur höchsten Entwicklung und daß die Völker bald verloren sein würden, wenn ihre Fortbildung von den Treibhauskindern der höheren Stände

abhinge, die weich und zartsinnig meistens zu gebrechlich sind um auf die Dauer ein Volk stark und einsichtvoll zu erhalten.

Die Gegenwart, als Vorstufe der Zukunft, deutet in einzelen Zügen die Bahnen der Fortbildung an, welche sich gestalten wird in

a) Hebung des weiblichen Lebenswertes. Es fallen allmälig die Bevormundungen des Weibes, indem sie gesetzlich fähig erklärt werden, ihre besonderen Angelegenheiten selbständig zu verwalten, sobald sie den auch für die Männer geltenden Vorbedingungen der Mündigkeit genügen. Hieraus folgt wiederum die Gleichstellung der Frau mit dem Manne bei Verfügung über das gemeinsame Vermögen, so daß der Mann niemals berechtigt sein könne für den Todesfall, wider den Willen seiner Frau einseitig darüber zu bestimmen. Es folgt ferner daraus die völlige Freiheit der Liebeswahl nach eingetretener Mündigkeit und die Verpflichtung der Eltern ihren mündigen Kindern einen Theil des Vermögens zu überlassen, wenn die Fortführung der ihnen angewöhnten Lebensweise dieses nöthig macht.

Zur Hebung des weiblichen Wertes führt ferner die fortgehende Aufhebung der Beschränkungen, welche die Sitte der Wahl des Lebensberufes entgegen stellt. Es gibt nicht allein zahlreiche Lebensstellungen und Beschäftigungen, in denen der weibliche Mensch dem männlichen gleich befähigt ist, sondern auch andere, zu denen es größere Befähigung besitzt; so daß die Gesammtheit sowol in Menge wie Güte der Arbeit viel leistungsfähiger wird durch Zulassung der weiblichen Hälfte zu jedem Berufe. Ob sie zu jedem Geschäftzweige geeignet sei, darf bezweifelt werden; wie weit sie ausreiche kann aber nur durch völlige Freigebung der Wahl ermittelt werden, welche ihr Gelegenheit gibt in allen Fächern sich zu versuchen, zu lernen die ungeeigneten zu meiden und die geeigneten zu pflegen. Jedenfalls hat die weibliche Hälfte das Recht zum verlangen, daß ihr gestattet werde ihre Fähigkeiten zur Fortbildung der Menschheit in jedem Zweige der Thätigkeit zu versuchen, und daß jeder Weg zur Bildung welcher der männlichen Hälfte offen steht auch ihr eröffnet werde. Dieses Recht gelangt in der Gegenwart allmälig zur Anerkennung und wird zur völligen Gleichstellung beider Geschlechter führen.

b) Förderung der Ehe. Die stärkste Waffe wider die Wildniß ist die geschlossene glückliche Ehe, denn die Menschheit theilt sich den Geschlechtern nach in nahezu gleiche Hälften; die Einehe ist demnach Grundlage des Zusammenlebens und jedem erwachsenen Menschen ist es möglich in solcher Ehe zu leben. Wenn dieses Ziel erreicht würde, wären ersichtlich alle Rück=

bildungen der Wildniß ausgerottet oder auf das mindeste ihres wirkens hinab gedrückt. Es fehlte ihr der Boden zum wachsen und die Pflege zum gedeihen, indem der ganze Bereich des Geschlechtslebens in umhegte Gärten der Liebe und Ehe eingetheilt sein würde, außer denen kein wüstes Land übrig bliebe.

Das augenscheinliche Ziel der Fortbildung ist also die Allgemeinheit der Einehe und die Sicherung der Beschränkung auf dieselbe durch Förderung des Glückes der Ehe. Dieser Bund muß seinem Wesen nach ein freiwilliger sein und bleiben, so daß niemand gezwungen werden darf in die Ehe zu treten oder darin zu verbleiben; die Anerkennung dieser Vorbedingung wird in der Gegenwart allgemeiner. Sie bedingt zunächst daß die Hinderungen schwinden welche der Verband den Ehelustigen entgegen stellt, daß er den beiden Genossen, sofern sie gesetzlich zurechnungfähig und mündig sind, es überlasse ihre Ehe zu schließen nach eigenem ermessen und nur die Freiwilligkeit des Bundes überwache, wie bei jedem anderen Vertrage von rechtlicher Geltung. Die Anerkennung der Freiwilligkeit als Grundlage der Ehe führt ferner zur Aufhebung aller weitergehenden Hemmungen der Ehescheidung; indem der Verband anerkennen wird, daß die einfache Erklärung welche zum schließen ausreichte auch zum lösen genügen müsse; um so mehr als sie aus den Ergebnissen eines längeren und vertrauten Zusammenlebens hervorgehend, stärker begründet ist als die auf weit unsicheren Gründen beruhende Erklärung, welche als genügend gilt zur Schließung der Ehe. Ferner muß das streben nach Verallgemeinerung der Ehe dahin führen, einerseits die Lasten zu mindern welche die Ehen erschweren und andererseits die Erleichterungen aufzuheben mit denen die Verbände die Meidung der Ehe belohnen. In ersterer Beziehung bürdet der Verband den Ehen nicht allein die Erhaltung Pflege Fortbildung und Ausstattung der Kinder auf, obgleich die Vortheile aus dem Nachwuchse überwiegend dem Verbande in seinem fortleben zufließen, sondern er richtet auch einen großen Theil der Steuern so ein daß sie überwiegend den fruchtbaren Ehen zur Last fallen. Alle Steuern welche von Verbrauchsgegenständen erhoben werden treffen die Verbraucher nach ihrer Zahl, also die fruchtbaren Ehen stärker als die kinderlosen, die Ehen überhaupt stärker als die ledigen. Da zu diesen Steuern alle Zölle Accisen Grund- und Wohnungsteuern gehören, ferner alle Schulgelder der Kinder- Fach- und Hochschulen: so belasten die Verbände eben die am stärksten, welche für die bleibenden Zwecke der Gesammtheit, für das fortbestehen des Verbandes durch Verjüngung am meisten leisten. Dagegen erleichtert er durch die selben Einrichtungen die Ehelosigkeit, welche vorwaltend

den Fortbestand des Verbandes verneint: seine Steuer-Einrichtungen treffen den ledigen nur einfach und der ledige enthebt sich überdies zahlreicher Lasten durch das mindere Bedürfniß der Ansässigmachung, auf welche der Verband seine Steuerlasten wälzt. So sind mächtige Gründe der Eheschließung feindlich, indem der Verband den meidenden belohnt durch verschonen mit Steuern, die ihn treffen sollten und würden wenn sie nach dem Vermögen und der Jahres-Einnahme bemessen würden. Die Erkenntniß, daß Steuern nur dann gerecht vertheilt werden, wenn die Steuerfähigkeit des einzelen zur Richtschnur genommen wird, daß also lediglich das Vermögen und die Einnahme eine gerechte Grundlage zur Besteuerung bilden, wird auch der Ehe zu Gute kommen, indem sie ihr solche Lasten abnimmt, welche die Genossen des Verbandes kopfweise treffen, also die fruchtbaren Ehen am stärksten. Allein hierin ist nicht das alleinige Mittel zur Erleichterung der Ehe gegeben; denn es verbleiben ihr auch dann noch große Aufwendungen zu Gunsten des Verbandes die den ehelosen nicht treffen.

Der Verband hat zunächst den Eltern die Kinderlast thunlichst zu erleichtern und namentlich in den Richtungen deren Früchte ihm unmittelbar zufallen, nämlich in der Ausbildung durch Erziehung und Unterricht. Ein gesunder wohlerzogener und unterrichteter Nachwuchs kommt weit mehr dem fortlebenden Verbande zum Nutzen als den kurzlebigen Eltern; ein ungesunder roher und unwissender Nachwuchs fällt dagegen gänzlich dem Verbande zur Last, der in seinen Krankenhäusern Armen-Anstalten Strafgerichten und Gefängnissen die Abhilfe schaffen und sich sichern muß gegen die mißrathenen Erzeugnisse früherer Ehen. Der Verband wird zu der Einsicht kommen müssen, daß er am stärksten betheiligt sei am gedeihen des Nachwuchses, daß er sorgen müsse für ein gesundes aufwachsen und für die Erziehung der Kinder; daß er zu dem Ende den Eltern jede nötige Erleichterung zu bieten habe, in der Fürsorge für gesunde Wohnungen, wohlfeile Lebensmittel und unentgeltlichen Unterricht der Kinder. Er darf den Eltern nicht wehren für ihre Kinder mehr zu thun als er ihnen bietet; aber er sollte jegliches ergänzen was die Eltern unfähig sind am erforderlichen der Jugend zu geben; denn jedes minder fällt späterhin dem Verbande zur Last und zwar zu einer Zeit, wann an dem erwachsenen nicht nachgeholt werden kann was an seiner Jugend versäumt worden ist. Der Verband wird aber noch weiter vorgehen um die Ungunst der Ehe im Vergleiche zum ledigen Leben zu verbessern, indem er die bereits vielerwärts angeregte Junggesellen-Steuer erhebt; namentlich vom weiblichen Geschlechte befürwortet, welches durch eine fühlbare Strafe die Verächter zur Ehe treiben mögte. Es läge darin

eine Ausgleichung der Minderlasten des Junggesellen-Lebens, allein keine Ausgleichung der Verschiedenheiten der Ehen; sie wäre nicht durchgehends abgemessen nach den Lasten, welche der einzele für den Verband in der Ehe übernimmt oder durch Ehelosigkeit von sich abwälzt. Die Gleichmäßigkeit der Durchführung des Rechtes wäre nur dann zu erreichen, wenn jeder Ehe eine Minderung sämmtlicher Steuern bewilligt würde für jedes gleichzeitig ihr zur Last liegende Kind; so daß ein Ehepar, je mehr es dem Verbande zu seiner Verjüngung dient, also darin schwere und kostspielige Leistungen zu seinem Nutzen liefert, um so mehr von den anderen Leistungen (Steuern) befreiet würde, so sehr daß bei einer starken Kinderzahl völlige Steuerfreiheit einträte. Es wäre dadurch die Besteuerung der Junggesellen auf einem anderen Wege und allgemeiner erreicht; denn außer diesen müßten auch die kinderlosen oder Kinder meidenden Ehen um so viel mehr steuern als den an Kindern reichen Ehen erlassen würde.

§. 469. Am auffälligsten vollzieht sich in der Gegenwart der Übergang zur neuen Welt in der **Fortbildung des States**, dessen Beziehungen im Leben jedes einzelen wirksam sind und deshalb ihre Änderungen in der Hütte wie im Palaste merkbar machen.

Jeder Stat, möge er in seiner Verfassung auch noch so verschieden sein von anderen, bildet einen Verband von Menschen zum gegenseitigen Schutze und zur allseitigen Förderung; er hat seinen Zweck in sich, dient aber auch der Menschheit sowol als Theil von ihr wie auch im Verkehre mit anderen Statsverbänden. Der gegenseitige Schutz aller Genossen eines Verbandes bezieht sich sowol auf die Verhältnisse des Inneren wie nach außen: jeder Genosse soll vertheidigt werden wider den anderen, wie auch sämmtliche Genossen wider die außerhalb des Verbandes stehenden Menschen. Die Mittel zu diesem Zwecke sind Rechtspflege und Vertheidigungkrieg. Die allseitige Förderung der Genossen äußert sich einentheils durch Sicherung der selbstthätigen Entwicklung des einzelen, anderentheils durch eröffnen der Bahnen zur Fortbildung aller, sowol in Mehrung der Wege und Mittel des Unterhaltes wie auch in Erzielung höherer Bildung durch Unterricht.

Je nach der Bildungstufe der Genossen sind in den verschiedenen Staten benannte Zwecke und Mittel zum Bewußtseine und Ausdrucke gelangt. Auf niederen Stufen bei rückständigen Völkern dämmert nur das Bewußtsein und wird lediglich der erstgenannte Zweck des gegenseitigen Schutzes einigermaßen erkannt, auch werden die Mittel vorwaltend für ihn bemessen. Bei den Völkern auf höheren

Stufen gelangt auch der andere Zweck der allseitigen Förderung allmälig zur Erkenntniß, jedoch nur in den höheren Ständen und diese beziehen die allseitige Förderung zunächst auf ihre Verbände, gewähren vorwaltend diesen die Mittel nnd lassen erst nächstdem die außen stehenden Theil daran nehmen, so weit es ihrem Verbande dienlich erscheint. Bei weiterer Fortbildung dehnt sich in anderen Völkern diese Bevorzugung weiter aus über außenstehende Genossen: der Adel zieht die Priester mit hinein, späterhin die Städtebürger und endlich die Besitzer unabhängigen oder verfügbaren Eigenthumes; so daß nur noch die Besitzlosen ausgeschlossen sind. In weitester Erstreckung werden alle mündigen Genossen und endlich alle Bewohner der bezüglichen Fläche als unmittelbare Angehörige des States betrachtet, deren Förderung Zweck des States sei. Die Mittel dazu sind ebenfalls je nach den Bildungsstufen abgemessen: wo Beschränkungen der Einzel-Verbände herrschen werden die Mittel fast nur für diese verwendet; nur für sie gibt es Sicherung der selbstthätigen Entwickelung, nur ihnen werden die Bahnen der Fortentwickelung geschaffen und der Unterricht dazu für sie bereitet. Für die außerhalb stehenden hat der Stat keine Mittel auf welche ihnen ein rechtlicher Anspruch gestattet wird; nur beiläufige und gelegentliche Almosen werden ihnen, nebst theilweiser Förderung so weit solche den herrschenden Verbänden dienen kann. Auf höherer Stufe erweitern sich die Befugnisse der außerhalb stehenden und bei den höchstgebildeten Völkern der Gegenwart offenbart sich schon die Haltlosigkeit jeder Beschränkung, die nach äußeren Kennzeichen der Geburt oder des Besitzes die Genossen trennen soll in mehr oder minder zur allseitigen Förderung berechtigte.

Gleichzeitig läßt sich erkennen, wie mit der Fortbildung der Völker zu höheren Stufen, die Macht des States den einzelen gegenüber sich erweitert, wie er unter jeder Verfassung, von der russisch autokratisch bis zur amerikanisch demokratischen, seine Befugnisse ausdehnend, die einzelen Genossen weiter beschränkt, sie im anwachsenden Maße zur Unterordnung zwingt, ihre Eigenthumsrechte und Verfügungen darüber schmälert, überhaupt dem Genossen das Gebiet seiner Willkür immer mehr verengt zum Wohle aller. Auf den rückständigsten Stufen hat jedes Mitglied nur ein geringes von seiner Willkür zu opfern, hat den Genossen gegenüber sein Thierrecht nur in einzelen Beziehungen des Raubes und Mordes aufgegeben; im übrigen bleiben ihm auch im Verbande der Diebstahl und der Mord aus Blutrache oder im Zweikampfe, und außerhalb desselben waltet das Thierrecht nach wie vor unbegrenzt; auch seine Frau und seine Kinder gehören ihm unbedingt, stehen mit dem Verbande in keiner unmittelbaren Verbindung. In der Fortbildung der Verbände zu Staten beschränken

diese stufenweise fortschreitend den einzelen Genossen immer mehr, nehmen ihm das Recht zum Diebstahle und Morde im Verbande, entziehen ihm sein Thierrecht außerhalb desselben, beschränken seine willkürliche Verfügung über Weib und Kinder und legen ihm Verpflichtungen auf zu ihren Gunsten, verfügen über seine Kräfte, seine Arbeit und Güter, auch über sein Leben wider seinen Willen. Sie haben in der Gegenwart so sehr den einzelen beschränkt, daß er fast bei jeder Äußerung seines bewußten Thuns nicht allein zu fragen hat: „Was will ich?“ sondern gleichzeitig: „Was darf ich?“ meistens auch: „Was soll ich?“ und so in jedem Augenblicke an seine Verbindung mit der Gesammtheit sich erinnern muß wenn er Schaden meiden will.

Diese Erweiterung der Befugnisse und Eingriffe des States hat dazu geführt die Gliederung seiner Verwaltung allmälig weitschichtiger und verwickelter zu gestalten, einen Verwaltung-Verband (Büreaukratie) zu schaffen, dessen Mitgliederzahl in doppelter Weise zunahm, einestheils weil die Volkszahl anwuchs, anderentheils weil die Beziehungen im Volke sich mehrten; dessen Selbstvertrauen und Übergewicht anwuchs mit seinen Befugnissen und Eingriffen; dessen Macht zunahm durch den gegliederten Zusammenhang und die durch Fachbildung erlangte Überlegenheit an Kenntniß. Bei den Völkern Europas hat die Gliederung und Beaufsichtigung des zahlreichen Beamten-Verbandes vorwaltend dazu geführt, ihn gänzlich abhängig zu machen von dem Fürsten, als Spitze der Verwaltung. Als die Vorstellung von der Legitimität, dem Rechte des Fürsten auf seine Würde vermöge der Geburt, dahin führte das Fürstenhaus zum Besitzer des Landes und der darauf lebenden Menschen zu erklären, verband sich damit die Einrichtung, daß die gesammte Verwaltung vom Fürsten ausgehe und abhange, demnach sämmtliche Beamte seine Diener seien. Dieser Zusammenhang, welcher den Fürsten anscheinend zum mächtigsten Genossen des States macht, ist aber kein notwendiger; denn der Beamten-Verband hat die Bedingungen seines Daseins im Volke selbst, in der allmäligen Ausdehnung der Befugnisse der Gesammtheit dem einzelen gegenüber; er vermag deshalb auch ohne Fürsten zu bestehen, wie die Erfahrung in Frankreich wiederholt gezeigt hat. Es ist demnach eine Überschätzung der fürstlichen Spitze, wenn man sie als das mächtigste und wichtigste Glied der Verwaltung betrachtet; denn in Wirklichkeit ist der Beamten-Verband das bleibende und herrschende und der Fürst ist nur die hinzugekommene oder dem Bau aufgesetzte Spitze, welche allerdings fernhin leuchtet, aber in Wirklichkeit nur so weit gilt wie es dem Beamten-Verbande zulässig erscheint (§. 332).

In der Gegenwart richtet sich die Bewegung der Fortbildung

sowol wider die Spitze der Verwaltung wie auch wider die Einrichtung derselben; man bestreitet nicht die Befugnisse des States, sondern erstrebt vielmehr sie auszudehnen, nur die Ausübung der Befugnisse sucht man zweckmäßiger einzurichten. Es zeigt sich dabei als ziemlich gleichgiltig, wie die Spitze benannt werde; denn eine Spitze muß unter allen Umständen vorhanden sein, und da eben mit wenigen Ausnahmen allenthalben Fürsten an Spitze stehen, so zeigt sich die vorherrschende Meinung als dahin gehend, es bei dieser Bezeichnung bewenden zu lassen. Dagegen wächst der Widerstand gegen die Legitimität, das herrschen vermöge der Geburt, wider die Vorstellung des Gottesgnadenthumes und des Besitzrechtes an Land und Leuten (§. 337). Das Fürstenthum befindet sich dem gegenüber in einer ungünstigen Stellung, die bei steigender Fortbildung nur wachsende Verlegenheiten in Aussicht stellt. Die Anforderung der Völkerverwaltung an ihre Spitze werden zusehends größer und sind längst über das Maß der Fähigkeiten eines Menschen hinaus, wie er durchschnittlich in der Aufeinanderfolge von Vater und Sohn erscheint: die Erblichkeit der Stellung erweist sich immer weniger sachgemäß. Die Fürsten wollen durchgehends Kriegsherren seiu, weil in der Herrschaft über das Heer die Stütze ihrer Macht liegt; allein Kriegsherren wurden jederzeit gewählt vom Heere, wie es auch in der Sache selbst begründet lag, und so stellt sich die erbliche Kriegsherrn-Würde in Widerspruch mit den sachlichen Erfordernissen des Krieges und den Wünschen derer, welche ihr Leben unter der Leitung des Kriegsherrn in Gefahr setzen sollen. Der Anspruch auf ein Besitzrecht am Lande ist unerweislich; denn die meisten Länder wurden von den darauf lebenden Völkern besessen und bearbeitet, längst bevor die bezüglichen Fürstenhäuser aus dem Volke durch Wahl erhoben wurden oder aus der Fremde einwanderten; die Völker betrachten sich nicht als Menschenherden auf und aus fürstlichem Lande sich ernärend, sondern als Besitzer und alleinige Eigenthümer des Landes, an dessen Erträgen das Fürstenhaus allerdings als Mitgenosse betheiligt ist soweit es der Gesammtheit dient. Dazu kommen die Mängel der fürstlichen Erziehung, welche das unzureichen für die gesteigerten Anforderungen des States mehren und die anstößige Lebensart mancher Mitglieder, welche den ganzen Stand mit Entwertung bedrohen. Die Fürsten verlieren aus mehrfachen Gründen sowol an Macht wie an Geltung, theils aus Ursachen die in der allgemeinen Fortbildung der Menschheit liegen, theils in den besonderen Verhältnissen unter denen sie leben (§. 344). Dagegen werden der Erkenntniß der Völker immer mehr die sachlichen Erfordernisse der Verwaltungspitze klar, und zwar drängen die steigenden Ansprüche dahin zunächst die Obliegenheiten der Spitze nach

dem Maße eines Menschenwesens zu beschränken, demnächst aber den tauglichsten Genossen zu ermitteln, welcher den Obliegenheiten in bester Weise genügen könnte.

Die aus der Vorstellung des fürstlichen Besitzrechtes erwachsene Zusammenfassung der Verwaltung im Beamtenverbande und dessen fürstliche Spitze, ist bisher als Centralisation bei den Franzosen und Russen am weitesten durchgeführt worden, findet sich aber auch bei den meisten anderen Völkern weit über die sachgemäßen Grenzen fort=gebildet. Wenn nun die Völker streben das unzureichen der Fürsten auszugleichen dadurch, daß sie die Obliegenheiten der Spitze auf den Bereich der Fähigkeiten eines Menschen zurück führen, so müssen sie notwendig auch den Beamten=Verband erleichtern, und in so weit wie sie den Fürsten von der Beaufsichtigung befreien für dieses notwendige Erforderniß anderweitig sorgen. Die Übelstände jenes unzureichens sind aber nicht allein von den Völkern erkannt, sondern auch von den meisten Fürsten selbst; denn das tägliche anwachsen der erforderlichen Entscheidungen überragt die Arbeitfähigkeit der fleißigsten, und sie selbst sehnen sich meistens danach von dem einen oder anderen Theile befreit zu werden, je nachdem ihre besondere Neigung sich wendet. Bei diesem beiderseitigen streben zum gleichen Ziele macht sich nicht allein die Verschiedenheit der Ansichten vom Ursprunge der Fürsten=macht geltend, sondern auch die Besonderheit der einzelen Fürsten welche darüber bestimmen wollen. Die meisten halten fest an der Vorstellung vom Besitzrechte durch Geburt und göttliche Vollmacht, von ihrem Eigenthumsrechte am Lande und dem daraus folgenden Rechte zur Verfügung über die auf ihrem Lande lebenden Menschen. Sie betrachten deshalb jede Beschränkung ihrer bisherigen Macht als eine Gnade, deren bemessen ihnen allein zustehe; jeder will verschieden von anderen sich einrichten wie es zu seiner Besonderheit paßt. Die Völker dagegen betrachten sich als die Inhaber der Macht und wollen dem Fürsten als Spitze der Verwaltung nur den Antheil übertragen, der den Kräften eines begabten Mannes angemessen ist; sie wollen ferner nicht mit der jedesmaligen Besonderheit wechselnd ihre Ein=richtungen abändern, sondern durchgehende Verfügungen treffen, denen jeder nachfolgende Fürst sich anzupassen habe. Die beiderseitigen Wünsche und Ziele gerichtet auf Beseitigung der Überbürdung des Fürsten treffen zusammen; über die Mittel zum Zwecke herrscht große Verschiedenheit der Ansichten, die zum schroffen gegenüber stehen sich steigert.

Bezüglich des zweiten Zieles der Völker, den tüchtigsten ihrer Genossen an die Spitze zu stellen, ist die Verschiedenheit der Ansichten noch stärker aber minder hervortretend, weil die Vorstellung von diesem

sachlichen Erfordernisse nur in der Minderheit herrscht und der allgemeinen Auffassung viel weniger sich aufdrängt, zumal da auch starke Gründe dawider reden. Die Wahl der Verwaltungsspitze der Staten war bisher das Ziel der Republikaner, ist aber auch in neuerer Zeit wiederholt zur Erlangung von Fürsten angewendet worden: Kaiser Napoleon 1 ward vom französischen Volke erwählt; nach ihm der König Louis 18; späterhin der König Louis Philippe und dann der Kaiser Napoleon 3. Die Wahlarten hatten ihre Mängel, allein die Wahlen selbst waren giltig und wurden auch von den übrigen Fürsten als solche anerkannt. Gleiches geschah durch die Belgier und ist in Italien der Fall gewesen: die Toskaner Neapolitaner Sicilianer u. a. haben durch Wahl den König Vittore Emanuele an ihre Spitze gestellt. Die Griechen haben zweimal gewählt; ebenso die Rumänen; neuerdings die Spanier. Die Ermittlung des tüchtigsten durch Wahl ist demnach eine vorhandene und anerkannte Art, welche die neue Welt nicht erst zu entdecken braucht; sie kann solche als gebräuchlich anwenden sofern sie es zweckmäßig findet und die Macht dazu besitzt.

Bei der angestrebten Befreiung der Fürsten von Überbürdung wird auf ihrer Seite großes Gewicht darauf gelegt daß ihnen die Kriegsherrschaft verbleibe, die unbeschränkte Verfügung über das Heer und die alleinige Verfügung über Krieg und Frieden. Diese Forderung hat großentheils ihre sachliche Begründung in den Erfordernissen des Krieges (§. 326), welche sich wesentlich darin von den Erfordernissen des Friedens unterscheiden, daß sie die einheitliche Leitung bedingen, damit der Krieg nach einem Plane geführt werde und der Stoß auf den Feind mit einheitlicher Macht geschehe, auch das Geheimniß der vorhabenden Züge thunlichst gewahrt werde. Wenn demnach der Fürst die Leitung jedes vorfallenden Krieges verlangt, trifft solches mit jenen sachlichen Erfordernissen zusammen; nur bedingt es auch, daß er der tüchtigste sei, denn nur diesem können die tausende mit Aussicht auf Erfolg ihr Leben anvertrauen und nur solchem würden die Genossen überhaupt die Kriegsfrage unterordnen dürfen. Das begehren der Fürsten erscheint also nur dann vollständig begründet, wenn ihre Tüchtigkeit zur Führung des Krieges außer Zweifel steht oder sie am geeignetsten sind den tüchtigsten Kriegsführer zu ermitteln. Das andere verlangen der alleinigen Verfügung über Krieg und Frieden wird dagegen nicht durch die sachlichen Erfordernisse unterstützt; denn die Frage, ob ein Krieg begonnen werden solle, bedarf der vielseitigen Erwägung und würde einem Manne überlassen allen Mängeln unterliegen denen der einzele ausgesetzt ist, ohne solche Vortheile zu bieten wie in der Kriegführung die Einheit sie giebt. Während der Glanzzeit des Römischen Reiches hat der zahlreiche Senat

über alle Fragen des Krieges und Friedens beschlossen ohne sachliche Nachtheile; vielmehr waren Ruhe der Erwägung und Festigkeit des Beschlusses die sichtbaren und erfolgreichen Ergebnisse dieser Art der Entscheidung über Krieg und Frieden. Das fürstliche verlangen der Jetztzeit wird auch nicht auf die sachlichen Erfordernisse der Kriegsfrage begründet, sondern auf die Vorstellung vom Besitzrechte der Fürsten; indem daraus gefolgert wird, daß dem Besitzer von Land und Leuten auch deren Verwendung gebüre gleich jedem anderen Eigner, und daß überdies nur der Fürst an der Spitze die Verhältnisse genugsam zu überschauen vermöge um die Frage entscheiden zu können. Die Völker in ihren Vertretern verneinen dagegen das Eigenthumsrecht also auch die unbeschränkte Verfügung; sie betrachten den Krieg als Sache des Volks; da dieses Geld und Blut dazu opfern soll, wollen sie nicht ihre Söhne hergeben zur Kriegsklaverei unter barbarischen Kriegsgesetzen, sondern lediglich zur Vertheidigung des Vaterlandes in menschenwürdiger Stellung; sie beanspruchen, daß über Leben und Güter nicht verfügt werde nach den Eingebungen des Augenblickes und den Entschlüssen eines Mannes dem der Zufall die Gewalt verlieh. Dieser Widerspruch ist zur Zeit nicht allgemein und deshalb von geringer Wirkung; er ist jedoch im wachsen und kann um so mächtiger werden, als jede Verwaltungspitze den großen Unterschied erkennt zwischen den freiwilligen Leistungen eines Volkes und den erzwungenen: freiwillig für einen Krieg dessen Notwendigkeit es anerkennt, kann ein Volk 5 % seiner Einwohnerzahl stellen; gezwungen lassen sich selten mehr als 2 bis 3 % erlangen ohne Anwendung barbarischer Kriegsgesetze. Die Fürsten werden also über kurz oder lang nicht umhin können, den Völkern den gebürenden Einfluß auf die Kriegsfrage einzuräumen und damit anzuerkennen, daß nicht die Vortheile und Absichten der Fürstenhäuser maßgebend dafür seien, sondern die des Volkes welches die Lasten und Opfer des Krieges zu tragen habe. Der Fürst würde ohne Zweifel jederzeit die Zustimmung des Volkes zu Vertheidigungkriegen erlangen, aber um so seltener zu Angriffkriegen; denn die Völker würden nicht die Früchte des Friedens opfern wollen, lediglich um den Ruhm oder die Menschenherden ihrer Fürstenhäuser zu mehren.

An die Frage bezüglich der Verfügung über das Heer knüpft sich die andere über die Zusammensetzung des Heeres und auch hierin gehen die Bestrebungen der Fürsten und Völker auseinander. Ursprünglich waren alle Heere die Auszüge des waffenfähigen Volkes; späterhin schufen die nach Unbeschränktheit strebenden Fürsten die Soldheere, um nicht länger vom Adel und dessen Gefolge abzuhängen, vielmehr denselben niederbeugen zu können. Als die Empörung der Franzosen

1790 die Soldheere abschaffte und ihre Kriege fernerhin durch ausgehobene (Conscribirte) führten, griffen auch die Fürsten allgemein zu diesem Mittel und behielten es bei für die Folgezeit. Die preußische Regierung erweiterte es nach den Niederlagen von 1806 zur allgemeinen Wehrpflicht, welche ermöglichen sollte alle waffenfähigen auszubilden und zu verwenden. Die geworbenen Heere hatten allerdings den Vortheil, daß der Fürst sich unbedingt auf sie verlassen durfte; denn sie waren dem Volke fremd oder so sehr entfremdet, daß sie unbedenklich wider das Volk verwendet werden konnten. Dagegen war der Nachtheil damit verbunden, daß beim Ausbruche eines Krieges und während desselben die Anwerbung neuer Mannschaft überaus schwer war; so daß wenn man nicht durch Brandschatzung in Feindesland die erforderlichen Mittel erwarb, um so eher die eigenen erschöpfen mußte. Diese Schwierigkeit wurde vermieden durch die Aushebung, welche das Volk zwang, unter allen Umständen die Mannschaft zu stellen und zugleich die Geldmittel schonte, welche vordem zur Anwerbung nötig gewesen waren. Dagegen ward das Vertrauen auf die unbedingte Verfügbarkeit des Heeres wider das eigene Volk erschüttert und hielt man zur thunlichsten Erreichung dieses Zweckes es für nötig, das Volksheer künstlich vom Volke zu scheiden und durch die selben strengen Kriegsgesetze zu schrecken, welche früherhin für das zusammen gelaufene Gesindel der Soldheere nötig gewesen waren. Als in neuerer Zeit auch dieses nicht ausreichend erschien, hat man sich bemüht, die gefährliche Bildung des Volkes thunlichst vom Heere fern zu halten dadurch daß man den gebildeteren es erleichterte sich zu befreien durch Stellvertreter, und auch die Anforderungen an die körperliche Tüchtigkeit so gestaltete, daß jene öfterer befreiet wurden als die ärmeren und rückständigen Jünglinge. Es findet vielfach eine Auswahl statt welche vom Heere die Bildung mit ihren Ansprüchen fern hält; woburch die unbedingte Verläßlichkeit erreicht werden soll, welche vor Jahrhunderten den rohen Soldheeren innewohnte bei der Verwendung wider das eigene Volk. Dieser Zweck soll überdies erreicht werden ohne die Aufwendungen welche ein Soldheer erforderte und die in der Gegenwart der Statskasse unerschwinglich wären. Dazu dient die Stellvertretung, denn sie bringt die wohlhabenden dazu die erforderlichen Kosten aufzuwenden um Söldner (Stellvertreter) anzuwerben und läßt sonach in überwiegendem Maße die unteren Klassen das Heer stellen, ohne die Statskasse mit weiterem zu belasten als der dürftigen Unterhaltung der Mannschaft und ihrer Führer. Nur durch diese Mittel ist es möglich gewesen, die Heeresmacht immer fort anschwellen zu lassen und allmälig die Einrichtungen für Volksheere, die allgemeine Wehrpflicht, durch Abänderungen so zu gestalten, daß die

Vortheile blind gehorchender Söldnerheere erlangt werden ohne die Kosten der früheren Werbungen. Die Völker müssen allerdings den ganzen Schaden tragen; allein der größte Theil der Opfer, nämlich der Verlust an Kraft und Fähigkeit zur Arbeit, braucht nicht in Steuern aufgebracht zu werden und wird deshalb nicht auffällig genug um als Last deutlich erkannt zu werden. Der Wohlhabende entrichtet sein Stellvertretergeld oder erlangt es daß sein Sohn ausgeschlossen wird, angeblich wegen eines der zahllosen Fehler die als Grund dienen können, in Wirklichkeit aber auf Grund der herrschenden Abneigung wider gebildete Soldaten. Der Arme empfindet die Last, weiß aber nicht woher es kommt daß sie so sehr drücke; der ausgehobene fühlt sich wohl im Waffenrocke, der Sorge um seine Beschäftigung und seinen Unterhalt überhoben. Das Volk im Ganzen trägt schwere Verlüste an Arbeitkräften, an Mindererzeugnissen seines Lebens; die Fürstenhäuser dagegen haben Söldnerheere erlangt auf deren blinden Gehorsam man rechnet wie bei den Landsknechten früherer Zeiten, ohne die hohen Handgelder und Löhnungen früherer Zeiten zahlen zu müssen. Die größtmögliche Vertheidigungfähigkeit der Völker würde es bedingen, alle junge Mannschaft im raschen Wechsel zur Waffenübung heran zu ziehen, um möglichst viele bereit zu haben; man wählt aber, z. B. in Frankreich lieber eine kleinere Zahl aus der rückständigen Menge, um blind gehorchende Söldner zu haben zur Verwendung im eigenen Volke.

Die Gegenwart zeigt bei allen europäischen Völkern, mit Ausnahme der Engländer, die Heere durch Auszug der jungen Mannschaft gebildet und zwar, da die größere Wohlfeilheit es ermöglichte und die gegenseitigen Befürchtungen der Fürstenhäuser dazu drängten, zu einer drückenden Menge emporgetrieben. Es wird berechnet, daß gegenwärtig sämmtliche europäische Völker 3,800,000 Soldaten unter Waffen halten, für welche ungefähr 2000 millionen Thaler aufgewendet werden an Kosten und Verlust an Arbeitkraft, die den Völkern entzogen wird zum Kriegsdienste. Das Heerwesen ist dadurch zu einer Gefahr für die Fürstenhäuser geworden statt ihre Stütze zu sein, und vereinen sich namentlich in der Gegenwart mehrere Umstände welche gründliche Änderungen herbeiführen können zum großen Nachtheile der Fürstenherrschaft. Zunächst sind jene Steuerlasten so drückender Art, daß sie sich fühlbar machen durch alle Stände; mit theilweiser Ausnahme des Adels, nämlich desjenigen Theiles der keine Güter besitzt, also die Steuerlast nicht empfindet, dagegen den Vortheil genießt, durch das Heer seiner Armut aufzuhelfen, indem er seine Söhne darin versorgt, theilweis auch seine Töchter. Das streben nach Herabsetzung der Lasten ist ein allgemeines und die Fürsten dürfen nicht hoffen,

irgend einen nennenswerthen und einflußreichen Theil des Volkes auf ihrer Seite zu haben, um mit dessen Hilfe die drückende Heeresgröße aufrecht zu erhalten. Stellen sie aber allein dem ganzen Volke sich entgegen, so lenken sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage, ob es rathsam sei, daß ein Fürstenhaus an der Spitze stehe welches dem ganzen Volke sich widersetze. Die Kinder des Volkes aus denen das Heer besteht führen die Unzufriedenheit der Eltern mit sich beim eintreten; das Heer auf welches die Fürsten sich stützen wollen wird allmälig unzuverläßig und folgt nur so lange dem Zwange wie dieser durch barbarische Strafen aufrecht erhalten werden kann; durchbricht aber irgendwie dieser Bann, dann gehört das Heer zu den Zertrümmerern der Fürstenmacht. Das Heer zum blinden Werkzeuge der Fürstenmacht auch für den Frieden zu erziehen ist ersichtlicher Zweck; denn die überaus geschärften Strafen mit denen alle Genossen des Heeres auch zur Friedenszeit bedroht werden, die drückende und harte Behandlung der Jeder ausgesetzt ist sollen den blinden Gehorsam zum höchsten Gebote machen. Daß für den Krieg, dem Volke unter Waffen, Gesetze gelten die dem Ernste des Würfelspieles um Leben und Ehre angemessen sind, erscheint sachlich begründet; daß aber außerordentliche Gesetze herrschen für Friedenszustände und Waffenübungen, daß Jedermann sein ganzes Menschenwesen einem Banne unterwerfen solle, dessen Notwendigkeit erst bei einem etwaigen Kriege eintreten würde, empört und erbittert die Mannschaft ohne sie zum willigen Gehorsame zu erziehen. Es wird zu Gunsten der scharfen Behandlung im Frieden angeführt, daß dadurch das verhalten zur Kriegszeit anerzogen werde, also bei ausbrechendem Kriege die sofortige Verwendbarkeit gesichert sei; allein die Erfahrung lehrt daß im Gegentheile bei ausbrechendem Kriege sofort eine Lockerung der Zucht eintritt und auch gestattet wird, daß dieselben Officiere welche im Frieden überaus strenge waren, beim beginnenden Ernste der Gefechte um so nachgiebiger und schlaffer werden, aus Furcht im Getümmel der Rache zu verfallen. Da zahlreiche Erfahrungen, selbst bei stattgefundenen Scheingefechten zur Friedenszeit, gelehrt haben daß diese Befürchtung nicht unbegründet sei: so läßt sich annehmen, daß die strenge Kriegszucht zur Zeit des Friedens nicht nur auf den Krieg berechnet sei, sondern ebenso auf die Verwendung des Heeres im Frieden zur Unterstützung der Fürstenmacht wider die Genossen des eigenen Volkes. Auf das vorwalten dieser Rücksicht deutet auch die fast allenthalben gebräuchliche längere Dienstzeit, deren es eingeräumter Maßen nicht bedarf zur Kriegstüchtigkeit; die vielmehr derselben entgegen arbeitet, indem sie nur einen Theil des Volkes waffenfähig macht und die übrigen vernachlässigt, also die Zahl der beim Ausbruche eines Krieges verfügbaren

eingeübten schmälert. Die Dienstzeit wird hauptsächlich verlängert um der Mannschaft den blinden Gehorsam gewohnter zu machen; aber weniger zur Verwendung im Kriege, als zur Benutzung im Frieden um die Genossen des eigenen Volkes nieder zu halten. Dieser von Statslenkern offen anerkannte Zweck ruft um so stärker den Widerstand im Volke wach, setzt die Fürstenmacht in zunehmend schroffer Weise dem Willen und Vortheile der Genossen des Verbandes entgegen. Das Unbehagen solcher Zustände ist ein allgemeines und wird am stärksten im Kreise der Fürstenhäuser empfunden, deren Furcht sich offenbart in dem krampfhaften festklammern an das Heer, in den barbarischen Strafen mit denen Jeder im Heere bedroht und belegt wird sobald er es am Gehorsame mangeln läßt, in der Nachsicht mit der das Heer den bürgerlichen Genossen gegenüber behandelt wird, und dem vielerwärts herrschenden bestreben das Heer nicht allein dem Volke möglichst zu entfremden, sondern geflissentlich in Widerstreit mit demselben zu setzen. Die Verhältnisse gestalten sich immer schroffer: die besonderen Zwecke der Fürstenhäuser werden nicht allein vorwaltend vorangestellt und hervor gehoben, sondern machen sich auch zum sachlichen Nachtheile geltend, indem sie die Wehrtüchtigkeit gefährden, also das hereinbrechen der Gefahren äußerer Angriffe erleichtern. Aus sachlichen Gründen empfiehlt sich die Wehrbarkeit des ganzen Volkes, um bei ausbrechendem Kriege die größtmöglichste Zahl geübter Mannschaft verfügbar zu haben und dieses ist nur zu erreichen durch Verkürzung der Dienstzeit auf die zur Einübung des Waffendienstes ausreichende Zeitdauer, weil kein Volk seine gesammte Mannschaft auf längere Zeit entbehren kann. So vereinen sich die Vortheile des Volkes mit den sachlichen Gründen um den Absichten der Fürstenhäuser zu widerstreben.

Die Stellung der letzteren wird auch dadurch bedroht, daß die Überzeugung sich Bahn bricht, der Stat besitze überhaupt nicht das Recht einem Theile des Volkes, nämlich der jungen Mannschaft, die Lasten des Krieges aufzubürden ohne Entschädigung; denn wenn auch aus sachlichen Gründen die Kriegspflicht von ihr verlangt werden müsse, so entbinde dieses den Stat nicht von der Verpflichtung zur Entschädigung, die er in allen anderen Beziehungen anerkennt, wenn er von einem Theile des Volkes Opfer für das Gemeinwohl aus sachlichen Grüuden verlangt. Die Größe der stehenden Heere hat sich aber nur dadurch halten lassen daß man die Mannschaft nicht entschädigte; denn wenn z. B. die französische Statskasse jedem Soldaten die für einen Stellvertreter erforderliche, also landübliche Entschädigung von etwa 800 Fr. jährlich zahlen sollte, würden die Steuern um nahezu 400 Millionen erhöht werden müssen. Entweder müßte

man die Steuerlast den wohlhabenden unerträglich machen oder das stehende Heer vermindern; beides will man nicht und deshalb beraubt man lieber das arme Volk seiner Söhne ohne Entschädigung; die man ihm nicht weigern könnte, wenn der Stat Hütten oder Felder nehmen müßte zum öffentlichen Nutzen. Dennoch werden die Fürstenhäuser mit diesem Rechtsanspruche zu kämpfen haben, der um so gefährlicher für ihre besonderen Absichten wird, weil er sie auch in Widerspruch mit dem Heere setzt in welchem sie ihre Stütze suchen. Sie widerstreben dem Heere indem sie seine Dienstzeit verlängern über das sachliche Erforderniß hinaus, auch indem sie die Entschädigung verweigern für das Opfer an Zeit Kraft und Gütern welches die junge Mannschaft zu bringen gezwungen wird, lediglich weil sie sachlich geeignet ist. Wollten dagegen die Fürstenhäuser den Anspruch auf Entschädigung anerkennen, dann wären sie gezwungen, entweder die Zahl des Heeres um so viel herab zu setzen daß die bisherigen Ausgaben auch fernerhin ausreichten, oder die Steuern zum unerschwinglichen zu steigern um die Mehrausgaben zu decken. Ersteres zwingt sie die Vortheile aufzugeben welche sie erstreben durch Verlängerung der Dienstzeit, letzteres würde die Frage nach der Rathsamkeit der Fürstengewalt dringender machen: auf beiden Wegen würden ihre Absichten und Stellung darunter leiden. Die übergroße Zahl der stehenden Heere bedroht also die Fürstenhäuser mit Gefahren von allen Seiten: ihre Beibehaltung ist ebenso gefährlich wie ihre Minderung. Die lange Dienstzeit bietet Vortheile, aber auch große Nachtheile; die allgemeine Wehrhaftmachung, wie in der Schweiz, steigert höchst günstig die Vertheidigungfähigkeit des Volkes, schmälerte aber sehr die Unbeschränktheit des Fürstenhauses, welches Gefahr liefe einen für sich erwünschten Angriffkrieg scheitern zu sehen am überlegenen Widerstande des waffenfähigen Volkes; die Gewährung der Entschädigung, welche den Soldaten gebührt, ist gefährlich, aber deren Weigerung ebenfalls. Die Entschädigungpflicht bietet zur Zeit nicht so viele Gefahren, weil sie bisher minder zur allgemeinen Erkenntniß gekommen ist als das bedrohliche anschwellen der baren Heereskosten zur Friedenszeit. Allein sie ist um so einflußreicher, weil sie den Widersachern der stehenden Heere die gefährlichste Waffe reicht, indem sie das Heer gewinnt und auf ihre Seite zieht. Selbst diejenigen, welche die Waffenpflicht als eine allgemeine betrachten, für die der Stat nicht zu entschädigen habe — obgleich sie niemals eine allgemeine werden kann und der Stat in allen anderen Fällen für jedes andere Opfer besonderer Bevölkerungtheile entschädigt — selbst diese Vertheidiger der Nichtentschädigung räumen ein, daß sie nur auf die Waffenübung sich beziehe, nicht aber auf die Verwendung der jungen Mannschaft zu Polizeidiensten erstreckt

werden sollte; denn zu diesen dürfe der Stat ebenso wenig sie heran ziehen, wie er zu Postboten Polizeiwächtern Zollbeamten u. dergl. die junge Mannschaft durch Losung auswähle und zum unbesoldeten Dienste zwinge. Die besondere Tauglichkeit einzeler Genossen des Volkes oder Abtheilungen desselben dürfe dem State kein Recht geben sie beliebig auszuwählen und zu zwingen ihr Leben und ihre Fortbildung dem Gemeinwohle zu opfern ohne Ersatz. Die Verwaltung der Polizei Post, des Zolles, der Steuern, des Wegebaues, der Stats-Eisenbahnen, des Unterrichtes u. a. erfordert viele Tausende zum Dienste des Gemeinwesens, auch sind nur besondere Genossen des Verbandes dazu geeignet. Wie aber dieser sachliche Grund dem State kein Recht gibt diese tauglichsten auszuwählen und zum Dienste zu zwingen ohne Entschädigung, er vielmehr ausreichende Gehalte bietet, um Freiwillige zu finden, so sei es auch bedingt, wenn er einzeler Bevölkerungtheile aus sachlichen Gründen zu anderen Zweigen der Verwaltung bedürfe. Allgemeine und ausreichende Entschädigung aller Krieger erscheint als eine der Hauptaufgaben der neuen Welt: nur sie könnte Gerechtigkeit üben, in deren Genügeleistung Staten unter allen Umständen voran gehen sollten. Sie benachtheiligte in keiner Weise den Statshaushalt, da das Geld im Lande bliebe; sie führte zur Verminderung der stehenden Heere und vertheuerte die Kriege so sehr, daß die Kriegsgelüste abnehmen müßten und jeder entstehende Krieg um so eher sein Ende fände. Kriege können den Völkern nicht dienen und deshalb wäre die vermehrte Sicherung des Friedens ein Gewinn; welcher auch den Fürstenhäusern zu Statten käme, die alsdann (§. 407) mit minderer Furcht vor einander ungeschmälert ihrer Friedensaufgabe sich widmen könnten.

Der steigende Wohlstand der Völker, die zunehmende Einlebung in feste Verhältnisse und das zunehmende behagen an der Seßhaftigkeit führen im allgemeinen größere Friedensliebe herbei und steigern nicht allein die Abneigung wider den Krieg, sondern auch das streben den Kriegen vorzubeugen. Unter rückständigen Verhältnissen sind die Kriege minder nachtheilig: das Volk kann seine junge Mannschaft eher entbehren, der Krieg stellt Gewinn in Aussicht durch Plünderung und Förderung zu einträglichen Stellungen u. s. w. Wo dagegen fortgeschrittene Zustände herrschen gewährt der Frieden die größeren und sicheren Vortheile: die junge Mannschaft kann im Frieden besser verwerthet werden; der Krieg bietet ihr nur Verlust, denn die Aussicht auf Plünderung ist gering, Brandschatzung und Raub sind abgeschafft oder nur ausnahmweise den höher gestellten zugänglich; statt Förderung in Aussicht zu stellen zieht der Krieg gewöhnlich die junge Mannschaft aus einträglichen Stellungen heraus, zerreißt ihren

Lebensplan und stellt sie nach beendigtem Kriege nicht nur als Krüppel sondern auch als gesunde viel ungünstiger als vorher. In den Völkern ist die Lust zu Angriffkriegen geschwunden, mit alleiniger Ausnahme derer welche die Beherrschung durch fremde Fürstenhäuser brechen wollen. Auch diese ausschließliche Richtung ist dem Fürstenthume überhaupt gefährlich. So werden ihm nicht allein die Mittel zur Ausdehnung seiner Macht durch Angriffkriege geschmälert, sondern auch die hie und da verbliebene Neigung wird ihm zum Gegner.

Die Rückbildung der Fürstenmacht (§. 344) ist augenscheinlich im fortschreiten und kann wenn nicht wesentlich umgestaltet zu ihrem Untergange führen. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß sie eines der wohlthätigsten Mittel zur Fortbildung der Menschheit gebildet hat und auch fernerhin bei richtiger Anwendung sein könnte. Die Einheit des Willens an der Spitze der Verwaltung bietet große Vortheile sobald sie von umfassender Klugheit geleitet wird; wenn sie nicht den Glanz eines Fürstenhauses oder die Vergrößerung des Land- und Menschen-Besitzes voran stellt, sondern die Fortbildung der Menschheit in dem geleiteten Volke. Dazu bedarf es aber der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Volkes und der besonderen Richtung welche dessen Fortbildung nimmt; außerdem des festen Willens bei großer Selbstüberwindung und vorsichtiger Beharrlichkeit. Es genügt z. B. nicht, das Volk der Russen mit pariser Firniß zu überziehen oder unter deutsche Einrichtungen zu beugen, sondern es muß in seiner Weise fortschreiten. Ebenso wenig eignen sich alle Theile eines Volkes zu gleichen Einrichtungen und deshalb strebt der östreichische Stat vergebens danach zehn verschiedene Völkerschaften nach einem Maße zu lenken. In allen Fällen handelt es sich nicht darum ein gleiches Vorbild für alle aufzustellen und durchzuführen, sondern jeder Bahn auf welcher ein Volk sich heran bildet zu höheren Stufen, seiner weiteren Fortbildung offen zu halten und diese zu fördern in seiner Weise. Es wird damit das Gebiet der menschlichen Fortbildung nicht verlassen, vielmehr liegen die verschiedensten Bahnen innerhalb ihrer Grenzen, so daß der Fürst sicher geht als Leiter und Schirmer wenn er das Volk seiner Eigenthümlichkeit gemäß höher führt; dagegen aber höchst unsicher verfährt, wenn er ohne Kenntniß der Volksthümlichkeiten nach einem widerstreitenden Vorbilde herrschen will. Es können einsichtige und durchgreifende Fürsten, namentlich auf großen Gebieten bewunderungwürdige Schritte thun. Allein solche sind nur dann von Erfolg wenn sie der Eigenthümlichkeit des Volkes entsprechen; sonst bleiben sie fremd und scheinen wol aber nützen nicht. Die glänzende Bahn der Kriege und Ränke, auf welche Peter 1 die Russen geführt hat, ist der Forbildung des Volkes vorwaltend schädlich gewesen; denn um der Unterjochung

fremder Völker willen wurden die Kräfte vergeudet, deren die Russen um so mehr bedurften um bei der Ungunst des Landes die erforderliche Fortbildung zu erlangen. Selbst wenn das von einem Fürsten geschaffene nützlich an sich ist, hängt der Einfluß lediglich von seinem Leben ab: es besteht mit seiner Kraft und Fürsorge, sinkt aber bei seinem Tode dahin. Nur wenn es im Leben des Volkes wurzelt, in seiner besonderen Bahn der Fortbildung liegt, bleibt es zum dauernden Nutzen bestehen.

Der eingerissene Zwiespalt erscheint zur Zeit unlöslich, denn das Fürstenthum besitzt nicht länger die Fähigkeit den Anforderungen des States zu genügen und kann auch nicht eine wesentlich veränderte Stellung einnehmen ohne sich selbst zu beseitigen. Manche Fürsten legen besonderes Gewicht auf ihre Kriegsherrschaft weil ihre Vorfahren Kriegsherren gewesen sind. Allein diese Stellung bedingt aus sachlichen Gründen die Ernennung durch Wahl, denn unter 1000 Kriegern ist selten einer, welcher die zum Feldherrn nöthige besondere Fähigkeit besitzt, und so darf es nicht einem Zufalle überlassen bleiben, bei dem die Wahrscheinlichkeit wie 999 zu 1 waltet, daß ein unfähiger Feldherr an die Spitze gelange. Durch die Wahl des Kriegsherrn würde aber die Legitimität völlig vernichtet. Andere legen besonderes Gewicht auf ihre göttliche Berufung, welche nirgends in überzeugender Weise dargelegt werden kann. Lassen sie aber diesen Anspruch schwinden, dann bleibt nur das Besitzrecht durch Geburt, welches lediglich im Herkommen begründet liegt, also vom freien Willen des Volkes abhängt; dessen Huldigung jedesmal die Thronfolge genehmigen muß, also auch durch Verweigerung sie unterbrechen könnte aus dem Grunde daß keine Generation berechtigt sei allen künftigen eine besondere Weise der Verwaltung aufzuzwingen. Wollten die Fürsten aber das herkömmliche Erbrecht verlassen, dann hörte das bestehen der Fürstenhäuser auf und sie hätten sich selbst beseitigt. Ihrerseits kann also eine gründliche Änderung des Verhältnisses nicht bewirkt werden, weil solche ihr Untergang wäre. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß die fortschreitenden Bewegungen sich immer mehr gegen die Fürstenmacht wenden. Die zunehmende Friedensliebe läßt die Würde des Kriegsherrn an Wert abnehmen und stellt die Erfordernisse des Friedens an die Spitze des verlangens; die zunehmende Bildung und der erhöhete Wohlstand verlangen möglichst gesteigerte Einsicht an der Spitze der Verwaltung; die aber niemals in Familien erblich anzutreffen ist, sondern nur durch Auswahl unter den gleichzeitig lebenden ermittelt werden kann. Es werden also die beiden Grundlagen der Fürstenmacht angegriffen: die Kriegsherrschaft und das Geburtrecht, und zwar in der Richtung welche augenscheinlich zur Republik führt,

möge auch die Zwischenstufe des verfassungmäßigen Fürstenthumes die Erreichung derselben verzögern. Es ist nicht zu verkennen, daß ein Fürst unter die verfassungmäßige Vormundschaft seiner Minister gestellt, vom fürstlichen Standpunkte aus betrachtet nur der Schatten eines Herrschers sei: er hat zu thun und zu vollziehen was seine Minister anordnen, möge es seiner Ansicht entsprechen oder nicht, und seine Verfügungen haben keine Geltung, wenn nicht die Minister solche unterschriftlich verbürgen. Diese Zwischenstufe würde einen besonderen Wert haben, wenn es darum sich handelte die Fürsten allmälig auszuscheiden, ihnen ihre Stellung zu verleiden, so daß es um so leichter würde sie durch irgend ein Abkommen zu veranlassen durchgreifenden Änderungen ihrer Stellung zuzustimmen. Es mag sein daß sie diesem Zwecke späterhin dienen wird, denn die allgemeine Stimmung der Völker ist nicht zu Umwälzungen geneigt. Wenn also der Zwiespalt zwischen den Völkern und der Fürstenmacht zur Unlöslichkeit sich steigern sollte, dürfte es dahin kommen daß die Völker lieber eine gütliche Vereinbarung schließen als Gewalt anwenden; daß sie es vorziehen das Fürstenhaus durch Entschädigung zur Aufgabe der Stellung zu veranlassen, statt anhaltende Kriege darum zu führen, welche den Wohlstand stören, Blutvergießen veranlassen und fremder Einmischung Gelegenheit bieten. Die Stimmungen der Völker sind in dieser Beziehung nicht völlig gleich, namentlich die der Franzosen mehr einer stürmischen Umwälzung zugeneigt; bei den Deutschen würde aber in solchem Falle weit eher die Neigung zu einem gütlichen Übereinkommen überwiegen, geleitet von der Überzeugung daß die Fürsten nicht Feinde des Volkes seien, sondern nur durch den Zwang der hergebrachten Verhältnisse in den Zwiespalt mit den Erfordernissen des Volkes gerathen, der allerdings gelöst werden müsse, aber friedlich erledigt werden könne.

Mit dem Fürstenthume thatsächlich aber nicht notwendig verbunden ist der weitschichtige Beamten-Verband, dessen rastloses streben nach Ausdehnung seiner Gewalt dahin geführt hat, den scheinbaren Einfluß des Fürsten über alle Kreise zu erstrecken, ihm Gelegenheit zu bieten seinen Namen allenthalben geltend zn machen. In den meisten europäischen Staten ist so vielerlei und meist unwichtiges von fürstlicher Genehmigung und Beaufsichtigung abhängig, daß zehn Fürsten nicht ausreichen würden um die jetzt einem einzelen aufgebürdeten Pflichten zu erfüllen. Die naheliegende Folge ist, daß der Fürst mit ungebürlicher Verantwortlichkeit belastet wird, nicht allein für das was unterbleiben muß weil er überbürdet ist, sondern auch für alles was geschieht in seinem Namen, aber nicht von ihm beaufsichtigt werden kann. Die unverständige Überbürdung der Fürsten ist die Folge der

Maßregeln, welche vom 12. Jahrh. an im wachsenden Maße durchgeführt wurden um die Macht des Adels zu brechen; der als Lehnsverband in jedem einzelen Stamme alle Gewalt besaß und ausübte, auch den Fürsten nur als gewählten und absetzbaren Vertreter der Gesammtheit auf Lebenszeit ernannte, aber im übrigen als Genossen behandelte. Diese Macht ward von den Fürsten gebrochen dadurch daß sie zunächst ihre eigene Würde erblich machten in ihrer Familie, demnächst die vom Adel geübten Befugnisse durch fürstliche Beamte ausüben ließen, deren Wirkungkreis und Zusammenhalt sie allmälig ausdehnten bis die Macht des Adels gebrochen war, dessen Mitglieder zum großen Theile sich darin gefügt hatten fürstliche Beamte zu werden. Als bei zunehmendem Wohlstande der bürgerliche Einfluß anwuchs und die Fürsten desselben nicht länger bedurften als Gegengewicht wider den Adel, dehnten sie den Beamten-Einfluß auch aus über die bürgerlichen Kreise, bis zuletzt Reichstage und Parlamente wie auch Kreistage und selbständige Städte-Verwaltungen beseitigt worden waren. Nunmehr war alle Gewalt im Beamten-Verbande vereint und der Fürst als Spitze desselben anscheinend der alleinige Ausfluß jeder statlichen Bewegung; jede Unabhängigkeit war beseitigt und der Fürst ward unbeschränkt wie ein afrikanischer Herrscher. In Wirklichkeit aber lag die Gewalt im Beamten-Verbande und dem Fürsten fielen nur der Schein und die Verantwortlichkeit zu; er besaß am wenigsten Macht wo er am meisten zu herrschen schien (§. 332) und statt sein Ansehen zu mehren, ward es gemindert durch die zahllosen Mißgriffe welche die Beamten in seinem Namen aber ohne sein vorwissen machten, durch die Gewaltthaten Unterdrückungen und Unterschleife, welche alle dem Fürsten zur Last gelegt wurden, weil es seine Beamte waren und er seinen Namen dazu herlieh.

Diese ungebürliche Anhäufung der Pflichten und Verantwortlichkeit steht in keinem notwendigen Zusammenhange mit der Fürstenwürde; sie ist lediglich die Fortsetzung einer anfänglich begründeten Einrichtung, welche durch Trägheit der Menschen (§. 406) weit über die Grenzen des Bedürfnisses und der Zweckmäßigkeit hinaus geführt worden ist. Anfänglich mogten die Fürsten im Stande sein einigermaßen ihr Beamtenwesen zu überschauen; aber bald mußte bei zunehmender Ausdehnung der Statsgewalt diese Möglichkeit schwinden. Dort wo der Fürst am weitesten die Gewalt seines Namens ausgedehnt hatte, z. B. in Frankreich wo Louis 14 sagte: „Der Stat bin ich", herrschte in Wirklichkeit der Beamten-Verband und zwar in solcher Unabhängigkeit und Unerschütterlichkeit, daß alle Statsumwälzungen von 1789 bis 1870 ihn nicht haben wesentlich verändern können: die Spitzen der Verwaltungen änderten sich in rascher Folge,

aber nie der Beamten-Verband, dem die Freiheitmütze, der Adler und die Lilien nur zum siegeln seiner eigenen Beschlüsse dienten. Das Beamtenwesen, wenngleich für die Fürstengewalt bestimmt, hat demnach längst aufgehört ihr ersprießliche Dienste zu leisten; es hat vielmehr seine Unabhängigkeit gewonnen, seitdem es der Macht des Fürsten entwuchs; dagegen bürdet es ihm ein Maß von Pflichten auf, das er nicht bewältigen kann und eine steigende Verantwortlichkeit, die ihm nicht gebürt und sein Ansehen untergräbt.

Das Streben der Gegenwart ist in richtiger Erkenntniß der Quelle aller Übel dahin gerichtet, die Allgewalt des Beamten-Verbandes zu beschränken: einestheils dadurch, daß Befugnisse welche nur hindernd eingreifen abgeschafft werden; anderentheils Pflichten der obersten Verfügung abgenommen werden; drittens aber den Beamten die Verantwortlichkeit aufgebürdet wird für ihre Handlungen. Voraussichtlich wird die neue Welt wesentliche Änderungen des bisherigen erreichen ohne das fortbestehen des Fürstenthumes zu gefährden, dem irriger Weise die Übelstände zur Last gelegt werden welche in Wirklichkeit nur im Beamtenwesen wurzeln. Die Fortbildung der Menschheit drängt weit mehr zur sachgemäßen Einrichtung der Verwaltung als zur Änderung der Spitze; denn mit der Bildung und dem Wohlstande mehren sich die Veranlassungen zum eingreifen des Verbandes. Der einzele wird zunehmend dem Gemeinwesen untergeordnet werden und deshalb die Verwaltung mächtiger einsichtiger und verantwortlicher gestaltet werden müssen, damit sie den anwachsenden Erfordernissen genüge. Dazu kam abschaffen hinderlicher Befugnisse nur günstig wirken, denn sie erleichtert das wirken und stellt schädlich angewendete Kräfte zur Verfügung für nützliche Zwecke: das Concessionswesen, die Erlaubnisse zum Aufenthalte und zum gewerblichen Betriebe u. s. w. sind derartige hinderliche Befugnisse des Beamtenwesens deren Abschaffung bevor steht. Daß zweitens ein Theil der Pflichten der obersten Verfügung abgenommen werde, empfiehlt sich durch die erkannte Notwendigkeit der Entlastung der überbürdeten Verwaltungspitze, wegen der augenscheinlichen Unmöglichkeit fernliegende Angelegenheiten vom Mittelpunkte des Landes aus so sachdienlich zu verwalten wie durch verantwortliche in unmittelbarer Nähe. Das Gemeindewesen wird unabhängig gemacht werden von amtlicher Bevormundung; die Bezirks-Verwaltungen werden in allen Beziehungen, zu denen örtliche Sachkenntniß gehört, von den betheiligten unabhängig zu leiten sein; das Rechtswesen wird in der Hauptsache den Beamten genommen, um durch Geschworene verwaltet zu werden; auch die Ernennung und Förderung der Beamten werden von gesetzlichen Vorschriften abhängig zu machen sein, damit die Verfügung der Spitze

geregelt nnd erleichtert werde. Daß dabei den Beamten die Verantwortlichkeit aufgebürdet werde für ihre Handlungen, dient nicht allein zur Verhinderung von Übergriffen, sondern auch zur Anspornung ihrer Thätigkeit und nimmt der Spitze die Verantwortlichkeit ab für Handlungen die sie nicht beaufsichtigen kann. Sämmtliche Änderungen sind unabhängig von der Art der Spitze; denn sie liegen in der Sache begründet. Das Erforderniß wird gleichartig anwachsen, möge ein unbeschränkter oder ein verfassungmäßig beschränkter Fürst an der Spitze stehen oder auch das gewählte Haupt einer Republik; denn die bedingenden Ursachen liegen im Volke, in dessen Fortbildung und diese nimmt ihren Verlauf unabhängig von der Spitze, welche sie verzögern aber nicht umlenken oder verhindern kann. Die wachsende Überzeugung, daß der Grund der meisten Übelstände in den Einrichtungen der Verwaltung liege, und das die Spitze, weit entfernt davon jene Einrichtungen zu bedingen, vielmehr Mitleidender des Volkes sei, hat allmälig die Abneigung der Völker von den Spitzen abgelenkt auf die Verwaltung selbst. Der Republikanismus hat abgenommen wo man erkennt, daß die Übel nicht notwendig mit dem Fürstenthume verbunden seien, sondern beseitigt werden könnten ohne die Spitze zu verändern. Er findet aber dort gedeihliche Förderung, wo Fürsten so kurzsichtig sind die sachwidrige Weitschichtigkeit der Verwaltung zu stützen und ungebürliche Verantwortlichkeit auf ihren Namen zu häufen, also das eigene Ansehen zu schmälern und zunehmend selbst zu untergraben; oder wo sie den berechtigten und anwachsenden Ansprüchen des Volkes auf Frieden und Freiheit sich trotzig und eigensinnig entgegen stemmen.

Das allmälige anwachsen des Beamten-Verbandes hatte demselben auch die Gesetzgebung zugeführt; welche sie im Namen des Fürsten übte und zur Regelung aller Verhältnisse eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen ausgehen ließ, welche dem Fürsten die Aufsicht über ihre Handhabung unmöglich machte, dagegen dem Beamten-Verbande die Machtfülle zu allem gab und die gewünschte Deckung gegen jede Verantwortlichkeit. Anfänglich bestimmt den Adel zu beugen, unterjochte sie mit der Zeit das ganze Volk, und in der Gegenwart muß der höchste Adel den Gesetzen des Beamten-Verbandes Genüge leisten gleich dem niedrigsten Tagelöhner. Der Widerstand, gestützt durch sachliche Erfordernisse, findet deshalb seine Förderer im Adel wie in allen anderen Ständen und jener beansprucht den größeren Einfluß, welchen er vordem besaß als die Fürsten ihres gleichen waren, Genossen des Lehnsverbandes wie sie und nur gewählte Vertreter der Gesammtheit wider den einzelen. Es läßt sich nicht verkennen, daß aus sachlichen Gründen dem Adel ein gebürender

Einfluß auf die Verwaltung zukomme; wie er ihn z. B. in England ausübt, wo er vermöge seiner wohlhabenden und unabhängigen Stellung höhere Erkenntniß sich zu erwerben vermag und diese um so öfterer zum Gemeinbesten verwenden kann, weil ihm seine Zeit mehr zur Verfügung steht. Allein der Adel des Festlandes ist anders gestellt: er ist einestheils dienender Beamter geworden im Heere oder in der Friedens-Verwaltung; anderntheils aber hat er so weit seinen Wohlstand eingebüßt, daß er seine Zeit nicht ohne Ersatz hergeben kann, sondern streben muß sie zu verwerten dadurch daß er seine Fähigkeiten wider das Volk anwendet, um durch Vorrechte Steuererlasse u. d. sein Besitzthum zu verbessern. Es ist also nicht zweckmäßig, ihm um seiner nur vermeintlich höheren Befähigung willen, einen vorwiegenden Antheil an der Verwaltung einzuräumen. Änliches wiederholt sich bei den Priester-Verbänden, den Fabrikanten und anderen bürgerlichen Verbänden, den Landbesitzern und sonstigen durch Besitzthümer hervor ragenden Genossen eines Volkes: es liegt in diesen Verhältnissen wol die Möglichkeit größerer Befähigung, aber weder die Sicherheit ihres vorhanden seins und noch weniger ihrer vorwaltenden Verwendung zum Gemeinnutzen. Wenn aber hervor ragende Fähigkeiten nicht für sondern gegen das Gemeinwohl angewendet werden für eigensüchtige Zwecke dann sind sie keine Vorzüge sondern Nachtheile, welche es widerrathen ihnen Antheil an der Verwaltung einzuräumen. Es bleibt deshalb zur Verbesserung der Verwaltung kein anderes Mittel übrig, als abgesehen von allen Standesrücksichten lediglich auf die persönliche Befähigung zu sehen, den Menschen gelten zu lassen nach seinem besonderen Werte für den vorliegenden Zweck, ohne Rücksicht darauf zu welchem Stande er gehöre und auf welchem Wege er seine Befähigung erlangt habe.

Auch diese Ausdehnung der Wahl zur Verwaltung hängt nicht ab von einer besonderen Spitze; denn sie ist vereinbar mit dem erblichen Fürstenthume wie mit einem gewählten und oft gewechselten Oberhaupte. Sie kann geschehen ohne das Fürstenthum zu gefährden; wie sich thatsächlich erweist in der russischen Verwaltung, welche ihre Beamten aus allen Kreisen entnimmt und selbst den geborenen Fürsten keinen Rang einräumt wenn sie ihn nicht als Beamte sich erhalten. Es wird demnach die Verwaltung auch in dieser Beziehung wesentlich umgestaltet werden können, ohne die Fürstenmacht zu gefährden oder eine Abschaffung derselben anzubahnen; jede andere Statsform würde der Änderung ebenso sehr bedürfen und sie in gleicher Weise verbessern müssen, weil die sachlichen Vorbedingungen in gleicher Weise walten. Diese Ausdehnung hätte allerdings die Folge, daß die rückständige Erkenntniß im Volke anscheinend größeren

Einfluß auf die Verwaltung erlangte, so daß ein rückschreiten befürchtet werden könnte statt des fortschreitens. Allein es ist zunächst in Betracht zu ziehen, daß für weite Kreise der Verwaltung es der höheren Erkenntniß nicht bedarf, daß dort vielmehr eine demgemäße Beschränkung der Kenntniß viel größere Dienste leistet, indem sie auf dem kleinen Gebiete mit größerer Kraft zu wirken vermag. Ferner beruht es auf Täuschung wenn im jetzigen Beamtenwesen die höhere Erkenntniß als herrschend angesehen wird; denn fast allenthalben bilden die untergeordneten die wirklich ausübende Gewalt mit so niedriger Erkenntniß, daß sie nicht einmal den Erfordernissen der beschränkten Gebiete genügt. Die Erkenntniß eines Dorfoberen ist ohne Zweifel viel geringer als die eines Ministers; allein in Bezug auf die beschränkten Dorfverhältnisse steht sie wahrscheinlich höher und jedenfalls ist sie sachgemäßer als die Erkenntniß vieler Unterbeamten deren der Minister sich bedienen muß. Es wird allerdings nicht an jedem Orte die höchste Erkenntniß der Gegenwart zur Geltung kommen, aber eine höhere als bisher und meistentheils eine für den vorliegenden Zweck besser ausreichende.

Die allgemeine Theilnahme an der Verwaltung ist also nicht mit der Gefahr verbunden, daß der rückständigen Erkenntniß ein größerer und verderblicher Einfluß eingeräumt würde; ebenso wenig liegt die Gefahr nahe, daß die besitzlose große Menge das Übergewicht erlangen könnte, sofern nur die Machtbefugnisse eines jeden sachgemäß erstreckt werden. Anscheinend könnte die Erfahrung sich wiederholen, welche so oft bei gemeinschaftlichen Unternehmungen gemacht wird, daß nämlich der eine Theilnehmer mit geringem Einschusse zu gewagten neuen Unternehmungen drängt weil er nicht viel verlieren kann, wogegen der andere Theilnehmer mit großem Einschusse die sichreren Bahnen des bekannten und gewohnten verfolgen will weil er mehr zu verlieren hat. Theilweis tritt auch diese Erscheinung schon jetzt in der Verwaltung zu Tage: in jeder Versammlung, seien es die Bauern eines entlegenen Dorfes ein Reichstag oder ein Fürstenrath, stehen sich zweierlei Meinungen und Absichten entgegen: einerseits zu Änderungen und Neuerungen drängend, andererseits zur Erhaltung des gewohnten und althergebrachten vorwaltend geneigt. Hiebei treten aber weniger die Unterschiede der Vermögens-Verhältnisse zu Tage als die des Alters und der bevorrechteten Stellung: die alten Mitglieder und die durch das gewohnte bevorzugten bilden die erhaltenden (Conservativen), dagegen die jüngeren und zurückgesetzten Mitglieder die fortdrängenden; die Vermögens-Verhältnisse trennen nicht so sehr, aber doch die Rücksicht auf Verlust und Gewinn und in so fern ist die Änlichkeit mit obigen Theilnehmern vorhanden. Die

Scheidung und Gegenüberstellung ist aber keine neu eintretende, welche zu befürchten stünde bei allgemeiner Theilnahme an der Verwaltung, sondern sie ist jetzt schon vorhanden und allenthalben herrschend. Sie wird so weit sie in den Altersunterschieden begründet liegt unausrottbar fortbestehen, als Gestaltungen der neben einander wirkenden Fortbildung und Rückbildung des Menschenwesens. So weit sie aber aus Vorrechten herstammt, hat sie keine sachgemäße Stütze, verdient also keine Erhaltung. Um das schroffe wirken der Altersunterschiede zu mäßigen, hat man fast allenthalben eine Altersgrenze festgesetzt, welche erreicht sein muß bevor die Theilnahme an der Verwaltung gestattet wird; unglücklicher Weise aber keine Altersgrenze festgestellt wann diese Theilnahme aufhören sollte; so daß also der sicher eintretenden Alterschwäche der Raum gelassen wird, den man den Jüngeren verweigert um der möglichen Unreife willen. Die neue Welt wird diese sachwidrige Einrichtung beseitigen und jedem Zurechnungfähigen die Theilnahme einräumen zu welcher das Mas seiner Einsicht ihn befähigt. So weit die Unterscheidung in erhaltende und fortschreitende auf dem Besitze von Vorrechten der ersteren beruht, wird sie diese Vorrechte abschaffen, also den Zwiespalt mindern.

Bei der Frage, ob die größtmögliche Theilnahme aller Genossen an der Verwaltung rathsam sei oder nicht, ist die Entscheidung vor allem abhängig von der Bestimmung welche man dem State unterlegt. Werden Land und Volk angesehen als Besitzthümer des Fürstenhauses und gilt der Krieg zur Sicherung und Mehrung dieser Besitzthümer als das höchste streben des States, so muß die Verwaltung möglichst zusammen gefaßt werden in straffer Haltung; denn der Krieg erfordert solches und ist ohnedies nicht erfolgreich zu führen. Wird dagegen das Volk als Eigenthümer des Landes angesehen, das Fürstenhaus als Spitze der Verwaltung, und der Friede zur Sicherung und Mehrung des Gemeinwohles als das höchste streben des States, so muß die Verwaltung möglichst vertheilt werden, weil die unzähligen Zwecke des Friedens nur durch größte Vielseitigkeit der Bemühungen erreicht werden können (§. 326). Wird die Verwaltung überwiegend auf den Krieg berechnet, dann muß thunlichste Unterordnung erstrebt werden: jeder muß daran gewöhnt werden sich leiten zu lassen und unbedingt zu gehorchen, muß seinen Stolz darin finden blindlings wie ein Sklave den erhaltenen Befehlen zu genügen; der Unterricht muß so eingerichtet werden, daß die Unabhängigkeit möglichst wenig sich entwickele und das Maß der Kenntniß mit alleiniger Rücksicht auf den Krieg und den unbedingten Gehorsam beschränkt werde; die Zunahme des Wohlstandes und der Bildung muß gezügelt werden, damit nicht das behagen die Kriegstüchtigkeit schwäche und die Auf-

klärung nicht den stillschweigenden Gehorsam beeinträchtige; denn die Zwecke des Krieges sind einfach, bedürfen nur rauher Einfachheit, pünktlichen Gehorsam und Lossagung von aller Milde und Bequemlichkeit und demgemäß muß also ein Stat auf Krieg berechnet seine Verwaltung einrichten. In solchem State muß ein Kriegsherr an der Spitze stehen mit unumschränkter Gewalt im Kriege und Frieden; denn die Friedenszeit dient nur um die Kräfte zu sammeln zum nächsten Kriege, der begonnen werden muß sobald die ausreichende Stärke vorhanden ist. Wenn auch der Kriegsherr das Volk im Frieden mitwirken lassen will zum rascheren ansammeln der Mittel zum nächsten Kriege, so muß solches nach seinem belieben geschehen; nicht allein so viel oder wenig wie er angemessen findet, sondern es muß auch in keiner anderen Weise betrieben werden als er anordnet; denn jede Abweichung von seinem Willen gefährdet die Einheit des handelns auf welcher die Kriegstüchtigkeit beruht. Solcher Stat muß auch ein zahlreiches jederzeit schlagfertiges Heer haben; denn für den Angriffskrieg ist es überaus wichtig daß man dem Feinde zuvor komme, nicht durch lange Vorbereitungen Aufgebot und Wehrbarmachung ihm Zeit gönne sich zur Abwehr bereit zu machen; daß man ihn wie ein Räuber überfalle und niederwerfe bevor er alle seine Kräfte vereinigen könne. Zu solchem Stoße ist ein geübtes zahlreiches und blind gehorchendes Heer erforderlich, geleitet von einem unbeschränkt beschließenden und ausführenden Kriegsherrn. Wesentlich verschieden hievon und nahezu entgegen gesetzt sind die Erfordernisse eines States, dessen Verwaltung für den Frieden eingerichtet wird, dem der Krieg nur als unliebsame Störung gilt, zu dessen Abwehr alles eingerichtet werden müsse. Solcher Stat bedarf nicht der Leitung eines Kriegsherrn, sondern einer beträglichen Anzahl der tüchtigsten Männer, um den vielfachen Zwecken des Friedens die sachlich beste Leitung zu widmen. Er bedarf nicht der blinden Unterordnung sondern im Gegentheile der weitesten Freiheit der Entfaltung, damit jeder einzele seiner Besonderheit gemäß sich fortbilden und zum Gemeinwohle beitragen könne. Er darf nicht Wohlstand und Bildung zügeln, sondern muß sie fördern so weit nur möglich, weil dadurch der Friede um so mehr gesichert wird und die Fähigkeit zur Abwehr der Kriege sich steigert. Er bedarf nicht der großen stehenden Heere, denn zur Vertheidigung ist nicht die Stosfahigkeit die Hauptsache, sondern das Einzelgefecht, die Zerstreuung, zu der ein geschultes Heer minder geeignet ist als ein Volksheer, weil jenem die Beweglichkeit mangelt welche diesem innewohnt. Das geschulte Heer äußert seinen einzigen Vortheil nur im ersten Anpralle; sobald der Krieg länger dauert, schmilzt es zusammen und alsdann tritt unausbleiblich ein

Volksheer an seine Stelle, dem wegen Kürze der Zeit das geschulte Wesen nicht eingeprägt werden konnte. Der Vertheidigungkrieg kann des wuchtigen stehenden Heeres entbehren und deshalb hat der auf den Frieden eingerichtete Stat lediglich seine Mannschaft möglichst zahlreich kriegsfähig zu machen, damit er jeden Angreifer erdrücken oder durch Ermattung besiegen könne. Wie sehr ein Volk bei seiner Vertheidigung den Angreifern überlegen sei, lehrte die französische Republik 1793; welche in der Zeit ihrer stärksten Zerrüttung wider vier Großmächte focht, mit zusammen gerafften Genossen jeder Art die großen geschulten Heere zum schmählichen Rückzuge zwang und den hochmüthigen Feinden einen schimpflichen Frieden aufnöthigte. Wie groß die Leistungfähigkeit eines auf Frieden eingerichteten States sei, lehrt die kleine Schweiz, welche bei $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern 200,000 Bewaffnete aufstellen kann, und die Vereinigten Staten, welche zu ihrem Bürgerkriege über 900,000 Mann Freiwillige aufstellen konnten ohne sich zu erschöpfen.

Die entscheidende Frage, ob der Stat bestimmt sei zum Kriege oder zum Frieden, ist bei den vorgeschrittenen Europäern längst entschieden zu Gunsten des Friedens; selbst die kriegslustigen Franzosen haben angefangen einzusehen, daß man nach Besserem streben könne als dem Ruhme. Die neue Welt wird ihre Einrichtungen immer mehr auf den Frieden berechnen, und wenn die Fürsten aus gegenseitiger Furcht es nötig erachten große Heere bereit zu halten, werden die Völker bei näherer Bekanntschaft ihre gegenseitige Scheu ablegen, in Eintracht den allseitig dienlichen Frieden sichern und dadurch den Kriegsdrohungen ein Ende machen. Das streben der Fürstenhäuser ihren Besitz an Ländern und Menschen zu mehren, findet nicht allein steigende Hindernisse in dem zunehmenden widerstreben der Völker gegen Zerreißung und deren bemühen nach vereinen der zerrissenen Theile, sondern auch in dem eigenen Volke, welches ungeneigt ist die Opfer an Menschenleben und Gütern zu bringen um fremde Völkertheile zu unterwerfen oder im Joche zu erhalten. Die Völker erkennen durch Berechnung, daß die Unterjochung in jetziger Zeit ein unvortheilhaftes Geschäft sei, welches niemals Ersatz liefern könne für die aufgewendeten Opfer; indem selbst die Bevölkerung reicher Länder nicht die Kosten ergibt wenn sie zum Gehorsam gezwungen werden soll. Man hat z. B. berechnet, daß der italienische Theil des östreichischen States, der zu den reichsten und einträglichsten gehörte, demungeachtet noch einen Zuschuß von 35 Millionen Gulden jährlich erforderte um niedergehalten und vertheidigt werden zu können, d. h. die übrigen Bewohner des Kaiserstates mußten jährlich jenen Betrag aufwenden, um die widerwilligen Italiener zu zwingen vom Hause

Habsburg sich beherrschen zu lassen und dagegen nichts genossen als das bewußt sein von dem selben Kaiser beherrscht zu werden. In noch stärkerem Maße findet dieses Verhältniß in Rußland statt: das russische Volk hat alljährlich 90 Millionen Rubel Zuschüsse zu leisten, um die Polen nieder zu halten; deren Steuern bei weitem nicht ausreichen, um außer der Friedens-Verwaltung auch diese Aufwendungen zu bestreiten. Es mußte ferner unausgesetzte Opfer an Menschenleben und Gütern bringen um die Kaukasus-Völker zu bezwingen und machte an beiden Stellen so schlechte Geschäfte, daß es immer fort Anleihen machen muß; es vergeudete dort Mittel deren es zur eigenen Fortbildung so dringend bedarf. Die Franzosen haben seit 1830 mehrere hundert Millionen Franken und über 500,000 Menschen geopfert um die Völkerschaften Algiers zu beherrschen. Sie erkennen immer mehr, daß sie diese Aufwendungen weit besser im Vaterlande gemacht hätten, wo lohnender Gewinn die Folge gewesen wäre, auch die Macht des Volkes viel mehr gestärkt worden wäre als durch jenen auswärtigen Zuwachs, welcher Kräfte raubt statt sie zu mehren. Die zunehmende Erkenntniß, daß unterdrücken fremder Völker und nieder halten widerwilliger Völkertheile zum eigenen Nachtheile gereiche, indem sie schwächen statt zu stärken, muß unbedingt dazu führen daß einerseits die widerwilligen Theile sich trennen, andererseits die geneigten Theile immer fester sich vereinen; so daß die Staten der Fürstenhäuser zerfallen oder sich vereinen je nachdem die Neigungen der Völker sich gestalten. Zunächst dürfte der bereits einflußreiche Völkerwille, das sogenannte Nationalität-Princip herrschend werden über das fürstliche Besitzrecht, und daraus sowol Zerreißungen jetziger Reiche entstehen wie Vereinigungen zu neuen Reichen. Späterhin werden gemeinsame Gesetze und Einrichtungen die Völker verschmelzen, so daß die jetzt mächtig wirkenden Völkergefühle den höheren Erforderniſſen der Menschheit weichen. Die Gegenwart bietet Beispiele beider Art: die ehedem am stärksten geschiedenen und niemals vereint gewesenen Italier haben ihre Einigung endlich erreicht; die vereint gewesenen aber zerrissenen Polen erheben sich bei jeder günstig scheinenden Gelegenheit, um durch Losreißung aus ihren aufgedrungenen Verbindungen die Unabhängigkeit und Einigung zu erkämpfen; die Deutschen sind unausgesetzt bemüht ihre Vereinigung auf friedlichem Wege zu erreichen. In allen Fällen läßt sich erkennen, daß vor allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Volk die Bewegungen erregt und erhält, also der Wunsch nach volksthümlicher Entwicklung überwiege. Das frühere streben nach Erhöhung des zugehörigen Fürstenhauses tritt dagegen zurück; ebenso verlieren sich die früheren Glaubensspaltungen, deren Einflüsse zum Theile stärker waren als die Volksthümlichkeit. So bil-

den sich Scheidungen und Vereinigungen weit verschieden von den bisherigen Eintheilungen der Europäer. Gleichzeitig geben die Schweizer das Beispiel daß es ein höheres gebe als die Volksthümlichkeit, daß eine dauernde freiwillige Verbindung der Theile verschiedener Völker unter geeigneten Verhältnissen möglich sei. Unter zahlreichen Völkerschaften des östreichischen Kaiserstates zeigt sich die gleiche Neigung zum freiwilligen Zusammenschlusse, weit abweichend von der besonderen Auffassung des habsburgischen Fürstenhauses.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Vorstellungen vom Besitzrechte der Fürsten an Einfluß verlieren, die Völker mehr und mehr zum bewußt sein gelangen, daß sie nicht Eigenthum der Fürsten bilden sondern Eigenthümer des Landes seien, welches ihre Vorfahren besaßen und bearbeiteten längst bevor die Vorfahren des Fürsten an die Spitze gelangten. Die Ansicht daß die Fürsten die höchstgestellten Beamten seien, wird namentlich dadurch bekräftigt, daß sie gegenwärtig bei den meisten Völkern die Erträge des Landes nicht länger als ihr Eigenthum empfangen und verwalten, sondern eine festgesetzte Vergütung erhalten für ihre Mühewaltung, deren Belauf vom Beschlusse des Volkes abhängt. Möge dessen Vertretung auch verschieden und mangelhaft eingerichtet sein; die Hauptfrage ist jedenfalls dadurch erledigt, auch wenn die gebräuchlichen Ausdrücke noch aus dem früheren Verhältnisse beibehalten wurden.

Die angebahnten und im fortschreiten befindlichen Änderungen sind fast alle den Fürstenhäusern ungünstig, in so weit diese ihre Sonderzwecke höher stellen als die des Gemeinwesens. Dagegen zeigen sie sich nicht dem Fürstenthume bedrohlich; denn dieses hält sich bei den Engländern und Belgiern trotz aller Beschränkung in solchem Ansehen, daß es fester als je begründet erscheint und nur durch grobe Fehler untergehen könnte. Eine Gefährdung liegt demnach nicht in den Absichten der Völker, kann jedoch herbei geführt werden durch die Fürstenhäuser selbst; schon dadurch daß einzele als Hindernisse der Fortbildung sich gebaren, also der Rückbildung verfallen und das Volk zwingen sich daran zu gewöhnen das Fürstenthum als schädlich zu betrachten. In solchen Fällen genügt der kleinste Anstoß um das Fürstenthum zu zertrümmern; wie in neuester Zeit bei den Fürsten Griechenlands Neapels Toskanas Spaniens und Frankreichs sich erwies; auch vorher 1848 und 1830 bei den Königen Frankreichs u. a., welche sämmtlich in der erbärmlichsten Weise weichen mußten, nicht durch siegreiche Heere nach mörderischem Blutvergießen überwunden sondern durch den festen Willen des Volkes vertrieben. Solche Fälle, verglichen mit den Stellungen der Fürsten in England und Belgien, zeigen allerdings wie hoch und wie tief die Macht und

das Ansehen eines Fürstenhauses sich stellt je nach dem Maße der Einsicht; sie geben aber auch die Gewähr daß Fürstenhäuser nur fallen durch eigene Schuld, namentlich dadurch daß sie die fortschreitende Bildung des Volkes zu hindern oder aus seiner eigenthümlichen Bahn in fremde abzuleiten suchen.

Die zunehmende und bereits übermächtig gewordene Neigung der Völker ihre Verwaltung überwiegend für die Zustände des Friedens einzurichten, dagegen für den Krieg nur auf Vertheidigung Bedacht zu nehmen, wird nicht allein die Stellung der Fürstenhäuser umgestalten, sondern auch die Schwerpunkte der ganzen Verwaltung verlegen. Die Geltung des Heeres wird verlieren, indem es von seiner Ausnahmestellung zu einer bürgerlichen Einrichtung herabgesetzt wird; die Fürsten werden von der bisherigen Überbürdung befreit, um die Möglichkeit der Ausführung alles erforderlichen zu sichern, aber die Machtbefugnisse um so mehr vom Volke geübt werden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß bei Abnahme der Macht und Befugnisse der Fürsten, die Kostspieligkeit ihrer Stellung um so stärker hervor treten wird; da naheliegende Vergleiche mit der Schweiz und Nord-Amerika den Beweis liefern, daß der selbe Zweck mit viel geringeren Aufwendungen erreicht werden kann. Die Deutschen zahlen ihren Fürsten jährlich etwa 16 Millionen Thaler, also 60 Millionen Franken; die Franzosen zahlten ihrem Kaiser jährlich 40 bis 42 Millionen Franken; dagegen die nahezu ebenso zahlreichen und wohlhabenden Nord-Amerikaner ihrem Präsidenten nur 125,000 Franken, also den vierhundertsten Theil, ohne Veranlassung zu finden diese Ersparung zu bereuen. Es wird voraussichtlich das streben sich geltend machen die Kosten der fürstlichen Oberleitung zu mindern; die Fürstenhäuser, deren Einrichtungen auf die bisherigen Einnahmen berechnet sind, werden suchen müssen entweder das ernären zahlreicher Schmarozer und nuzlosen Gesindes, sowie unterhalten überflüssiger Schlösser Theater u. dergl. aufzugeben oder anderweitig das fehlende zu ergänzen, namentlich durch mehren ihres Eigenbesitzes, welches ihnen wie jedem anderen Genossen des Verbandes zustehen muß. Dieses bemühen wird einerseits geschmälert dadurch, daß nur ein Theil der zulässigen Wege ihrer Würde angemessen ist, andererseits um so mehr gefördert darin daß ihre Stellung ihnen die zuständigen Wege um so ergibiger macht. Da sie an der Spitze der Verwaltung am frühesten unterrichtet werden von den Schwankungen, welche auf die Preise vieler Werthsachen einwirken, so ist es ihnen möglich ihre Gelder nutzbringender zu verwenden als andere Spekulanten; da sie auch durch ihre eigenen Äußerungen zu solchen Schwankungen mitwirken können, so liegt es in ihrer Macht ihren Ankäufen und Verkäufen in

vortheilhaftester Weise den Boden zu bereiten. In anderer Weise können sie durch Betheiligung an kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmungen ihre Gelder um so sicherer und rascher mehren, wenn solche unter besonders günstigen Verhältnissen stattfinden: das holländische Königshaus ist z. B. stark betheiligt bei der ostindischen Compagnie, welche die indischen Besitzungen ausbeutet durch ein Pachtwesen, welches mit geringen Aufwendungen wohlfeilen Ankauf erlangt, dagegen in Holland durch Schutzzoll-Gesetze hohe Verkaufspreise erzwingt, so daß ein ungewöhnlicher Gewinn erzielt wird. Bei andren Völkern sind die Fürstenhäuser in einheimischen Handels-Gesellschaften betheiligt, welche für den Stat Geschäfte treiben mit ansehnlichem Gewinne, oder an Banken, welche durch Vorrechte in den Stand gesetzt sind ungewöhnlich hohe Erträge zu erzielen. Diese Mittel sind aber minder zulässig als die Spekulation in Landgütern, da sie abhängig sind vom Fortbestande der Schutzzölle und Vorrechte; die bald aufhören, weil die fortschreitende Erkenntniß dazu drängt derartige Beeinträchtigungen des Gemeinwohles zu beseitigen. Sie schaden auch dem Ansehen der Fürstenhäuser, welches in den Vorstellungen des Volkes leidet, wenn dieselben sich sei es auch auf gesetzlichem Wege auf Unkosten des Volkes bereichern, ziehen ihnen auch den Widerwillen derer zu, welche von diesen einträglichen Geschäften fern gehalten werden durch die fürstlichen Vorrechte. Andererseits ist es eine bekannte Erfahrung, daß in Geschäften, die nicht durch Begünstigungen ungewöhnlichen Gewinn erzielen, das Geld der Fürsten sehr niedrige Erträge gibt; daß selbst deren Landgüter, welche bei Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes ohne weiteres im Werte steigen, dennoch durch Kostspieligkeit der Verwaltung und anderer Schmälerungen nur geringe Erträge geben. In Folge dessen wendeten sich einzele Fürstenhäuser mehr den gewagten Unternehmungen zu, bei denen sie wenn nicht Vorrechte den Gewinn sicher stellen, je nach der Sachkenntniß und Ehrlichkeit der Leitung ihr Vermögen mehren oder mindern, aber wenig in ihrem Ansehen gewinnen können; wie z. B. Louis Philippe, der in auffälligster Weise die Telegrafen mißbrauchte zu seinen Spekulationen in Statspapieren und darüber sein Ansehen so sehr verlor, daß niemand ihn stützen wollte als 1848 die Empörung sich erhob.

Auf allen Wegen ist das Fürstenthum mit der Rückbildung bedroht, am stärksten von dem steigenden verlangen der Völker, daß an der Spitze ihrer Verwaltungen die höchsten Fähigkeiten herrschen sollen. Daß diese Bewegungen nicht gegen die Fürstenhäuser gewendet sind, ergibt sich aus dem allseitigen begnügen mit Verfassungen welche den Fürsten an der Spitze lassen, aber ihm auferlegen sich solcher Rathgeber zu bedienen welche die ihm etwa mangelnden Fähigkeiten

ergänzen. Es ist ihm dadurch keineswegs verwehrt im weitesten Umfange zu herrschen, sobald er erweist daß er der klügste Mann im State sei. Er braucht sich nicht von seinen Rathgebern leiten zu lassen, vielmehr darf er ihrer als Diener sich bedienen, sobald er nur durch seine Maßnahmen erweist daß die höchste Klugheit herrsche. Die Verfassungen sind augenscheinlich nur darauf gerichtet zu verhüten daß die dem Fürsten mangelnde Befähigung in gemeinschädlicher Weise sich bethätige; sie stellen nur den rückständigen unter die Vormundschaft kluger Männer, überlassen es dagegen dem vorgeschrittenen seine eigene Klugheit walten zu lassen, wenn sie im Stande ist als die höchste sich zu erweisen. Es soll nur die beste Art der Verwaltung erreicht werden, sei es mit oder ohne den Fürsten; denn auch das Fürstenhaus ist nicht ein Zweck sondern eines der Mittel zum Gemeinwohle, in dessen Förderung seine einzige Bestimmung liegt und die Begründung seiner Anerkennung.

Unglücklicher Weise ist der Blick vieler Fürsten rückwärts gewendet, so daß sie der ohnehin bedrohlichen Rückbildung Vorschub leisten statt sie durch Fortbildung zu besiegen. Sie wollen längst entschwundene Zustände und Verhältnisse wieder beleben und gerathen dadurch immer weiter ab von ihrer Bestimmung, in deren Erfüllung ihre Macht ruht und die Notwendigkeit oder Rathsamkeit des Fürstenthumes überhaupt. Auf den rückständigen Stufen haben allerdings Fürst und Adel zusammen den Stat beherrscht, aber in solcher Weise daß der Adel den Fürsten wählte und absetzte verjagte oder tödete so bald er es zweckmäßig fand. Die Zurückführung eines solchen Verhältnisses dürfte den Fürstenhäusern am wenigsten frommen. Sie haben späterhin mit dem Adel und den Bürgern vereint geherrscht, aber nur dadurch daß sie das ganze Volk preisgaben, was sie in jetziger Zeit nicht ausführen könnten auch nicht wollen. Demnächst haben die Fürsten lediglich durch Beamte geherrscht, waren aber dadurch zu Werkzeugen dieses Verbandes geworden und sind den Fesseln erst entrissen worden durch die Verfassungen, welche die Beamten-Herrschaft beschränkten; eine Zurückführung in diese Zustände würde die Macht der Fürsten nicht mehren sondern mindern. Die vortheilhafteste Stellung für sie bleibt unter allen Umständen die Herrschaft auf Grund einer Verfassung, und ihre Sicherstellung wird um so größer je mehr das ganze Volk zur Theilnahme an der Verwaltung zugelassen wird; denn nur auf diesem Wege können die Fürsten der drückenden Herrschaft der Verbände (§. 339) sich entziehen.

Die Volksherrschaft (Demokratie) wird die Verwaltungart der neuen Welt sein und das Fürstenthum zeitig mit derselben verbündet werden müssen, wenn es fortbestehen soll. Die Bewegung der Völker

wendet sich nicht unmittelbar wider die Fürsten, sondern wider die Verbände des Adels der Priester Beamten und Bevorrechteten. Wenn das Fürstenthum der Bewegung folgt oder ihr Raum läßt wird es fortbestehen; wollte es aber derselben sich entgegen stemmen dann geht die übermächtige Bewegung darüber hinweg. Alle Vorrechte welche einzelen Ständen oder Altersstufen die Verwaltung sicherten werden fallen, um die persönliche Befähigung zur alleinigen Grundlage der Wahl zu erheben; die Vereinigung der Leitung des Ganzen wird der weitesten Theilung der leitenden Spitzen weichen; die Einrichtungen zum Angriffkriege werden schwinden, um den Frieden als Grundlage des Lebens der Völker zur Herrschaft zu bringen. Die Bewegung nach diesen Zielen ist bereits mächtig genug, um im fortschreiten jeden Widerstand zu besiegen; sie wird voraussichtlich ihre Ziele erreichen mit Hilfe der Fürstenmacht, wenn diese vom richtigen Verständnisse geleitet wird, sonst ohne dieselbe oder gar über sie hinweg.

Abhängig von den Fragen betreffend die Spitze der Verwaltung ist die über Theilnahme des gesammten Volkes daran. Ein Stat auf Krieg berechnet und eingerichtet muß die Verwaltung zusammen halten, darf sie nicht zersplittern indem er das Volk daran Theil nehmen läßt. Deshalb zeigt sich auch in allen solchen Staten das unabläßige streben, von der einheitlichen Spitze aus durch gehorchende Beamte und je nach den Eingebungen des Augenblickes jegliches zu leiten; so daß ausgeschlossen bleibt sowol die Theilnahme des Volkes, wie auch die Leitung nach bleibenden allgemein giltigen Gesetzen. Dieser Grundzug herrschte in Frankreich unter Louis 14 wie unter Napoleon 1 und Napoleon 3; in Rußland unter allen Herrschern seit Peter 1; in Preußen unter den ersten beiden Königen wie unter Friedrich 2 und Friedrich Wilhelm 3; in Östreich selbst unter Josef 2. Bezeichnend für dieses streben ist das Gewicht, welches von fast allen Fürsten auf das Wort „Unterthan" gelegt wird. Vom preußischen Könige Friedrich 2 wird berichtet, daß er auf dem Todbette gesagt habe: „Ich bin es müde über ein Volk von Sklaven zu herrschen"; womit er am stärksten seine Selbstherrschaft verurtheilte, die das Volk nicht dem Sklavensinne enthoben hatte, der von seinen Vorfahren gepflanzt und von ihm selbst fortgehegt worden war. Selbst die wohlmeinendsten der Fürsten konnten sich dem Banne nicht entziehen, welchen der auf den Krieg eingerichtete Stat über die Völker verhängte. Jeder Fürst hielt sich nicht allein berechtigt sondern auch verpflichtet die Kriegsrücksichten voran zu stellen; um nicht allein den anderen auf Krieg sich einrichtenden Fürsten gewachsen zu sein, sondern auch nach Zeit und Gelegenheit durch einen Raubkrieg das Besitzthum seines Fürstenhauses mehren zu können.

Die allmälige Umgestaltung der Grundlagen, so daß die Staten nicht länger vorwaltend auf den Krieg sondern auf den Frieden sich einrichten, kann nur günstig für die Betheiligung des Volkes an der Verwaltung wirken; denn der Friede verlangt Vielseitigkeit der Einrichtungen und diese ist nur zu erlangen durch allgemeine Betheiligung des Volkes. Solcher Änderung steht in den bevorrechteten Verbänden ziemlich allgemein eine Abneigung entgegen, die ihren Ausdruck bis zur Verleumdung des Volkes steigert, um nicht allein dessen Unfähigkeit zur Theilnahme an der Verwaltung sondern auch die Gemeinschädlichkeit der Gestattung zu erweisen.

Zuerst und scheinbar begründet wird die Rückständigkeit der großen Menge angeführt, ihr Mangel an Erkenntniß, welcher sie nicht allein verhindern solle das richtige zu ermessen, sondern sie auch zum blinden Werkzeuge von ehrgeizigen und selbsüchtigen Aufwieglern mache, so daß wenig gedeihen aber desto mehr Unheil von ihrer Betheiligung zu erwarten sei. Es wird ferner angeführt, daß sie schwankend sei unzuverlässig und zu steten Unruhen geneigt; so daß jedesmal wann sie zur Theilnahme zugelassen worden sei, solche Unordnung entstanden wäre daß die besitzenden es vorgezogen hätten einem Despoten zur Herrschaft zu verhelfen, um nur Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. In diesen Anführungen liegt viel begründetes neben noch mehr unrichtigem, und bei solcher Mischung herrscht die größere Wahrscheinlichkeit daß irrige Schlußfolgerungen daraus entstehen, wie es auch im vorliegenden der Fall ist. Das begründete liegt im hervor heben der minderen Erkenntniß der Menge des Volkes; allein die Schlußfolgerung ist unrichtig, denn das Volk wird dadurch nicht verhindert in seinen Kreisen das richtige zu erkennen; weil die meisten Angelegenheiten des States der einfachsten Art sind, so daß ein gewöhnliches Maß an Fähigkeiten zu ihrer Verwaltung ausreicht. Die besonderen Angelegenheiten der Gemeinden verwalten z. B. die Gemeindeglieder viel zweckmäßiger als fern stehende Beamte, deren Wirkungkreis und Bildung auf anderen Gebieten der Erkenntniß liegen und die deshalb unbrauchbar sind für jene Sachen. Daß es in der Gemeinde-Verwaltung Kreise gebe, zu deren Beurtheiluug die Kenntniß der Menge des Volkes nicht ausreiche, unterliegt keinem Zweifel; allein diese Kenntniß mangelt nur deshalb, weil das Volk von der Verwaltung ausgeschlossen ward, also die Kenntniß sich nicht verschaffen konnte. Ein gebundener kann seine Kräfte nicht äußern und üben; aber in seiner Unfähigkeit zum bewegen liegt kein Grund ihn gebunden zu halten, und selbst die Voraussicht, daß er nach Lösung der Bande längere Zeit schwach sein werde darf nicht als Grund gelten. Die Erfahrung lehrt daß dort wo das Volk längere Zeit hindurch an der

Verwaltung Theil genommen hat, wie z. B. in der Schweiz, die dazu erforderliche Kenntniß rasch entwickelt wird und im allgemeinen die Verwaltung zweckmäßiger sich gestaltet als in Staten wo ein Beamten-Verband jegliches regeln soll. Auch über die Kreise welche höher stehen als Gemeinde-Angelegenheiten erstreckt sich dieser Einfluß; denn das Volk weiß durchgehends eher die richtigen Männer zu erkennen und zu wählen als die Fürsten und Minister; auch die gewählten fühlen ihre Verantwortlichkeit weit stärker, wenn sie aus der Nähe vom tausendäugigen Volke sich beobachtet wissen statt vom fern wohnenden Fürsten. Die größere Verantwortlichkeit spornt ihren Fleiß, läutert ihr bemühen und stählt ihr Selbstbewußtsein; so daß erfahrungmäßig die Republiken alter und neuer Zeit es gewesen sind, in denen wirklich große Männer erstanden, an Einsicht und That sowie an Aufopferung für das Gemeinwohl höher stehend als je ein Fürst. Unstreitig ist das Volk vielen Irrthümern ausgesetzt und die Staten, in denen es an der Verwaltung wesentlichen Antheil nimmt, sind weit entfernt von der Vollkommenheit. Sind aber die anderen Staten, welche auf Verband- oder Beamten-Herrschaft beruhen etwa vollkommen? Allenthalben wo Verbände herrschten, gab es dumpfe Ruhe Rechtlosigkeit des Volkes und Bereicherung der Verbände auf Unkosten des Gemeinwohles. In allen Jahrhunderten während welcher der Adel herrschte ward das Volk in Leibeigenschaft gehalten, ausgebeutet gemißhandelt verstümmelt entehrt oder getödet nach Willkür; der Fürst nahm Theil daran oder wenn er dieses verschmähet und gar sich widersetzte, ward er vom Adel abgesetzt verjagt oder ermordet. War das etwa eine vollkommene Statsverwaltung? Als es darauf den Fürsten gelang den Adel zu unterjochen, ihn zu gebrauchen als Werkzeug zur Stärkung der unbeschränkten Macht des Fürstenhauses, und ihm dagegen erlaubte das Volk auszubeuten; war das etwa die höhere Form der Verwaltung? Als später der reine Beamtenstat geschaffen ward, in welchem das Volk rechtlos einem Beamtenverbande unterstand, der in Formen verknöchert herrschsüchtig und habgierig eine endlose Menge von Gesetzen schuf, um die Mängel derselben zur eigenen Bereicherung zu mißbrauchen; war darin etwa eine Muster-Verwaltung geschaffen? In neuerer Zeit ward gestrebt, mit den älteren bevorrechteten (Adel und Priestern) auch die neueren zu vereinen, um den Widerstand gegen das andringende Volk zu stärken; indem den wohlhabenden in allmälig erweiterten Kreisen gestattet ward an der Verwaltung Theil zu nehmen. So in der englischen Verwaltung, in der das bestreben vorherrschend ward das Gemeinwohl als Jagdbeute zu vertheilen, wobei jeder Theilnehmer an der Verwaltung je nach der Würde seiner Stellung zugetheilt erhielt: die höheren Stellungen und größten Ge=

halte dem hohen Adel; die Hofstellen und Heeresämter den niederen des Adels; die Ämter zur Arbeit bei minderer Besoldung den einflußreichen Bürgerlichen (Advokaten u. a.) und deren Söhnen; den drängenden Fabrikanten lohnende Schutzzölle; den habgierigen Spekulanten ergibige Vorrechte und begünstigte Unternehmungen u. s. w. Nur das Volk bekam keinen Antheil, ward vielmehr der weite Bereich aus dem man die Jagdbeute holte, die Frucht welche man ausdrückte um gemeinschaftlich den Saft zu genießen. War dieses das Urbild der tadellosen Verwaltungweise, höher stehend als jede Verwaltung an welcher das ganze Volk Theil nimmt? Das verfahren mogte unter allen Umständen gesetzlich sein, allein darin lag kein Vorzug; denn es würde in jeder Verwaltung wo Diebe die Mehrheit beherrschten, der Raub zum Gesetze erhoben werden können, ohne daß sich behaupten ließe der Raub sei ein Recht: Gesetz und Recht sind zweierlei. Jede Einrichtungweise der Verwaltung hat ihre Mängel; aber die an welcher das ganze Volk Theil nimmt, zeigt nicht allein mindere Mängel sondern auch größere Fähigkeit zur Verbesserung durch Fortbildung der Erkenntniß. In jeder Verwaltung ist die Selbsucht herrschend; wenn aber auf Verbände beschränkt, arbeitet deren Selbsucht wider das Gemeinwohl; wogegen wenn das ganze Volk herrscht dessen Selbsucht mit dem Gemeinwohle zusammen fällt, indem beide dasselbe sind.

Man wirft dem Volke vor, daß es sich gebrauchen lasse als blindes Werkzeug ehrgeiziger und selbsüchtiger Aufwiegler. In Wirklichkeit ist dieses der Fall gewesen und das Volk hat sogar zu verschiedenen Zeiten blindlings Gräuel verübt welche die Menschenwürde schänden. Sind aber etwa die Verwaltungen des Adels und der Priester, der unbeschränkten Fürsten oder der Verbände frei davon geblieben, oder sind nicht vielmehr in diesen Kreisen Mißbräuche und Gräuel viel ärger gewesen? Die Fürsten waren nur zu oft die Werkzeuge ehrgeiziger und selbsüchtiger Aufwiegler, welche nicht mittelst öffentlicher Reden aber durch unabläßige Hetzereien, furchterregende Darstellungen weibliche Vermittelungen u. a. die Fürsten aufwiegelten. In den Zeiten der Adelsherrschaft gab es fortwährend in den Versammlungen adlige Aufwiegler denen die übrigen folgten, sei es zum Fürstenmorde oder zur Volksunterdrückung, und die Priester halfen meistens getreulich wenn ihr Vortheil es erheischte; die Aufwiegler mit dem Crucifix oder der Bibel in der Hand waren die wirksamsten. Die Gräuel, welche von Fürsten Adel oder Priestern begangen worden sind, überragen weitaus die der Völker; welche allerdings in blinder Wuth zerstörten, aber seltener mit Vorbedacht und Ausdauer, weil sie mitten darin sich abmühend weit eher ermatteten. Die unzähligen

Kriege, welche von Fürsten aus Frevel begonnen und geführt wurden, übertreffen schon weitaus alles was europäische Völker jemals gesündigt haben; dazu kommen die absichtlichen Gräuel: der Bartholomäus-Nacht (1572) in welcher 30000 Hugenotten auf Befehl des französischen Königs Charles 9 niedergemetzelt wurden; des spanischen Königs Philipp 2 in der niederländischen Verfolgung, welche mehr als 100000 Menschenleben in Kerkern sowie durch Mord und Brand dahin raffte. Andere frevle Niedermetzelungen von minderer Auffälligkeit geschahen in jedem der verflossenen Jahrhunderte und bei jedem Volke. Der Adel hat zu keiner Zeit Menschenleben geschont, vielmehr bei jeder Gelegenheit in blinder und frevelhafter Weise vergeudet: Verwüstung weiter Bereiche, Niedermetzelung der Männer, Spießung der Kinder, Entehrung der Weiber u. s. w. waren gangbare Vergnügen des Adels, preiswürdige Heldenthaten ritterlicher Fehde. Die Priester haben es ebenso wenig an Foltern und Scheiterhaufen fehlen lassen: die spanische Inquisition hat von 1481 bis 1746 im Ganzen 34654 Menschen lebendig verbrennen lassen und 288016 zu Galeeren und Gefängniß verurtheilt, in denen die meisten vorzeitig hinstarben; die römische Inquisition hat minder auffällig gewirkt, aber ihre Opfer zählen ebenfalls nach tausenden. Die Gräuel der englischen Revolution von 1649, der französischen von 1793, der spanischen von 1821 und der neueren minder ausgedehnten in Italien Frankreich Deutschland Polen u. a. erscheinen sehr geringe im Vergleiche zu den fürstlichen adligen und priesterlichen Gräueln, von denen die Geschichte berichtet. Von einem großen Theile der Volksgräuel muß überdies gesagt werden, daß die davon betroffenen die mehr oder minder schuldigen Veranlasser waren und in diesen Gräueln nur die Folgen ihrer eigenen Thaten ernteten; wogegen bei den fürstlichen Gräueln gewöhnlich unschuldige am stärksten leiden mußten. Es ist Gewohnheit geworden, namentlich in Geschichtbüchern, den Völkern als unerhörte Gräuel aufzubürden die Hinrichtung des englischen Königs Charles 1 (1649) und des französischen Louis 16 (1793); die meisten Geschichtschreiber, welche alle anderen Fürstenmorde als gewöhnliche Begebenheiten berichten, fühlen sich veranlaßt diese beiden besonders hervor zu heben als schwarze Flecke in der Geschichte. Vergleicht man aber beide Hinrichtungen mit den anderen Fürstenmorden von denen die Geschichte berichtet, so zeigt sich wie ungerechtfertigt jene Hervorhebung sei: von 33 auffälligen Fürstenmorden der letzten 1000 Jahre (§. 341) wurden nur 3 vom empörenden Volke verübt, dagegen 14 von Mitgliedern der Fürstenfamilien, 7 vom empörenden Adel und 3 von den Priesterverbänden; so daß die Völker jedenfalls die mildesten gewesen sind. Die Beweggründe der Völker standen

zudem nicht so tief wie die der Fürstenfamilien, des Adels und der Priester; während diese gewöhnlich zum Meuchelmorde griffen, verfuhren die Völker am lichten Tage und verurtheilten durch richterliche Entscheidung; deren Mängel nicht größer waren als die der Kriegsgerichte und außerordentlichen Gerichte, deren die Fürsten wider das Volk sich häufig bedienten in ungewöhnlichen Fällen. Als die Engländer den Charles 1 zum Tode verurtheilten, fiel das Haupt eines frevlen Empörers, der nicht allein durch Treulosigkeit das bestehende Recht hatte untergraben wollen, sondern Steuern erpreßt und Heere geworben hatte um die Verfassung zu brechen; der blutige Schlachten lieferte, in denen Menschen zu Tausenden fielen um jeden am Gesetze hangenden zu unterdrücken. Er war unzweifelhaft ein Verbrecher und zwar so sehr daß er nach den zu allen Zeiten geltenden Gesetzen die schärfste Strafe verdient hatte. In der Gegenwart würde man ihn vielleicht als politischen Verbrecher milder beurtheilen und bestrafen; allein damals kannten weder die Völker noch die Fürsten diesen Milderunggrund, und darf also kein Vorwurf darauf begründet werden daß er unberücksichtigt blieb. Die Hinrichtung des Louis 16 in Paris wird gewöhnlich scharf getadelt weil der König ein harmloser Mann war und das Elend nicht verschuldet hatte, welches nur durch die Fehler seiner Vorgänger veranlaßt zur Empörung und Abschaffung des Königthumes führte. Allein er war der Erbe seiner Vorfahren und ebenso unschuldig wie er die Vortheile empfing mußte er auch die Nachtheile der Erbschaft hinnehmen; mit den Gütern und Genüssen der Königswürde ging auch die Haftung auf ihn über. Darin lag aber nicht die Schuld, sondern in seinem eigenen thun: seine Harmlosigkeit fand nicht in seinen königlichen Handlungen ihren Ausdruck, vielmehr herrschten Treulosigkeit und Verrath, zu denen er sich verleiten ließ und für die er verantwortlich ward weil sie mit seiner Zustimmung und unter seinem Namen wider das Gemeinwohl wirkten. Nicht allein daß er mit den Feinden seines Vaterlandes in Verbindung stand, sondern es war auch die Flucht auf der er ergriffen ward ein todeswürdiges Verbrechen, nach den zur Zeit herrschenden Gesetzen: er wollte nämlich dadurch den Pflichten gegen sein Vaterland feiger Weise sich entziehen und die Feinde desselben durch seine Gegenwart stärken; beides zur Kriegszeit Verbrechen, welche allenthalben in kürzester Frist mit dem Tode bestraft werden wenn der Verbrecher ertappt wird. Ein einfacher Soldat kann durch solches Verbrechen nur wenig Unheil anrichten wird aber doch sofort erschossen; bei einem Könige stehen aber hunderttausende von Menschenleben auf dem Spiele, und da Louis 16 dieses im voraus wissen konnte, so mußte er auch darauf gefaßt sein das Leben zu verlieren. Die Mitschuld

seiner Frau war minder erweislich; allein ihre herrschende Stellung am Hofe war der Art gewesen, daß selbst nahestehende sie als die schuldigste der beiden Gatten bezeichneten, und das Gericht sie also aus triftigen Gründen mit verantwortlich machen konnte für die verrätherischen Verbindungen, welche so viel Kriegselend über die Franzosen brachten. Bei fürstlichen Verbrechen ist Bedacht darauf zu nehmen, daß sie selten Veranlassung haben eigenhändig zu morden, um so leichter aber den Mord bewirken können durch dienstbare. Wenn nur der ausführende strafbar sein sollte, dann ginge der größte Wüterich jedesmal straflos aus: der scheußliche Sultan Mulei von Marokko und gleichfalls der französische König Louis 11 führten immer ihren Henker mit sich, der auf einfachen Wink henkte oder köpfte und reichlich beschäftigt ward. Damit hörten aber beide Fürsten nicht auf Mörder zu sein, sondern hätten zugleich mit ihrem Henker als Mörder bestraft werden dürfen.

Ein anderer Grund, welcher angeführt wird um das Volk von der Verwaltung auszuschließen, wird darin gesucht daß es undankbar sei, die verdienstvollsten Leute schlecht behandele oder schimpflich absetze. Allerdings ist dieses oftmals geschehen und aus der Geschichte des alten Athen wie der Freistädte und Freistaten jüngerer Zeiten lassen sich zahlreiche Beispiele anführen welche den Undank des Volkes beweisen. Allein der fürstliche Undank ist zu allen Zeiten noch viel größer gewesen: vom geblendeten Belisar bis zum gelähmten Garibaldi zieht durch die Geschichte der Fürstenstaten eine ununterbrochene Schar verdienstvoller Männer, die in höhnendster Weise von Fürsten mit Undank belohnt und schimpflich entlassen oder gar heimtückisch ermordet wurden. Ein anderer Theil der Klage ist ungerecht; denn es betraf verdienstvolle welche Allgewalt beanspruchten oder zeitlebens in ihren Stellungen zu beharren, wogegen das Volk so verständig war sie zeitig genug derselben zu entheben, damit sie nicht durch rückbildendes Alter gemeinschädlich würden. Die Völker haben überhaupt viel weniger als die Fürsten Veranlassung undankbar zu sein; denn verdienstvolle Männer sind keine Demüthigung für sie sondern Gegenstand des Stolzes; Fürsten dagegen betrachteten solche mit Neid und Furcht, dachten daß sie Gefahr liefen in ihrer Stellung welche sie ohne Verdienst lediglich durch Erbschaft erlangt hatten und suchten deshalb unter irgend einem Vorwande der Anerkennung und Dankbarkeit sich zu entledigen. So war es bei den römischen Kaisern, den büzantinischen und den nachfolgenden Fürsten: wer sie zum Danke verpflichtete lief um so mehr Gefahr, je schwieriger es war dem verdienstvollen genügend zu vergelten. Die Gesinnungen welche zur Undankbarkeit führen, wie Neid Eifersucht auf Ruhm Habsucht u. a.,

äußern sich auch weit mehr in Verbänden als in der Menge des Volkes; die zum weitaus überwiegenden Theile nicht begehrt zu steigen in der Verwaltung, sondern durch den eigenen Beruf gebunden lediglich dazu mitwirken will daß in bester Weise verwaltet werde. Die meisten verdienstvollen Männer, welche in Republiken mit Undank belohnt wurden, erfuhren dieses überhaupt nicht vom Volke sondern von ihren Genossen in den herrschenden Verbänden; dem Volke waren die Männer nicht im Wege, wol aber ihren Genossen die an ihre Stelle treten wollten und den Neid unter der Abstimmung ihres Verbandes verstecken konnten. Die Erfahrung in England lehrt sagt Mill, „daß die Demokratie wenigstens bis jetzt nicht eifersüchtig ist auf persönliche Überlegenheit, wol aber auf die in Vermögensverhältnissen begründete, wie es naturgemäß und gerecht erscheint; denn das einzige was rechtfertigen kann eines Mannes Meinung höher zu schätzen als gewöhnlich, ist persönliche geistige Überlegenheit."

Es ist demnach unbegründet und ungerecht den mündigen Theil der Völker von der Verwaltung ausschließen zu wollen. Der Verband verlangt von ihnen, daß sie ihre Kräfte ihre Gesundheit und selbst ihr Leben ihm opfern sollen und will sie dennoch ausschließen von der Berathung und Verfügung. Die Mängel einer Volksherrschaft werden weitaus übertroffen von denen der Herrschaft durch Verbände oder durch Fürstenhäuser; jene treten nur deshalb zu Zeiten stärker hervor weil das Volk am lichten Tage berathet und verfügt, wogegen Verbände und Fürsten weit leichter ihre Maßnahmen verstecken können, so daß ihre Mängel viel geringer erscheinen als sie sind. Je größer der Bereich der Theilnehmer an der Statsverwaltung desto geringer sind die Übelstände in Wirklichkeit: die Bestechung mangelt nicht in Republiken, allein die Zahl der zu bestechenden wäre so groß daß sie weit öfterer unterbleiben muß; wogegen in Fürstenreichen meistens die Bestechung eines oder mehrerer Männer ausreicht um viel mehr zu erreichen als durch tausende aus dem Volke. Die Schmeichelei des Volkes ist sehr groß und ekelhaft, allein sie verliert sehr rasch an Geltung durch ihre Öffentlichkeit und Plumpheit; wogegen sie an Fürstenhöfen das tägliche Brod bildet und ihren Zweck erreicht indem sie viel leichter die Hauptverwaltung großer Völker in unwürdige Hände bringt. Ränke sind unvermeidlich, aber weit geringer als in fürstlichen Staten oder Verbandes-Herrschaften, wo Ränke um so leichter und einflußreicher sind, weil sie heimlich und unter der Hülle des Anstandes ihr Spiel treiben. In Volksherrschaften kommen alle Übelstände weit öfterer und allgemeiner an den Tag und scheinen dadurch um so auffälliger, sind aber in Wirklichkeit viel geringer als die in Fürstenherrschaften versteckt wirkenden. Neben

dem Nachtheile liegt der viel größere Vortheil der Öffentlichkeit, daß sie um so leichter erkannt und beseitigt werden können; je offener die Wunden desto gründlicher die Heilung.

Unabhängig von der Frage nach der ratsamsten Spitze der Verwaltung und ob sie erblich oder wandelbar, auf Lebenszeit oder kurze Frist gewählt werden solle u. s. w., erhebt sich in viel größerer Wichtigkeit die Frage nach dem ratsamen Umfange der Befugnisse des States, den Rechten des Verbandes seinen einzelen Genossen gegenüber. Das Unrecht, welches einem Volke geschieht, wird keineswegs gemindert wenn es nicht durch einen Fürsten sondern durch Verbände zugefügt wird, wenn es nicht in einer Monarchie sondern in einer Republik geschieht; die Geschichte lehrt vielmehr an zahlreichen Beispielen, daß bei jeder Statsform gleiches Unrecht und Elend entstehen könne, wenn die in den Bildungzuständen liegenden Ursachen die gleichen sind. Es machen sich in der Gegenwart zwei entgegenstehende Ansichten über die Rechte des Verbandes geltend, von denen die eine den Verband (Stat Gemeinde) als Besitzer und Ausüber aller Macht betrachtet, der dem einzelen möglichst wenige Befugnisse überlasse; die andere jeden einzelen als Besitzer und Ausüber der Macht betrachtet, von der er dem Verbande nur das notdürftigste zu überlassen habe. Die Ansicht von der Allgewalt des States findet ihre größte Geltung im französischen Volke, welches bei jeder Form seiner Verwaltung die Einrichtungen zur Allgewalt bestehen ließ, sie selbst unter der Republik noch verschärfte und erweiterte. Die entgegen stehende Ansicht von der höchsten Gewalt des einzelen findet ihre Vertretung im englischen Volke und noch stärker im nord-amerikanischen. Im deutschen Volke stehen sich beide Ansichten gegenüber im vollen Kampfe, wogegen bei vorgenannten die eine oder andere herrschend ist. Bei den übrigen größeren Völkern Europas ist mehr oder minder die Allgewalt des States anerkannt oder thatsächlich herrschend.

Der Grund dieser Verschiedenheit liegt in der geschichtlichen Entwicklung der Verwaltung dieser Völker, namentlich darin ob und wie weit sie die arische Grundlage ihrer Urzeit zu erhalten wußten wider andringen der erblich gewordenen und auf Krieg eingerichteten Fürstenherrschaft. Bei den Franzosen kam die Kriegslust des Volkes den Königen zu Statten, um alle Einrichtungen des States dem Kriegsbedürfnisse gemäß für die einheitliche Spitze zu treffen, alle Verordnungen um der Einheit willen von der Spitze ausgehen zu lassen und allenthalben gleichartig zu machen. Sie hatten im 14 bis 19 Jahrhundert 326 Kriegsjahre mit 184 Schlachten und schwelgten in Ruhm; gewöhnten sich also daran den Krieg als die Hauptthätigkeit ihres Volkes zu betrachten. Es lag zum Grunde die vorher ge-

gangene Gewöhnung an die Herrschaft der Römer, deren bemühen gänzlich darauf gerichtet gewesen war, im Kriegswege von oben her jegliches zu leiten, den Stat allgewaltig zu machen und jede unabhängige Thätigkeit in den Völkern zu unterdrücken. Die alte Gewohnheit der Unselbständigkeit und die Lust an kriegerischer Unterordnung lebte fort durch alle Jahrhunderte; denn selbst die starke teutonische Einwanderung konnte diesen gälischen Grundzug nicht auslöschen, der es nicht allein leicht sondern auch notwendig machte daß die Spitze des States alles lenke. Kein Volk hat sich so sehr daran gewöhnt, alles und jedes vom State zu erwarten und zu verlangen wie das französische, und deshalb unterwirft sich auch keines so freudig einem allgewaltigen Herrscher, sobald er nur das Volk mit der Last der Selbstverwaltung verschont, an welche es niemals gewöhnt worden ist und nur schwer sich gewöhnen würde. Im englischen Volke dagegen hat unter allen Wandlungen die arische Selbstverwaltung der Sachsen sich erhalten können: der einzele machte seine Besonderheit geltend deren Schroffheit der Verwaltung möglichst wenig einräumte, lieber die großen Übelstände des zersplitterten handelns ertrug als daß sie einer durchgehenden Gewalt sich unterordnete. Bei den Deutschen war von jeher der Widerstand groß, welcher der nach Machterweiterung strebenden Reichsgewalt entgegen gestellt ward. Anscheinend waren es alleinig die Fürsten welche ihre Unabhängigkeit wahren wollten; aber in Wirklichkeit ging der Zug durch das ganze Volk, denn der reichsunmittelbare Adel und die freien Städte waren ebenso sehr wie die Fürsten jeder Ausdehnung der Reichsgewalt entgegen. Erst 1848 machte sich der Drang nach einer mächtigen Einheit geltend, theils um der gemeinsamen Sicherheit willen theils zur Fortbildung der Volkstümlichkeit. Bei den übrigen Völkern ist die vorherrschende Neigung nur zum geringsten Theile ausgeprägt: die Spanier welche Jahrhunderte lang unter einem Selbstherrscher standen, haben der ehemaligen Selbstverwaltung sich entwöhnt; die Italiener von jeher einer Anzahl Fürsten unterstellt ohne Spitze, sind ebenfalls des regiert werdens so sehr gewöhnt, daß sie auch jetzt nach französischem Vorbilde ihre Einrichtungen gestalten; die Ungarn dagegen halten fest an ihrer hergebrachten Selbstverwaltung, deren Mängel sie geringer schätzen als die des regiert werdens; Polen und Russen dürfen keine entschiedene Neigung zeigen; die Nordländer (Schweden Norwegen und Dänen) dagegen haben die arische Vorliebe für die Selbstverwaltung sich erhalten und namentlich die Norweger sie trefflich bewahrt.

Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß der Verband bei jedem Volke seine Befugnisse ausdehnen muß in dem Maße wie die Fort=

bildung des Volkes sich steigert; daß je mehr das Volk seine gemeinsamen Zwecke erkennt, es desto weniger seine einzelen Genossen sich selbst überlassen dürfe, vielmehr verpflichtet sei dieselben durch gemeinsame Gesetze und Einrichtungen in die Bahnen des Gemeinwohles zu lenken. Diese Notwendigkeit der Fortbildung treibt dazu dem Selbstwillen der einzelen wie dem der untergeordneten Verbände (Gemeinden Bezirke u. a.) die Schranken enger zu setzen, um desto stärker den Willen der Gesammtheit zur Geltung zu bringen. Es macht keinen Unterschied ob an der Spitze unbeschränkte oder beschränkte Einherrschaft oder freistatliche Einrichtungen herrschen; denn der selbe Zug findet sich bei den Franzosen Engländern und Schweizern, lag bei ersteren auch jeder Art ihrer wechselnden Verwaltungen zum Grunde. Die Franzosen haben unausgesetzt die Befugnisse ihres States ausgedehnt, die Macht ihrer Departements immer stärker beschränkt und ihre Gemeinden zur Unmacht hinab gedrückt; die Engländer haben den Ministern größere Befugnisse übertragen, namentlich Behörden für Handel Gesundheitpflege Polizeidienst Baupolizei u. a. errichtet, um den Grafschaft- und Städte-Verwaltungen ihre vorherige Macht zu beschränken und die einzelen der Gesammtheit stärker unter zu ordnen; die Schweizer haben die Macht ihrer Bundes-Behörden erweitert auf Unkosten der Cantons-Gewalten und wesentliche Eigenthümlichkeiten der Cantons beseitigt durch Bundes-Gesetze und Einrichtungen. Bei den Deutschen und Nordländern zeigt sich gleiches: selbst mißliebigen Regierungen werden die Mittel bewilligt um Stats-Eisenbahnen und Telegrafen anzulegen, auch werden allgemeine Gesetze willig genehmigt, durch welche die Macht der Bezirke und Gemeinden eingeschränkt, so wie die Maßnahmen der einzelen mehr als zuvor der Gesammtheit untergeordnet werden.

Es liegt also nicht in der Spitze der Verwaltung die Ursache zur Ausdehnung der Gewalt des Verbandes, sondern die Fortbildung der Völker gibt den Grund, indem sie das Bewußtsein gemeinsamer Zwecke steigert und ebenso die Erkenntniß der zur Erreichung dienlichen Gesetze und Einrichtungen. Dagegen wirkt die Art der Verwaltungspitze sehr verschieden ein auf das walten jener Mittel, indem sie je nach ihrem Hauptzuge das Volk daran Theil nehmen läßt oder nicht. Je unbeschränkter die Fürstenherrschaft, desto mehr stellt sie ihre Zwecke voran und hält die Ausführung der Gesetze in ihrer Hand, drängt jede Theilnahme des Volkes zurück, um durch Beamte die gesteigerte Gewalt des Verbandes in der ihrer Herrschaft und ihrem Fürstenhause dienlichen Weise ausüben zu lassen. Bei beschränkter Fürstenherrschaft dagegen wird zur Ausübung der Gewalt das Volk heran gezogen, es wird betheiligt bei seinen Angelegenheiten,

wenn auch mehr oder weniger nur durch bevorzugte Klassen vertreten. In Freistaten aber (Schweiz Nord-Amerika u. a.) nimmt das Volk in seiner Gesammtheit Theil daran und hält die Beamten seiner Wahl unterstellt, um sie je nach ihrem betragen durch Wiederwahl zu bestätigen so oft wie dienlich, oder fallen zu lassen sobald solches ratsam.

Die Frage, ob dem Verbande möglichst viel oder möglichst wenige Befugnisse überlassen werden sollten, erscheint demnach aus sachlichen Gründen längst entschieden zu Gunsten der Ausdehnung seiner Macht, und wird voraussichtlich ihre Erledigung finden in der zunehmenden Erweiterung seiner Gewalt über die einzelen Genossen. Die zweite Frage, wie und durch wen diese Gewalt zu üben sei, wird dagegen in weit verschiedenen Weisen beantwortet, je nach den herrschenden Einrichtungen, und kann nur ihre Erledigung finden in sachlichen Gründen, welche aber bei zunehmender Fortbildung der Völker sich umgestalten. Einem rückständigen Volke kann die einheitliche Beherrschung durch einen höher gebildeten Beamten-Verband für den Augenblick dienlicher sein als die vielspältige Verwaltung durch das Volk; dessen Übel bei fehlender Bildung, z. B. in den spanischen Republiken Amerikas am schrofffsten hervor treten. Bei einem vorgeschrittenen Volke wird umgekehrt die vielspältige Verwaltung größeren Erfolg haben, weil sie mehr Kenntnisse und Arbeit zur Geltung bringt als ein Beamten-Verband besitzt; dem man z. B. in England nur ein geringes Maß an Kenntniß und Fleiß zutraut. Aus dieser Wahrnehmung, die auch bei anderen gebildeten Völkern zutrifft, entspringt vielfach das widerstreben der Völker, dem Verbande (State) weitere Befugnisse einzuräumen, weil man die Übel der damit erweiterten Beamtenmacht größer schätzt als die der geschmälerten Befugnisse des States. Allein diese Art der Ausgleichung ist nicht haltbar: die fortschreitende Bildung erzwingt die Erweiterung der Machtbefugnisse des Verbandes und macht den Widerstand vergeblich; sie duldet nicht daß Übel verlängert werden um folgenden Übeln vorzubeugen, sondern drängt dazu die bestehenden zu beseitigen und geeignete Vorkehrungen zu treffen wider die kommenden.

Die gemeinsamen Angelegenheiten eines Volkes erstrecken sich über alle Bezüge des einzelen und gibt es keine Lebensrichtung des Menschen, die nicht der Verband in den Kreis seiner Anordnung ziehen darf aus triftigen Gründen. Betrachtet man den Verband auch nur als einfaches Schutzbündniß seiner Genossen, als Kampfgenossenschaft, so ergibt sich schon die Befugniß zu folgenden Forderungen an jeden einzelen:

daß die Bevölkerung sich mehre, damit die Zahl der Kämpfer

wachse, demnach jeder Mann eine Ehe schließe und jede Ehe fruchtbar sei;

daß die Bevölkerung sich schone und erhalte, also jeder meide was schädlich sei und arbeite an seiner Stärkung damit die Kriegsfähigkeit möglichst groß werde;

daß jede Selbsthilfe unterbleibe, damit nicht gesunde unfähig werden zum Kriege;

daß jeder Kriegsunterricht genieße um bereit zu sein zum Kriege;

daß er Naturkenntniß erlange damit er sich stark und kampffähig erhalten könne;

daß er die Gesetze kennen lerne damit gegenseitige Schonung und Sicherstellung herrsche;

daß jeder Erwerbsbildung erlange, um die Güter der Gesammtheit zu mehren, ihre Mittel zum Kampfe;

daß er Denkunterricht empfange um eine möglichst große Zahl solcher heran zu bilden die zur Kriegsleitung geeignet sind;

daß überhaupt jeder sich fortbilde in der Weise welche dem Verbande am meisten diene.

Diese Forderungen sind in jedem Volke und zu jeder Zeit berechtigt, schon aus Rücksichten des Schutzbündnisses; werden nur bestätigt und erweitert wenn der höhere Zweck des Verbandes, die Fortbildung des Menschenwesens, zur Grundlage genommen wird. Diese schließt aber alle Lebensäußerungen des Menschen in sich; denn sie besteht im abstreifen und vernichten alles rückständigen und fördern alles vorgeschrittenen; unterstellt jeden einzelen unbedingt der Gesammtheit und läßt ihm kein anderes selbständiges Gebiet als das seiner Gedanken. Je weiter die Erkenntniß fortschreitet desto stärker wird jeder einzele der Gesammtheit unterworfen werden und die erste Beschränkung, welche er sich gefallen ließ als er aus dem Gebiete des Thierrechtes übertrat in das des Verbandesrechtes (§. 118) hat ihn auf eine Bahn geführt, welche im stufenweisen vordringen sein Eigenwesen immer mehr in Unterordnung unter die Gesammtheit bringt.

Wenn nun die Gesammtheit mit ihren Forderungen in alle Lebenskreise eindringen muß, so ergibt sich auch die Notwendigkeit daß sie in allen Kreisen vertreten sei; denn nicht die Schaffung der Gesetze und Einrichtungen ist die Hauptsache, sondern ihr geltend machen im Leben der einzelen. Zu dieser genügt nicht seine äußerliche Unterwerfung, die allerdings ausreichend durch Beamte beaufsichtigt werden könnte, sondern es ist die Aufnahme der Zwecke des Verbandes in das Bewußtsein jedes einzelen erforderlich, damit er sich selbst beaufsichtigend sein Leben demgemäß von innen heraus gestalte. Dazu bedarf es vor allem der unmittelbaren Einwirkung des Verbandes auf seine Er=

kenntniß, der Leitung durch Unterricht, welcher jeden einzelen aufklärt über die Zwecke und Forderungen der Gesammtheit, so wie deren Rückwirkung auf das Wohl des einzelen. Dieser Unterricht muß aber über die ganze Lebensdauer verbreitet werden: denn es genügt nicht im Schul-Unterrichte einige allgemeine Sittenregeln zu lehren, eingehüllt in einen Überfluß von unverständlichen Glaubenssätzen; sondern es muß die vollständige Kenntniß der herrschenden Einrichtungen so weit sie die bezüglichen Kreise des einzelen berühren verbreitet werden, nicht allein den unmündigen in der Schule sondern auch den mündigen außer der selben. Dazu dient am geeignetsten die Theilnahme aller mündigen an der Verwaltung in allen Zweigen, also auch der des Rechtes. Nur indem jeder sich betheiligt kann er die nötige Kenntniß erlangen und zum Gemeinbesten geltend machen. Deshalb ist es ein sachliches Erforderniß, der zunehmenden Machterweiterung des Verbandes ihre zweckmäßigste Verwendung zu sichern durch

allgemeines Wahlrecht aller mündigen;

Theilnahme derselben an der Rechtsverwaltung durch Schwurgerichte;

Vertheilung der Verwaltung über möglichst viele Genossen, abgetheilt nach den besonderen Zwecken und der dazu vorhandenen Sachkenntniß;

unbeschränkte Öffentlichkeit aller Verwaltungen.

Durch diese Mittel läßt sich am eindringlichsten die Kenntniß der Zwecke und Forderungen des Verbandes erreichen, und dadurch wird es möglich gemacht, daß jeder einzele sein Leben demgemäß gestalte, also die Fortbildung der Menschheit zu seinem Theile so weit fördere wie die Fähigkeiten seines Eigenwesens es gestatten.

Mit den Zwecken des Verbandes hängen unmittelbar die Leistungen der einzelen zusammen, die Steuern an Leben und Gütern, welche als Mittel zur Erreichung jener Zwecke dienen sollen. Diese Steuern sind zweifacher Art: für die Sicherheit des Lebens welche jeder genießt hat er sein Leben einzusetzen; zur Sicherung seines Eigenthumes hat er Güter beizusteuern im Verhältnisse zum Betrage des Eigenthumes welches gesichert werden soll. Wenn jeder Genosse sein Leben einsetzen könnte zur Sicherung des Lebens aller, so wäre seine Leistung dem Vortheile gemäß der ihm aus dieser Sicherstellung erwächst; allein nur ein Theil der Genossen ist geeignet zum Kriege, zur Polizei u. a. und auf diesen lastet also eine ungebürliche Mehrleistung. Die allgemeine Wehrpflicht umfaßt rechtlicher Weise alle Genossen; da aber aus sachlichen Gründen nur ein Theil derselben genügen kann: so müssen die übrigen anderweitig Ersatz leisten, wie in allen anderen Fällen wann der Stat zum Gemeinbesten besondere Opfer

von einem Theile seiner Genossen entnimmt. Die zweite Art der Leistung an Geld kann dagegen von jedem nach Maßgabe seines Besitzes beigesteuert werden; denn sachlich kömmt nichts weiter in Betracht als das Vorhandensein eines geschützten Besitzes und die Ermittlung seines Steuerwertes. Wer arm ist also keinen Besitz irgend einer Art zu schützen hat, darf auch nicht angehalten werden dafür Steuern zu entrichten, denn er ist nicht verpflichtet dazu; wer dagegen einen Besitz unter dem Schutze des Verbandes hat, unterliegt der Besteuerung im Verhältnisse zum Werte. Diesen auszumitteln bietet große Schwierigkeiten, denn der Besitz besteht zum Theile aus wandelbaren Einnahmen, zum anderen aus bleibenden Wertsachen, auch ist der Schutz überdies in beiden Fällen nicht gleicher Art. Es ist allerdings am leichtesten wenn jeder nach seiner Jahreseinnahme besteuert wird, da auch die bleibenden Wertsachen (Ländereien Geld u. a.) in einer oder anderen Weise dem Besitzer Einnahmen gewähren; allein die Gleichstellung ist ungerecht, denn das Maß des Schutzes ist ungleich wenn auch der Einnahme-Betrag gleich steht. Wer 1000 Thaler jährlich durch seine Arbeit erwirbt, steht nicht gleich mit dem welcher 1000 Thaler jährlich an Pacht oder Zinsen von seinem bleibenden Besitze einnimmt; denn Jener verlangt nur den Schutz für seine 1000 Thlr., dieser dagegen für seine 1000 Thlr. und für die bleibenden Wertsachen. Es ließe sich einwenden, ersterer habe auch Wertsachen in seiner Fähigkeit seinem Hirn und Leben für die er Schutz fordere. Aber diese Güter besitzt auch der zweite und wenn er sie auch im erheben der Pacht und Zinsen weniger gebraucht: so verlangt er doch ebenso sehr daß sie geschützt werden. Der Besitzer bleibender Güter hat also unter allen Umständen ein Mehrerforderniß an Schutz und deshalb sollte seine Steuerleistung eine zweifache sein: erstens von der Jahres-Einnahme und zweitens von dem Werte des bleibenden Besitzes. Eine gerechte Vertheilung der Steuern kann also nur geschehen durch die Verbindung

einer Einkommensteuer mit
einer Vermögenssteuer.

Die Erhebung der Einkommensteuer bietet manche Schwierigkeiten, weil der Verband dabei mit der Habgier und List seiner Genossen zu kämpfen hat, denen siegreiche Mittel zu Gebote stehen. Diese Schwierigkeiten sind am stärksten bei den Völkern, wo die Vertheilung eine ungerechte oder willkürliche ist, wie namentlich in Asien durchgehends und bei den muhammadanischen Völkern. Dort sucht sich jeder den Steuern zu entziehen, sei es daß er in seinem Äußeren absichtlich als arm erscheint oder sein Geld vergräbt oder auch den Steuereinnehmern offenen Widerstand entgegen setzt. In Ober-Indien

wie in Ober-Ägypten werden die Steuern im Kriegszuge erhoben: Städte und Dörfer werden belagert und gestürmt um die Steuern zu erlangen; in Unter-Indien wird der Steuerzahler durch Sonnenbrand Ameisen oder Feuersglut gepeinigt bis er sein vergrabenes Geld herbeischafft und seine Steuer zahlt. In der Türkei bedient man sich der Hiebe auf die Fußsolen; die früheren Sultane gebrauchten ihre Paschas als Blutigel, denen sie jede Gewaltthat gestatteten zur Bereicherung, um ihnen späterhin das gesammelte Vermögen zu nehmen bei gleichzeitiger Absetzung und Verbannung; oder sie ließen auch irgend einem reichen, namentlich unter den Armeniern, den Kopf abschlagen um sein Vermögen einzuziehen.

In starker Milderung herrscht jenes ursprüngliche Verhältniß noch jetzt im Kreise der gebildeten Völker: die Steuern werden ungerecht und willkürlich auferlegt, je nach dem Vortheil derer welche darüber zu bestimmen haben; die Steuerpflichtigen suchen der Entrichtung sich zu entziehen durch List. Fast allenthalben wird gesucht durch Landessteuern und Verzehrungssteuern die Last auf die hart arbeitenden des Volkes zu wälzen; denn bei ersteren werden die kleinen Landbesitzer unverhältnißmäßig hoch belastet, wogegen die großen alle Vortheile zur Minderung zu benutzen wissen; der Adel vielerwärts sogar die Steuerfreiheit genießt. Die Verzehrungsteuern der Närmittel treffen unverhältnißmäßig die hart arbeitenden der Städte, wogegen die wohlhabenden im Vergleiche geringe betroffen werden, weil sie nicht im Verhältnisse zu ihrem Steuerwerte mehr Narung genießen. Ebenso werden die Zölle fast ohne Ausnahme zu Gunsten der wohlhabenden festgestellt, nicht nach dem Werte der verschiedenen Sorten einer Ware abgestuft, sondern nach Maß oder Gewicht fast gleich für die groben oder feinen Sorten der selben Ware, so daß der ärmere für seinen groben Kittel fast ebenso viel Zoll bezahlen muß wie der reiche für sein feines Hemd. Die Folge ist änlich wie im Morgenlande: der gedrückte sucht sich durch List zu entziehen und benutzt vorzugsweise den Schmuggel; welcher obgleich er Betrug der Statscasse ist dennoch in der öffentlichen Meinung nirgends als entehrend gilt; weil eben mehr oder minder deutlich das Bewußtsein herrscht, daß die Schmuggler lediglich gegen eine ungerechte Besteurung sich auflehnen und deshalb keine Verachtung verdienen.

Weder Landsteuern Grundsteuern Zölle noch Verzehrungssteuern sind sachgemäß und gerecht; nur Einkommen- und Vermögenssteuern sind es.

Die neue Welt wird voraussichtlich den Stat des Friedens an die Stelle des Kriegstates setzen und das ganze mündige Volk zur Verwaltung desselben zulassen; sie wird die Steuern und Lasten ge-

recht vertheilen, wie auch die Vortheile der Belehrung welche jedem einzelnen Genossen der Verband verschaffen soll.

§. 470. Durchgehends werden die Verhältnisse der Verwaltungspitzen zu den Völkern überschätzt: die Geltung des Fürstenthumes zum Vortheile wie zum Nachtheile des Volkes reicht nur so weit wie die Bildungstufe des Volkes es ermöglicht; auch kann der Fürst nur vollbringen, was den Zuständen des Volkes gemäß ist, anderen Falles scheitert über kurz oder lang auch das Werk des mächtigsten. Alles bedingende liegt im Volke, in seiner **Bildung und Arbeit:** aus ersterer erwächst seine Geltung in der Menschheit, aus letzterer sein Wohlstand und aus beiden sein Glück.

Als Bildung ist aber weder die Gewandtheit des benehmens zu verstehen, noch die Anfüllung des Gedächtnisses mit erlernten Kenntnissen, sondern die erworbene und bethätigte Fähigkeit, zum Wohle der Menschheit, vornämlich in Fortbildung des Menschenwesens mitzuwirken. Die Gewandtheit gehört ebenso wenig zur Bildung wie die unfruchtbare Gelehrsamkeit, welche sich abschließt; beide sind mit der Bildung des Volkes vereinbar, aber gehören an sich nicht dazu, selbst dann wenn sie nur harmlose Eigenthümlichkeiten ihrer Besitzer sind.

Die Bildung der Völker findet ihren Ausdruck in deren Arbeiten und je nach dem vergleichsweisen Werte und Einflusse der Gesammtarbeit ist ihre Stellung zu schätzen. Jedes Volk gestaltet sich in eigenthümlicher Weise und muß ihm von seinem Standpunkte aus diese als die höchste erscheinen, weil sie das Erzeugniß seines besonderen Wesens ist. Es ist deshalb wegen der Besonderheiten eine vergleichsweise Abschätzung änlicher Völker nicht ausführbar und die dahin gehenden Versuche erweisen sich jedesmal als Ergebnisse der Eitelkeit, welche in der unvermeidlichen Befangenheit des Urtheiles über sich selbst ihre Erklärung findet. Unterschiede von ausreichender Größe um jeden Zweifel zu beseitigen, finden sich erst zwischen den Bildungvölkern und den sogenannten wilden Völkern, deren Rückständigkeit im Vergleiche zu jenen, schroffe Unterschiede auf allen Bahnen erkennen läßt.

Im Kreise der Bildungvölker, zu denen die Europäer und ihre Ableger gerechnet werden, zeigen sich aber fast ebenso große Unterschiede zwischen den einzelen wie im Vergleiche dieser Völker mit den Wilden: viele Genossen reichen weit hinaus über die durchschnittliche Bildung ihrer Völker, wogegen andere weit darunter stehen, so sehr daß sie als Wilde bezeichnet werden könnten. In den großen Städten hausen solche zu tausenden in Unwissenheit Faulheit Lastern und Ver=

brechen; unter ihnen wie auch in den Bevölkerungen entlegener Gegenden herrscht der roheste Aberglaube und die Arbeit solcher Menschen gehört den untersten Stufen an, theils der Fortbildung schädlich als Laster und Verbrechen, theils derselben nur im geringen Maße nützlich. Von diesen rückständigsten Stufen erhebt sich die Bildung der übrigen in unmerklichen Abständen aber zunehmender Zahl, bis zur durchgehenden Würde des Volkes und alsdann in höherer Entwickelung mit stufenweis abnehmender Zahl über dieselbe hinaus bis zur jezeitigen Spitze. In jedem einzelen begreift seine Bildung das gesammte seiner Fähigkeiten in ihrer Anwendung für die Menschheit und diese Anwendung bildet die Arbeit des Menschen, so daß in der Arbeit ein Wertmaß liegt.

Die verschiedenen menschlichen Arbeiten haben ihren stufenweisen Wert je nach dem Einflusse den sie auf die Fortbildung der Menschheit äußern; aber die Würde des einzelen ist abhängig von dem Verhältnisse des sittlichen Vorbedachtes welcher in seinem thun waltet. Es können einerseits Handlungen tiefgreifenden Einfluß äußern von Menschen geringer Würde herrührend, andererseits Handlungen geringen Wertes von Menschen hoher Würde entstammen. Im allgemeinen haben jedoch die einzelen Thaten ihren stufenweisen Wert, und da alles und jedes was zur Fortbildung der Menschheit geschieht als Arbeit aufgefaßt werden darf, so läßt sich auch jede Art der Arbeit in dem vergleichsweisen Werte abschätzen den sie für die Menschheit hat. Das Maß und die Geltung des Vorbedachtes ist dagegen schwieriger zu erkennen, da selbige auf inneren Vorgängen beruhen; dennoch ist solches wichtig da die größten Mißverständnisse in der Beurtheilung der Menschen daraus erwachsen, daß man ihre Würde nach dem Werte ihrer Arbeit schätzt, obgleich beide auf ganz verschiedenem Grunde ruhen.

Jede Arbeit welche der Fortbildung der Menschheit dient hat ihren Wert. Keine derselben sofern sie nützlich ist darf ihrem Verrichter zur Unehre gereichen oder ihn der Verachtung preisgeben: der Ausräumer von Düngergruben wie der Lumpensammler sind nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, wenn auch ihre Arbeit viel geringeren Wert hat als andere; die Unannehmlichkeit der Arbeit ist ihre eigene Sache, ihre Würde liegt unabhängig von ihrer Arbeit im sittlichen Vorbedachte ihrer Handlungen im allgemeinen, der sie unter Umständen höher stellen kann als hochbesoldete Fürsten, denen die Sittlichkeit mangelt. Der Wert der Arbeiten wird seitens der Menschheit verschieden geschätzt, theils nach dem Maße der Bildung welche zum verrichten derselben gehört, theils nach dem Genusse oder Nutzen den sie gewährt oder in Aussicht stellt; ist überdies wesentlich

abhängig von der Bildungstufe des urtheilenden. Die rückständigste Art der Arbeit ist die einfache Anwendung der Kräfte zum heben und fortbewegen: sie verlangt keine weitere Ausbildung als die der Leibeskraft, wie sie in jedem gesunden Menschen ohne besonderen Unterricht durch seine Lebensthätigkeiten geschieht. Nächstdem folgen die Arbeiten in der steigenden Folge wie zu deren Verrichtung Unterricht und Aneignung von Fertigkeiten erfordert wird; ihr Wert hebt sich je nach dem Maße der Bildung deren es bedarf und der verminderten Zahl der dazu geeigneten Menschen, hängt also ab von dem Verhältnisse zwischen Begehr und Angebot (§. 351). Die Wertbestimmung richtet sich auch nach dem Genusse oder Nutzen, den die Arbeit gewährt oder in Aussicht stellt, und hiebei kommt wesentlich die Bildungstufe des urtheilenden in Betracht, welcher je nach seiner Erkenntniß den Wert hoch oder niedrig schätzt und vergütet. Je höher die Bildung des Urtheilers desto mehr richtet er seine Schätzung auf Genüsse höherer Art und den Nutzen, welcher der Menschheit in ihren vorgeschrittenen Bahnen erwächst; je rückständiger die Bildung desto geringer wird die Schätzung des höheren und höher die Schätzung des niedrigen; so sehr daß unter Umständen eine Arbeit vom höchsten Werte für die Menschheit niedriger geschätzt wird als die Anwendung roher Leibeskraft, wenn nämlich die Urtheilenden nicht das zum richtigen abschätzen erforderliche Maß der Bildung besitzen. Die Bildung ist demnach auf beiden Seiten wirksam zur Wertbestimmung der Arbeit: auf Seiten des Arbeiters zur Schaffung des Wertes. Auf Seiten des Urtheilers bei der Abschätzung des Wertes. Auf diese zweiseitige Wirksamkeit der Bildung lassen sich die tausendfachen Verschiedenheiten der Arbeitverhältnisse zurückführen.

Jede nützliche Arbeit ist anerkennenswerth und ihr Verrichter gehört zu den ehrenwerthen Mitgliedern der Menschheit. Dennoch hat sich von Alters her die Geringschätzung der rohen Arbeit auf den Arbeiter selbst übertragen, obgleich dessen Würde von ganz anderen Gründen abhängt. Es liegen darin noch die Spuren und Nachwirkungen der Sklaverei des Alterthumes, welche in der Leibeigenschaft bei Europäern ihre neuere Gestalt annahm und bis zum 19. Jahrh. sich erhielt. Die Sklaverei, bei allen Bildungvölkern des Alterthumes herrschend, schied die Bewohner des Landes in verachtete Sklaven, welche die rohen Landarbeiten zu verrichten hatten, und in geachtete Besitzer des Landes, welche von den rohen Landarbeiten sich fern hielten um die nicht minder rohen Kriegsarbeiten zu verrichten. Diese Landsklaverei war es, welche durch alle Zeiten die Landarbeiten niedriger schätzen machte als die Kriegsarbeiten und den Müßiggang; obgleich sie vom Standpunkte der Menschheit aus betrachtet höher

stehen. Noch in der Gegenwart herrschen die Nachwirkungen der ehemaligen Scheidung der Völker in Leibeigene und Besitzer, am stärksten dort wo die Landsklaverei wenn auch gemildert sich erhalten hat, wie namentlich in England Rußland Preußen Mecklenburg. Dort mehr als bei den übrigen Völkern gilt als Beweis der höheren Lebensstellung nicht die Beschäftigung welcher der Menschheit den höchsten Nutzen gewährt, die Fortbildung derselben am meisten fördert, sondern die Beschäftigung mit Kriegsarbeiten oder die Enthaltung von jeder anstrengenden Arbeit. Wie ehedem der arbeitende Leibeigene vom müßig gehenden jagenden und kriegenden Adel verachtet ward, obgleich seine Arbeit einen höheren Wert besaß, so waltet noch jetzt diese Art der Abschätzung durch alle Kreise des Lebens und man hält allgemein die harte derbe Hand als Beweis der tieferen Stellung, ohne Rücksicht auf den menschlichen Wert der Arbeiten welche sie verrichtet. Wie die begüterten Sinesen ihre Fingernägel möglichst lang wachsen lassen, um zu beweisen daß sie keine harten Handarbeiten zu verrichten brauchen, so ist es auch in Europa Gebrauch, durch Feinheit der Hände diesen Beweis sichtbar zu führen, ohne zur Anerkennung des Beweises zu bedürfen daß die Hände werthvollere Arbeiten verrichten. Es genügt von der Schmach befreit zu sein welche auf der anstrengenden Arbeit ruht, und die als Folge der ehemaligen Sklaverei noch in der Gegenwart fortwirkt.

Von änlicher Wirkung wenn auch in minderem Maße ist die Geldsklaverei gewesen, indem sie die Abhängkeit in welche der Arbeiter von dem Zwischenhändler sich bringt (§. 350) auf die Schätzung des Menschenwertes überträgt, und den welcher durch Güterbesitz unabhängig gestellt ist, abgesehen von seiner Arbeit, weit höher stellt als den durch Geldsklaverei abhängigen Arbeiter, mögen dessen Leistungen auch einen weit höheren menschlichen Wert besitzen.

In beiden Arten der Sklaverei macht sich die Rückständigkeit der Bildung der abschätzenden geltend, welche weder die Arbeit nach ihrem Werte für die Fortbildung der Menschheit schätzt, noch die Würde des Menschen nach dem sittlichen Vorbedachte seines thuns; vielmehr beides nach Bedingungen die jenen maßgebenden Erwägungen widerstreiten. Die Gegenwart zeigt jedoch auf beiden Gebieten ein allmäliges fortschreiten und deutet die Richtungen an welche in der neuen Welt herrschend werden sollen. Zunächst mindert sich die Landsklaverei durch zunehmende Theilung der Landflächen und Urbarmachung unbenutzter Haiden Sümpfe u. a. Die Knechtschaft mindert sich wie die Zahl der Eigner sich mehrt; je gleichmäßiger das Land vertheilt wird desto mehr wird die Arbeit Gemeingut aller, also der Unterschied verschwinden welcher die Landbevölkerung in müßige Herren und ver-

achtete Lohnarbeiter scheidet. Außerdem kommt im Landbau auch die anwachsende Bildung zur Geltung: die Arbeiter erlangen einen vergleichsweise höheren Wert und es mehrt sich die Fähigkeit zur Abschätzung ihres menschheitlichen Nutzens. Auch vereinigen sich mehrere Umstände, welche es fernerhin unmöglich machen, im Müßiggange von ererbtem Landbesitze zu leben: zunächst die anwachsende Steuerlast, welche es bedingt das Land durch sorgfältigere Bearbeitung zum stärkeren Ertrage zu bringen, wozu es der größeren Anstrengung durch Oberleitung oder Selbstarbeit bedarf; demnächst die vorschreitende gerechtere also höhere Besteuerung des großen Landbesitzes, welche aus gleichem Grunde den Müßiggang fernerhin verwehrt; nicht minder die Kostspieligkeit der Erhaltung des Müßigganges, welche zur Arbeit drängt um nicht in Armut zu versinken. In dem Maße wie die Nachkommen ehemaliger Müßiggänger sich gezwungen sehen zu arbeiten verliert die Arbeit ihre Schmach; im Laufe der Zeit werden die ehemals abhängigen und verachteten Familien der Lohnarbeiter, als geachtete und unabhängige Besitzer einer eigenen Landfläche neben den höher begüterten leben mit gleichem Werte der Arbeit.

Auf dem Gebiete der Geldsklaverei steht solche Verbesserung nicht so nahe bevor, vielmehr sind in der Gegenwart die Umstände überwiegend dem anhäufen des Besitzes günstig, woraus wiederum anwachsen der Güterlosen folgt, also zunehmen der Geldsklaverei. Wer durch Besitzthum wider die Einflüsse der meisten schädlichen Zufälle gesichert ist, wie Krankheit Arbeitlosigkeit Störungen der Geschäfte u. s. w. kann leichter seinen Besitz mehren als andere, welche denselben Zufällen ausgesetzt kein Besitzthum haben, welches ihnen als Notcasse ausreichend helfend könnte, um zu verhüten daß sie bei jedem Unfalle in Armut versinken. Zudem sind bisher die Einrichtungen zur Sicherstellung gegen Unfälle, namentlich die Versicherung-Vereine, fast ausschließlich für wohlhabende eingerichtet worden; auch die Steuer-Verhältnisse sind allenthalben in der Art eingerichtet, daß die wohlhabenden verhältnißmäßig weniger bezahlen: sie können also nicht allein mit größerer Sicherheit sondern auch geringeren Aufwendungen ihre Güter mehren. Selbst die Gesetzgebung und die Rechtsanwendung wirken in dieser Richtung; denn die Güter der vermögenden werden wider Diebstahl und Raub der armen durch scharfe Strafen gesichert; dagegen ist der Besitz der minderbegüterten wider Betrug und Schwindel der vermögenden sehr mangelhaft geschützt; indem die Gesetze und Gerichte der meisten Völker nur die groben Vergehen zu fassen verstehen, welche überwiegend von armen wider reiche verübt werden, dagegen sehr ungeeignet sind jene feinen Verbrechen zu packen, welche vorwaltend von wohlhabenden wider ärmere begangen werden. Die un=

sittlichen Mittel zur Bereicherung wohlhabender (Betrug und Schwindel) können im europäischen Rechtstate mit viel größerer Sicherheit angewendet werden, als die unsittlichen Mittel zur Bereicherung der armen (Diebstahl und Raub). Wenn zwei Männer dieser beiden Arten wider einander wirkten mit ihren unsittlichen Mitteln, würde das Gesetz fast allenthalben den ärmeren ereilen und bestrafen, dagegen den mindestens ebenso schuldigen wohlhabenden selten fassen können; weil die Netze des Gesetzes zu weitmaschig sind um feine Vergehen zu fangen, auch das Rechtsverfahren zu kostspielig ist als daß ein ärmerer sein Recht durchzuführen vermögte. Die wirksamste Hilfe, welche letzterem durch das Rechtswesen geboten wird, ist der Bankerott; aber auch diesen weiß er nur zum abschütteln der Schulden zu benutzen, nicht zum bereichern, wie wohlhabendere es vermögen durch größere Gewandheit.

So vereinigen sich noch immer viele Umstände welche die ungleiche Vertheilung des Besitzes mehren, das Vermögen in den Händen der besitzenden häufen und dagegen den nichtbesitzenden es erschweren ein sicherndes und unabhängig stellendes Vermögen zu erwerben. Dem Reichtume wirkt allerdings der Umstand entgegen, daß Geld und andere bewegliche Güter großen Schwankungen des Besitzes unterliegen, so daß die Anhäufung selten dauernd geschehen könne. Allein die Schwankungen finden meistens im Kreise der besitzenden statt, ändern also nicht die Verhältnisse der Geldsklaverei; denn es wechseln nur die Namen der Herren von denen der Sklave abhängt. Von größerer Wirkung ist dagegen die zunehmende Bildung, indem sie die Mittel kennen lehrt durch welche der Geldsklaverei vorgebeugt werden kann, die in den meisten Fällen lediglich das Ergebniß der mangelnden Voraussicht und Sparsamkeit des Arbeiters ist; der in Geldsklaverei sich begibt und darin bleibt, weil er seine Arbeit also sein Leben für den Unterhalt der Gegenwart verkauft, oder wenn er mehr dafür empfängt den Überschuß vergeudet statt ihn anzusammeln. Der Unterricht über die Bedingungen des Lebens (§. 360) gewinnt größeren Einfluß und wird die Geldsklaverei mindern.

Wie sehr durch Abnahme des Adels die Landvertheilung zur Minderung der Bodensklaverei einwirkt, erweist sich bei einem Vergleiche zwischen Frankreich, wo die Umwälzung von 1789 durch vertreiben des Adels den Landbesitz vertheilte, und England wo der Adel seinen Landbesitz unter allen Verhältnissen zu behalten und durch Aneignung der Arbeit des Volkes zu mehren wußte. Es zeigte sich nämlich, daß unter jedem tausend Menschen der Landbevölkerung gehören zu den

| | in England | in Frankreich |
|---|---|---|
| Landbesitzern | 46 | 412 |
| Pächtern | 138 | 146 |
| Miethern | 93 | 71 |
| Tagelöhnern | 723 | 371 |
| | 1000 | 1000 |

Aus diesen Zahlen-Verhältnissen ergibt sich, daß die Grundbesitzer in England um so wohlhabender sein müssen, weil ihre Zahl kleiner ist, und daß sie um so weniger zu arbeiten brauchen je mehr Tagelöhner ihnen zu Gebote stehen, je größer also die Landsklaverei. Wollte man z. B. die Tagelöhner gleichmäßig vertheilen, so empfinge jeder Landbesitzer in England nahezu 16, in Frankreich dagegen nicht einmal einen. In Frankreich ist also der Grundbesitz so vertheilt, daß die meisten Eigenthümer ohne fremder Beihilfe mit ihrer Familie ihr Land bearbeiten können, jedenfalls Hilfe nur wenig in Anspruch zu nehmen haben; in England dagegen hat jeder durchschnittlich so große Flächen daß er 16 Tagelöhner zur Hilfe nehmen muß. Das Verhältniß hat Änlichkeit mit denen der nördlichen und südlichen Staten Nord-Amerikas: der Süden hat weniger Landbesitzer und desto mehr Arbeiter (Neger), so daß jene einen reichen Adel bilden gegenüber einer niederen Sklaven-Bevölkerung; der Norden dagegen hat eine unbegrenzte Zahl von Landbesitzern und wenige Arbeiter, weil diese sehr leicht Landbesitzer werden können. Es gibt hier einen unabhängigen aber nur mäßig begüterten Bauernstand, neben einer Arbeiter-Bevölkerung, die nahezu ebenso hoch steht und der Landsklaverei nicht verfallen kann, weil noch unangebautes Land in Überfluß vorhanden ist. In änlicher Weise ist die Landbevölkerung Frankreichs weiter entfernt von der Landsklaverei als die englische; sie steht nicht so hoch an reichen Landbesitzern, aber viel höher an unabhängigen Familienvätern; die allerdings der Sorgen nicht überhoben sind, vielmehr durch die schweren Lasten ihres Kriegstates hart gedrückt werden, aber jedenfalls höher stehen in ihrem Besitze als in früheren Zeiten.

Während zersplittern des Bodens die Landsklaverei mindert, ist dagegen die Arbeittheilung als zersplittern der gewerklichen Arbeit geeignet die Geldsklaverei zu mehren. Die geeignetste Beschaffung der Arbeiten, d. h. ihre beste Ausführung in kürzester Zeit also zum wohlfeilsten Satze, wird erreicht wenn jeder Arbeiter einer besonderen Herstellung sich widmet, seine Erkenntniß wie auch seine Zeit einer begrenzten Aufgabe zuwendet, so daß er größtmögliche Übung erlange und möglichste Gleichmäßigkeit der Arbeit erzielt werde. Die einfache Stecknadel, welche ohne Schwierigkeit durch einen Arbeiter vollendet werden könnte, wird in zweckmäßigster Weise von 10 bis 12 Ar-

beitern hergestellt; weil sie um so rascher und gleichmäßiger fertig wird, wenn der Arbeiter nicht jeden dazu erforderlichen Handgriff sich einüben muß, sondern mit einem sich begnügt. Solche Arbeittheilung erstreckt sich mehr und mehr über alle Arten der Anfertigung, und ihre Einwirkung kennzeichnet sich durch zunehmende Abhängigkeit der Arbeiter, denen durch diese Beschränkung die Möglichkeit entgeht, im Falle der Not von einer Beschäftigung zur anderen über zu gehen. Je weniger Auswege der Mensch hat um sich selbst zu helfen, desto abhängiger ist er von seinem Arbeitzweige, von der Vereinigung mit anderen Arbeitern, welche die übrigen ergänzenden Zweige betreiben ohne welche seine Leistung wertlos bliebe. Da aber solche Vereinigungen mit seltenen Ausnahmen abhängig sind von Geldbesitzern, welche die Arbeitstoffe Geräte Werkstätten u. a. zum anfertigen hergeben und den Verkauf besorgen: so werden die einzelen Arbeiter um so mehr Geldsklaven je kleiner die Aufgabe ist welche sie im Betriebe des Ganzen zu lösen haben. Diese mißlichen Verhältnisse zeigen sich allerorts in Gewerken und noch mehr in Fabriken, wo der einzele so sehr beschränkt ist in seiner Arbeit, daß sein Leben gänzlich an einem kleinen Theile des Betriebes hängt und ihn in sklavischer Abhängigkeit erhält.

Es findet eine Gegenwirkung statt durch die Zunahme des Begehres nach fertiger Arbeit und zwar stärker als die Zunahme der Arbeiterzahl, so daß eine allmälige Preissteigerung aller Löhne eingetreten ist. In Folge dessen wandert aber in allen Ländern Europas in zunehmender Zahl ländliche Bevölkerung nach den Städten, um den lohnenderen Arbeiten der Gewerke und Fabriken sich zu widmen. Sie mindert dadurch wieder den Begehr nach Arbeitern; dennoch steigen die Löhne, zum Beweise daß auch diese Zunahme der Arbeitkräfte nicht genüge. Allein derartige Verhältnisse sind zu schwankend, als daß Schlüsse gezogen werden könnten die für längere Zeit gelten; es wird jene Gunst auch größtentheils dadurch gemindert, daß die Zunahme des Begehres dahin drängt die Menschenarbeit durch Maschinen zu ersetzen, welche nicht allein viel wohlfeiler arbeiten sondern auch zuverlässiger und gleichmäßiger, so daß sie überall den Vorzug erhalten wo ihre Hilfe anwendbar wird. Die Maschinen gewären überdies den großen Vortheil, daß sie bei stockendem Geschäfte stillstehen können mit geringer Kostenaufwendung, wogegen der Arbeiter im unbeschäftigen Leben einen nahezu gleichen Kostenaufwand erfordert wie bei voller Beschäftigung. Es steht demnach zu erwarten, daß im stätig zunehmenden Maße die Menschenarbeit durch Maschinen ersetzt werden wird, und da auch im Landbau ihre Einführung fortschreitet: so wird allmälig eine andere Vertheilung der Menschenarbeit notwendig werden. Wie groß in manchen Zweigen das Übergewicht

der Maschinen sei, läßt sich am überzeugendsten in der Verarbeitung der Baumwolle erweisen. Der Hinduarbeiter spinnt und webt seine einheimische Baumwolle aus der Hand zu einem Tagelohne von zwei Groschen. Er kann dennoch das gewöhnliche Zeug nicht so wohlfeil liefern wie der Engländer, welcher die selbe Baumwolle über 3000 Meilen weit im Schiffe nach England schafft, dort mittelst Dampfmaschine spinnt und webt und auf dem selben Wege nach Ostindien zurück sendet.

Die Maschinen bilden dagegen auf anderen Wegen das Mittel zum heben des Menschen in seiner Arbeitleistung: sie steigern den Wert der menschlichen Arbeit, sowol indem sie durch Abnahme der rohen Anwendung seiner Leibeskraft zum bemühen um wertvollere Arbeit treiben, wie auch dadurch daß ihre Anfertigung Betreibung und Unterhaltung die Gelegenheit zu höheren Anwendungen schaffen. Der Maschinenbetrieb hat bei allen Europäern einen Bevölkerungtheil von Arbeitern gebildet dessen Leistungen viel wertvoller sind als Roharbeiten, und hat auf dessen Menschenwert sehr günstig eingewirkt. In keinem anderen Fache des Gewerkes sind die Fähigkeiten des Menschen so rasch und hoch entwickelt worden wie in diesem: er hat sich zum Beherrscher riesiger Mächte erhoben, die erkannten Gesetze der Bewegung in wachsender Ausdehnung angewendet um Hilfen zu schaffen die nach Millionen Pferdekräften zu rechnen sind, dabei geeignet die schwersten wie die leichtesten Arbeiten für ihn zu verrichten. Die Lenkung der Maschinen ist durch benutzen der Gesetze so leicht geworden, daß sie zuverlässiger und mit minderer Gefahr geschieht als die Lenkung von Menschen und Thieren; die Erhaltung des Betriebes ist bei größter Sicherheit und Stätigkeit so sehr verwohlfeilt worden, daß der Mensch immer mehr die gröbsten Arbeiten von sich ab auf Dampfmaschinen übertragen kann, und seine Bedürfnisse wie seine Genüsse reichlicher zu befriedigen vermag als je zuvor. Im Betriebe der Maschinen-Werkstätten Eisenbahnen und Dampfschiffe, werden in Europa millionen Menschen zur höheren Einsicht geführt, zur Ordnung Pünktlichkeit und Verläßlichkeit angeleitet und ihnen ein gesichertes Auskommen verschafft. Bei den englischen Eisenbahnen sind etwa 150000 Männer angestellt, die in ihren verschiedenen abgestuften Stellungen an Wert und Verwendbarkeit gewinnen müssen; gleiches wird bei den anderen hunderttausenden der Fall sein, welche bei den übrigen europäischen Eisenbahnen solche Stellungen einnehmen; nicht minder bei den vielen Arbeitern, welche in anfertigen und betreiben der Maschinen jene Eigenschaften erwerben, nebst Genauigkeit des beobachtens und ausführens, wie sie nur dort zu erlernen ist wo

ein Werk aus hunderten von Theilen besteht die genau zu einander passen sollen.

Aus den Verhältnissen der Gegenwart läßt sich schließen, daß in der neuen Welt vor allen anderen der Handel und die Baukunst dahin wirken werden der Arbeit die höhere Geltung zu verschaffen und der Bildung zunehmende Einwirkung. Der Welthandel überspannt schon jetzt die Erdoberfläche mit seinen Bahnen und Niederlassungen, dringt auch immer tiefer in das Leben der Völker ein: unter seinem Befehle stehen die dichtbevölkerten Fabrikbezirke Europas wie die wüsten Strecken der anderen Erdtheile. Er läßt das Erdinnere durchforschen nach Erzen und den Flußsand waschen um Goldstaub, die Einöden des Nordens durchstreifen nach Pelzwerk wie die Wälder Afrikas nach Elfenbein; anerkennt weder den Glaubenshaß noch die Vorurtheile der Völker wider einander, sondern betrachtet lediglich den sachlichen Gehalt; verträgt sich mit allen Meinungen und den verschiedensten Stufen der Bildung, arbeitet mit Lappländern und Hottentotten wie mit Künstlern und Gelehrten. Auch er sendet seine Glaubensboten zu den Heiden und sieht sie zu hunderten unterliegen; durchforscht jeden Bereich der Erde um neue Stoffe des Umtausches zu entdecken, weckt allenthalben die brachliegenden Kräfte und feuert sie an zur geregelten gemeinnützigen Thätigkeit durch darreichen gewünschter Genüsse oder Sicherung des Unterhaltes. Nirgends erscheint die Zusammenhörigkeit der Menschheit so augenscheinlich wie im Welthandel, der alle Völker und Menschen in seinen Kreis zieht so weit sie für das Wohlergehen der Menschheit wirken können; der Freud und Leid des einzelen Zweiges über die ganze Familie ausbreitet, den üppigen Kornsegen des Amerikaners in die Hütte des armen europäischen Webers trägt und den reichen Kaufmann Theil nehmen läßt an dem Mißwachs oder den Feuersbrünsten welche Bezirke oder Städte mit Verarmung bedrohen. Er wirkt am stärksten zur Ausgleichung der Verschiedenheiten, denn er eröffnet allen Völkern ein Gebiet des wirkens, wo jeder Mensch ohne Unterschied das gilt was er der Menschheit wert ist in ihren allgemeinsten Bezügen. Seine Ansprüche werden allenthalben anerkannt: für ihn stöbert der Lumpensammler im Kehricht und der Handels-Minister in statistischen Tabellen; ihm gestattet jeder Herrscher selbstgeschaffene Gesetze und seinen Vorschriften unterwirft sich jeder betheiligte ohne Unterschied der Farbe des Glaubens und Vermögens. Jedermann lernt daß er nur gedeihen könne dadurch daß er sich Vertrauen erwirbt; weil der Welthandel jeden ausstößt und verkommen läßt der nicht das Vertrauen rechtfertigt. Dadurch kann der europäische Kaufmann auf die Ausführung seiner Aufträge in Sibirien wie in Cajenne mit größerer

Sicherheit rechnen als der russische Zar oder der östreichische Kaiser; die beide selbst in nächster Nähe nicht solche dienstwillige Helfer besitzen wie sie dem Welthandel bei unseren Gegenfüßlern dienen. Der Handel schafft und herrscht in der ganzen Menschheit und wird allmälig alles zurück drängen was ihm entgegen steht: die Trägheit Unwissenheit und Kampfbegier der Menschen; er wird sie bilden und vereinen, viel weiter greifend als irgend ein anderes Band.

In änlicher Weise hat die Baukunst gedient und um so mehr je weiter sie über den engen Bereich der Herstellung von Häusern hinaus geführt worden ist, um Eisenbahnen Canäle Wasser- und Gaswerke Maschinen und Werkzeuge herzustellen. Die Beschränkungen der Heimat und des engen Faches sind abgestreift; denn der Ingenieur, dieses Geschöpf der Neuzeit, ist allenthalben zu Hause, in Indien und Ägüpten wie in Europa. Er muß nicht allein Künstler sein wie der Architekt, sondern auch Gelehrter Naturforscher Füsiker Chemiker und Mechaniker wie es das weitere Fach erfordert. In keiner Beziehung ist die Erde allenthalben so gleich wie in den Stoffen ihrer Rinde und deren verhalten zu einander, wie auch in den Bewegungen; die allenthalben gleichen Erden und Gesteine sind die Baustoffe des Ingenieurs; die Einflüsse des Wassers und der Luft kann er nach bekannten und unwandelbaren Gesetzen beurtheilen und mit der selben Sicherheit seine Maßnahmen anordnen bei den Gegenfüßlern wie in der Heimat. Er weiß den friedfertigen schwachen Hindu zu verwenden wie den streitsüchtigen stärkeren Irländer; er bewegt den fanatischen Araber nach seinem Willen wie den Auswurf der europäischen Völker, und wo er seinen Verstand wirken läßt erblühen aus seinem schaffen gemeinnützige Anlagen über wie unter der Erde. Bezähmen der Flüsse, austrocknen der Moräste, durchboren trennender Gebirge, überspannen hemmender Klüfte oder reißender Flüsse vollführt er sobald die Menschheit ihrer begehrt. Eisenbahnen baut er wo es ihrer bedarf, sei es in Indien oder Brasilien, Australien oder Schweden; spannt zur Verbindung der Völker Telegrafendrähte durch die Luft oder legt sie längs dem Meeresgrunde und vermittelt den Verkehr aller Völker und Meinungen in ihren verschiedenen Sprachen. Seine Maschinen ziehen jedes Volk in den Kreis der thätigen Menschheit: der Sinese wie der Türke, der träge Neger wie der emsige Europäer leisten willige Hilfe auf den Dampfwagen und Dampfschiffen, an Schmelzöfen und Walzwerken wie bei Mühlen und Dampfhämmern; alle gleichem Zwecke und gleichen Gesetzen gehorsam. Der Ingenieur hat seinen Werken kein Glaubens- oder Bau-Gepräge zu geben wie der Architekt, sondern den menschheitlichen Zweck zu verfolgen der allenthalben gleich ist. Er baut ebenso gern den Canal von Suez wie die Eisenbahnen zu

Panama, versieht die Muhammadaner in Kairo mit Wasser und Gas wie den Hindu in Delhi oder den Christen in Bahia Californien oder Neapel; er bearbeitet die Bergwerke in Mexiko und Südamerika wie in Grönland und Sibirien; er redet mit jedem Volke seine Sprache, läßt jeglichem seinen Glauben und benutzt ihn in seiner Weise zum Zwecke der Menschheit; er bietet dem müssigen Arbeit und Lebensunterhalt, den arbeitsamen erhebenden Genuß, schafft Reinlichkeit Licht und Verkehr, hebt brachliegende Kräfte und eröffnet die Quellen des gedeihens einer aufblühenden gewerbfleißigen Bevölkerung. Seitdem die Ingenieure an die Spitze der Baukunst getreten sind, hat sich die Arbeit mehr dem gemeinnützigen zugewendet und Werke geschaffen wie solche vordem selten entstanden sind. Die Paläste der großen Fürsten wie die Tempel der Götter, die Piramiden Ägüptens wie die Grabhölen Roms sind längst übertroffen durch die Werke der Neuzeit, nicht allein in ihrem Nutzen sondern auch an Menge der Arbeit. Wie weit ein Menschenleben der Neuzeit auf diesem Gebiete reicht hat sich im größesten Maße an dem verstorbenen Robert Stephenson erwiesen; der durch seine Entwürfe Ausführungen und Gutachten bei Ingenieur-Anlagen mitgewirkt hatte, deren Belauf auf 800 millionen Pfund Sterling sich berechnete, also 20 Milliarden Mark.

In den beiden Reichen des Welthandels und der Baukunst sehen wir die Bildung mit der Würde der Arbeit verbunden zum vergrößern und heben der Menschheit, brachliegende Kräfte wecken und zur gemeinnützigen Thätigkeit anleiten, den einzelen aus seiner örtlichen Befangenheit zum Weltbürger erheben, bei Sicherung des Daseins und Steigerung des Genusses auch das Band höherer Gesittung um die Menschen schlingen. Auf beiden Gebieten entsteht ein neuer Glaube der die Menschheit eint, auch ein neues Recht welches jeden Menschen gleich stellt. Vor diesen werden die alten Formen des Glaubens und des Rechtes zurück weichen müssen; das rückständige und dessen Pfleger werden aussterben um vorgeschrittenem und dessen Förderern Raum zu geben, die auf jedem Schritte neue Kraft gewinnen zum weiteren ausbreiten ihrer Geltung. Diese Bewegung ist schon jetzt wirksam; bei den Europäern verlieren die Glaubenspaltungen an Geltung je mehr der Verkehr sich ausbreitet, das nutzlose Priesterthum schwindet je stärker nützliche Arbeit an Wert gewinnt; das vom Streite lebende Advokatenthum verliert je mehr der Zeitgewinn und der Menschenverstand zu Entscheidungen durch Schiedsrichter und Sachverständige drängt; das Quacksalberthum der Ärzte mindert sich um sie zu Beamten des Gesundheitwesens zu machen, deren bemühen Krankheiten verhindert: das alte zerfällt und neues Leben erblüht aus seinen Trümmern.

Eine der stärksten Förderungen erlangte die Geldsklaverei aus den gesetzlichen Hindernissen, welche dem anwenden und anerbieten der Arbeit entgegen gestellt sind durch Zunfteinrichtungen und Gemeindeschranken. Die Zünfte verhinderten die Anwendung der Kräfte zu nützlichen Arbeiten durch Einrichtungen, welche darauf berechnet waren die Zahl der Theilnehmer an der Zunft thunlichst zu beschränken. Dieser Minderzahl wollte man dadurch ein reicheres Auskommen verschaffen auf Unkosten der ausgeschlossenen darbenden Arbeiter; deren Lebensgeltung durch gesteigertes Angebot vermindert ward um Überschüsse für die Meister daraus zu bilden. Zu diesem Zwecke waren hemmende Einrichtungen getroffen welche das erlernen ungebürlich erschweren, nachher die selbständige Ausübung durch erzwungene Abhängigkeit (Gesellenthum) hemmen und endlich den anfangenden Meister durch Zunftkosten der dürftigen Mittel beraubten um seine beginnende Mitbewerbung zu erschweren oder zu vereiteln. In Folge dessen ward die Zahl der Abhängigen (Gesellen und Lehrlingen) unverhältnißmäßig hoch erhalten und dadurch den Arbeitgebern (Meistern) es möglich gemacht, einerseits die Arbeit derselben um so wohlfeiler zu miethen, andererseits durch verminderte Bewerbung unter sich die Arbeit um so theurer zu verkaufen; also auf Unkosten ihrer Arbeiter und der Käufer ihrer Ware einen Überschuß zu erzielen um bei geringer Anstrengung zu leben. Dieser gemeinschädlichen Beschränkung der Arbeit wird in der Gegenwart gewehrt durch Einführung der Gewerbfreiheit, welche es jedem gestattet seine Arbeitkräfte in der ihm zweckdienlichsten Art anzuwenden und es seiner Fähigkeit überläßt die dazu erforderlichen Kenntnisse nach eigener Wahl sich zu erwerben. Die Folge davon ist, daß der Erwerb der Arbeiter sich steigert und gleichzeitig die Preise der fertigen Arbeiten von ihrer künstlichen Höhe auf den naturgemäßen Satz herab sinken; daß der Reichthum und Müßiggang der Arbeitgeber sich mindert, dagegen der Wohlstand der Arbeiter sich hebt; indem die Überschüsse nicht länger bei der Minderzahl sich anhäufen, sondern gerechter Weise über alle Arbeitenden sich vertheilen je nach dem Werte den ihre Arbeit für die Menschheit hat.

In änlicher Weise wie die Zunftgesetze wirken die Gemeindeschranken. Jede Gemeinde leitet aus ihrer Verpflichtung zur Armenpflege in ihrem Bereiche die Berechtigung her, jedem Einwanderer den bleibenden Aufenthalt zu verwehren, wenn er nicht vorher die Sicherheit gebe daß er ihrer Armenpflege nicht bedürfen werde. In Ermangelung dessen gestattet sie nur den Aufenthalt auf Widerruf, und da die Arbeiter wegen Mangel an Überschüssen am öftersten vorübergehend hilflos sind: so findet ein unausgesetztes ausweisen und gegenseitiges zusenden der armen statt, daneben eine kostspielige Über=

wachung der eingewanderten und endlose Hemmung der freien Bewegung derselben, auch wenn sie die Armenpflege nicht in Anspruch nehmen sondern zur Bestreitung derselben beitragen. Je mehr aber der freie Verkehr der Arbeit gehindert wird, desto leichter entsteht an einem Orte ein hemmender Mangel an Arbeitern, während an anderen ein drückender Überfluß herrscht; denn es fehlt die rasche Ausgleichung welche bei ungehemmtem Verkehre die schroffen Unterschiede beseitigen würde. Die Folge ist, daß dort wo es an Arbeitern mangelt, notwendige Arbeiten unterbleiben oder mangelhaft ausgeführt werden, und wo sie in Überzahl vorhanden sind die Beschäftigung für einen Theil mangelt, so daß sie der Armut verfallen. Die Gemeindeschranken fördern demnach die Verarmung statt ihrer zu wehren, und die gegenseitige Zusendung der verarmten belastet ihre Armenpflege durchgehends mit größeren Kosten als wenn jede ihren zufälligen Theil getragen hätte. Sie schmälern die Verwendung und Verwertung der Arbeit, durchziehen die großen Verbände mit Scheidungen, welche weit mehr dem Gefühle der Zusammengehörigkeit schaden als die sonstigen verbessernden Einrichtungen des Verbandes es heben können. Die alte Welt trug diese Nachtheile in dem Irrthume ihrer Notwendigkeit; die Gegenwart lehrt den Irrthum kennen, und die neue Welt wird durch volle Freizügigkeit dem Gemeinwohle die Vortheile zuführen, welche ungehemmtes anbieten der Arbeit dem einzelen wie der Gesammtheit zu schaffen vermag.

Die Neuzeit hat zur Ermöglichung großer gemeinnütziger Anlagen Häfen Canäle Eisenbahnen Telegrafen u. a. den Grundsatz durchgeführt, daß jeder Besitzer gezwungen werden dürfe, das zu solchen Anlagen beanspruchte unbewegliche Eigenthum gegen Entschädigung herzugeben; selbst dann, wenn nicht der Stat sondern Genossenschaften zum eigenen Vortheile solche Anlagen machen wollen, sofern nur der Stat deren Gemeinnützigkeit anerkennt. Dieser Eingriff in das Besitzrecht, dessen Berechtigung durch Rücksichten des Gemeinwohles keinem Zweifel unterliegt, wird in der neuen Welt weitere Anwendung finden in dem Maße wie die Einsicht vordringt. Es kann z. B. keinem Einwande unterliegen, daß die Austrocknung von Moräften eine gemeinnützige Sache sei; nicht allein dadurch daß sie fruchtbares Land für reiche Ernten schafft, also den Lebensunterhalt des Volkes mehrt und die Entstehung des Lebens erleichtert, sondern auch dadurch daß sie die Brutstätten des Fiebers und anderer Krankheiten vernichtet. Wenn demnach einzele oder mehrere gewilligt wären vorhandene Moräste in nutzbares Land umzuwandeln, wird ihnen die gleiche Befugniß zur zwangsweisen Erwerbung eingeräumt werden, um nicht die gemeinschädlichen Zustände fortbestehen zu lassen; lediglich weil der

Eigner des Morastes oder sumpfigen Landes seinen Vortheil nicht versteht oder nicht die Geldmittel zur Umwandlung besitzt. Gleiches findet seine Anwendung auf öde Flächen, welche von ihren Eigenthümern brach gelassen werden, sei es aus Unwissenheit und Trägheit oder aus Übermuth als Jagdgrund. Der Grundsatz daß das Gemeinwohl nicht leiden dürfe durch Mängel eines Besitzers, sobald andere sich finden die der Menschheit oder dem bezüglichen Verbande (Stat oder Gemeinde) den vollen Nutzen zuführen können, wird seine weitere Anwendung finden auf jeden unbeweglichen Besitz und jede Art seiner höheren Verwendung. In Ländern, die reich sind an Bergwerken und wo man den Gemeinnutzen erkennt welchen die Entdeckungen neuer Metalladern leisten können, hat man längst derartige Gesetze, welche zu Gunsten solcher Entdeckungen in das Besitzrecht eingreifen. In Mexiko z. B. darf Jedermann, nach vorheriger Anzeige und geleisteter Bürgschaft für etwaigen Schaden, auf jeder gewählten Stelle nach Erzen graben; nicht allein auf dem Lande anderer Besitzer sondern auch in deren Häusern, mit alleiniger Ausnahme der Flächen auf denen die Betten stehen; und wenn er einen lohnenden Erzgang entdeckt muß das erforderliche Land ihm gegen Ersatz abgetreten werden. Derartige Gesetze gibt es schon von Alters her und es liegt kein Rechtsgrund vor, warum sie nicht allgemein angewendet werden sollten für jede Erhöhung des Ertrages der Erde, sei es des Inneren oder der Oberfläche. Wenn ein Besitzer es nicht versteht aus seinem zufälligen Besitzthume den höchsten Ertrag zu ziehen oder solches absichtlich vernachlässigt, dagegen ein anderer die nöthigen Kenntnisse und Mittel so wie den festen Willen besitzt, so sollte jenes Gesetz einwirken um dem Gemeinwesen die Vortheile des höhern Ertrages zuzuführen, indem es ersteren zwingt letzterem sein Besitzthum gegen Entschädigung abzutreten damit es zum höheren Zwecke verwendet werde. Es bietet keine Schwierigkeit eine Stufenfolge der Zwecke festzustellen, um für Flächen des offenen Landes wie der Städte Anordnungen treffen zu können; wider unrichtige Anwendungen bietet schon die Entschädigung den Zügel, indem sie zwingt die Fläche besser als bisher zu verwenden, weil sonst das Geschäft Schaden bringt und der ehemalige Besitzer auf Grund desselben Gesetzes die Fläche zum erniedrigten Werte zurück erwerben könnte. Die Erfahrung lehrt allenthalben daß Besitzer, wenn nicht Verlegenheiten drängen, ihren Besitz um so weniger verkaufen wollen wenn sie voraussetzen, daß der Käufer solches zu höherer Verwendung bringen könne; sie wollen alsdann im Voraus im höheren Kaufgelde einen Theil des künftigen Ertrages genießen, den der Käufer durch seine nachfolgenden Anstrengungen möglich machen will oder kann, beabsichtigen also solchergestalt eine ungerechte Aneignung

weil kein Gesetz ihnen wehrt. Es liegen in jeder Stadt und in jedem Dorfe viele Flächen unbenutzt oder mit geringem Ertrage, welche andere Menschen willig zum Werte des gegenwärtigen Ertrages kaufen mögten, weil sie höhere und einträglichere Verwendungen damit vornehmen können. Allein die Erwerbung und höhere Verwertung wird ihnen unmöglich gemacht durch die Preisforderung des Besitzers oder seine Weigerung des Verkaufes: die gemeinnützige Unternehmung muß unterbleiben, auch die Steuercasse den höheren Steuerertrag entbehren, weil es kein Gesetz gibt zu Gunsten derselben. Es kann nicht ausbleiben, daß zum Gemeinbesten die weitere Anwendung der Gesetze wegen Zwangs-Entäußerung gebräuchlich werden wird; denn die wachsende Unternehmunglust wird dazu treiben, in jeder Richtung dem Gemeinwohle höhere Geltung einzuräumen als dem Besitzrechte des einzelen.

Im allgemeinen wird das Recht der Arbeit zu gering angeschlagen, weil noch das alte Vorurtheil herrscht, als sei die Arbeit erniedrigend und eine dem Menschen aufgebürdete Plage, ein Fluch der Menschheit, den Adam sich und allen Nachkommen zugezogen habe durch seinen Ungehorsam wider die Elohim. Jenes Vorurtheil widerstreitet offenbar dem wirklichen Sachverhalte; denn die Arbeit ist das allgemeinste Bildungmittel der Menschheit und das notwendigste Erforderniß, denn Arbeit ist Leben und ohne Arbeit das Dasein der Menschheit nicht möglich. Die Arbeit ergibt nicht allein die notwendigen Mittel zur Erhaltung des Stoffwechsels, sondern fördert auch durch die Anstrengung der Nerven die Fortbildung des Nervenlebens. Die Erfahrung lehrt, daß solche die nicht zu arbeiten brauchen oder keine Arbeit sich zu schaffen wissen, zu Mitteln der Aufregung greifen um den Nerven die notwendigen Anstrengungen durch Reize zu verschaffen, durch deren Steigerung ihr Nervenleben der Rückbildung verfällt und sie durch Erschlaffung zur Verzweiflung oder zum frühzeitigen Tode treibt. Der Mangel an Arbeit ist überdies dem Streite und Kriege günstig: die Leibeskräfte wollen geübt sein und das Nervenleben verlangt Anspannung; wenn nicht nützliche Arbeiten die erforderliche Aufregung bieten wird der Ersatz im Streite gesucht und gefunden. Was die Helden des Alterthumes zum grundlosen Kriege führte oder die Helden vor Troja zum zanken trieb, war der Mangel an Arbeit, an Aufregungen durch nützliche Beschäftigung; der gleiche Mangel stachelt müßig gehende Offiziere zum leicht erregten Zweikampfe oder faullenzende Studenten und Gesellen zu Paukereien Saufgelagen und sonstigem Herberg-Vergnügen. Die Nerven wollen erregt sein und wenn nützliche Arbeit solches nicht bietet, greift der Mensch

zum Unfuge und zu erregenden Genüssen, aus denen er um so schwerer zur Arbeitlust sich aufrafft.

Die Lust zur Anstrengung läßt sich überdies am regsten erhalten, wenn die Arbeit innerhalb mäßiger Grenzen betrieben wird und keine Unterbrechung von längerer Dauer erleidet; denn nach unmäßiger Anstrengung folgt eine Erschlaffung, deren Überwindung um so längere Ruhe erfordert. Erschlaffung folgt auch nach längerer Unterbrechung durch Genüsse, so daß viele Zeit und Kräfte durch unzweckmäßige Verwendungen verloren gehen. Um diesen Nachtheilen vorzubeugen, hat man in neuerer Zeit begonnen die tägliche Arbeitzeit zu mäßigen, die Stundenzahl herab zu setzen, so daß die Arbeiter mit größerer Anspannung ihre Leistungen schaffen können ohne zu ermatten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in der kürzeren Zeit ebenso viel beschafft wird wie früher in der längeren: der Mensch hat gewonnen an Zeit und Arbeitfähigkeit ohne daß seine Arbeitleistung verlor. Auch zur Minderung der unzweckmäßig langen Unterbrechungen der Arbeit ist in neuerer Zeit Manches geschehen durch die Abschaffung von Feiertagen; welche erfahrungmäßig die Folge haben nicht die Feiernden arbeitsamer sondern fauler zu machen, so sehr daß im Süden und in Mittel-Amerika, wo fast ein Drittel aller 365 Tage des Jahres aus Feiertagen besteht, die Arbeiter um so fauler sind an den zwischenliegenden Arbeittagen. Jene Bewegung zum verbessern der Arbeitfähigkeit wird dazu führen, immer mehr die Feiertage abzuschaffen und endlich auch die altsemitische Feier jedes siebenten Tages, des jüdischen Sabbathes und des christlichen Sonntages. Daß vor 4000 Jahren ein dürftiges Wüstenvolk in West-Asien jeden siebenden Tag dem Zelte (bath) seines eingebildeten orakelnden Wüstenherrschers Sab weihete, kann für die Europäer der Jetztzeit keinen Grund abgeben, um an jedem siebenten Tage nicht zu arbeiten. Jene Horde ruhete auf ihrer Flucht aus Ägüpten an jedem siebenten Tage, lediglich um aus dem Zelte des Götzen durch ihren erregten Profeten sich Orakel spenden zu lassen. Der Sabbath ist weder christlich noch arisch: Jesus verletzte ihn und schätzte ihn gering (Matth. 12); die Christen schafften ihn ab und machten den arischen Sonnentag zum freudigen Feiertage, nicht zum Opfer sondern zur fröhlichen Feier; als Ersatz für die vielen Festtage, welche ihnen mit ihrem Heidenthume verloren gegangen waren. Keiner der religiösen Gründe für den Tag des Müssigganges ist stichhaltig und selbst das von Priestern hervor gehobene Bedürfniß der Sammlung und Erhebung bedingt es nicht einen besonderen Tag der Woche dafür anzusetzen, sondern jeden geeigneten Augenblick zu verwenden; da Sammlung und Erhebung Stimmungen sind die ungerufen kommen und

nicht auf Bestellung an besonderen Tagen; wie solches auch von Jesus (Matth. 6. 5 und 6) trefflich erläutert ward. Nicht minder fehlt es den sonstigen Gründen an überwiegender Geltung, namentlich dem daß Jedermann nach angestrengter sechstägiger Arbeit eines Ruhetages bedürfe. Denn das Bedürfniß nach Ruhe wird weit angemessener befriedigt, wenn ihm an jedem Tage seine gebürende Zeit gewidmet wird; sobald solches geschieht bedarf es nicht überdies eines besonderen Tages dazu. Die sparsame und ausgibige Benutzung des Menschenlebens geschieht nicht durch sechstägige übermäßige Arbeit und Müssiggang am siebenten; denn jene Kraftvergeudung kann hiedurch nicht ersetzt werden, vielmehr wird ein Mensch der jahrelang in solchen schroffen Übergängen arbeitet bald erschlaffen und verdumpfen. Die richtige Ausnutzung des Menschenlebens liegt in mäßiger ununterbrochener Arbeit, an jedem Tage das richtige Verhältniß zwischen Arbeit Ruhe und Erholung, so daß jeder Tag seine Lebensrechnung für sich abschließe. Wer 7 Tage hindurch täglich 9 Stunden arbeitet wird sein Leben sparsamer und ausgibiger verwenden, als wenn er 6 Tage hindurch täglich 11 Stunden arbeitet um am siebenden müssig zu gehen; denn er läßt das Bedürfniß nach Erholung nicht anschwellen bis zum unerträglichen, um es dann in unmäßigen Zügen zu befriedigen, sondern gleicht es mäßig aus in dem Verhältnisse wie es entsteht. Es bedarf nur des Hinblickes auf die Sonntagsfeier der verschiedenen Völker, um zu ermessen daß sie keineswegs den Nutzen schafft, welchen die tägliche Minderung der Arbeitzeit ergeben würde. Möge der Sonntag der Freude gewidmet werden oder diese verboten sein um die Menschen zum Kirchengehen zu zwingen, so findet sich allenthalben, daß er nicht der Ruhe sondern einer anderen Anstrengung gewidmet werde, und weit entfernt den müssigen neue Kraft und Arbeitlust zu verleihen, sie vielmehr unlustig macht am Montag Morgen zu beginnen. Bei den meisten Europäern wird der Sonntag den rauschenden Vergnügungen gewidmet, dem Spiele und Tanze, auch der Völlerei und Unzucht. Die Erfahrung lehrt allenthalben, daß weit entfernt davon ein Tag der Erholung und Stärkung zu sein, er den Tag der stärksten Anstrengung bildet; indem selbst die an sich zweckmäßigen Vergnügungen im Übermaße genossen werde, weil ein ganzer Tag zu lang ist zur Erholnng. Aus gleichem Grunde werden unzuläſſige (rückbildende) Vergnügungen herbei gezogen, um die übermäßig lange Zeit eines ganzen Tages durch Abwechslung auszufüllen. In England dagegen, wo man durch absperren der zuläſſigen und selbst der bildenden Vergnügungen die Menschen zum Kirchengehen zwingen will, wird das vorgeschützte Bedürfniß der Erholung und Sammlung noch weniger

befriedigt, denn es gewinnen lediglich die schädlichen Vergnügungen. Was dem Menschen am besten zur Erholung und Erhebung dienen könnte, wie die öffentlichen Sammlungen von Gemälden, Gegenständen der Natur und Kunst, Bücher, die Thier- und Kunstgärten sind dort am Sonntage geschlossen; desgleichen die Schauspiele Musiksäle und Tanzräume, auch jedes andere Vergnügen verwehrt welches Geräusch macht. Dem Volke stehen allgemein nur die Kirchen Bierhäuser und Bordelle offen, so daß theologisch ausgedrückt der Teufel mit 2 gegen 1 wider Gott ausgerüstet wird. Ein Theil wandert in die Kirchen und findet dort statt der Erholung den verdumpfenden und niederdrückenden Mißbrauch der Bibel, der nicht das Bedürfniß nach Erhebung befriedigt, sondern den bedürftigen zum dumpfen Grübler macht, an denen kein Volk so reich ist wie die Engländer. Nirgends findet sich ein so blödes Glaubenswesen wie in England, so zahlreiche Sektenspaltung auf Grund der von den Priestern geförderten Vertiefung in die irrig übersetzte und ausgelegte Semiten-Bibel; nirgends genießt die Offenbarung Johannis ein so hohes Ansehen wie dort, und das blöde Volk läßt sich jährlich Millionen Thaler entziehen, um durch Verschenkung von unrichtigen Bibeln zur Verbreitung der Spitzfindigkeiten ihrer Priester unter anderen Völkern bei zu tragen. Die erzwungene Sonntagsfeier in ihrem Priesterdrittheile dient dort nicht der Erholung, sondern der Ermattung und Verarmung; in den übrigen zwei Drittheilen wirkt sie geradezu verderblich, indem sie auf Völlerei und Unzucht die Vergnügunglustigen anweist. Die wohlhabenden, in deren Händen die Gesetzgebung ruht, fühlen sich gemütlich bei ihrer Sonntag-Einrichtung und schaffen demgemäß die Gesetze; ob das Volk dabei gedeiht oder verdumpft und zerrüttet wird bleibt außer der Frage; weil es überhaupt nicht für schicklich gehalten wird die Verhältnisse des Volkes zu erkunden und zu kennen, geschweige denn die Gesetzgebung darauf hin einzurichten.

Die Verhältnisse drängen zum abschaffen des Müssigganges, der zum ausgleichen vorheriger Überarbeitung bestimmt ist aber nicht dient. Sie werden in der neuen Welt dahin führen die Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung naturgemäß über alle Tage zu vertheilen. Viele Betriebe welche die Unterbrechung nicht gestatten, werden schon jetzt am Sonntage fortgesetzt, sind theilweise sogar am Sonntage am stärksten in Thätigkeit, wie z. B. Posten Eisenbahnen Wasser- und Gaswerke Seefahrt, auch das Geschäft der Priester und Ärzte; selbst die gläubigsten Priester halten ihre Bedienung am Sonntage in angestrengter Beschäftigung um feiner essen zu können als an anderen Tagen. Andere Geschäfte welche von der Witterung abhängen, namentlich der Ackerbau und sämmtliche Bauarbeiten, Wind-

und Wassermühlen bedingen häufig die Arbeit am Sonntage; Fabriken auf Dampf=Maschinenbetrieb eingerichtet können nur mit großem Verluste am Sonntage ruhen, indem dadurch der siebente Theil der Zinsen verloren geht und der ganze Aufwand an Wärme, welcher am Ende der Wochenarbeit nutzlos verfliegt und beim Wiederbeginnen am Montage mit Kosten hergestellt werden muß bevor der Betrieb in Gang gesetzt werden kann. Der Drang der Verhältnisse und die steigenden Verlüste werden dazu führen, daß eine freie Vertheilung der Zeit an die Stelle der alten Semiten=Einrichtung gesetzt werde und Jedermann seine Arbeit einrichte nach den Bedürfnissen der besonderen Stellung die er in der Menschheit einnimmt. Es wird die Mäßigkeit Regel werden in der Arbeit wie im Genusse, Jedermann arbeiten wann es dessen bedarf und er sich am fähigsten fühlt, dagegen ruhen wann das Bedürfniß eintritt und nur so lange wie es anhält. Damit endet das erschlaffende Übermaß der Arbeit wie des Genusses und der Ruhe.

Die Stellung der Arbeit in der neuen Welt läßt sich im voraus darin erkennen:

daß sie geschätzter sein wird in dem Verhältnisse wie die aus den früheren Sklavenzuständen herstammende Werthaltung des Müssigganges schwindet;

daß die Arbeiten der Menschen zu höheren Stufen sich erheben durch allmälige Übertragung der rohen Leibesanstrengungen auf unorganische Kräfte und Maschinen;

daß zunehmende Bildung aus den Arbeiten hervor gehen und in denselben sich ausprägen werde zur Hebung der Menschenwürde und Beseitigung der Geldsklaverei;

daß die Arbeiten beschränkter oder hinderlicher Anwendung (der Priester Advokaten u. a.) weichen werden vor denen von umfassender und gemeinmenschlicher Bedeutung, des Handels der Baukunst u. a.;

daß die Ausnutzung des Menschenlebens sparsamer und ausgibiger geschehen wird zum Vortheile seiner Erhaltung und seines Wohlergehens.

§. 471. Die Arbeit der Menschheit, wie auch ihre Bildung, gestaltet sich im einzelen wie im ganzen stufenweise derartig, daß die dauernde **Vereinigung** der arbeitenden zum gemeinsamen wirken und leben voraussichtlich zur Notwendigkeit werden wird.

Gegenwärtig sind die Menschen vorwaltend einzel in unzählig verschiedenen Unternehmungen beschäftigt, jeder nach Maßgabe der Stellung die er ererbte oder sich eroberte, als Arbeitgeber oder Arbeit=

nehmer am wirken der Menschheit Theil nehmend: sei es zum gewinnen und veredeln der Stoffe und Erzeugnisse der Erde, oder zur Vermittlung zwischen Hervorbringer und Verbraucher. Viele sind anderweitig beschäftigt den Schatz der Menschheit an Bildung und Gütern zu wahren zugänglich zu machen oder zu mehren. In diesem großartigen Getriebe zeigt sich ein unausgesetztes ringen und kämpfen der einzelen mit und gegen einander, in Freundschaft und Feindschaft; aus dem Siege des einen die Niederlage des anderen folgend; Wohlstand und Bildung neben der Armut und Unwissenheit: es sind die Ergebnisse des Kampfes aller, des ringens nach Leben und Besitz, in der Herrschaft und Sklaverei, je nachdem die Fähigkeiten des einzelen oder der Weltlauf die Lose vertheilen.

In diesem rastlosen treiben entwickeln sich mehrere Bewegungen, deren Richtungen auf Vereinigung der Menschheit abzielen, nämlich:

- die fortschreitende Ausdehnung des Verkehres und der Absatzgebiete;
- die zunehmende Arbeittheilung der einzelen;
- die steigenden Erfordernisse des Lebens und Geschäftes der Arbeitenden;
- die wachsende Bildung der Menschen.

Am frühesten und auffälligsten hat die Ausdehnung des Verkehres und der Absatzgebiete zur Vereinigung geführt. In den rückständigsten Zeiten wie noch jetzt unter rückständigen Völkern, war jeder einzele sein eigener Arbeiter und schuf sich selbst das nöthige, sei es aus den Bestandtheilen der Palme u. a. die in nächster Nähe wuchs oder aus den Zuchtthieren welche er hegte. Der Handelsverkehr war nicht möglich, denn das Absatzgebiet eines jeden erstreckte sich nicht weiter als seine Familie. Als späterhin der Tauschhandel zwischen Stämmen begann war meistens jeder sein eigener Kaufmann; als aber späterhin das Absatzgebiet weiter sich erstreckte, vereinten sich schon die getrennten Tauschgeschäfte in einzelen Kaufleuten (Wanderkrämern), die längere Reisen machen konnten mit geringerer Aufwendung. Späterhin verbanden sich mehrere zur gemeinschaftlichen Reise, zum gemeinschaftlichen betreiben der Geschäfte eines Ortes, oder auch zum betreiben aller verschiedenen Geschäfte die sich anfinden; bis zuletzt große Gesellschaften (ostindische westindische Hudsonbay u. a.) entstanden, welche in entfernten Ländern und über weite Gebiete des Absatzes ihre Wirksamkeit erstreckten. Das gedeihen derartiger Geschäftsvereine hat zunehmend dahin gewirkt, der fortschreitenden Ausdehnung der Bezüge durch zahlreichere Vereinigungen zu folgen; diese dehnen ihre Wirksamkeit aus über alle Zweige des Verkehres, unter=

ziehen sich der Vermittelung zum hervor bringen verarbeiten und vertreiben aller Erzeugnisse der Erde, überhaupt der Verwertung der Arbeit in allen ihren Formen.

Die zunehmende Arbeittheilung drängt ebenfalls in dieser Richtung vorwärts. In frühesten Zeiten war jeder Arbeiter ein Fertigmacher: er begann die Anfertigung mit der Umwandlung des Rohstoffes und endete mit der vollendeten Ware. Späterhin theilte man die Arbeit in geschlossene Stufen, wie z. B. beim umwandeln der Wolle zu Tuch spinnen färben weben und walken feste Abtheilungen wurden, von denen jede eine Stufe der Gesammtarbeit bildete. In neuerer Zeit ist jedoch in fast allen Betrieben die Arbeittheilung dahin gediehen, daß nur selten noch der einzele eine Arbeit durch alle Stufen beschafft. Die Vortheile dieser Einrichtung sind sehr groß, denn nunmehr kann jeder seine Fähigkeiten einem besonderen Zweige zuwenden, für den er höheres Geschick besitzt oder mit dem er am liebsten sich beschäftigt; er kann in diesem Zweige besondere Fertigkeiten sich erwerben und dadurch selbst bei herabgesetzten Preisen mehr verdienen als wenn er mehrere Zweige betreiben wollte. Andererseits sind auch große Nachtheile damit verbunden: der einzele wird beschränkt in seiner Ausbildung, die nur auf einen engen Kreis sich einrichtet; er wird abhängiger vom Willen anderer, deren Zusammenwirken es bedarf zum vollenden der Arbeit; er wird größeren Gefahren ausgesetzt, da jede Störung welche die Mitarbeiter trifft auf das gemeinsame Werk einwirkt, also auch seinen Antheil bedroht; er verfällt um so eher der Geldsklaverei mit seinen Genossen, weil es der Regel nach eines Besitzers von Gütern bedarf, um die Arbeittheilung zum hervor bringen eines zusammen gesetzten Werkes zu benutzen. Die Arbeittheilung in ihren Vortheilen und Nachtheilen zeigt sich am stärksten bei Völkern, welche derselben durch keine Gesetze entgegen getreten sind, namentlich bei den Engländern und Nord-Amerikanern. Dort findet sich durchgehends vom höchst gestellten bis zum niedrigen eine auffällige Beschränkung des einzelen auf sein Fach oder sein Geschäft; seine ganze Ausbildung ist meistens auf diese besondere Abtheilung gerichtet und beschränkt. Die Folge davon ist tüchtiges wirken der Gesammtheit bei beengter Ausbildung und Geltung des einzelen: wie eine Maschine in der jeder einzele Theil an sich tüchtig ist viel und gut leistet, wenngleich jeder Theil nur ein Stückwerk ist: oder eine Musikbande, in der jedes Mitglied nur ein Instrument zu spielen lernte aber sein ganzes Leben darauf verwendete, Tüchtigeres leistet, wenngleich jedes Mitglied nur ein beschränkter Musiker ist. Diese Wirkung findet sich fast in allen Zweigen vom Priester an bis zum Naturforscher, vom Polizeimanne bis zum Minister: jeder strebt auf

seinem besonderen Gebiete nach Vollständigkeit, vernachläßigt aber dagegen das außerhalb liegende so sehr, daß in den einzelen ein auffälliger Mangel an Gesammt-Bildung vorherrschend wird. Ebenso wie der Schraubenschneider es nicht versteht den Kopf der Schraube zu machen kümmert sich auch meistens der Fachgelehrte nicht um die nächstverwandten Fächer; selbst anerkannt zusammengehörige Reiche der Wissenschaft werden getrennt, um auf eine besondere Abtheilung alle Kraft zu verwenden. Die Übelstände sucht man dort vielfach auszugleichen durch Vereinigung von Männern verschiedener Abtheilungen zum gemeinsamen Geschäfte: Sachwalter treiben zusammen ihr Geschäft, um Aufträge jeder Art übernehmen zu können, welche sie unter sich vertheilen je nach dem besonderen Wirkungkreise; Kaufleute machen es ebenso und auch Ärzte vereinen sich um jeder Art der Krankheit die beste Sachkenntniß zuwenden zu können.

Je mehr bei allen Völkern die Arbeittheilung eingeführt wird desto stärker muß der Drang nach Vereinigung werden, um gemeinsam eines der vielen Fächer des Geschäftes ausfüllen zu können von dem jeder nur eine Abtheilung beherrscht. Für das Gemeinwesen ist es um so vortheilhafter, weil die Mitglieder der verwandten Abtheilungen einander zutreffender beurtheilen können als außerhalb stehende, welche die besondere Begabung eines jeden nicht kennen. Wie oft geschieht es nicht daß z. B. ein Augenkranker an einen Arzt sich wendet, der in anderen Fächern tüchtig aber in diesem unbewandert den Kranken verpfuscht; daß ein Anwalt, im Criminalrechte bewandert, alle Handelsprozesse verliert und seine Auftraggeber in Armut geraten weil sie seine besondere Befähigung nicht kannten. Höchst nachtheilig erweist sich die Arbeittheilung in Gewerken, welche sich derartig geschieden haben, daß bei vielen Anfertigungen jedes Gewerk nur einen Theil machen kann und alle in Folge dessen verdrängt werden durch Fabriken welche diese Anfertigungarten vereinen. Es bestehen z. B. die Dampfmaschinen aus Arbeiten der Schmiede Gießer Eisen- Kupfer- und Messingarbeiter Tischler Maler u. a., die alle gleichzeitig daran arbeiten müssen und zwar einander in die Hand und zum Vortheile. Die Anfertigung kann deshalb nicht in den entfernt von einander befindlichen Werkstätten der einzelen Gewerke geschehen, sondern nur an einem gemeinschaftlichen Orte. Sie ist auch nicht ausführbar wenn jedes Gewerk seine besondere Abgrenzung der Arbeit und des Ertrages hat; denn alsdann wird jedes möglichst wenig liefern wollen für sein Geld und jeden Fehler von sich abwälzen auf die Arbeiten der anderen, auch nicht darum sich kümmern ob das ganze gelinge oder nicht. Die Sache erfordert also Vereinigung der Arbeit und des Vortheiles, weil ohnedies die Ausführung nicht gelingt, und diese

Vereinigung ist bisher dadurch hergestellt worden, daß ein Besitzer von Gütern gemeinschaftliche Werkstätten einrichtete und Arbeiter der verschiedenen Gewerke miethete, so daß die Vereinigung in ihm ihre Spitze fand. Augenscheinlich ist dieses nicht die ausreichendste Weise, denn es fehlt die Gemeinsamkeit des Vortheiles; welches nur erreicht werden kann wenn die Arbeiter verschiedener zusammen gehöriger Gewerke sich vereinen zum arbeiten für gemeinschaftliche Rechnung.

Nächst diesem sachlichen Grunde drängt in diese Richtung auch die mit der Arbeittheilung vermehrte Gefahr für die einzelen; denn bei der jetzigen Art der Vereinigung unter der Spitze eines Besitzenden, fallen die Hauptvortheile diesem zu, dagegen die Nachtheile den Arbeitern: jener sammelt die Überschüsse der gemeinschaftlichen Arbeit in seinen Besitz und wenn Unterbrechungen der Arbeit eintreten, läßt er die Arbeiter keinen Theil daran nehmen sondern löst die Vereinigung auf, indem er nach gut dünken einen Theil oder alle entläßt. Wenn dagegen die Arbeiter selbständig sich vereinen, verbleiben ihnen die Überschüsse des Geschäftes als Spargelder für Notfälle.

Zum dritten drängen die steigenden Erfordernisse des Lebens zur Vereinigung. Die jetzige Art des anschaffens der Bedürfnisse ist eine überaus verschwenderische, indem sie einer unverhältnißmäßigen Zahl von Zwischenhändlern bedarf und deren Mühewaltung überaus kostspielig gestaltet. Die Zwischenhändler sollen offene Läden halten, sichtbar und leicht zugänglich um neue Abnehmer zu erlangen, kostspielig aber nötig; müssen oftmals die Kosten öffentlicher Anzeigen daran wenden um bekannt zu werden; haben sich einzurichten auf die Zeiten des stärksten Zudranges, obgleich sie in den übrigen Zeiten dessen nicht bedürfen; haben in größter Manchfachheit Waren in Vorrat zu halten um jeden etwaigen Begehr befriedigen zu können und verlieren darin ansehnlich an Zinsen und durch Verderb; verlieren vieles durch Diebstal Schwindel und Armut der Abnehmer und müssen auch dieses im übrigen Geschäfte einbringen wenn sie nicht verarmen wollen. So häufen sich eine Menge Ursachen, die den Zwischenhändler zwingen seine Mühewaltung den Käufern hoch anzurechnen. Da aber jeder Zwischenhändler nahezu im gleichen Maße unter den selben Verhältnissen handelt, so kann auch deren gegenseitige Mitbewerbung die Käufer nicht günstiger stellen; denn alle Händler müssen ungefähr den gleichen Aufschlag zu Gunsten ihres Geschäftes machen, wenn sie nicht verarmen oder schwindeln wollen. Jener Aufschlag geschieht in zweierlei Weise, entweder dadurch daß der Händler den Preis im Verkaufe angemessen höher stellt als den seines Einkaufes oder daß er den Preisaufschlag nur zum Theile anwendet und das übrige durch betrügliches Gewicht oder Maß ausgleicht: auf beiden

Wegen hat der Abnehmer alle vorhin angeführten Nachtheile des Zwischenhandels zu tragen. Gleiches findet statt im anschaffen der Bedürfnisse des Geschäftes. Die meisten Betriebe der Menschen, namentlich die allgemein verbreiteten Gewerke bestehen in umwandeln und veredeln von Rohstoffen. Um die dazu erforderliche Verfügung über diese Stoffe zu erlangen, müssen sie entweder entlehnt oder erkauft werden und zu beiden Arten bedarf es meistens der Zwischenhändler; deren Vermittlung wird auch eben so oft erfordert um hinterher die veredelte Ware anderen Verarbeitern oder den Verbrauchern zugänglich zu machen. So wiederholen sich für viele Gewerke in diesem doppelten Zwischenhandel zwiefach die vorhin erläuterten Kosten und Gefahren. Der Arbeiter muß diese Nachtheile übernehmen so lange er des Zwischenhändlers bedarf uud kann denselben sich nur entziehen, wenn er sich vereinigt mit anderen, um den Betrieb nicht auf das Ungefähr und mit Gefahren einzurichten wie der Zwischenhändler es muß, sondern mit Vorbedacht und Sicherheit für den eigenen Verein begründet und betrieben. Solcher Verein brauchte nicht seine Kunden anzulocken, sparte also die dazu erforderlichen Kosten und könnte überhaupt seinen Betrieb möglichst wohlfeil einrichten; auch schaffte er nur die Waren an, deren er voraussichtlich bedürfte und verlöre nichts durch Schulden weil er mit eigenem Gelde arbeitete.

Zum vierten drängt die zunehmende Bildung dahin sich zu vereinen. Der Mensch auf rückständigsten Stufen ist ungesellig (§. 375) und wenn auch Not und Vortheil ihn gezwungen haben mit anderen sich zu verbinden zum gemeinsamen Schutze, so hat er doch von jeher gestrebt im Verbande so viel wie möglich die Willkür seines ehemaligen ungeselligen Lebens sich zu wahren und sie möglichst zur Geltung zu bringen durch Gewalt oder List. Diese Selbsucht ist um so größer je niedriger die Bildungstufe; sie verliert sich nur allmälig durch Selbstbeherrschung je mehr die Bildung zunimmt, bis sie auf höchster Stufe gänzlich überwuuden wird; wo der Mensch sich vorwaltend als Genossen der Gesammtheit betrachtet und sich bereit hält sein Eigenwesen derselben zu weihen. Die verschiedenen Stufen zeigen sich noch jetzt inmitten der Europäer, von den rückständigen, deren Ungeselligkeit jeder dauernden Vereinigung widerstreitet und deren kurzsichtige Selbsucht sie wiederholt in Zwiespalt setzt mit den herrschenden Gesetzen, bis hinauf zu denen welche jede Selbsucht verneinen selbst in erlaubter Anwendung, um je nach dem Maße ihrer Erkenntniß der Menschheit zu dienen. Die Arbeiter gehören der Mehrzahl nach den rückständigen und mittleren Stufen an, so daß die ursprüngliche Ungeselligkeit noch ihre Herrschaft ausübt, die Selb-

sucht das vereinen hindert und nur die Unterordnung unter den Befehl eines höherstehenden bedrohlichen Oberhauptes sie zusammen halten kann bei gemeinsamer Arbeit. Dieser Mangel schwindet bei zunehmender Bildung, deren Erwerbung in Vereinen zur Geselligkeit führt; die Bildung drängt die Selbsucht zurück und führt zur Erkenntniß der gemeinsamen Nachtheile, welche die Trennung von einander und der Zwang der Unterordnung unter einen unbeschränkt verfügenden Oberherrn mit sich bringen.

Die genannten vier Ursachen des Dranges nach Vereinigung haben weder gleichzeitig noch jedesmal mit einander gewirkt, sondern sind theils älteren theils neueren Ursprunges, wirken auch in Abstufungen je nach den verschiedenen Lebenskreisen. Im Handel haben sie zur Verbindung der Arbeitgeber und Vermittler geführt und seit Jahrhunderten Handels-Gesellschaften Versicherung-Verbände Banken u. a. zu Stande gebracht. In den Gewerken haben sie zuerst die Vereinigung der Arbeiter durch zunftmäßige Unterordnung bewirkt und in neuerer Zeit die Arbeiter mehrerer Gewerke in einer Fabrik vereint; beides auf dem gleichen Wege durch die Herrschaft eines Oberhauptes. Erst in neuester Zeit streben die Arbeiter der Gewerke danach sich zu vereinen ohne Oberhaupt. Dagegen ist im Landbau bisher die Bildung nicht soweit vorgeschritten um zum vereinen der Arbeiter zu führen.

Aus Gewerken und Fabriken gewinnen z. B. in Frankreich ungefähr 11 Millionen (nahezu $^3/_{10}$) der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt; in England ist dieses Verhältniß noch höher, dagegen in Deutschland wahrscheinlich etwas geringer. Diese Arbeiter besitzen durchgehends höhere Bildung als die des Landesbaues und deshalb macht sich unter jenen das Bedürfniß nach Vereinigung stärker geltend als unter diesen; obgleich die Übelstände ihrer Lage nicht größer sind, wol aber das empfinden in Folge ihrer höheren Einsicht. Aus diesem Grunde ist auch die Bewegung unter ihnen größer und die neue Welt wird am ehesten und weitestreichenden unter den Arbeitern der Gewerke und Fabriken die Vereinigung bewirken. Gegenwärtig beschränken sich die Verbindungen noch auf einzele Zweige des Lebens und gestatten oftmals auch anderen Theilen der Bevölkerung den Anschluß: es gibt Bildung-Vereine Kranken- und Todenladen Spar-Vereine Verbindungen zum anschaffen der Narung Kleidung und Rohstoffe zum verarbeiten, Vereine, zum gemeinschaftlichen anfertigen und verkaufen der fertigen Waren; sämmtlich jedoch geschieden von einander, so daß ein buntes Gewirre entsteht an welchem jeder beliebig Theil nimmt. Bisher sind noch wichtige Theile des Lebens davon ausgeschlossen, wie namentlich gemeinsame Wohnung, Vereine zur Speisebereitung,

zum gemeinsamen warten und erziehen der Kinder, zur Krankenpflege u. a., also auf Gebieten wo nicht allein große Ersparungen erreicht werden können, sondern auch vermehrte Sicherung gegen Gefahren, auch erhöheter Lebensgenuß. Es steht der Ausdehnung auf diese und andere Lebensgebiete kein Hinderniß entgegen als der noch vielfach herrschende Mangel an Bildung; der namentlich in der weiblichen Menschenhälfte sich geltend macht, in Folge der Vernachlässigung der sie ausgesetzt gewesen ist seitdem die Europäer höhere Bildung sich aneigneten. Die mindere Ausbildung äußert sich in größerer Ungeselligkeit Neid Mißtrauen Launen und Zank, derartig daß die Annäherung und dauernde Geselligkeit in der weiblichen Hälfte weit schwieriger ist als in der männlichen; um so mehr je öfterer und näher die Frauen mit einander in Berührung kommen. Auch diese Schwierigkeit wird mit zunehmender Bildung sich mindern und so allmälig ein zusammen fließen der verschiedenen Vereinszwecke stattfinden können, bis die Arbeiter beginnen werden gemeinsam zu leben und zu wirken in völliger Gemeinschaft.

So lange nämlich die Arbeiter in getrennten Familien leben, wird ihr gedeihen sehr verschieden fortschreiten je nach der Kinderzahl und derem Lebensverlaufe; so daß von zwei Familien, die im übrigen gleich gestellt sind, durch die Verschiedenheit ihrer Nachkommen die eine in Armut versinken kann während die andere gedeiht. Jede Familie ist also daran betheiligt, durch Vereinigung dieser Gefahr vorzubeugen; denn die Vortheile aller anderen Vereine vermögen nicht die hieraus entstehenden Nachtheile auszugleichen und können also keine unbedingte Lebensicherung gewähren. Wenn dagegen eine Anzahl Familien in Gemeinschaft lebt so gleichen sich die Unterschiede aus; viele Familien zusammen können leicht die Einbußen einzeler bestreiten und jedes Unglück tilgen welches auch sie hätte treffen können. Die bisherigen Vereinigungen mildern nur besondere Übelstände, denen der einzele ausgesetzt ist; aber die größtmögliche Sicherstellung und den ergibigsten Lebensgenuß können die Arbeiter nur erreichen durch gemeinsames leben und wirken in Gemeinschaft. Zu dieser leiten alle jetzt stattfindenden Bestrebungen, so daß es lediglich eine Zeitfrage bleibt, wann die Einsicht so weit vordringen und die Bildung so weit sich gesteigert haben wird, um freiwilliges vereinen zur Lebensgemeinschaft begründen und dauernd durchführen zu können.

Die Nachtheile der Besitz- und Erbrechte haben von den ältesten Zeiten her erleuchtete Männer zu ihrer Verneinung geführt (§. 357); haben ferner große Verbände des Christenthumes (den römischen Priesterverband Mönchsorden Jesuiten u. a.) erfolgreich zur bleibenden Einführung der Gütergemeinschaft geleitet; in neuerer Zeit sogar

zu Lehren (des Communismus) geführt, welche auf allgemeine und zwangsweise Einführung der Gütergemeinschaft abzielten. Die Gütergemeinschaft als freiwilliges hingeben des Besitzes, war die anfängliche Grundlage der Jesulehre, ward späterhin von der römischen Priesterschaft unter dem Namen der Kirche oder des Ordens dauernd begründet ohne Gewalt, so daß der Zwang erfahrungmäßig überflüssig ist, auch nur gewünscht werden kann wo die Lust aber nicht die Fähigkeit zur Gütergemeinschaft vorhanden ist. Dieser Wunsch ist eine Verirrung des Willens der noch nicht zur benötigten Einsicht sich erhoben hat: die Communisten sind die erhitzten Prediger einer richtigen Lehre, vergleichbar dem Petrus der mit dem Schwerte darein hieb oder den Bilderstürmern der Reformation u. a. Sie sind aber beflissen lediglich das äußere umzuwandeln, weil sie nicht einsehen, daß jede Änderung und Verbesserung von innen heraus geschehen muß um Bestand zu haben. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Gütergemeinschaft nur freiwillig eingeführt und erhalten werden könne, und daß auch dann noch mancher Fehlschlag erfolgen wird bevor die zur dauernden Beibehaltung erforderliche Kenntniß und Bildungstufe erreicht werden wird. Eben so sicher ist daß kein Gesetz solches vereinen hindert, also die Arbeiter es in der Macht haben sich zu verbinden zum gemeinsamen leben und arbeiten so bald und so weit sie wollen. Sie wären dann der Geldsklaverei vollständig enthoben.

Die Lebensgemeinschaft erscheint als unausbleibliche Folge des zunehmenden strebens nach Verbindung, und die Menschheit wird voraussichtlich in jeder Richtung ihrer Fortbildung durch Einführung derselben gewinnen, sowol in Bezug auf ihre Zahl wie auf das Menschenwesen (§. 363). Die Zahl wird unbedingt zunehmen in dem Verhältnisse, wie den einzelen die Sorge abgenommen wird und gemeinsames leben den Unterhalt erleichtert. Das Menschenwesen wird gewinnen, indem es den Kampf um das Dasein (§. 371) im Vereine um so sicherer und minder aufreibend besteht; sein streben nach steigern des Genusses (§. 382) um so ausreichender und höher befriedigen kann im Vereine; seinem streben nach höherer Bildung (§. 389) um so besser zu genügen vermag, je vielfältiger in der Vereinigung die Mittel dazu sich bieten und ihrer Förderung günstiger sind.

Vergleicht man zuvörderst die Grundlagen des Verkehres und der Stellung der Menschen zu einander, so zeigt sich unverkennbar daß unter den jetzigen Verhältnissen des einzel wirkens, das Mißtrauen und die Ausbeutung jene Grundlagen bilden: daß die im Geschäftsleben herrschende Klugheit gebiete jeden Menschen mit Miß-

trauen zu behandeln um sich gegen Betrug zu sichern; daß ferner das streben herrsche durch Überlegenheit der Kenntniß oder des Besitzes ein Übergewicht zu erlangen, welches ermögliche andere auszubeuten indem man ihr Leben in ihrer Arbeit thunlichst wohlfeil kaufe, d. h. ihnen möglichst wenig Ersatz für ihre Arbeit leiste. Diese schreienden Übelstände sind nicht die Wirkungen besonderer Menschen die man mit Haß und Verachtung belegen dürfte, sondern sind die Folge des herrschenden Verhältnisses der Menschen zu einander, des Krieges aller gegen alle. Sie wirken keineswegs einseitig sondern nach beiden Seiten ungünstig; denn der mißtrauische Ausbeuter wird ebenso wenig seines Lebens froh wie der ausgebeutete, wenn jener auch mehr als dieser im anscheinenden Glücke lebt. Wer Mißtrauen setzt und setzen muß in Jedermann, kann keinen ungetrübten Lebensgenuß haben, und des Mißtrauens darf sich keiner entledigen weil sonst er der ausgebeutete sein wird. Denn in dem stattfindenden Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Meistern und Gesellen, Fabrikanten und Arbeitern, Kapital und Arbeit herrscht auf beiden Seiten das Mißtrauen und streben nach Ausbeutung: erstere suchen das Leben der anderen wohlfeil zu kaufen und hegen das Mißtrauen daß sie betrogen werden; letztere suchen möglichst theuer zu verkaufen und befürchten Trug. Beide stehen in ihrem streben und mißtrauen sich gleich, und jeder findet im gebaren des anderen seine Rechtfertigung. In den weiteren Kreisen des Geschäftes wiederholt sich das gleiche Verhältniß nach beiden Seiten verderblich: der gesammte Handel beruht auf gegenseitigem mißtrauen und ringen um den Lebensbesitz anderer, unbekümmert darum ob diese dabei bestehen und ihres Lebens froh sein können oder nicht. Im notwendigen gegenseitigen feilschen stehen Betrug und Ausbeutung so nahe, daß es nicht möglich ist sie vom erlaubten auszuschließen. Das Geschäft kennt beiderseitig als Ziel seines strebens keine Menschenliebe sondern nur den Gewinn.

Geradezu entgegengesetzt wäre das Verhältniß unter der Herrschaft der Lebensgemeinschaft. Das Mißtrauen fiele weg weil niemand einen Grund zum Betruge haben kann, indem jeder Gewinn den er machte durch Betrug eines Genossen der Gesammtheit zufiele, also nicht seinen Besitz mehrte wie es der Zweck eines jeden Betruges ist. Die Ausbeutung seiner Genossen wäre auch nicht möglich, denn jeder stünde gleich mit ihm, so daß ihm kein Übergewicht zufiele, welches er mißbrauchen könnte zur Ausbeutung. Die mangelnde Gelegenheit zur Geltendmachung der Selbsucht würde dieselbe ersticken: das Mißtrauen, welches Jeder aus dem vorherigen Leben in die Gemeinschaft mitgebracht hätte, würde allmälig schwinden; dagegen das

an die Stelle tretende Zutrauen nicht allein den Lebensgenuß jedes einzelen erhöhen, sondern auch sein Selbstgefühl und seinen sittlichen Werth. Die höhere Bildung würde allgemein im gesteigerten Maße zunehmen; denn jedes Mitglied wäre betheiligt dabei, daß die Bildung jedes einzelen sich hebe zum Vortheile der Gesammtheit; während gegenwärtig sehr viele und gerade in maßgebenden Stellungen die Bildung zu hindern suchen, des Eigennutzes willen, würde die Gemeinschaft gleichfalls aus Eigennutz sie zu fördern suchen, damit jeder einzelne um so ausgiebiger für die Gesammtheit werde. Das streben nach Genuß würde bei zunehmender Bildung den niederen Arten sich abwenden zu höheren Genüssen: wo jetzt in Branntwein und Tabak die Früchte saurer Arbeit und die notwendige Erholung verloren gehen, würde Jedermann mit Mäßigkeit aber größerer Abwechslung in reineren Genüssen seine Erholung finden; wie es schon jetzt die Bildung-Vereine lehren im Vergleiche zum wüsten Herbergtreiben. Die Erhaltung des Daseins wird im Vereine um so leichter und sicherer, denn in allen Ankäufen zum Lebensunterhalte genießt eine zahlreiche Gemeinschaft im Vergleiche zum einzelen große Preisermäßigungen, welche je nachdem von 10% bis 30% betragen. Im Ankaufe der Rohstoffe genießt ein Verein ebenfalls große Vortheile im Preiserlasse, überdies den noch größeren Gewinn daß ihm die größte Auswahl zu Gebote gestellt wird und er die sorgfältigste Behandlung erfährt, weil es wichtig ist ihn als Abnehmer zu behalten; wogegen es dem einzelen Arbeiter gegenüber vortheilhafter gehalten wird jedes Mal ihn möglichst auszubeuten, da es von wenigem Belange ist ob er auch fernerhin Abnehmer bleibe. In der gemeinsamen Arbeit erwächst der große Vortheil, daß kleinere Räume mit weniger Gerät und geringeren Vorräten ausreichen als im Einzelbetriebe; daß jedes Mitglied in dem Zweige sich beschäftigen kann, wo seine Fähigkeiten am stärksten sind, auch dem Vereine viel leichter ist kostspielige Werkzeuge anzuschaffen welche die Arbeit erleichtern und verwohlfeilen. Vergleicht man z. B. das verhalten und den Betrieb einer Anzahl Tischler im Vereine mit dem gegenwärtigen in der Geschiedenheit: 40 Tischler vereint bedürfen keiner Werkstätte so groß wie die 40 Werkstätten der einzelen zusammen genommen sondern höchstens die Hälfte und diese würde nur $^1/_4$ des Geldes kosten in der Herstellung oder Miethung; sie bedürfen höchstens des zehnfachen Gerätes statt der 40fachen Ausstattung der einzelen. Während jetzt jeder Meister mit jeder Art der Arbeiten sich befassen muß, von der schwersten Roharbeit bis zum feinsten Kastenwerke, obgleich er gewöhnlich nur für eine der Arten besonderes Geschick hat, würde dann jedes Mitglied der Arbeit sich zuwenden für welche es Lust und Geschick besitzt. Im

getrennten Betriebe soll jeder einzele Tischler ein Holzkenner und vielseitiger Arbeiter sein, dabei aber auch Kaufmann und Geldverwalter, und es verstehen Aufträge sich zu verschaffen. Wenn es ihm in einer oder anderer Beziehung mangelt kommt er nicht weiter, kann sogar zum Bettler werden, selbst wenn er in allem übrigen tüchtig ist. In der Gemeinschaft dagegen käme die Arbeittheilung zu Gute: es gäbe unter den 40 jedenfalls Mitglieder welche je für einen Zweig besonderes Geschick besitzen und so wären sie bei aller Mangelhaftigkeit in einzelen Fächern in ihrer Gesammtheit weit befähigter als andere Tischler. Sie würden ihr Holz im großen viel wohlfeiler kaufen und durch zusammen treffen vieler Bestellungen um so nutzbarer eintheilen und verwenden können. Der Ehrgeiz würde sie antreiben einander in Menge und Güte der Arbeit zu übertreffen und die darin für die Käufer liegende Gewähr die Aufträge mehren; die Not, welche den einzelen häufig zur Verschleuderung drängt würde ein Ende haben, dagegen der Absatz durch ermöglichte Wohlfeilheit erleichtert; jedes nützliche Hilfgerät, auch wenn es kostspielig wäre, würde von der Gemeinschaft am ehesten angeschafft und am öftersten verwendet werden; auch der Verbrauch an Arbeitstoffen und Gerät bei gleicher Ausdehnung des Geschäftes viel geringer sein als in den vorherigen 40 Werkstätten. Die Sicherstellung gegen Arbeitlosigkeit, Feuersgefahr, beeinträchtigen der Gesundheit, mißlingen der Arbeiten würde viel größer sein als bisher; denn der Verein könnte nach Erforderniß und ohne lange Vorbereitung umfassende Arbeiten in weit kürzerer Zeit herstellen als jeder andere, seine Einrichtungen viel sicherer treffen gegen Feuer als in den 40 kleinen Werkstätten; seine Räume würden luftig und hell, also gesünder sein weil sie groß wären; gegen mißlingen wäre er gesichert durch die Auswahl an Kräften, die stete Beaufsichtigung der gleichbetheiligten Genossen und die dauernde Bekanntschaft, welche dahin führte genau im voraus zu wissen zu welcher Arbeit Jeder sich eigne.

Im gemeinsamen arbeiten entsteht auch der große Gewinn, daß der beste Lebenstheil jedes Genossen der Arbeit zu Gute kommt, während er jetzt sich zersplittert in den Vorbereitungen zur Errichtung des Geschäftes. Jeder Arbeiter welcher jetzt ein Geschäft begründet hat mit Sorgen und Not zu kämpfen bevor er genügende Aufträge empfängt um von seiner Arbeit leben zu können; entweder verliert er einen Theil seiner nutzbarsten Jahre in theilweiser Beschäftigung oder muß sich in Geldsklaverei (§. 354) begeben, um sein Leben durch Arbeit zu verwerten, versetzt sich dadurch in eine Abhängigkeit der er späterhin sich nicht entziehen kann. In der Gemeinschaft dagegen findet jeder neu eintretende ein bestehendes Geschäft, kann sofort seine

Kräfte und Zeit in vollestem Maße zur Geltung bringen und entgeht auf Zeitlebens der Geldsklaverei. Ein gleicher Gewinn entsteht im Alter: hat ein einzeler mühsam und unter drückenden Entbehrungen ein Geschäft begründet und gesichert, so kann er nur einen Theil seiner Lebenszeit sich dessen erfreuen, weil das Alter eintritt und seine Fähigkeiten mindert; das Geschäft nimmt ab, die Früchte seines Fleißes gehen verloren, das Geschäft schwindet und er endet sein Leben in Armut. In ungünstigen Fällen zersplittert sogar das mühsam eingerichtete Geschäft mit den daran haftenden Kenntnissen, der Menschheit zum Verluste. Ganz entgegengesetzt in der Gemeinschaft: der einzele mag altern und verknöchern, es treten jüngere an seine Stelle; er mag sterben das Geschäft bleibt; seine Kenntnisse und Erfahrung gehen nicht mit ihm in das Grab, sondern pflanzen sich fort in dem gemeinsamen Betriebe dem er seine Sorgfalt widmete; die dankbaren Nachfolger sichern der Menschheit das verdienstvolle der Arbeit und des strebens jedes einzelen.

Wie die gemeinsame Arbeit, würde auch das gemeinsame Leben große Ersparungen und Genüsse herbeiführen. Nimmt man das vorherige Beispiel der 40 Tischler, so liegt der Beweis nahe, daß deren Familien wenn sie auch in der Gemeinschaft 40 Schlafzimmer für die Ehepare bedürften wie zuvor, so doch für die Kinder mit großen Schlafsälen ausreichten und noch weniger 40 Wohnzimmer bedürften, sondern an deren Stelle mit dem halben Raume und viel geeigneter in gemeinschaftlichen Sälen auskommen könnten, deren Herstellung nur $^1/_4$ der Kosten verursachen würde. Die 40 Familien zusammen würden viel angenehmer und gesünder für 1000 Thaler wohnen als vordem für 2000; die Ausstattung und Unterhaltung der Wohnung würde im gleichen Verhältnisse besser und wohlfeiler sein. Die Bereitung der Speisen wäre ebenfalls für $^1/_4$ der Kosten zu beschaffen: wenn vordem 40 Frauen beschäftigt waren die Speisen und Getränke für ihre Familien zu bereiten, würden jetzt 10 Frauen dazu genügen, so daß die übrigen 30 zu Beschäftigungen des Gewerkes frei würden zu denen die weiblichen Kräfte ausreichen, z. B. bei den Tischlern für die Glanzarbeit. Alle Heizungen zum kochen und braten sowie erwärmen der Räume, würden kaum $^1/_4$ des vorherigen kosten, desgleichen die häuslichen Arbeiten, Erleuchtung Steuern und Ausrüstungen. Mit viel geringeren Kosten könnten die 40 Familien weit angenehmer behaglicher und gesünder leben als zuvor, und einen Theil des ersparten anwenden, um ihren Kindern den besten Unterricht geben zu lassen, den Nachkommen die Vortheile der Gemeinschaft um so reicher nutzbar zu machen.

Die Vortheile der Gemeinschaft sind einleuchtend und würden

um so stärker erwachsen, wenn z. B. Mitglieder der verschiedenen Bau-Gewerke, Maurer Zimmerer Tischler Schlosser Maler Glaser u. a. sich vereinigten zur Gemeinschaft; weil alsdann die Einheit des zusammen wirkens am weitesten zur Geltung käme. Daß diese Einheit möglich sei beweisen große stätige Baufabriken in München London Paris u. a., wo mehr als 1000 Arbeiter der verschiedenen Bau-Gewerke unter der Oberleitung eines Herrn und seiner Vormänner mit einander arbeiten, lediglich zusammengehalten durch ihre Löhnung, ohne weitere Betheiligung am Geschäfte. Sollte dieses nicht besser gelingen können, wenn jeder einzele betheiligt wäre, so daß er wüßte jeder Mehrertrag der Arbeiten aller käme auch allen zu Gute? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das gemeinsame wirken besser gelingen müssen; denn während jetzt in solchem Betriebe jeder nur auf seinen Theil sich beschränkt und thut was ihm befohlen wird, würde er dann seinem Genossen auch unbefohlen beistehen und seinen Verstand anstrengen um für das gesammte zu wirken; er würde fühlen, daß er von einem Arbeiter sich erhoben hätte zu einem Theilhaber am Geschäfte und demgemäß mit größerer Liebe und reicherem Erfolge arbeiten.

Dergleichen würde allerdings nicht ohne Äußerungen der menschlichen Schwächen gelingen können, vielmehr wären Streit und Neid zeitweilig zu gewärtigen, die unter Umständen das fortbestehen gefährdeten. Es könnte geschehen, daß unwürdige Genossen an die Spitze gelangten und das Vertrauen mißbrauchten oder der Gesammtheit Schande brächten; daß der Verein durch Rechnenfehler irrige Einrichtungen oder äußeres Unglück schwere Verlüste erlitte und überhaupt mancher Fehlschlag zu überwinden wäre bevor die Sache gelänge. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde manches mißlingen voran gehen, bevor die Kenntnisse und Neigungen zur überwiegenden Geltung kämen welche das gelingen sichern. Schon deshalb empföhle sich das langsame allmälige vorgehen im kleinen, um an möglichst vielen Stellen und in allerlei Betrieben die nötige Erfahrung zu sammeln, bevor mit größeren Unternehmungen auch größere Gefahren übernommen würden. Es genügt nicht die Vereinigung zu beginnen sondern sie muß auch erhalten werden. Dazu bedarf es der Erziehung der Genossen, welche bisher unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen gelebt und gewirkt haben: entweder freie Verfügung über andere hatten und sich deshalb schwer daran gewöhnen einer Gesammtheit sich unter zu ordnen, oder bisher nach dem Befehle anderer arbeiteten und nicht fähig geworden sind an Berathungen und Beschlüssen vollwichtig sich zu betheiligen. Andere gäbe es welche aus ihrem vorherigen wirken entweder stätes Mißtrauen oder angewöhnten Leichtsinn

mitbrächten, auch Eigensinn Neigung zum Zanke u. dergl. Allein diese Mängel sind auch in großen Betrieben der Gegenwart zu überwinden, und um so eher in denen der Zukunft wo der gemeinsame Vortheil zum ertragen zwingt. Gleiches findet sich in allen großen Verbänden und Vereinen und dennoch bestehen sie fort, sobald erst einige Stürme überwunden sind und die Mehrzahl die Vortheile des gemeinsamen erkannt hat, deren sie verlustig gehen würde durch eine Trennung. Wie viel mehr würde dieses der Fall sein in einem Vereine an dem das ganze Leben hängt?

Übrigens wäre der Übergang aus dem Einzelleben in die Gemeinschaft nicht so schroff wie es den Anschein hat; denn das ganze Leben der Gegenwart ist schon nach vielen Seiten mit gemeinschaftlichem durchwebt, mehr als man gewöhnlich denkt und zwar im höchsten wie im niedrigsten. So ist zunächst das Reich der Wissenschaft ein gemeinschaftliches leben und wirken, welches seine Genossen unter allen Völkern hat, jeder beflissen für die Gemeinschaft zu wirken und aus dem gemeinsamen Schatze das eigene Bedürfniß zu befriedigen. Am entgegengesetzten Ende ist die Armenpflege ein Erzeugniß des Gefühles der Gemeinschaft, der Anerkennung daß die armen dem Hungertode ausgesetzten einen Anspruch haben auf die Güter der Wohlhabenden, in der Art als ob eine Gemeinsamkeit des Lebens stattfände. Der Handel enthält mehrere Formen der Gemeinsamkeit: erstens im Bankerotte, der den unerträglichen Schaden welcher einen einzelen trifft überträgt auf alle die mit ihm in Geschäftsverbindung standen; zweitens im Aufschlage, um den jeder seine Preise erhöht zur Ersetzung der Verlüste die er in seinem Geschäfte erleidet, so daß der Reiche und Zahlungsfähige ein angemessenes mehr zahlen muß zum Ersatze dessen was die Armen oder Schwindler zu zahlen unterlassen; drittens in den Einrichtungen zur Versicherung, bei denen der von Unfällen verschont bleibende durch den Versicherungsatz beiträgt um solche zu entschädigen deren Güter von Unfällen heimgesucht wurden: alles Einrichtungen der Gemeinschaft welche demgemäß für den einzelen eintritt. Desgleichen sind die Statseinrichtungen darauf begründet: der Schutz des Lebens und Eigenthumes ist Sache der Gemeinschaft; das Beamtenwesen des Krieges und Friedens vom Fürsten bis zum Nachtwächter sind gemeinsam, die Landstraßen Flüsse und Canäle, Gerichte und Gefängnisse wie Schulen jeder Art sind gemeinsam allen Statsgenossen. Jeder trägt durch seine Steuern dazu bei und genießt dagegen seinen Antheil. Alle Verhältnisse sind so sehr vom gemeinsamen durchsetzt und werden es immer mehr durch ausdehnen der Befugnisse des States, daß der Übergang zum weiteren leben und wirken im Vereine nur als eine folgerichtige Entwicklung

gelten kann; die dem Gemeinwohle dient, nicht allein darin daß sie den einzelen fördert, sondern auch indem sie kostspielige Statseinrichtungen überflüssig macht, deren es jetzt bedarf um den endlosen Zwist der Selbsucht sowie die Wirkungen verwahrloster Erziehung in Gerichten und Gefängnissen zu dämpfen.

Wie groß die Ersparungen in den Statseinrichtungen sein würden, ergibt sich wenn man die Polizei Gerichte und Gefängnisse fortdenkt, mindestens alle Streitigkeiten über den Eigenbesitz, die sogen. Civil-Prozesse, welche in der Gemeinschaft ausfallen würden. Das deutsche Volk z. B. würde jährlich mindestens 15—20 millionen Thaler sparen. So hatte vor 10 Jahren das preußische Volk von 17½ millionen jährlich 125,000 Gefangene zu unterhalten, von denen höchstens 25,000 große Verbrecher waren, die übrigen meistens Diebe, also Verletzer des Eigenbesitzes. Diese wären bei herrschender Gütergemeinschaft nicht vorhanden und da jeder Dieb im Durchschnitte den Stat um 70 Thaler belastet, würden die Preußen jährlich 7 millionen Thaler erspart haben. Dem englischen Volke wird durch die Verbrechen, welche meistens gegen das Eigenthum gerichtet sind, ein jährlicher Verlust von 60 millionen Thalern zugefügt, nämlich: die Richter u. a. etwa 20, Gefängnisse und Polizei 16, gestohlenes und vergeudetes 24 millionen; von denen der größte Theil erspart würde wenn die Gemeinschaft statt des Eigenbesitzes waltete. Es kommen noch hinzu die stätigen Aufwendungen um den Eigenbesitz zu sichern und abzuscheiden, wie Einhegungen Abschlüsse Wachen Bewaffnungen; ferner die Lebensverlüste durch Zwiste und Verfolgungen, mit denen ein ganzes Heer von bösen Neigungen verbunden ist, Habgier Geiz Neid Haß Verleumdung Hartherzigkeit Rache Hohn Streitsucht und Verfolgung; genügend um die Fülle des Elendes der Gemüther zu erklären, von welcher die Menschheit stärker heimgesucht wird als von irgend einer Pest.

Zur neuen Welt wird leben und wirken in Gemeinschaft gehören, freiwillig eingeführt und erhalten ohne die Gesetze des States zu verletzen oder das Eigenthum anderer zu gefährden; sie wird langsam fortschreiten aber unausbleiblich gelingen.

§. 472. Alle fortschreitenden Bewegungen der Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten des Lebens führen zur **Hebung des Menschenwertes** und zwar je mehr die Vorstellungen des Menschen, aus dem Gebiete des außersinnlichen sich zurückziehend die Erdenwelt erfassen und hierin ihr Glück erstreben.

Vergleicht man die Geltung des Menschenlebens in früheren Zeiten mit der Gegenwart, so drängt sich die Wahrnehmung auf, daß

sie um so geringer war je stärker die Völker und ihre Leiter von Vorstellungen über die außersinnliche Welt erfüllt wurden. Im Christenthume zumal, in welches die absterbende Lebenslust des Heidenthumes sich flüchtete, entwickelte sich eine dumpfe Geringschätzung des Erdenlebens, eine Sehnsucht nach dem außersinnlichen, welche dazu verleitete auf den Genuß des Lebens zu verzichten, es zu ertöden und unter geeignet scheinenden Verhältnissen als Glaubensdulder oder Kämpfer hinzugeben. Man hätte erwarten sollen, daß der Glaube welcher alle Menschen als Brüder lieben lehrte, namentlich jeden Christen als Genossen des Heiles und Erben des himmlischen Reiches bezeichnete, den Erfolg gehabt hätte, größtmögliche Schonung des Menschenlebens zu erwirken, indem es in jener Gleichstellung aller den Wert des einzelen erhöbe. Dieses geschah aber nicht im mindesten, vielmehr ward während der stärksten Herrschaft des Glaubens um so ruchloser das Menschenleben vergeudet: die gleichberechtigten Theilnehmer am Reiche Christi galten in der Schätzung ihrer Fürsten Adligen und Priester so gering, daß man sie unter den frevelhaftesten Vorwänden zu hunderttausenden in den Tod sandte, und unter Verhältnissen wo sie nach dem selben Glauben nicht im Stande sein konnten vor ihrem Tode des Himmelreiches sich würdig zu machen. Die Vorstellungen vom Übersinnlichen haben den Menschenwert nicht zu heben vermogt; erst die in der Neuzeit zur Übermacht werdenden Vorstellungen von der Sinnenwelt gelangen dahin, indem sie den Wert jedes Menschenlebens in einer faßlichen und allgemein einleuchtenden Weise heraus stellen. Was der Glaube indem er den Menschen zum Ebenbilde Gottes erklärte nicht erreichen konnte, macht die Wissenschaft möglich indem sie das Menschenleben in Geld berechnet, also eine anscheinend rohere Art der Schätzung anwendet; sich allerdings nicht in hochtönenden Worten ergeht, aber um so überzeugender beweist daß die Menschenliebe vortheilhaft sei und jedes Menschenleben einen Wertbetrag bilde dessen Vergeudung Schaden bringe.

Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß in der allgemeinen Geltung ein neugeborener Mensch viel niedriger geschätzt wird als ein neugeborenes Hausthier. Jede Gemeinde betrachtet ein hilfloses Kind als eine unwillkommene Last und bestrebt sich die selbe anderen Gemeinden aufzubürden; die Gesetze der meisten Völker, von gleicher Ansicht ausgehend, finden es nötig fest zu stellen wie diese widerwärtige Bürde vertheilt werden solle. Wenn dagegen einem Viehzüchter Kälber Lämmer oder Ferkel geboren werden, zweifelt niemand daran daß ihm eine Wertsache geschenkt ward, daß eine schätzenswerte Mehrung seiner Güter eingetreten sei, eine Bereicherung um so willkommener je zahlreicher sie sich wiederholt. Sollte in Wirklichkeit ein Menschenkind

weniger wert sein als ein Ferkel oder Lamm? Oder sollte der Bauer die Schätzung seiner Kälber u. a. besser verstehen als die Völker die Schätzung ihrer Kinder? Das letztere muß der Fall sein, denn der sachverständige Menschenzüchter in Amerika schätzt jedes neugeborene Negerkind auf 120 bis 150 Thaler, welchen Wert es für ihn hat im ersten Athemzuge und der sich steigert von Jahr zu Jahr. In den mittleren der Vereinigten Staten wurden die Neger gezüchtet gleich Hausthieren und der Überschuß verkauft nach den Südstaten; der Züchter förderte die Mehrung, weil jedes neugeborene einen baren Gewinn abwirft, obgleich es seinem Käufer nur den Ertrag eines Skavenlebens einbringen kann, der viel niedriger steht als der Lebensertrag eines Europäers. Der Unterschied der Schätzung zwischen dort und hier kann nur darin liegen, daß der Sklavenzüchter Sachkenntniß besas die den europäischen Völkern mangelt; daß jener Käufer fand die den Lebensertrag der Schwarzen unmittelbar in Geld umwandeln, welches sie am Ende eines jeden Jahres berechnen; wogegen die Europäer den jährlichen Lebensertrag ihrer Genossen nicht berechnen und durch diese mangelnde Sachkenntniß in dem Irrthume sich erhalten, das Menschenleben liefere keinen Ertrag, keinen Überschuß der ihm einen schätzbaren Wert verleihen könnte. Sobald die Völker zweckmäßige Einrichtungen treffen wollten, um zu ermitteln welchen jährlichen Überschuß an Bildung und Gütern die Gesammtleistung ihrer Genossen ergebe, würden sie sehr bald und unwiderleglich einsehen, daß durchgehends jedes Menschenleben eine Wertsache sei, die man wie jede andere wünschen und erhalten sollte indem man ihren Anwachs fördert und ihren Verlust meidet.

In Ermangelung dessen sind es zwei allgemein zu machende Beobachtungen welche den Beweis liefern, nämlich:

daß der Wohlstand der Völker mit der zunehmenden Zahl der Genossen sich steigere, die zahlreichsten Völker die wohlhabendsten sind;

daß bei abnehmender Bevölkerung eines Landes auch der Wohlstand sinke.

Jeder Genosse eines Volkes muß also durchgehends einen Wert besitzen, wenn die Zunahme den Gesammtwert hebt oder die Abnahme ihn mindert. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß der Fortbildung die Rückbildung zur Seite gehe und deshalb ein Theil in jeder Bevölkerung vorhanden sei dessen Leben Unterschuß ergebe, so stellt sich doch als durchgehendes Ergebniß ein Überschuß aus der Gesammtheit aller Lebensläufe heraus: folglich ist jedes Menschenleben als Wertsache zu schätzen, auch wenn in besonderen Fällen der Beweis des Unterschusses vorliegt.

Jedes Volk ist der Erbe seiner Vorfahren, und was es besitzt

ist nur zum geringsten Theile das Erzeugniß der lebenden, besteht beinahe ausschließlich aus den Überschüssen des Lebens der vorherigen Geschlechter. Man schätzt z. B. das gesammte Besitzthum der Bevölkerung Groß-Brittaniens auf 5100 Millionen Pfund Sterling (34000 Millionen Thaler), so daß jeder der 30 Millionen Bewohner durchschnittlich 170 Pfd. St. besitzt. Vor 2000 Jahren wird der Gesammtbesitz keine 100 Millionen Pfd. St. werth gewesen sein und sind also die übrigen 5000 als die Überschüsse der Arbeit aller Menschen zu betrachten welche in der Zwischenzeit auf diesem Lande lebten. Wie die Jetztlebenden nur durch ihr erscheinen in der Welt ihren Anspruch auf diese Erbschaft erwarben, so steht auch jedem anderen Leben welche im Bereiche des Landes entsteht der gleiche Anspruch zu; es erlangt mit dem ersten Athemzuge das Anrecht auf die Erbschaft der Vorfahren, ist also nach englischem Ausdrucke 170 Pfd. St. werth. Ob es die Erbschaft durch sein ferneres Leben mehren oder mindern werde, läßt sich nicht im voraus ermessen; da aber die Menschenleben in ihrer Gesammtheit Überschuß liefern, die 30 Millionen Engländer jährlich um mehr als 100 Millionen Pfd. St. reicher werden; so muß jedes neugeborene nach diesem Durchschnitte geschätzt werden, also gelten als Überschuß ergebend.

Ob ein neugeborenes Kind im bevorstehenden Leben Überschuß ergeben werde oder Unterschuß, hängt zunächst ab von dem zu erreichenden Lebensalter und demnächst von der Bildungstufe zu welcher es am Gipfelpunkte gelangt. Das Leben des Menschen liefert auf seinen Altersstufen bezüglich seiner Einnahme und Ausgabe (§. 352) ganz verschiedene Ergebnisse: im ersten Jahrzehent großen Unterschuß, im zweiten geringeren Unterschuß, im dritten vierten und fünften Überschüsse und im sechsten wiederum Unterschuß; so weit die tausendfach verschiedenen Verhältnisse durch eine allgemeine Rechnung sich darstellen lassen. Je nachdem nun das Leben des einzelen früher oder später endet, liefert es als ganzes berechnet der Menschheit entweder Unterschuß, wenn es in den ersten Jahrzehenden endend nur Ausgaben verursachte oder selbige noch nicht durch die Überschüsse der späteren Jahre ersetzen konnte; oder es ergibt einen geringen Überschuß, der sich alsdann steigert je mehr die ertragsfähigen Lebensabschnitte nutzbar werden und nicht durch die Unterschüsse des nachfolgenden Alters wieder verloren gehen. Die Hebung des Menschenwertes ist also nicht allein abhängig von der Mehrung der Zahl, weil jedes neugeborene eine Wertsache bildet, sondern weit mehr von der Erhaltung des Lebens; denn vor dem ausgewachsenen Zustande liefert es Unterschuß, den erst die Überschüsse des nachfolgenden Lebenslaufes ausgleichen können. Dazu kommt die erreichte Bildungstufe, indem

der Lebensüberschuß um so höher sich stellt je reicher die erlangte Bildung am Gipfel des Lebenslaufes. An der Bevölkerung Londons läßt sich am geeignetsten ein Beweis durch Zahlen führen; wobei mit annähernder Genauigkeit rundweg angenommen werden mag, daß wöchentlich 2200 Menschen geboren werden und 1600 Menschen sterben. Verglichen mit anderen Städten, in welchen die Zahlen der Geburten und Todesfälle gleich sind, hat also London wöchentlich 600 Menschenleben mehr und 600 Todesfälle weniger. Wenn nun jedes Leben nur zum niedrigen Satze von 100 Thalern geschätzt wird: so ergibt sich schon eine Wertvermehrung von 60000 Thalern wöchentlich oder 3,120000 Thalern jährlich. Wenn zudem jeder Todesfall in dem vorhergegangenen Verluste durch Krankheit und den nachfolgenden Beerdigungkosten ebenso hoch geschätzt wird, erwächst ihr eine andere Ersparung von ebenfalls 3,120000 Thalern. In diesen beiden Beträgen liegt aber noch der geringste Theil; denn die Bevölkerung anderer Städte, deren Todesfälle an Zahl den Geburten gleich kommen, ist durchgehends krankhafter, hat einen größeren Belauf an Krankheittagen im Jahre, deren Mehrkosten mindestens doppelt so viel betragen würden als jene beiden Zahlen zusammen. Dazu kommt, daß jeder sterbende, der nicht seinen Lebenslauf so weit fortsetzt daß er den Unterschuß seiner Jugend durch die Überschüsse der nachfolgenden Jahrzehnde ausgleicht, im sterben der Menschheit einen Verlust zuzieht, einen fruchtlos aufgewendeten Kostenbetrag mit in das Grab nimmt. Diesen Verlust erspart jene Bevölkerung, indem wöchentlich 600 leben bleiben, und wenn man diesen durchgehends nur auf 150 Thaler berechnet, zeigt sich eine Ersparung von 4,680000 Thalern. Wenn auch andere Nachtheile außer Berechnung bleiben müssen, welche die öftere Krankheit und das verfrühete sterben herbei führen, so genügen doch schon jene Berechnungen, um in den 23,400000 Thalern des Gesammtbelaufes ihrer mäßigen Schätzungen, einen Anhalt zu geben zur Beurtheilung des Wertes der Menschenleben; namentlich denen deren rückständige Bildung in Folge verfehlter Erziehung, sie unfähig macht den Menschenwert aus höheren Gründen angemessen zu schätzen.

Auch die Bildung der Menschen ist eine Wertsache, die sich ausdrücken läßt in einem Geldbetrage und deren Mangel also einen Verlust an Gütern der Bevölkerung bildet. Es zeigt sich bei den europäischen Völkern, daß je höher ihre Bildung stehe desto ergibiger ist das Leben der einzelen; denn die höher gebildeten tragen die Lasten ihrer künstlich und kostspielig eingerichteten Statsverwaltungen und werden reicher dabei; wogegen die vergleichsweise rückständigen bei geringeren Lasten verarmen. Der Vergleich zwischen der Volkszahl

und den jährlichen Statseinnahmen aus Erträgen des Volkes, sowie der vorhandenen Statsschulden stellte sich vor 1870 in allgemeinen Umrissen wie folgt:

| Volk der | jährliche Steuer pr. Kopf | Statsschuld pr. Kopf |
|---|---|---|
| Engländer | 15,70 Thaler | 178 Thaler |
| Franzosen | 15,00 " | 98 " |
| Holländer | 14,60 " | 176 " |
| Griechen | 5,50 " | 66 " |
| Russen | 5,30 " | 28 " |
| Östreicher (Kaiserthum) | 5,90 " | 58 " |
| Preußen | 7,50 " | 15 " |
| übrigen Deutschen | 8,90 " | 34 " |
| Spanier | 9,00 " | 70 " |
| Belgier | 8,50 " | 20 " |

Bekanntlich sind es die am wenigsten Ertrag ergebenden Russen, Griechen und Östreicher (Kaiserthum), welche am zahlreichsten Genossen rückständiger Bildung zwischen sich haben, und ungeachtet der niedrigen Sätze nicht im Stande sind ihre Statsverwaltung ohne Anlehen zu bestreiten, noch weniger ihre vorhandenen Schulden abzutragen. Ihre Leistungfähigkeit gilt am Weltmarkte geringer als die anderer Völker; gleich den Spaniern unfähig ihre Lasten zu tragen müssen sie bei der Schließung von Anleihen höhere Gefahrsätze (§. 354) bezahlen als die höheren Völker, trotzdem diese größere Lasten tragen und meistens auch mehr Schulden haben. Die Bildung ist Macht und Geld; mit ihrer Steigerung hebt sich der Menschenwert. Dieses erweist sich auch, wenn die Leistungen vorgeschrittener mit denen rückständiger Völker verglichen werden: das kleine Volk der Hellenen leistete erfolgreich dem großen Volke der Perser Widerstand und siegte über die rückständige Menge; das kleine Volk der Holländer bekämpfte siegreich den gewaltigen König der Spanier, auch den der Franzosen; auch die Schweizer haben mannhaft ihre Unabhängigkeit gewahrt durch überlegene Bildung.

Es sind demnach zahlreiche und gebildete Völker am geeignetsten zur Hebung des Menschenwertes. Die Pflege dieser Eigenschaften wird auch fernerhin das streben sein und die wachsende Erkenntniß der richtigen Weise zur steigenden Anwendung gelangen. In der alten Welt und zum großen Theile in der Gegenwart zeigt sich das bestreben, die Bildung nur in einem Theile der Völker zu hegen und zu fördern; dagegen den übrigen Theil zu vernachläßigen um solchen als Arbeitthiere auszubeuten und in demgemäße Beschränkung zu erhalten. Die alten und neueren Völker welche eine einheimische Sklaven=Bevölkerung hielten, wie die alten Ägüpter und Inder, die

Peruaner und Mexikaner des Mittelalters, die Sklavenhalter Amerikas in der Jetztzeit, pflegten sämmtlich die menschliche Bildung nur im Kreise der berechtigten und sicherten diese Schranke durch harte Bestrafung derer welche Bildung in die Kreise der Sklaven bringen wollten (§. 383). Während der Leibeigenschaft des Mittelalters galt änliches in Europa, wenn auch dahin gemildert, daß die Bildung des Leibeigenen nicht verboten aber vernachläßigt ward. Wie diese zwingend und hemmend sich äußern konnte zeigte sich bei den russischen Leibeigenen; welche seit ihrer Befreiung durch den Kaiser Alexander 2. (1860) sofort Schulen für ihre Kinder anlegten um das widerwillig versäumte nachzuholen. Im milderen Maße wirkt bei den meisten Völkern die Vernachläßigung der Bildung der Mehrzahl, um die Bildung desto mehr im Kreise einer begünstigten Minderheit zu pflegen, und zwar sowol dort wo der Stat dem Unterrichte seine Fürsorge widmet, wie auch bei anderen wo er den Eltern die Sorge überläßt. Wo der Stat sorgt, wird es als selbstverständlich angesehen daß den Bauern nur dürftige Schulen eingerichtet werden, weil ein Bauer höherer Kenntnisse nicht bedürfe; in den Städten werden besondere niedere Schulen für die Kinder der armen eingerichtet, oder wenn allgemeine Schulen vorhanden sind, diese so dürftig ausgestattet daß jeder nichtarme es vorzieht seine Kinder auf eigene Kosten unterrichten zu lassen, so daß jene zu Armenschulen werden. Es wird in allen solchen Fällen als selbstverständlich angesehen, daß ebenso wie die Kinder der Bauern auch die Kinder der armen Stadtbewohner durch den dürftigsten Unterricht genügend gebildet würden. Auch die höheren Lehranstalten, namentlich die Hochschulen jeder Art für Fachgelehrte Künstler Offiziere u. a. werden derartig eingerichtet, daß die Kinder der armen thunlichst ausgeschlossen werden. Die Stellen im Statsdienste werden in solcher Weise besetzt, daß vorwaltend den Kindern der armen die Mühen und Arbeiten bei kargem Gehalte zugetheilt werden, um der bevorzugten Minderheit die großen Gehalte für geringe Mühen und Leistungen zu überweisen. An der Mehrheit haftet noch immer die Sklavenkette der Vorzeit wenn auch gelockert. Bei anderen Völkern, namentlich dem englischen wiederholt sich gleiches in anderen Formen; da die Sorge für den Unterricht meistens den Eltern überlassen ist welche denselben erkaufen müssen, so können ersichtlich die Kinder der Armen am wenigsten empfangen, weil diese durchgehends die meisten Kinder bei den wenigsten Geldmitteln besitzen und deshalb den Unterricht gewöhnlich nicht bezahlen können oder es aus eigener Unkenntniß nicht wollen. Da der Stat es nicht als seine Pflicht erkennt, die Kinder vor den Nachtheilen der Armut oder Unwissenheit ihrer Eltern zu bewahren, sondern nur sie in kost-

spieliger Weise zu bestrafen wenn sie ihm durch Vergehen zur Last fallen: so wird dort ungefähr 30 % der Bevölkerung vom Unterrichte ausgeschlossen. Auch die öffentlichen Anstalten zum höheren Unterrichte sind in der Weise eingerichtet, daß überwiegend die begünstigte Minderheit den Vortheil ziehe, und große Anstalten welche ausdrücklich für hilflose Kinder gestiftet und gesichert wurden sind im Laufe der Zeit durch Diebstahl dieser Bestimmung entfremdet, um sie den Kindern einer begünstigten Minderheit dienstbar zu machen. Dort wie bei den meisten Völkern wird die Bildung als ein Bedürfniß und Vorrecht der Minderheit angesehen, der Mehrheit vorenthalten oder erschwert; weil man deren Erziehung zu höherer Bildung als überflüßig oder gar schädlich betrachtet.

Es liegt der ungerechten Vertheilung noch immer der Irrthum zum Grunde, daß die Menschheit selbst in den Genossen eines Volkes gleicher Abstammung aus verschiedenen Arten bestehe, aus Wesen verschiedener Bildungfähigkeit; daß es namentlich eine höhere Art gebe deren Ausbildung sich lohne, wogegen die übrige niedere Art minder geeignet sei dazu. Obgleich die Erfahrung tausendfältig diesen Irrthum widerlegt, findet sich dennoch das streben nach einer Kasteneintheilung allgemein und zumeist unter denen welche zu verfügen haben. Die Zahl der Verbrechen so wie der armen zeigt hinreichend, wie sehr jener Irrthum dem Gemeinwesen schade, indem er durch Hinderung der Ausbildung den Streit wider die Gesetze und die Hilflosigkeit der Vernachläßigten fördert. Dem Irrthume liegt allerdings die richtige Beobachtung zur Seite daß die einzelen Genossen eines jeden Volkes überaus verschieden sind in ihrer Bildungfähigkeit; auch die Kinder der wohlhabenden durchgehends von einer höheren Stufe ihre Fortbildung beginnen als die der armen und durch den Umgang so wie die Sorgfalt ihrer höher gebildeten Eltern begünstigt werden. Allein die Fähigkeit zur Fortbildung ist nicht nach den Vermögens-Umständen der Eltern abgemessen, sondern die Stufen derselben durchziehen sämmtliche Genossen gleichmäßig; der Ausgang von einer höheren Stufe ist ein geringer Vorsprung im Vergleiche zur Gesammtheit der zu erlangenden Fortbildung; auch der Vortheil der Sorge höher gebildeter Eltern geht meistens verloren dadurch, daß diese Sorge vorwaltend auf Äußerlichkeiten gerichtet wird, deren Einfluß auf allen nachfolgenden Stufen mehr hemmend als fördernd einwirkt. Die Beobachtung der Verschiedenheiten in der Befähigung der einzelen führt also bei richtiger Anwendung nicht zu dem Schlusse, daß es rathsam sei, eine begünstigte Minderheit auszuwählen nach Rang und Vermögen, um deren Ausbildung auf Kosten der Mehrheit zu pflegen; sondern sie zwingt dazu sämmtlichen Genossen die gleichen Mittel des

Unterrichtes zu bieten, die Verschiedenheit der Befähigung sich frei entfalten zu lassen und die Fähigkeit nicht im voraus erkennen zu wollen aus dem Range und Vermögen der Eltern, sondern sie zu ermitteln aus dem verhalten der Kinder zum gleichmäßig gebotenen Unterrichte. Nur auf diesem Wege läßt sich die zur Zeit größtmögliche Hebung des Menschenwertes erlangen.

Die stärksten Beweise, welche die Geschichte aufbewahrt hat, liegen in der Entwicklung des Papstthumes: der Priesterverband enthielt anfänglich in seinen Mitgliedern Männer aller Bildungstufen und Verschiedenheiten der Abstammung, jeder gleich berechtigt und jedem die Fülle der Bildungmittel zur gleichen Verfügung. Seine Klosterschulen und Schriftensammlungen standen jedem Genossen offen, die verschiedensten Neigungen fanden ihre Befriedigung und der dürftigste Mönch ward wenn er befähigt war gern zum Lichte der Mitwelt gefördert, zur Zierde der Kirche. Diese Gleichberechtigung der Ausbildung verbunden mit der Muße welche dem danach begierigen gestattet ward, gab dem Priesterverbande jene Menge hervorragender Männer, denen er die Höhe seiner Macht und die Ausdehnung seines Einflusses verdankte; jenes Übergewicht der Bildung, vor welchem Jahrhunderte lang die mächtigsten Fürsten der Christenheit sich beugten. Erst dann als der Priesterverband jene Gleichberechtigung vernichtete und seine Machtstellen auf enge Kreise beschränkte verfiel er der Erstarrung, hemmte die bis dahin fortgeschrittene Ausbildung des Glaubens, sank durch Herrschgier des Fürstenthumes und rief die außerhalb seines Kreises fortschreitende Wissenschaft (§. 229) zum Kampfe auf, in welchem der Priesterverband dem Untergange entgegen sinkt. Gleiches Ergebniß wiederholte sich als die Jesuiten (§. 212) ihre staunenswerthe Macht entwickelten: so lange sie ohne Ansehen der Geburt jeden bildungfähigen in ihrem Verbande förderten, herrschten sie übermächtig durch ihre überlegene Bildung und Klugheit; als sie diese Grundlage ihrer Macht verließen, verfielen sie der Beschränkung Erstarrung Üppigkeit und niederen Schlauheit, welche zur Unterdrückung des Ordens führte.

Bildung ist Macht und Macht verleiht Sicherheit. Jedes Volk und jeder Verband, der es verabsäumt die Bildung in der zweckdienlichsten und raschesten Weise zu fördern dadurch daß er seine Genossen lediglich nach Maßgabe ihrer Fähigkeit auszubilden sucht, verliert an Macht und Sicherheit anderen gegenüber welche ihren Vortheil in dieser Beziehung besser verstehen. Wie der einzele durch höhere Bildung ein Übergewicht erlangt, so auch die Völker im Ganzen: gebildete Völker sind von jeher die mächtigsten wohlhabensten und glücklichsten gewesen; die rückständigen dagegen haben es niemals zu

einer dauernden Macht bringen können, und wenn sie zu Wohlstand und Glück gelangten geschah es erst dann als sie höhere Bildung sich aneigneten. Es wird vielfach geltend gemacht zum Glücke und zur Zufriedenheit genüge geringe Bildung, im Verhältnisse der Menschen zu einander sei Ehrlichkeit die Hauptsache, die durch Unterricht weit eher gefährdet als gefördert werde; wenn die Minderzahl die notwendige höhere Bildung besitze um leiten zu können, dagegen die Mehrzahl bei niederer Bildung zufrieden lebe, ehrlich und gehorsam sei so könne das Gemeinwesen am besten gedeihen. Hierin liegen mehrere Irrthümer ausgesprochen: Ehrlichkeit ist allerdings eine notwendige Eigenschaft für Jedermann, genügt aber nicht einmal für einen Schuhflicker; denn von diesem verlangt man außerdem, daß er Bildung genug besitze um gute Solen zu liefern; Unterricht gefährdet nicht die Ehrlichkeit sondern fördert sie, indem er lehrt daß der Mensch seinen eigenen Vortheil pflege wenn er ehrlich sei; daß Jemand bei niederer Bildung zufrieden leben könne ist sicher, aber nur dann wenn er nicht zur höheren Bildung befähigt ist, denn sonst ist ein Mißverhältniß vorhanden, welches seine Zufriedenheit stört; Gehorsam ist notwendig in der Welt zum gedeihlichen zusammen wirken, darf aber nur auf Grund höherer Befähigung Kenntniß und Gemeinnützigkeit gefordert werden, die nicht angeboren werden sondern erlernt werden müssen. Es lassen sich also Zufriedenheit Ehrlichkeit und Gehorsam nur durch allgemeine und gleichberechtigte Förderung der Bildung aller Genossen erreichen; die Völker müssen im ganzen gehoben werden um die fähigsten ermitteln zu können. Die neue Welt wird voraussichtlich dieses unbestreitbare Erforderniß zur überwiegenden Geltung bringen, so weit aus dem streben der Gegenwart auf die Zukunft geschlossen werden kann.

Die Hebung des Menschenwertes vollzieht sich am auffälligsten durch die Abnahme der rohen Arbeit. Unter allen Kräften, welche zur Beschaffung von rohen Arbeiten verfügbar sind, erfordern die menschlichen den größten Aufwand zur Herstellung; der Art daß die Verhältnisse im allgemeinen sich stellen wie folgt:

für gleiches Geld kann einen Fuß oder Meter hoch gehoben werden

| | | | |
|---|---|---|---|
| durch Menschenkraft | | 600,000 | Pfd. |
| „ Elektro-Magnet | | 900,000 | „ |
| „ Pferdekraft | | 3,600,000 | „ |
| „ Wind | | 30,000,000 | „ |
| „ Wasserfall | | 50,000,000 | „ |
| „ Dampfdruck | bis | 60,000,000 | „ |

Der Mensch hat von jeher in richtiger Erkenntniß dieses Verhältnisses sich bemüht, die rohen Arbeiten von sich auf andere minder kostende

Kräfte zu übertragen: er bediente sich der Stiere oder Pferde zum heben und ziehen, sobald er zu höherer Bildung gelangte als der Süd-Afrikaner welcher noch jetzt den Pflug durch seine Weiber ziehen läßt; er erfand späterhin Wind- und Wassermühlen um das Korn zu zerreiben, was früher durch Sklaven und Weiber geschah, die es auch jetzt noch bei rückständigen Völkern verrichten müssen; er benutzte später jene Mühlen zum sägen des Holzes, hämmern der Metalle, stampfen und pressen, so wie zum heben von Lasten, was vordem durch Menschenarme geschah und auch jetzt noch vielfach geschieht; er bauete Dampfmaschinen, die in der Gegenwart rohe Arbeiten aller und jeder Art verrichten, von den größten bis zu den kleinsten, welche Lasten heben und ziehen, Arbeitgeräte treiben, Eisenbahnzüge und Seeschiffe fortbewegen; wie auch jetzt heben rudern pumpen und sägen, ziehen und stoßen in vielen Weisen durch Dampf geschieht. Als dem Weibe das Pflugziehen und Kornmahlen abgenommen ward erhob es sich zu höherer Geltung, und je mehr dem Manne die rohesten Arbeiten erspart wurden desto stärker wendete er sich zu den höheren Leistungen der Gewerke und Künste. In Folge dessen ist nicht allein die Bildung um so mehr fortgeschritten, sondern der Mensch konnte sich auch um so leichter die Genußmittel zur Verschönerung seines Lebens schaffen und seinen Trieb nach höherer Bildung steigern. In den ältesten Zeiten wurden die Genußmittel, wie noch jetzt in Afrika, auf den Köpfen der Sklaven zu fremden Völkern geschafft; späterhin bediente man sich der Rinder Kameele oder Pferde und anderer Thiere zum tragen; dann entstand die Verwendung solcher Thiere zum ziehen der Lastwagen und endlich das ziehen der Wagen auf Geleisen mittelst Dampfmaschinen. Zu Wasser wurden die Waren auf Flößen oder Kähnen die Flüsse hinab getrieben; es entstanden Segelfahrzeuge und nur nebenher arbeiteten Menschen um jene wider Strom und Wind vorwärts zu ziehen; es wurden späterhin Canäle gebaut, auf denen Lastkähne von Menschen geschoben oder durch Pferde gezogen wurden; auf Seeschiffen ward der Wind benutzt, um mittelst Segel nach entfernten Häfen getrieben zu werden, und im 19. Jahrhundert übertrug man auch diese Arbeit dem Dampfe, der trotz der Gegenströmung des Wassers oder Windes die Lasten nach entfernten Stellen schafft. Der Einfluß dieser Verbesserungen ist gewesen, daß nicht allein dem Menschen jene rohen Arbeiten abgenommen wurden, sondern auch daß ihm die När- und Genußmittel aller Erdstriche in großer Menge und Manchfachheit zu niedrigen Preisen verschafft wurden; so daß während er einerseits durch den ermöglichten Übergang zu höheren Arbeiten sein Leben reicher verwertete, andererseits sein Unterhalt und Genuß um so wohlfeiler zu erreichen waren. Im Mittelalter wurden die

Erzeugnisse Indiens durch die Kostspieligkeit und Langwierigkeit der Herbeischaffung um das vierfache ihres Einkaufpreises vertheuert bevor sie zu den Verbrauchern kamen; jetzt dagegen gelangen sie auf dem Seewege nach Europa um $^1/_{10}$ und weniger ihres dortigen Wertes: statt der früheren 400 % jetzt nur 5 bis 15 %. Das Verhältniß zwischen der rückständigen Weise der Fortschaffung durch Lastthiere und der vorgeschrittenen durch Seeschiffe zeigt sich auffällig bei Valparaiso: die Waren, welche von New-York 10000 Seemeilen weit in Segelschiffen nach dem Hafen von Valparaiso geschafft werden zu 5 Dollars die Ton, kosten an Fracht 35 Dollars die Ton auf Maulthieren 100 Seemeilen weiter geschafft nach St. Jago: das Verhältniß ist also wie 700 zu 1. In Europa wirken die schnellsten und wohlfeilsten Arten der Fortbewegung zusammen: auf den Eisenbahnen wird für gleiches Geld 1500 mal größere Last fortbewegt als früher auf dem Rücken des Saumrosses und 10 mal so schnell; auf Canälen geschieht es noch viel wohlfeiler, allerdings weniger schnell. Die Folge davon ist, daß Narung und Genüsse um so weiter vertheilt werden können, Sättigung Behaglichkeit und Zufriedenheit über größere Bereiche sich verbreiten. Der minderbegüterte mußte früher zu Fuß auf schmutziger Landstraße dahin keuchen jeder Witterung preisgegeben, während der reiche im vierspännigen verschlossenen Wagen vorüberflog, behaglich gegen Regen und Kälte Staub und Hitze geschützt. Jetzt vermag der Wanderer mit geringerer Kostenaufwendung im Eisenbahnwagen seinen Weg zurück zu legen und der reiche muß den selben Zug besteigen und sein Gespann daheim lassen, denn sonst würde der Arme ihm voraus eilen. Der Menschenwert hat um so viel gewonnen wie der Abstand sich minderte; Fürsten und Arbeiter reisen jetzt zusammen vom Dampfe gezogen.

Indem der Mensch bei fortschreitender Bildung sich zum Herrn machte über alle anderen Wesen, das ihm schädliche ausrottete und dagegen nützliches pflegte, hob er seinen Wert über den alles anderen Daseins und veredelte seine Geltung in der Welt wie auch die Wirkung ihrer Einflüsse. Die Zuchtwahl der Welt, welche als höhere Gestaltung der Schwere oder Anziehung ein wirksames Mittel der Fortbildung ist, ward stufenweise erhoben in dem Maße wie der Mensch seine Stellung verbesserte. Anfänglich waren es wilde Thiere, welche den Menschen zur Entwicklung seiner Fähigkeiten trieben, welche die schwachen und mißrathenen ausrotteten und dadurch den starken Raum schafften; änlich wie die Gärtner und Viehzüchter ihre Pflanzungen und Herden durch beseitigen der mißrathenen veredeln. Es kam der Krieg hinzu um starken und entwicklungfähigen Stämmen Raum zu schaffen durch verdrängen und ausrotten der

schwachen und auch in den Stämmen die Stärke und Klugheit mächtiger zu entwickeln. Hungersnot und Seuchen durchzogen die Menschheit und tödeten Millionen der schwächeren, rotteten die in Rückbildung befindlichen aus und schufen dadurch der Fortbildung um so weiteren Raum, daß ein beschleunigtes gedeihen der gereinigten Völker die Folge war. In dem Maße wie diese rückständigsten Weisen der Zuchtwahl sich minderten durch Steigerung der Bildung und des Menschenwertes, machte als höheres Mittel die Lebensbewerbung sich geltend das ringen der Menschen im Erwerbe; welches nicht die rohe Leibesstärke zur Herrschaft erhob wie vordem, sondern die Ausbildung der Fertigkeiten und der Klugheit des Friedens, den Unterricht auf höhere Stufen erhob und die Zuchtwahl erreichte, indem sie die faulen unvorsichtigen und ungeschickten zurückdrängte zu Gunsten der höher gebildeten. Gegenwärtig findet der Übergang statt zur Herrschaft des Verstandes der gebildeten, zur Zuchtwahl durch Überlegung, ausrotten des rückständigen durch unterrichten und auswählen der befähigten ohne Unterschied des Standes oder Vermögens; durch schonen der ausgewählten Mannschaft, welche vordem den endlos wütenden Kriegen geopfert wurde; durch ausrotten der Verhältnisse, welche die Gesundheit der Völker schwächen und die Lebensdauer der einzelen verkürzen.

Die Hebung des Menschenwertes nimmt ferner zu in dem Verhältnisse, wie die Einrichtungen zur Gleichstellung aller fortschreiten und die Öffentlichkeit in alle Verhältnisse dringt. Je weiter die zur Verwaltung berechtigten Kreise sich dehnen, desto mehr fühlen sich die zur Verwaltung berufenen gemüßigt jene zu heben und ihre Wohlfahrt zu fördern, weil sie nur dadurch das nötige Vertrauen gewinnen können. So lange und so weit zahlreiche Genossen eines Volkes von der Verwaltung ausgeschlossen sind, fühlen die Leiter sich nicht veranlaßt um deren Hebung sich zu kümmern, halten vielmehr dafür daß es vorzuziehen sei sie auf ihrer niedrigen Stufe zu lassen, damit sie um so leichter beherrscht werden können. Als der Adel die ganze Verwaltung der Völker führte war das übrige unadelige Volk rechtlos, ward absichtlich elend erhalten durch Belastung und Unterdrückung, auch dessen Hebung entgegen gewirkt damit es nicht an Sklaven mangele. Als späterhin das Bürgerthum zur Mitherrschaft gelangte, erfolgte die Hebung dieses größeren Bereiches der Genossen; aber die außerhalb stehenden Bauern und Arbeiter blieben thunlichst ausgeschlossen von den Vortheilen und ihre Hebung ward vernachlässigt oder offen gehemmt. Je weiter in der Neuzeit die Berechtigung zur Theilnahme an der Verwaltung erstreckt wird, desto größer der Bereich der Hebung: in der Schweiz z. B. fühlt jeder mündige und unbescholtene

sich berufen für das Gemeinwohl zu sorgen; er hebt sich in seinem Werte und weiß seine Würde geltend zu machen wo es dessen bedarf. Auch die Öffentlichkeit der Verwaltung wirkt zur Hebung des Menschenwertes, indem sie die Verantwortlichkeit der leitenden steigert, ihr bemühen um Förderung des Gemeinwohles schärft und sie zur Wertschätzung jedes Genossen zwingt. Die Öffentlichkeit gestattet jedem die Einsicht in die Handhabung des Rechtes und die Verwendung der Steuern, hebt sein Selbstgefühl und seinen Trieb zur Fortbildung. Die Einsichtnahme der Öffentlichkeit zwingt die Walter des Rechtes zur Gediegenheit, zur Unparteilichkeit, verhindert die Geltendmachung der Nachlässigkeit, des Hasses, der Willfährigkeit zum Gehorsame gegen äußere Gewalten oder Zwecke, sowie der unverbesserlichen Trägheit, zu denen heimliche Gerichte weit mehr geneigt sind als öffentliche: sie erhöht also den Menschenwert in den Richtern wie auch in den mit größerer Gewissenhaftigkeit von ihnen gerichteten. In gleicher Weise werden die Verwalter der Steuern durch die Aufsicht der Öffentlichkeit gezwungen fleißiger schärfer und ehrlicher zu verfahren; denn jeder scheut den öffentlichen Tadel und befürchtet um so eher Entdeckung wenn die Öffentlichkeit waltet: es wird der Menschenwert gehoben, indem jeder einzele sich veredeln muß um vor der allgemeinen Aufsicht bestehen zu können. Die Öffentlichkeit bringt auch das versteckte an das Licht, zwingt übles nachreden hervor zu treten und seinen Nutzen zu leisten, indem es entweder sich bewahrheitet und zur Einsicht und Besserung führt oder dem angefochtenen Gelegenheit gibt sich zu rechtfertigen; sie stählt die Männer des öffentlichen Vertrauens, zwingt sie zum Fleiße, zur Uneigennützigkeit und Überlegung; scheidet die rückständigen aus, welche in der Heimlichkeit gedeihen konnten und setzt vorgeschrittene an ihre Stelle. Sie beseitigt nicht alle Mängel, aber mindert sie und erzeugt das bessere.

Der Mensch hebt seinen Wert auf allen Bahnen: er beobachtet die Bewegungen der Welt, berechnet ihre Läufe und prägt die Ergebnisse aus in Gesetzen; blickt hinaus in das unabsehbare, erweitert seine Vorstellungen und fühlt sich höher als vordem; erkennt nicht länger Laune und Bosheit in den Weltvorgängen, sondern Ordnung und Schönheit; steht nicht fern einem unerforschlichen Willen gegenüber dem er als Sklave sich unterzuordnen habe, sondern erblickt ein gesetzlich geordnetes Ganzes, dessen Verlauf er erkennen und zum eigenen Wohle lenken könne; ihn umringen nicht länger grimmige Mächte, leicht zu beleidigen durch vermeintliche Sünden und rachsüchtig in ihren Strafen, sondern er erblickt die freundliche Weltseite als überwiegend; er erkennt daß jede Sünde eine Selbstbeleidigung sei, daß die Menschenliebe zum eigenen Vortheil diene, daß die Tugend gleich

sei mit dem freudigen Einklange aus welchem sowol das Glück des einzelen erwachse wie auch die Fortbildung der Menschheit.

§. 473. Gleichzeitig mit dem heben des Menschenwertes steigert sich auch das **Menschenrecht** in seinen verschiedenen Anwendungen.

Die gleichzeitig lebenden Menschen haben als Erben ihrer Vorfahren den Schatz an Bildung und Gütern in Benutzung, den die Lebensüberschüsse der vorangegangenen Menschheit im Laufe der Jahrtausende angehäuft haben. Möge derselbe auch unter die einzelen in ungleichen Maßen vertheilt sein, so gilt doch dieses nur für die zeitweilige Benutzung während der Lebensdauer; er gehört der Menschheit im ganzen und verbleibt derselben, wenn auch die einzelen Nutznießer sterben und sich gegenseitig ablösen. Es folgt daraus, daß jeder entstehende Mensch, mit dem ersten Atemzuge in die Genossenschaft der Menschheit eintretend, unbestreitbare Ansprüche an die vorhandene Erbschaft besitze, namentlich aber das Recht habe zu verlangen, daß ihm ein menschenwürdiges Dasein gesichert werde so weit der ererbte Schatz dazu ausreiche. Daß aber dieser genüge für alle Menschen erweist die Erfahrung, denn der Bildungschatz ist unerschöpflich und verliert nicht durch seine Vertheilung sondern gewinnt; der Schatz an Gütern reicht ebenfalls aus, denn alle Menschen leben und die stattfindenden Fälle des Mangels könnten ersichtlich ihre Ausgleichung finden im vorhandenen. Die berechtigten Ansprüche eines jeden neuen Menschenlebens sind also erfüllbar und deshalb ist es auch die Pflicht der übrigen ihnen zu genügen.

Der erste Anspruch, den der neugeborene besitzt, ist auf die Sicherung seines Daseins und seiner Heranbildung gerichtet. Seinen Närstoff hat er zunächst von der Mutter zu empfangen und seine Ernärung wird ihm aus den Lebensüberschüssen seiner Eltern gespendet, von denen er anfänglich auch die sonstige Sicherung seines Daseins empfängt; seine Heranbildung geschieht ebenfalls durch seine Eltern, denen in beiden Beziehungen der Verband (Stat oder Gemeinde) durch seinen Schutz und seine Einrichtungen Hilfe leistet. Der Verband hat aber bisher seine Hilfe nicht abgemessen nach dem sachlichen Erfordernisse und diesem in vollem Umfange zu genügen gesucht, sondern hat sie thunlichst beschränkt um die Eltern zu zwingen ihr äußerstes zu leisten; auch hat er ohne Scheu das aufwachsende Leben seiner werdenden Genossen allen Gefahren und Entbehrungen preisgegeben, welche aus dem Unvermögen der Eltern an Gütern und Bildung entstehen. Die Folgen dieser Vernachlässigung machen sich auffällig sichtbar im unverhältnißmäßigen Kindersterben, in der Kinderaussetzung

und dem Kindermorde; alles Folgen jener Vernachlässigung, welche den neuen Theilhaber an der Erbschaft der Menschheit allen Gefahren aussetzt statt seinem Daseine den nöthigen Schutz zu gewähren. Der Verband wähnt in seiner Kurzsichtigkeit er spare seine Güter, wenn er die Eltern zwinge ihr äußerstes zu leisten für die Kinder; in Wirklichkeit aber verschwendet er sie, indem er die vermeintliche Ersparung durch daraus folgende größere Verlüste wiederum einbüßt; würde große Gewinne erzielen, wenn er seine Hilfe lediglich nach dem sachlichen Erfordernisse und im weitesten Maße darreichte. Das unverhältnißmäßige Kindersterben ist ein unmittelbarer Geldverlust für den Verband; denn das werdende Leben hat den Eltern Opfer auferlegt, Aufwendungen gekostet und mit seinem Tode wird ein Vermögenstheil an Gütern Mühen und Arbeitlust begraben; ein Verlust, der nicht allein die Eltern trifft, sondern in geminderter Steuerfähigkeit und Ansammlung von Gütern auch den Verband benachtheiligt. Es ist der Verlust einer Ernte, und wenn auch die meisten Verwaltungen der Gemeinden oder Staten solches nicht erkennen, weil ihre Bildung sie nur befähigt einen Ernteverlust an Viehherden Fruchtbäumen oder Getreidefeldern zu ermessen, so steht dennoch die Thatsache fest, daß jedes sterbende Kind einen Verlust für die Menschheit bildet und zunächst für den Verband in dessen Kreise es vergeht. Die Einbuße prägt sich auch in den meisten Fällen in Geld aus; denn die Verbände lassen sich in der äußersten Bedrängniß Unterstützungen abringen und finden die Verwaltungen alsdann, daß häufig nur das Kindersterben und die vorangegangene Krankheit sowie die daraus folgende Schwächung der Eltern durch Arbeitversäumniß Nachtwachen u. a. die Quellen des entstandenen Elendes sind. Es zeigt sich in solchen Fällen, daß wenn der Verband durch seine Unterstützungen das Elend hinterher ausgleichen will, er viel größere Kosten aufwenden muß als vorher verstopfen der Quellen des Elendes erfordert haben würde. Noch augenscheinlicher wird der Verlust des Verbandes in allen Fällen der Kinderaussetzung und des Kindermordes; denn in beiden Fällen scheidet ein entstandenes Leben als Verlust aus dem Verbande; die Findlinge gehen mit seltenen Ausnahmen zu Grunde und der Verband trägt überdies die Last und Kosten der Bestrafung jener Mütter, welche aus mangelnder Fürsorge des Verbandes zu Verbrecherinnen wurden. Der Verband indem er Elend und Schande auf die verlassene Mutter und ihr entstandenes Kind häuft, erzeugt unmittelbar das Verbrechen und bürdet sich Verlüste und Lasten auf, weit größer als die Kosten welche genügt hätten das Leben zu erhalten und das Verbrechen zu verhüten. Jede Verbrecherin kostet in der Untersuchung und Bestrafung dem Verbande

ebenso viel wie die ausreichende Unterstützung einer hilflosen Familie, und die übliche Zeit der Bestrafung jener Verbrechen ist weit länger als die Zeit der Unterstützung welche ausgereicht haben würde das Verbrechen zu verhindern. Selbst wenn die Verwalter solcher Verbände roh genug sind, alle sittlichen Beweggründe zu verneinen um Geld zu ersparen durch Weigerung zeitiger und vorbeugender Hilfe, müßte die wachsende Erkenntniß der Verlüste sie zwingen ihre Menschenpflicht zu erfüllen. Die fortschreitende Bildung führt dazu, jedes entstehende Menschenleben als eine Bereicherung der Menschheit zu erkennen und den wohlverstandenen Eigennutz der Verbände zu pflegen durch Sicherung des Daseins und der Heranbildung eines jeden neugeborenen.

Zu diesem Zwecke hat man seit Jahrhunderten Findelhäuser eingerichtet gehabt, in welche Mütter ihre neugeborenen aussetzen können, so daß sie nicht durch Not oder Scham getrieben werden sie fortzuwerfen oder zu töden. Diese Hilfe hat sich aber fast ebenso schlimm erwiesen wie das Übel; denn die Mehrzahl der aufgenommenen Kinder stirbt frühzeitig und die erhaltenen kosten das Leben vieler Ammenkinder, denen die Mütter entzogen wurden um jene Findlinge zu ernären. Das Findelhaus zu Moskau rettete in 20 Jahren von 37,000 Findlingen nur 1000 und dasjenige zu Dublin von 12,000 nur 200; so daß man die Findelhäuser mehr oder weniger als Mordanstalten benennen könnte, die durch langes Siechthum den Tod erzielen, den sonst die zum Wahnsinn getriebene Mutter rasch herbeigeführt hätte. In anderen Städten sind Entbindung-Anstalten angelegt worden in denen Mütter sorgfältige Pflege finden; aber nur auf kurze Zeit um dann hilflos mit ihrem Säuglinge ausgewiesen zu werden; sie leisten Hilfe, aber unzureichend und heben deshalb nicht die Übel sondern mindern sie nur in einem Theile, um sie im übrigen fortbestehen zu lassen. Die Verbände erfüllten bisher nicht ihre Pflicht, gewährten dem entstandenen Leben nicht das Recht auf welches es als Miterbe der Menschheit gerechten Anspruch hat; sie verlieren deshalb noch unausgesetzt den vierten Theil ihrer neugeborenen im ersten Jahre, ungerechnet die heimlichen Verlüste durch Unterdrückung und Mord. Die genügende Hilfe kann nur erreicht werden durch Entbindung-Anstalten, welche jeder Mutter offen stehen und in denen sie so lange mit ihrem Säuglinge zusammen bleibt wie dessen Leben ihrer Gegenwart bedarf. Wenn demnächst die Mutter oder Eltern nicht im Stande sind, ausreichend für das junge Leben und dessen menschenwürdige Ausbildung zu sorgen, so wird der Verband diese Pflicht erfüllen, um zum eigenen Vortheile tüchtige Genossen heranzubilden,

deren Leben den Schatz der Menschheit nicht durch Laster und Verbrechen mindert sondern durch Bildung und Arbeit mehrt.

Der nächste Anspruch eines jeden Genossen ist auf Unterricht, auf volle Theilnahme an dem ererbten Bildungsschatze der Menschheit. Sein Antheil muß ihm werden, darf lediglich abgemessen werden nach seiner Fähigkeit und nur in deren Größe seine Grenze finden. Da überdies der Bildungschatz unerschöpflich ist, so liegt keinerlei Grund der Sparsamkeit vor um den einzelen zu beschränken. Das dringlichste zur Befriedigung des gerechten Anspruches wäre: die Fürsorge des States erstreckt über jeden Zweig und jede Stufe des Unterrichtes; freie und unentgeltliche Benutzung des Unterrichtes jeder Art durch jeden Genossen; Einführung des Schulzwanges, um die Verfügung über den Unterricht der Kinder unabhängig zu machen von den Mängeln der Erkenntniß der Eltern; Auswahl der zur höheren Erkenntniß befähigten und ihre Ausbildung durch den Verband. Auf diesem Wege würde jeder Verband die in seinen Genossen vorhandenen Fähigkeiten am geeignetsten zur höchsten Stufe der Bildung führen, welche zur Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen erreichbar ist; er würde dadurch jeden einzelen möglichst ergibig machen für die Gesammtheit.

Im weiteren Verlaufe der Heranbildung des aufwachsenden Menschen erwächst der Anspruch auf Gestattung der Theilnahme an den Arbeiten der Gesammtheit, und zwar auf Beschäftigung in den Gebieten, auf welche die besonderen Fähigkeiten den einzelen anweisen. Die gleichzeitig lebenden haben als Erben ihrer Vorfahren nicht allein das Recht empfangen, den hinterlassenen Schatz an Bildung und Gütern zu benutzen, sondern damit auch die Verpflichtung übernommen diesen Schatz bereichert ihren Nachkommen zu hinterlassen. Diese Pflicht erstreckt sich über jeden einzelen und er erlangt dadurch das Recht zum verlangen, daß der Verband ihn nicht hindere seinen Theil zur Bereicherung beizutragen; daß er vielmehr ihm jede Bahn eröffne auf welcher er seine besonderen Fähigkeiten zum Wohle der Gesammtheit geltend machen könne. Jede nützliche Arbeit dient jener Bereicherung und jeder Mensch besitzt seine besondere Befähigung für bestimmte Arbeiten; in seiner Abstammung oder äußeren Stellung liegt keine Richtschnur zur Erkenntniß derselben, sondern sie kann nur im ausbilden und anwenden ihre Besonderheit bethätigen. Es folgt daraus, daß jeder Zweig der nützlichen Arbeit Jedermann offen stehen müsse, damit er in der für das Gemeinwesen vortheilhaftesten Weise gepflegt werden könne und zugleich jeder einzele auf die für ihn richtige Bahn gelange. Dazu ist erforderlich, daß jede Beschränkung aufgehoben werde, welche Bahnen verschließt oder ihr betreten erschwert

um sie einer bevorzugten Klasse oder Minderheit vorzubehalten: alle Hemmungen durch Zunftgesetze und Prüfungen, welche der Arbeit unnützer Weise Zwang auferlegen, werden hinfällig sobald das Recht eines jeden auf freie Anwendung seiner Besonderheiten zu nützlichen Arbeiten anerkannt wird. Es wird ferner jedes Hinderniß beseitigt werden müssen, welches dem einzelen das aufsuchen der Gelegenheiten zum anwenden seiner Kräfte erschwert: die Freizügigkeit muß gleichzeitig mit der Gewerbfreiheit jedem Genossen kostenlos gewährt werden. Diese Rechte haben aber nicht allein auf die Gewerke sich zu erstrecken, sondern werden auf jeden Zweig der nützlichen Arbeit auszudehnen sein, also auch auf die Beschäftigungen der Priester Ärzte Anwälte u. a., zu deren betreiben allerdings besondere Kenntnisse und Fähigkeiten gehören, aber nur wie zu jedem anderen; so daß es zu ihren Gunsten keiner besonderen Beschränkung bedarf um die Ausübung einer begünstigten Minderheit zu sichern. Daß die Genossen jener Geschäfte nach einer Bevorzugung streben und das angebliche Erforderniß höherer Kenntnisse oder Zuverlässigkeit geltend machen, entspringt der gleichen Befangenheit, mit welcher die Genossen der zünftigen Gewerke gleiches erstreben mit den selben Gründen: beide Gattungen schützen vor daß sie durch zünftige Beschränkungen ihre Mitbürger sichern wollen gegen schlechte Behandlung, wollen aber den selben Mitbürgern nicht die Entscheidung überlassen, ob sie dieses Schutzes bedürfen oder sich selbst schützen wollen. Sie werfen sich unberufen auf zu Vormündern und wollen ihre Mitbürger zwingen ihrem Schutze sich zu überlassen, unter dem vorgeben daß der selbe notwendig sei. Es liegt darin eine gemilderte Anwendung des Grundsatzes der Sklavenhalter; denn wie diese sagen: „Der Sklave ist nach unserer Meinung unfähig frei zu sein, folglich halten wir ihn in Sklaverei," so sagen auch die Zünftler (Priester Anwälte Ärzte Gewerker u. a.): „Unsere Mitbürger sind unfähig sich gegen mangelhafte Leistungen zu schützen, deshalb wollen wir sie bevormunden." Je mehr die Bildung zunimmt desto mehr steigert sich das Gefühl der Mündigkeit welches jede Bevormundung zurück weist: das Recht eines jeden Genossen auf ungehemmte Anwendung seiner besonderen Fähigkeiten zu nützlichen Arbeiten, wird zur Aufhebung aller wohl und übel gemeinten Beschränkungen zwingen je mehr es zur Anerkennung gelangt.

Eine der wichtigsten Anforderungen des erwachsenden Menschen ist auf Freiheit der Ehe gerichtet. Die Erhaltung der Menschheit bedingt die Ehe als Vereinigung des geschlechtlich in zwei Hälften getrennten Menschen. Die Verjüngung der lebenden durch den Nachwuchs kann am zweckmäßigsten geschehen, wenn die ganze Manchfach-

heit der einzelen zu jenem Zwecke wirksam ist. Dazu bedarf es zunächst der freien Liebeswahl, als alleinige Bedingung der Ehe, weil nur sie die ausreichende und tüchtigste Verjüngung der Menschheit zu sichern vermag. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit der Aufhebung aller Beschränkungen, welche die Eheschließung hindern aus Gründen die der Liebeswahl fern sind, oder welche die geschlossenen Ehen zusammen halten, auch wenn ihre Grundlage geschwunden ist und die Liebeswahl ihre Auflösung bedingt. Es sind allmälig die ehemaligen Beschränkungen gemindert worden und so wird auch mit zunehmender Bildung die Erkenntniß wachsen, daß es für die Zwecke der Menschheit notwendig und vortheilhaft sei: die Ehe zur Alleinherrscherin im Geschlechtsleben zu machen und sie eintreten zu lassen ohne Rücksicht auf gesicherte Ernärung, sobald die naturgemäßen Vorbedingungen der Fähigkeit und Liebeswahl die Eheschließung ermöglichen; ferner den Fortbestand der Ehe lediglich von der gegenseitigen Liebe abhängen zu lassen; und die Fortbildung des Nachwuchses, durch welchen nicht die Eltern sondern der Verband verjüngt werden soll, durch Unterstützung der Eltern mittelst Steuerermäßigung u. a., sowie durch Unentgeltlichkeit des Unterrichtes zu fördern.

In der Ehe der Jetztzeit sind zumal die Rechte der weiblichen Menschenhälfte beeinträchtigt, welche darin wie in ihrer ganzen Stellung noch die gemilderte Sklavenkette trägt, welche bei rückständigen Völkern in voller Härte auf ihr lastet und bis zur Gegenwart durch die Rohheit des Männerstates (§. 310) sich erhalten hat. Es walten noch jetzt die anfänglichen Gründe der Unterdrückung, wenn auch der fortgeschrittenen Bildung gemäß milder ausgesprochen: die mindere Muskelkraft der weiblichen Hälfte soll es noch jetzt wie vordem rechtfertigen sie zu beschränken in ihrer menschlichen Geltung. Der Afrikaner spannt sie vor den Pflug, läßt sie Holz hauen, Korn mahlen u. a., weil er sich stark genug fühlt sie zwingen zu können ihm diese rohe Arbeit abzunehmen; der reiche Morgenländer sperrt sie ein in seinem Harem, weil er stark genug ist sie zwingen zu können; der Europäer schließt sie aus von den meisten Zweigen nützlicher Thätigkeit, weil er die Gewalt besitzt sie auf häusliches arbeiten oder verkümmerndes faullenzen zu beschränken: alle jene Männer beflissen ihr eigenes behagen als höchsten Grund geltend zu machen. Der weiblichen Hälfte wird nicht das Recht der Wahl eingeräumt; sie wird vielmehr gezwungen nach männlicher Ansicht ihre Ausbildung zu beschränken; denn die Männer sind im Besitze der erforderlichen Gewalt, um den Zwang ausüben zu können.

Das männliche Übergewicht an roher Kraft hat längst aufgehört, in der Fortbildung der Menschheit eine hervor ragende Wertschätzung

zu verdienen: der Krieg hat aufgehört die höchste und dringendste Thätigkeit der Völker zu sein und die Friedensbeschäftigungen der Menschenkraft steigern sich immer mehr zu Arbeiten welche Feinheit erfordern, also der Besonderheit der weiblichen Hälfte vorzugsweise entsprechen. Es liegt deshalb kein sachlicher Grund vor, um sie auszuschließen von der Theilnahme an nützlichen Arbeiten; vielmehr bedingt es die Fortbildung der Menschheit, daß ihnen jede Möglichkeit eröffnet werde ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu verwenden auf nützliche Arbeiten solcher Art, wie sie ihrer Besonderheit angemessen finden. Die Gründe, welche Männerrohheit dawider geltend machen, äneln der Sklavenregel, welche dem Sklaven die Fähigkeit zur Freiheit abspricht und ihn deshalb, angeblich zum eigenen Wohle ewig in Sklaverei halten mögte: sie besagen daß weil die weibliche Hälfte bisher ihre Fähigkeit zu den Geschäften der Männer nicht erwiesen habe, auch zu schwach sei um sich selbst leiten zu können, so müßte sie von den Geschäften ausgeschlossen und unter männlicher Vormundschaft verbleiben. Wie man dem Sklaven die Gelegenheit wehrt, seine Fähigkeit zur Freiheit zu bethätigen, um dann aus dem Mangel an sichtbarer Fähigkeit die Notwendigkeit seiner Sklaverei zu erweisen: so wehrt man auch der weiblichen Hälfte die Gelegenheiten ihre Fähigkeiten zu bilden und anzuwenden, um alsdann aus deren Nichtbethätigung zu erweisen, daß sie unfähig sei. Dennoch hat die fortschreitende Bildung dazu geführt, die Sklaverei und Unterdrückung der weiblichen Hälfte allmälig zu mindern, ihr zu gestatten an den Arbeiten der Männer Theil zu nehmen und selbständig über ihre Kräfte und Güter zu verfügen. Es befinden sich z. B. gegenwärtig in Nord-Amerika 256 weibliche Ärzte, welche allen Hindernissen zum Trotze sich vollständig ausgebildet haben, und neben den männlichen Ärzten ebenbürtig der Menschheit dienen, indem sie ihrem eigenen Geschlechte die zartere und willkommnere Hilfe leisten. In Handelstädten, namentlich der Niederlande, haben oftmals Frauen an kaufmännischen Geschäften wirksamen Antheil. Wenn gar die Fälle der Geschichte betrachtet werden, in denen Frauen Völker beherrschten, zeigt sich durchgehends daß sie der Aufgabe besser genügten als die Männer, welche in denselben Stellungen voran gegangen waren oder folgten. Die Erbfolge zu beschränken auf männliche Nachkommen hatte nur in rückständigen Zeiten einen scheinbaren Grund in der Kriegsherrschaft; in der Gegenwart würde wenn eine einseitige Thronfolge geltend bleiben sollte, die weibliche Folge zweckmäßiger sein als die männliche: die Engländer beklagen es nicht von einer Königin beherrscht zu werden, und andere Völker hätten Veranlassung genug um zu wünschen diesen Weg der Verbesserung beschreiten zu dürfen.

Es sind in neuerer Zeit manche Beschränkungen aufgehoben worden, welche der weiblichen Hälfte auferlegt waren; allein es bleiben noch viele gesetzliche und noch mehr in den Sitten liegende Hemmungen, deren walten die Fortbildung der weiblichen Menschheit hindert, ihr Recht schmälert und ihr Glück stört. Die Gesetzgeber haben sich gemüßigt gesehen, allein stehenden Frauen die Verfügung über ihre Kinder und Güter einzuräumen, ihnen zu gestatten die Geschäfte ihrer Männer fortzusetzen; auch die weibliche Menschenhälfte in Bezug auf Verbrechen in gleichem Maße zur Verantwortung zu ziehen wie die männliche. In den wichtigsten Beziehungen des Lebens, sowol in der Verfügung über ihr eigenes Lebensglück durch Eheversprechen wie auch den Strafgesetzen gegenüber, werden kaum erwachsene Jungfrauen ebenso befähigt erachtet wie die Männer; aber thörigter Weise hält man sie unfähig, über Gelder zu verfügen und zu der Verbesserung der Gesetze mitzuwirken deren sie sich bewußt sein sollen: ihre Zurechnungfähigkeit wird ganz willkürlich eingeräumt oder abgeleugnet ohne sachliche Begründung. So haften an der weiblichen Hälfte noch die Überbleibsel der ehemaligen Leibeigenschaft; deren Vernichtung der neuen Welt obliegen wird, indem sie den unterdrückten das Recht der Arbeit, der freien Liebeswahl und der vollberechtigten Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten einräumt. Der Denker Mill sagt hierüber: „Niemand behauptet jetzt noch, daß Frauen in persönlicher Knechtschaft stehen, daß sie keine andern Gedanken, Wünsche und Beschäftigungen haben sollen, als die Lastthiere ihrer Gatten, Väter oder Brüder zu sein. Es ist verheiratheten Frauen gestattet und braucht noch wenig, um auch unverheiratheten gestattet zu sein, verfügbares Eigenthum zu besitzen, auch Vermögens- und Geschäftsinteresse zu haben gleich den Männern. Man hält es nützlich und angemessen, daß Frauen denken, schreiben und unterrichten. Werden diese Dinge gestattet, so hat die politische Ausschließung keinen Grund mehr, auf dem sie ruhen könnte. Die menschliche Gesellschaft darf nicht für den Einzelen feststellen wollen, wozu er am geeignetsten sei oder wozu nicht, was zu thun man ihm gestatten dürfe oder was nicht." Es liegt wesentlich an den Frauen selbst, die ihrem Geschlechte gebürende Stellung zu erkämpfen, indem sie namentlich in den Sitten und ihrem Urtheile über einander geltend machen, daß ihnen die Arbeitwege Bahnen der Bildung und das Recht der freien Verfügung zukommen. Der auf ihnen lastende Druck der Vorzeit schmälert allerdings ihren Einfluß und ihre Kräfte; allein ihr bemühen wird erfolgreich sein so weit sie es daran wenden, und je mehr sie erreichen desto leichter wird es ihnen werden weiteres zu erlangen.

Die allgemeinste Forderung, welche der einzele an die Gesammt-

heit zu machen hat ist die des gleichen Rechtes den Gesetzen gegenüber. Es sind jedem zu gewähren: allgemeine Geltung der Gesetze, gleiche Verantwortlichkeit und Rechtsicherung mit allen Genossen, Abmessung der Strafen nach den Verhältnissen gleicher Wirkung. Die Gesetze und Strafen haben den Zweck, die einzelen Genossen zu verhindern zum Nachtheile des Verbandes ihr Eigenwesen geltend zu machen: die Gesetze sollen jeden einzelen in Kenntniß setzen von den Beschränkungen welche der Verband jedem seiner Genossen auferlegt; die Strafen dagegen sollen auf den Willen der einzelen einwirken, der Erkenntniß aller einen weiteren Beweggrund verleihen um jene Beschränkungen inne zu halten. Jeder Genosse hat demnach das Recht zu fordern, daß genügende Einrichtungen getroffen werden, um ihm ausreichende Kenntniß zu geben von den Gesetzen welche seine Lebensbezüge betreffen, daß ihm zeitig gelehrt werde was der Verband von ihm verlange und welches thun der Verband bestrafen wolle; denn ohne Erkenntniß ist es unmöglich das befohlene zu thun und das verbotene zu meiden. Diesem berechtigten und sachgemäßen Anspruche wird nirgends genügt, denn selbst bei den freiesten Völkern ist die Gesetzkunde kein Theil des allgemeinen Unterrichtes. Gleich wie man der Jugend die indischen Gewächse und afrikanischen Thiere kennen lehrt, aber nicht das Getreide und die Hausthiere der Heimat, so wendet man auch die Unterrichtsstunden an um ihnen die biblischen und hellenischen Sagen der Vorzeit einzuprägen, die Geschichte und Gesetze rückständiger Völker und Zeiten; aber nicht die Gesetze der Gegenwart, des Verbandes in welchem der Mensch lebt, die er zu seinem Theile genau kennen sollte um deren Gunst benutzen und ihre Strafe meiden zu können. Auf das unermeßliche unendliche und unerfaßliche lenkt man den Blick der Menschen und läßt sie dabei stolpern über das vor ihren Füßen liegende: unerforschliche Rathschläge sollen sie kennen lernen als Religion, aber nicht die begreiflichen Gesetze ihrer Genossen von denen unmittelbar ihr Wohl und Wehe abhängt. Wie die Jugend so werden auch die erwachsenen in Unkenntniß erhalten über die herrschenden Gesetze: nirgends wird dafür gesorgt in sachlich geordneter Weise die Gesetze zu sammeln zu sichten und in gemein faßlicher Ausgabe jedem zugänglich zu machen. Wer wissen will was der Verband befehle oder verbiete, kann dieses nirgends durch eigene Einsichtnahme der Gesetze erfahren, und selbst wenn er sich an einen Rechtsgelehrten wendet, vermag dieser nur nach durchstöbern des Wustes der Gesetze eine vorläufige Ansicht zu geben, deren zutreffen er keineswegs gewährleisten mag. Eine so heillose Nachlässigkeit des Verbandes wäre schwer zu erklären, wenn nicht allenthalben die Gesetzgebung und deren Verwaltung in den Händen einer besonderen Genossenschaft von Rechts-

gelehrten lägen, deren Notwendigkeit einzig und allein auf der Verworrenheit der Gesetze und der allgemeinen Unkenntniß der Völker beruht, aus denen sie ihre Einnahmen erzielen müssen. Je zahlreicher verworrener und widersprechender die Gesetze, desto mehr bedarf es der Richter und Advokaten; in einer Beschäftigung welche es nicht mit dem Rechte zu thun hat wie es im Rechtsbewußtsein und dem Verstande des Volkes ruht, sondern mit dem Wortlaute der zweideutigen Gesetze, darf man nicht erwarten daß die edleren Beweggründe erwachsen, deren es bedarf wenn eine besondere Menschenklasse sich selbst überflüssig machen soll. Die Richter könnten sich allerdings bewegen lassen durch die Absicht ihre eigene Arbeit zu mindern; dem stehen aber theils Geschäftsüberhäufung, theils Trägheit entgegen. Von den Advokaten dagegen ist keine Abhilfe zu erwarten; denn daran gewöhnt einseitig jegliches zu verfechten was ihnen aufgetragen wird, werden sie am wenigsten geneigt sein wider ihren eigenen Vortheil zu kämpfen, dadurch daß sie die allgemeine Kenntniß der Gesetze fördern. Richter und Advokaten sind fast allenthalben bemüht durch möglichst schwer verständliche Handhabung im verfahren und der Urtheilfassung ihren außen stehenden Mitbürgern die Gesetzkenntniß geflissentlich zu erschweren, und deshalb darf auch die Abhilfe nicht von ihnen erwartet werden.

Auch die gleiche Verantwortlichkeit und Rechtsicherheit aller Genossen ist nicht verhanden und wird noch weniger durch die Rechtsgelehrten gefördert. Die Verantwortlichkeit eines Verletzers kann sachlich nur bemessen werden nach dem Maße seiner Erkenntniß; denn ein Mensch, möge er den Jahren nach auch mündig sein, darf in Bezug auf Gesetze die er nicht kennen lernen konnte, nicht als zurechnungfähig gelten. Demungeachtet wird der unwissende ebenso verantwortlich gemacht wie der kenntnißvolle, und der Verletzer muß büßen für die Nachlässigkeit des Verbandes der ihn in Unwissenheit ließ, und doch so bestraft als ob er gleich anderen die volle Erkenntniß besäße. Die Gleichheit der Rechtsicherung ist noch weniger vorhanden; denn nicht allein daß Verletzungen des Eigenthumes, wie arme Genossen sie als Diebstahl u. a. verüben, weit schärfer bestraft werden als die besonderen Arten welche wohlhabende zu dem selben Zwecke als Unterschleif Betrug u. a. anwenden, sondern jene Eigenthums-Verletzungen werden in der Regel auch im Verhältnisse zu Verletzungen des Körpers anderer übermäßig scharf bestraft. Auch wird jeder Schritt zur Sicherung des eigenen Rechtes so sehr mit Kosten erschwert, daß der ärmere hier ebenso ungünstig gestellt ist wie im Morgenlande wo er den Richter bestechen muß. Wie dort der reiche Gegner gewinnt weil er am meisten schenken kann, so hat er hier den

Vorsprung daß er die Kosten am ehesten zu tragen vermag, wogegen der ärmere zum Bettler werden kann längst bevor es zur Entscheidung kommt. Was diesen Rechtsunterschied noch steigert, sind die Berufungen von niederen Gerichten zu höheren, welche es dem vermögenden erleichtern den ärmeren zu Grunde zu richten. Dieser Instanzenzug soll dienen um die Verworrenheit der Gesetze und die Unfähigkeit der meisten Richter möglichst unschädlich zu machen; er hat aber durch widersprechende Entscheidungen die Verworrenheit gemehrt und der Unfähigkeit der Richter durch mindern ihrer Verantwortlichkeit wesentlichen Vorschub geleistet. Die Rechtsicherheit ward überdies wesentlich beeinträchtigt im Verhafte: der wohlhabende kann in vielen Fällen durch Bürgschaft der Haft entgehen, aber der ärmere muß seine Freiheit entbehren so lange bis die Untersuchung seine Schuldlosigkeit herausstellt. Ihm wird das Elend der Haft zugefügt und seiner Familie der Versorger entzogen um eines Verdachtes willen; über eine Familie herbe Strafe verhängt bevor die Strafwürdigkeit erwiesen ist. In der Untersuchung macht sich die selbe Ungleichheit geltend: der ärmere findet selten einen erfahrenen Anwalt; die Richter dagegen sind meistens so sehr daran gewöhnt alles und jedes von den Anwälten fertig bereitet geliefert zu empfangen und zu träge um über das hinaus zu gehen was ihrer Bequemlichkeit unterbreitet wird, daß der ärmere in zweifelhaften Fällen fast immer verliert. Dazu kommt, daß die Richter den vornehmeren Kreisen angehören, deren Vorstellungen theilen, zu ihnen sich neigen, und dagegen den Verhältnissen der ärmeren fern stehen, manche Vorurtheile wider die selben hegen und mehr oder weniger unbewußt ihr Recht schmälern; abgesehen von Fällen der Bestechung in denen der Reiche jedesmal ein Übergewicht hat. Dazu kommt noch, daß den Rechtsfragen der wohlhabenden, lediglich weil sie größere Beträge ausmachen, höhere Gerichte angewiesen sind, ihnen größere Sachkenntniß und sorgfältigere Prüfung gewidmet wird. Die Rechtsfragen der ärmeren dagegen, wenn sie auch grundsätzlich für das Rechtsleben ebenso wichtig sind und für das Lebensglück der Betroffenen von viel größerem Belange, werden unteren Gerichten oder gar der Polizei zugewiesen, um zerrüttend langsam und kostspielig oder in dürftiger und eilfertiger Weise abgemacht zu werden. Die Polizeien entscheiden häufig in wenig Stunden über Wohl und Wehe der ärmeren für zeitlebens, während den gleichen Fragen eines wohlhabenden um des Geldbelaufes willen von hohen Gerichten eine dreimonatliche Prüfung gewidmet wird; mit Innehaltung aller Formen, um der sorgfältigen Erwägung jede Möglichkeit zu bieten und gegen Übereilung Einseitigkeit oder augenblickliche Befangenheit das Urtheil zu sichern.

Bei allen Völkern waltet noch die Ungleichheit der Standesgerichte: der Adel hat vielerwärts seine besonderen Gerichte; die Richter und Advokaten haben nur bei höheren Gerichten ihren Gerichtsstand; der Krieger untersteht auch im Frieden besonderen Kriegsgerichten; Priester vielerwärts ihren Priestergerichten u. s. w., woraus entweder eine Rechtsverkümmerung für andere entsteht, die nicht dem Stande angehörig dennoch als Partei ihr Recht dort suchen sollen, oder eine beabsichtigte Verschärfung für den Standesgenossen: also in beiden Fällen wissentliche Rechtsungleichheit. In der Gegenwart macht sich das bemühen geltend, diese Begünstigungen und Verschärfungen als Abweichungen von der Rechtsgleichheit nach beiden Seiten zu beschränken und schließlich zu beseitigen. Damit wird aber keineswegs die völlige Rechtsgleichheit erreicht worden sein; denn es liegen noch viel größere Ungleichheiten in der Eintheilung der Rechtsfragen nach ihrem Geldbelaufe, in der ungerechten Begünstigung der Vergehen wohlhabender, in der unverhältnißmäßigen Bestrafung der roheren Verletzungen des Eigenthumes, in der Kostspieligkeit und Verschleppung des Rechtsverfahrens, der Einseitigkeit der Richter in ihrer Bildung und ihren Lebens-Gewohnheiten u. s. w., sämmtlich zum Nachtheile derer, welche nicht Bildung und Güter genug besitzen um jene Hemmungen der Rechtsuchung überwinden zu können. Es bedarf eingreifenderer Mittel zur Herstellung wirklicher Gleichheit in der Rechtsverwaltung; denn die Anwendung gleicher Formen auf alle Genossen ohne Unterschied führt geradezu zur Ungleichheit, indem sie die Verschiedenheit der einzelen an Bildung und Gütern unberücksichtigt läßt. Solchen Mitteln hat bereits die Erkenntniß sich zugewendet so daß ihre stufenweise Herbeiführung nicht ausbleiben kann; sie bestehen in der

Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens;
Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtsverhandlungen;
Entscheidung der Thatfragen durch Sachverständige und nach dem Rechtsbewußtseine der Gegenwart;
Abmessung der Strafe nach den Verhältnissen der Verantwortlichkeit des schuldigen.

Die Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens wird erstrebt durch neue Gesetzbücher, welche die leitenden Grundsätze feststellen nach denen Streitfragen zu beurtheilen sind, und das Verfahren vorschreiben welches zu beobachten ist um die richtige Entscheidung herbeizuführen, mit den geringsten Nachtheilen für den Verband und dessen bezüglichen Genossen. In der Gegenwart bilden bei den meisten Völkern die Gesetze in ihrer Gesammtheit ein verworrenes weitmaschiges Gewebe, hie und da aufgestellt um Übelthäter zu fangen,

welche den Verband verletzten oder einzele Mitgenossen. Fast alle feineren Verletzungen schlüpfen hindurch, und wer die Lücken kennt entzieht auch gröbere Vergehungen dem Fange; wer genau weiß wie weit die Gesetze reichen umgeht sie ungestraft, denn bei unabsehbarer Weitschweifigkeit in ihren Einzelheiten sind sie überaus leicht und locker in ihren Grundzügen. Statt leitender Grundsätze enthalten sie eine Unzahl besonderer Vorschriften, die aber keineswegs alle Fälle begreifen, dabei gegenseitig sich ergänzen sollen oder aufheben, die sich theils bestätigen theils widersprechen, allerorts so nachlässig gefaßt daß sie die widersprechendsten Auslegungen begründen. Die Unfähigkeit der rechtsuchenden aus diesem Gewirre die günstigen Vorschriften und entscheidenden Gesichtspunkte zu ermitteln, auch die Trägheit vieler Richter welche die Mühe der eigenen Untersuchung scheuen, hat zur Verwendung von Sachwaltern geführt; deren Kenntniß darauf sich beschränkt, die Gesetze zu Gunsten ihrer Auftraggeber zu benutzen mit allen ihren Lücken und Zweideutigkeiten, deren Thätigkeit vornämlich darauf sich richtet ihre Partei mit allen Mitteln einseitig zu vertreten, nicht zur Erforschung der sachlichen Rechtsfrage zu dienen, sondern durch benutzen aller Stärken und Schwächen der Gesetze ihrem zahlenden Auftraggeber zum Siege zu verhelfen. Ihre Stellung erfordert nicht daß sie vom Rechte der vertretenen Sache überzeugt seien, sondern ist es damit vereinbar daß sie das schreiendste Unrecht vertheidigen, indem sie solches wider die eigene Überzeugung als gesetzmäßig darstellen und geltend machen; auch werden ihnen keine Grenzen in der Anwendung der Mängel der Gesetze oder bezüglich der Wahrheit ihrer Behauptungen vorgeschrieben. In Folge dessen sind ihre Bemühungen keine Erleichterungen sondern Erschwerungen des Rechtsverfahrens, indem sie den Richtern die Ermittlung der Wahrheit durch Verdunkelungen und selbst Lügen schwer machen, den Recht suchenden überdies die Erreichung ihres Zweckes vertheuern; weil ihr eigener Vortheil es erheischt jede Rechtsache so viel wie möglich in die Länge zu ziehen, um ihre Bemühungen um so einträglicher zu machen. Das eingerissene Unwesen, welches den ganzen Stand der Advokaten in Verruf gebracht hat, wird durch die fortschreitende Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens sich mindern; denn der einzele wird alsdann um so eher im Stande sein, sein Recht zu erkennen und selbst zu befürworten, auch die Richter gezwungen sein, ihre Fähigkeiten höher zu entwickeln und ihre Kräfte stärker anzustrengen, um der größeren Verantwortlichkeit durch gründliche und dabei rasche Ermittlung der Entscheidungen zu genügen.

Das eingreifendste Mittel besteht in der Vereinfachung der Gesetze, und dazu bedarf es: erstens einer neuen geregelten Abfassung;

zweitens der Vorkehrung, daß jede Ergänzung oder Änderung an der bezüglichen Stelle des Gesetzbuches eingefügt werde, nicht als gesonderte Verordnung nebenher bestehe; drittens der durchgehenden Überarbeitung der Gesetzbücher in regelmäßigen Zeitabständen von 10 oder 15 Jahren. Die Einfachheit des Rechtsverfahrens würde sich schon ergeben, wenn statt der endlosen Aufzählung von Vorschriften für die Einzelfälle die gemeingiltigen Grundsätze gegeben würden; wenn Schwurgerichte und Fachgerichte die Urtheile fälleten ohne Berufung, also die erschwerenden und Zeit raubenden Instanzenzüge aufhörten und doch die Rechtsicherheit sich mehrte; wenn ferner an die Stelle der vergilbten Bücherweisheit das Rechtsbewußtsein der Gegenwart in den Gesetzen zum Ausdrucke gelangte, damit die Rechtskenntniß aller dadurch gefördert werden könnte. Die herrschenden Gesetzbücher, selbst die neueren, wie z. B. der Code Napoléon, sind so abgefaßt, als ob es darum sich handele Menschen ohne Ehre Rechtsbewußtsein und Ersparnisse thunlichst zu schützen, dagegen den ehrlichen zutrauensvollen und arbeitsamen in der Rechtsuchung zu hindern, ihm die Hilfe der Gerichte thunlichst zu verleiden und den Advokaten die Gelegenheit zu bieten die Rechtsfragen zu verwirren, die Gerichte zu täuschen und ihre Auftraggeber zu rupfen. Wenn die Parteien würfelten um ihre Rechtsfrage würden sie ebenso große Rechtsicherheit genießen wie in den meisten Gerichten und Gesetzbüchern, die im wesentlichen dem redlichen geringe Hilfe bieten, desto mehr aber dem unredlichen, dem alle Mängel der Gesetze und Gewohnheiten dienen. Im Güterrechte wie im Strafrechte wird eine Besserung nur erreicht werden können wenn die Gesetzbücher nicht von Advokaten für Advokaten gemacht werden, sondern durch das Volk für das Volk.

Die Öffentlichkeit und Mündlichkeit haben bei allen Völkern welche derselben sich bedienen so sehr ihre Vorzüglichkeit erwiesen, daß man dort um keinen Preis sie aufgeben mögte; aber andere Völker bei denen sie noch nicht eingeführt sind danach verlangen. Die Vortheile begünstigen nach allen Seiten: die Öffentlichkeit dient als Sittenwächter für die Richter und Parteien, indem sie den Einfluß der niederen die Rechtfindung erschwerenden Mittel mindert; sie erleichtert die Ermittelung der Wahrheit, welche durch unmittelbare Anschauung der Sache und Parteien leichter gewonnen wird als im heimlichen Gerichtsverfahren aus den durch Lügen und Täuschungen verworrenen Schriftstücken; weil im Gerichte die meisten Lügner erröthen oder sich scheuen, wogegen das Papier nicht erröthet und die geschriebene Lüge keine Scham kennt. Die Öffentlichkeit dient zur Verhütung der Vergehen, indem manche aus Scheu vor der öffentlichen Bloßstellung unterlassen was sie dem heimlichen Gerichtsver-

fahren gegenüber ungescheut ausüben. Die Mündlichkeit in Gegenwart beider Parteien erleichtert wesentlich die Ermittelung des Thatbestandes, indem sie den Rechtsuchenden gestattet sich gegenseitig in Verhör zu nehmen und dadurch in wenigen Minuten festzustellen was im schriftlichen Verfahren nur durch langwieriges forschen ermittelt werden kann, wenn es nicht gar durch gelungene Verdunkelungen der Anwälte den Richtern gänzlich entgeht. Die Mündlichkeit verhütet überdies Vergehen, indem fast jeder der seines Rechtes nicht gewiß ist sich scheut dasselbe mündlich rechtfertigen zu wollen; wogegen er beim schriftlichen Verfahren sich sicher fühlt, wenn er einen geschickten Anwalt sich verschafft, der für ihn alle Hilfmittel des Unrechtes aufbieten kann und durch Geschicklichkeit die rechtlichen Mängel der Sache zu ergänzen vermag.

Die Entscheidung der Thatfragen durch Sachverständige und nach dem Rechtsbewußtseine der Gegenwart geschieht am einfachsten durch Fachgerichte und Geschworene. Diese haben allenthalben wo sie eingeführt worden sind, so sehr sich bewährt, daß ihre Beibehaltung gesichert wird und dort wo sie noch mangeln ihre Einführung erstrebt wird. Die Vortheile der Fachgerichte haben sich am auffälligsten erwiesen in den Handelsgerichten, aus Kaufleuten zusammengesetzt, welche vermöge ihrer täglichen Erfahrung zur genauen Kenntniß der einschläglichen Verhältnisse gelangt sind und die Fähigkeit der Beschlußfassung erworben haben, so daß sie weit mehr als die Rechtsgelehrten im Stande sind rasch und zutreffend einen Entscheid zu fällen. Gleiches findet sich bei den Gewerbgerichten, welche aus erfahrenen zusammengesetzt binnen einer Stunde zutreffend beurtheilen was bei gelehrten Richtern Monate zu den Verhandlungen erfordert, die nur zu oft in irrigen Entscheidungen enden. Je vielseitiger überhaupt das Leben der Völker sich gestaltet, je seltener der einzele das ganze zu überschauen vermag und deshalb gezwungen ist auf ein Fach oder einen engen Kreis sich zu beschränken, desto stärker tritt das ungenügen der gelehrten Richter hervor; deren Kenntniß in einseitiger und beschränkter Weise vorwaltend auf starre Formen und wörtliche Auslegung mangelhafter Gesetze sich richtet. Die sachliche Erkenntniß der ihnen vorliegenden Fragen kommt dagegen nicht zur Geltung, weil ihnen die Fähigkeit des Urtheiles mangelt, ihnen auch die Mittel unbekannt sind durch welche die Sachkenntniß anderer in zweckdienlicher und ausreichender Weise zur Hilfe genommen werden könnte. Die gelehrten Richter wollen nämlich der Regel nach ihren Mangel an Sachkenntniß dadurch ausgleichen, daß sie je nach dem Fache zu dem die vorliegende Angelegenheit gehört, Sachverständige zu Rathe ziehen, diesen aber nicht den Sachverhalt sondern einzele Fragen vorlegen

welche nach ihrem ermessen besondere Fachkenntniß erfordern, und dann glauben auf Grund der empfangenen Antworten im Stande zu sein einen Entscheid zu fassen. Die also welche selbstbewußt die Sache nicht kennen, wollen demungeachtet selbst darüber bestimmen, was ihnen zu ihrer Erkenntniß mangele, und wenn nach der Meinung des unwissenden seine Unwissenheit ergänzt worden ist, dann dünkt er sich befähigt urtheilen zu können. Die richtige Entscheidung ist jedenfalls viel treffender zu erlangen, wenn Sachverständige nicht durch Beantwortung einzeler Fragen des unwissenden mitwirken, sondern die ganze Frage untersuchen, und diese Gewißheit wird immer mehr dazu treiben die Rechtsgelehrten auf ihr besonderes Fach zu beschränken, ihnen das Formelle und die wörtliche Gesetzauslegung zuzuweisen, dagegen das sachliche der verschiedenen Streitfragen in voller Ausdehnung durch Fachkundige ermitteln und entscheiden zu lassen.

Zurückdrängen der einseitigen Gelehrten in ihr besonderes Fach wäre die Wiederherstellung des Rechtszustandes unserer Vorfahren, der altarischen Einrichtungen des gesunden Menschenverstandes, welche im Mittelalter durch die römischen Gesetze überwuchert wurden; deren Ursprung in den heißen Ländern bei Alt-Ägüptern und Semiten liegt, in deren Orakeln und Profetenthume vor Jahrtausenden ausgebildet. Die arische Ureinrichtung prägt sich am deutlichsten aus in den altteutonischen Schwurgerichten, welche bei den Engländern als sächsisches Erbtheil sich erhalten haben, wenn auch durch das eingedrungene römische Recht der Normannen theilweise beschränkt. Aus England haben im 18. Jahrh. die Franzosen das Schwurgericht entnommen, aber aus Unkenntniß vielfach verstümmelt; von ihnen haben Westdeutsche es empfangen und beibehalten ohne das Wesen des eigenen Volkes darin auszuprägen oder demgemäß auf die sächsischen Einrichtungen zurückzugehen und diese zu verbessern. Trotzdem steht die verstümmelte Gestalt des Schwurgerichtes viel höher als die römischen Gelehrten-Gerichte, um so viel wie der gesunde Verstand höher steht als dumpfes Gedächtnißwissen, Sachkenntniß höher steht als Formenkenntniß, und das Rechtsbewußtsein des Volkes höher als die wörtliche Auslegung verworrener Gesetze früherer Zeiten. Das Volksgericht ist das einzige und geeignetste Mittel zur Gestaltung und Fortbildung des herrschenden Rechtsbewußtseines, wie auch am besten geeignet jedem ohne Unterschied sein Recht zu sichern und am ehesten zu verschaffen. Es haften allerdings an denselben manche Mängel wie an jeder menschlichen Einrichtung, und bleibt es in seiner Anwendung zurück gegen die Erwartungen. Allein im Vergleiche zu den römischen Gerichten hat es übermächtige Vorzüge und gestalten sich

selbst manche anscheinende Mängel zu Vortheilen, wenn vom Standpunkte des täglichen Lebens oder der Menschheit geurtheilt wird, ohne Rücksicht auf gewohnt gewordene formelle Grundsätze. Namentlich lassen sich als Vorzüge bezeichnen:

a) daß es die Rechtskenntniß im Volke fördert, indem jeder, welcher verpflichtet ist als Geschworener das Recht zu verwalten, sich bemühen wird um Rechtskenntniß; ebenso jeder andere, weil er genöthigt sein kann vor jenem Gerichte zu erscheinen und sich selbst zu verantworten; auch die Zuhörer gewinnen an Einsicht, da vor Volksrichtern in gemein verständlicher Weise verhandelt werden muß;

b) daß es die Rechtssicherheit stärkt, indem es die Gewähr leistet daß jede Streitsache lediglich nach ihren eigenen Verhältnissen beurtheilt und entschieden werde, nicht nach einem Systeme von vorgefaßten Meinungen, früheren Entscheidungen und hartnäckigen Vorsätzen für bestimmte religiöse oder politische Zwecke, wie es so oft bei ständigen Gerichten der Fall ist;

c) daß es dem einzelen Selbstvertrauen und Fähigkeit zum öffentlichen Leben verleiht, indem es ihn aus dem engen Kreise der Rechts-Vormundschaft hinausführt zur Rechtsverwaltung, durch Steigerung seiner Verantwortlichkeit sein Selbstgefühl hebt und ihm lehrt, seine Fähigkeiten zum Gemeinwohle anzuwenden um dem Rechte zur Herrschaft zu verhelfen;

d) daß es größere Rechtsicherheit gewährt, indem es die Sachkenntniß zur Herrschaft bringt, den Unschuldigen rechtfertigt indem es den Schuldigen bloßstellt, auch nahezu unmöglich macht die Rechtsfrage zu verwirren durch benutzen der Befangenheit des Gerichtes oder vertuschen der Sache im Einverständnisse mit dem Richter, wie es bei ständigen Gerichten nur zu oft der Fall ist;

e) daß es rascher und zutreffender zur Entscheidung führt, da die waltende Sachkenntniß und die gegenseitige Ergänzung der kundigen die Entscheidung so sehr erleichtern, daß sie in kürzester Frist und mit größerer Wahrscheinlichkeit des Richtigseins gefällt werden kann;

f) daß es dem Rechtsbewußtseine des Volkes den vollen Ausdruck verleiht und dem gesunden Menschenverstande zur größeren Herrschaft verhilft, also die Fortbildung des Rechtes und der Menschheit überhaupt weit stärker fördert als im bestehenden Rechtsverfahren;

g) daß Volksrichter weit öfterer Milde walten lassen, indem sie

den sittlichen Gründen größeres Gewicht einräumen; daß sie weit mehr zum freisprechen in Zweifelsfällen geneigt sind, wogegen ständige Gerichte vorwaltend zum verurtheilen Neigung haben, einen Ehrenpunkt daraus machen, niemanden entschlüpfen zu lassen und es fast als Schande betrachten vergeblich gearbeitet zu haben, wenn ihre Mühen mit einer Freisprechung enden sollen.

Die ständigen Gerichte leiden meistens unter Einseitigkeit und Verknöcherung; ihr Grundzug ist durchgehends die Verwechselung der Gesetze mit dem Rechte; sie erstreben eine starre Unveränderlichkeit in der stätig wechselnden Welt und wollen meistens die Fortbildung des Rechtes nicht eher anerkennen, als bis es in geschriebenen Gesetzen seinen Ausdruck gefunden hat. Sie werden von Standes-Vorurtheilen und Rücksichten auf Fortkommen beherrscht, von vorgefaßten Glaubens- oder Statsansichten beeinflußt, und haben, ohne ihre Pflicht zu verletzen, in den Formen des Gerichtsverfahrens sowie den Lücken und Zweideutigkeiten der Gesetze ausreichende Mittel in Händen dem Unrechte zn helfen, ohne zur Verantwortung gezogen werden zu können. Wer eine Richterstelle bekleidet mag sein Lebelang das gröbste Unrecht thun wenn er nur die Formen nicht verletzt; er kann aus Unwissenheit hunderte Male falsche Urtheile fällen zum Nachtheile anderer; denn wenn das höhere Gericht sie aufhebt, wird er nicht zur Verantwortung gezogen und abgesetzt, und wenn die beschädigten keine Berufung einlegen, müssen sie die Nachtheile tragen ohne daß Abhilfe stattfindet. In Collegial-Gerichten ist jeder einzele Richter gegen Verantwortlichkeit gesichert, obgleich er einzel arbeitet und durch die anderen keineswegs ausreichend beaufsichtigt wird. Die Verschleppung der Streitsachen zu höheren Gerichten hat nicht allein große Verluste an Zeit und Geld zur Folge, sondern schmälert auch das Recht statt es zu sichern; denn es braucht eine ungerechte Regierung nur das höchste Gericht mit Männern von besonderen Vorurtheilen oder großer Gefügigkeit zu besetzen, um jederzeit durch Bernfung an dasselbe ihren ungerechten Absichten gesetzliche Geltung zu verschaffen. Deshalb werden eben Schwurgerichte so sehr gescheut, weil sie nicht als Werkzeug der Gewalt verwendbar sind, und selbst wenn solches in einzelen Fällen gelänge, beim steten Wechsel der Geschworenen keine bleibende Benutzung zulassen.

Die Schwurgerichte sind zu allen Rechtsfällen geeignet, indem es weder im Sachenrechte noch im Personenrechte Fragen geben kann die nicht besser durch den stätig sich fortbildenden Verstand entschieden werden könnten als nach veralteten und lückenhaften Gesetzen. Die Streitfragen über Verbrechen wider das Leben und die Ehre anderer

Menschen bieten weniger Manchfachheit als die über Sachen, und jene würden ihrer Allgemeinheit wegen und des minderen Erfordernisses an Fachkenntniß noch eher sich eignen für gelehrte Gerichte als die Streitfragen über Güter. Dennoch glaubt man weit eher die groben Verbrechen den Schwurgerichten überlassen zu können als die Rechtsfragen über Sachen, lediglich weil in England diese Eintheilung herrscht. Diese entstand aber nur aus äußeren Gründen, nämlich wegen der größeren Dringlichkeit der Entscheidungen über Sachen, welche nicht den Aufschub gestatteten bis zur vierteljährlich wiederkehrenden Versammlung der Geschworenen, und nur deßhalb ständigen Gerichten zugewiesen wurden. Je mehr die Engländer aus dem Landleben der Sachsenzeit zum städtischen Leben übergingen, desto mehr häuften sich die Fälle, in denen verschieben der Rechtsentscheidungen unanwendbar war, und um so mehr mußte durch ständige Gerichte Abhilfe geschaffen werden, wenn man nicht die Schwurgerichte öfterer als vierteljährlich versammeln wollte. Dieser lediglich äußere Grund ist aber jetzt nicht maßgebend, vielmehr bedürfen die Rechtsfragen über Sachen noch weit mehr der Schwurgerichte als andere. Wie die Handelsgerichte Gewerkgerichte u. a. erweisen, lassen sich ständige Sachgerichte schaffen, welche die Vortheile der Schwurgerichte besitzen, ohne aus 12 Richtern zu bestehen und ohne diese jedesmal zu wechseln und einzuschwören. Die Zahl 12 war vor Jahrtausenden eine heilige und ward deshalb so vielfach angewendet; für die Gegenwart fehlt diese Bedeutung wie auch die des jedesmaligen Eidschwures. Es lassen sich für alle Fälle Gerichte aus Besitzern des gesunden Menschenverstandes schaffen, die alle Vortheile der Schwur- und Fachgerichte bieten, ohne jener bedeutungslosen Nebensachen zu bedürfen; nur der öftere Wechsel der Richter müßte bleiben um das Rechtsverfahren lebendig zu erhalten.

Die neue Welt wird diese in der Gegenwart stattfindende Bewegung zu ihren Zielen führen, indem sie für einfache Gesetze und deren Anwendung sorgt; die Rechtsgleichheit ausbildet durch Aufhebung aller Vergünstigungen oder Benachtheiligungen einzeler Klassen; für die Kenntniß der Gesetze sorgt durch Unterricht und leichte Zugänglichkeit der Einsichtnahme; den Rechtsentscheidungen das walten der Sachkenntniß und des herrschenden Rechtsbewußtseins sichert, durch die Anwendung von Volks- und Fachgerichten auf alle Rechtsfälle ohne Ausnahme.

Unabhängig von jenen Fragen wäre die der Strafabmessung. Sobald es in besondern Fällen sich handelt um Güter-Entschädigungen ist eine sachliche Grundlage der Abschätzung gegeben in den Gütern, so daß die Verschiedenheiten der bezüglichen Menschen außer Frage

bleiben. Wenn dagegen Entschädigungen für Verletzung der Ehre zu beurtheilen sind, kommen die Verhältnisse des Beschädigers und des Beschädigten wesentlich in Betracht und der Richter muß demgemäß verschieden abmessen. Je tiefer der Beleidiger steht an Erkenntniß oder in allgemeiner Achtung, desto geringer ist der Schaden den seine Zunge anrichten kann, also auch geringer die Entschädigung abzumessen; je höher der Beleidigte steht, also größer der Schaden welcher ihm zugefügt werden kann, desto höher muß die Entschädigung abgemessen werden. Die Gesetzgeber und Richter sind hierüber seltener in Zweifel als in den Fällen, wann der Verband (Gemeinde oder Stat) der beleidigte ist: es wird nicht nach der Stellung des Beleidigers gesehen um danach die Sühne abzumessen, sondern es wird jedes Vergehen für sich abgeschätzt und demgemäß die Entschädigung (Strafe) erkannt ohne Rücksicht auf die Stellung. In dieser formellen Gleichheit liegt augenscheinlich große Rechtsungleichheit: einmal in dem gleichen Strafmaße für das ungleiche Maß der Beleidigung welches in der selben Handlung liegt, je nachdem die Stellung des Beleidigers verschieden ist; zweitens in der ungleichen Wirkung welche das gleiche Strafmaß auf den Bestraften hat, je nach der Bedeutung die er der Strafe beimißt. Die gleiche Geldstrafe für das gleiche Vergehen wird für den armen ungerecht hoch sein wenn sie für den reichen gerecht abgemessen ist; denn die Beleidigung durch den armen ist viel geringer als die vom reichen, und dagegen derselbe Betrag ungleich drückender für ihn; sie wird auch auf den reichen viel geringere Wirkung machen, denn sie ist so geringfügig im Verhältnisse zu seinen Geldmitteln daß er ihre Wirkung nicht spürt, wogegen sie vielleicht ausreicht um die Geldverhältnisse des armen auf lange Zeit zu zerrütten. Das umgekehrte ist der Fall mit Haftstrafen: den reichen trifft jede Haft viel schwerer als den armen, um so mehr wenn letzterer unverheirathet ist; sie hat auch auf den reichen viel größere Wirkung, weil er großes Gewicht legen muß auf die Schande der Haft und die Einbuße an Vertrauen seiner Genossen. Bei den meisten Völkern hat man nach einer Vermittlung gestrebt, indem die Strafumwandlung gestattet ward der Art, daß der arme statt der unerschwinglichen Geldstrafe eine angemessene Haft wählen dürfe, oder der reiche die Haftstrafe mit einer Geldbuße abkaufen könne; auf beiden Wegen eine Aushilfe, welche die Strafe in ihrer Bedeutung wie in ihrer Wirkung beeinträchtigt, also den Zweck opfert um dem schuldigen dienstfertig zu sein. Der zweckmäßigere Ausweg ist der des französischen Gesetzes, jedesmal Haftstrafe mit Geldstrafe zu vereinen; weil dadurch bei gleichen Sätzen für gleiche Vergehen den ungleichen Verhältnissen der verurtheilten genügt wird: den reichen trifft die

Haftstrafe schwerer, je leichter ihm die Geldstrafe ist, und beim armen ist es umgekehrt; so daß in beiden Fällen der eine Theil der Strafe durch den anderen seine Ergänzung empfängt, also Jedermann im nahezu gleichen Verhältnisse bestraft wird.

Über den Zweck der Strafen herrscht noch allgemein große Verschiedenheit der Ansichten: in manchen Beziehungen tragen sie noch das Gepräge der Rache, herstammend aus den rückständigsten Verhältnissen, als der Verband die Rache übernahm für den verletzten einzelen; andere haben den Zweck der Sühne, hervor gegangen aus den ehemaligen Vorstellungen der Beleidigungen höherer Wesen; manche gelten als Entschädigungen die dem Verbande geleistet werden für erlittene Beschädigungen oder verursachte Mühen; andere werden eingerichtet um den Genossen zur Abschreckung zu dienen; viele haben die Bestimmung dem bestraften als Warnung für die Zukunft zu gelten; nur wenige sind dazu bestimmt den bestraften zu bilden. Es liegt hierin die ganze Stufenfolge der Vorstellungen, von den rückständigsten Verhältnissen der Urzeit bis zu den vorgeschrittensten der Gegenwart: von der thierischen Rache an durch den Glauben ansteigend zu Nützlichkeit-Grundsätzen, und weiter durch sittliche Beweggründe zu den Absichten der Menschenliebe, die den bestraften als verirrten betrachtet und behandelt. In der Gegenwart herrschen noch alle Stufen neben einander: die Todesstrafe für den Mord gehört der untersten an, indem sie lediglich die Blutrache ist, deren Vollziehung der Stat in der Vorzeit übernommen hat von den Nachkommen des ermordeten, um die Selbstrache abzuschneiden, welche sonst die beiden Familien ausgerottet hätte (§. 113); den Vorstellungen von der Sühne gehören die Kirchenbußen an, welche vornämlich bei den Katholiken herrschen; zu den Entschädigungen des Verbandes sind die Geldstrafen und Proceßkosten zu rechnen, welche jedem auferlegt werden welcher Schaden anrichtete und Mühen verursachte durch Unfug oder die Gerichte bemühte um sein Unrecht durchzuführen; zur Abschreckung anderer werden die Prangerstrafen und öffentlichen Hinrichtungen verhängt; zur Warnung des bestraften die körperliche Haft in enger Zelle, die Peinigungen durch Hunger Hiebe und ungewohnte Arbeit; der beabsichtigten Bildung soll die in neuerer Zeit versuchte Einzelhaft dienen, mit Hilfe der Arbeit und der Ermahnungen gläubiger Priester.

Wenn auch zu allen Zeiten die Genossen eines jeden Volkes den verschiedenen Stufen der Bildung angehören, so liegt doch darin kein Grund, um die Strafen der verschiedenen Stufen beizubehalten; denn der Stat, das Volk in seiner Gesammtheit, soll der jezeitig höchsten Stufe gemäß verfahren, geleitet von den höchsten Absichten seiner Zeit.

Unter allen benannten Weisen gehört aber lediglich der sittliche Beweggrund der Strafe der höchsten Stufe an, nämlich die Behandlung des Verletzers der Gesetze als verirrten; alle übrigen Arten der Bestrafung sind rückständig und deshalb unrichtig. Wenn der Verband den Mord durch Enthauptung straft, so mag er die Blutrache als Grund anführen oder die Befreiung der Gemeinschaft von einem gefährlichen Mittgliede, welches durch die überschüssigen Geburten leicht und besser ersetzt wird, oder er mag die Abschreckung anderer durch den schauderhaften Anblick bezwecken; dann wird er unter allen Umständen einräumen müssen, daß das vorhanden sein des Mörders sein eigener Fehler sei, daß er den Mörder geschaffen habe durch Mangel an Unterricht oder Duldung der Verwilderung dieses und anderer Genossen, daß er also im Mörder seine eigene Pflichtvergessenheit bestrafe, den hingerichteten zum Opfer für das verschulden des States mache. Sobald die Verbände diese Überzeugung gewinnen, werden sie sich verpflichtet erachten am Mörder das vordem versäumte nachzuholen, ihn nachträglich zur Erkenntniß führen und der Verwilderung entziehen, damit er ein nützliches Mitglied werden und den angerichteten Schaden thunlichst erseßen könne. Sie werden aber alsdann inne werden, daß es viel leichter gewesen wäre diesen Zweck in der Jugend des Menschen zu erreichen, und daß der Verband nicht allein der Menschenliebe sondern auch dem eigenen Vortheile am ausgiebigsten und wohlfeilsten diente, wenn er der Jugend des Menschen größere Sorgfalt widmete durch Unterricht und Abwehr der Verwilderung. In den Beweggründen eines jeden Mörders (abgesehen vom Kriege) läßt sich die Verwahrlosung des Verbandes nachweisen, auch zutreffend bezeichnen durch welche einfache und pflichtmäßige Mittel der Verband die Entstehung der Absichten dieses Mörders hätte verhindern können. Die Kirchenstrafen als Sühne des beleidigten höchsten Wesens entspringen derselben rückständigen Vorstellung; denn wie dort der Verband wäre hier das höchste Wesen als Urgrund der zu sühnenden Sünde anzusehen, indem es die Sünde zuließ und den Menschen mit der Neigung zur Sünde erschuf, also wissentlich und willentlich die Ursachen vereinigt hätte aus denen die Sünde entstehen mußte. Es ist bis jetzt den Theologen der verschiedenen Bekenntnisse nicht gelungen, ihr höchstes Wesen von der Mitschuld an der Sünde frei zu machen, und deshalb haben sie auch kein Recht den Sünder zur Sühne zu verpflichten dem gedachten Wesen gegenüber, in welchem der Urgrund der Sünde gesucht werden müßte. Die Geldstrafen welche als Ersatz angesehen werden für Beschädigungen und Mühen gehören zum größten Theile den rückständigsten Stufen an; denn nur solche sind gerechtfertigt welche unmittelbaren Ersatz leisten für Beschädigungen des

öffentlichen Eigenthumes; alle übrigen welche verursachte Mühen ersetzen sollen sind unangemessen, weil diese Mühen zu den Pflichten der Beamten gehören und als solche ihnen vergütet werden im Gehalte; in der Form von Prozeßkosten sind sie sogar eine Bestrafung der unschuldigen, die berechtigt sind die Entscheidung des Verbandes nachzusuchen, weil er sie dazu verpflichtet hat als er ihnen die Selbsthilfe verbot; die Geldstrafe in Gestalt der Kosten ist eine deutliche Verkümmerung des Rechtes, auf welches jeder Genosse des Verbandes begründeten Anspruch hat. Der Stat zwingt seine Genossen in Streitfällen seine Entscheidung anzurufen und derselben sich zu unterwerfen; sobald sie es aber thun bestraft er sie durch Prozeßkosten weil sie ihm Mühe machen; änlich dem türkischen Kadi, welcher in schwierigen Fällen dem Kläger wie dem Beklagten ohne weiteres Hiebe auf die Fußsolen geben ließ weil sie ihm Mühe machten, und beim hinauswerfen ihnen die Anweisung gab sich zu versöhnen und nicht wieder zu kommen. Die Strafen zum Zwecke der Abschreckung haben längst als verwerflich erkannt werden müssen: die Absicht wird verfehlt und der schauderhafte Anblick öffentlicher Quälerei durch Hiebe Brandmark oder peinliche Hinrichtungen hat lediglich als Förderungmittel der Rohheit sich erwiesen; auch nebenher als die Ursache lebensgefährlicher Nervenstörungen in gesunden, bei denen die Aufregung in welche bevorstehende Hinrichtungen die umwohnende Bevölkerung versetzen, Krämpfe und Frühgeburten oftmals die Folge gewesen sind. Die Menschen auf welche zum guten gewirkt werden sollte wurden verschlechtert und unschuldige wurden in ihrer Gesundheit gestört. Andere Strafen welche als Warnung dienen sollen, können nur in so weit nützen wie sie die Erkenntniß bereichern, dem bestraften und anderen einen Beweggrund geben den sie künftig bei ihren Erwägungen mit in Anrechnung bringen, um die Entscheidung nach der Seite des guten zu lenken. Diese Wirkung tritt aber nur dann ein wenn die Erwägung stark genug ist um den Ausschlag zu geben, wenn nämlich die Ursachen beseitigt werden welche zu dem bestraften Vergehen übermächtige Veranlassung gaben, wie namentlich Unwissenheit und Not; wenn aber deren Übermacht die gleiche bleibt wird die Warnung ohne Wirkung sein, weil sie ein zu geringes Gegengewicht bildet. Die Erfahrung lehrt z. B. daß Gefängnißstrafen selten den Dieb warnen welchen Unwissenheit oder Not zwangen; denn sie wirken nach seiner Entlassung im verstärkten Maße und treiben ihn aufs neue zu Diebstälen, denen wiederum die Strafe folgt; durch deren stufenweises verschärfen aber ebenso wenig der Zweck erreicht werden kann, weil Unwissenheit und Not stärkere Beweggründe sind als alle Gefängnißstrafen. Der Gewohnheitdieb lernt die Gefängnißstrafe als eine der Mißlich-

keiten betrachten denen sein Geschäft ausgesetzt ist, die ertragen werden müssen wie der Seemann das stranden oder der Kaufmann den Bankerott zu erdulden habe; jedes Geschäft werde von unglücklichen Zufällen betroffen also auch das seinige. Seinen Genossen und den Hehlern gegenüber braucht er sich nicht zu schämen; die übrigen kümmern ihn nicht. Die einzige Strafart welche ihren Zweck erreichen kann ist die vorgeschrittenste auf Besserung gerichtete; denn sie verstopft die Quellen der Verirrung sobald sie die Unwissenheit und Not des verirrten beseitigt; die Strafe wird in diesem Falle ein Wohlthat, aus welcher der bestrafte seine sittliche Hebung und Fortbildung zu höheren Stufen erlangt, und der Verband erreicht dadurch die Sicherstellung gegen Wiederholung der Verirrung. Die Besserung ist schwierig, denn sie soll am erhärteten Baume nachholen was an der zarten Jugendpflanze versäumt worden ist; allein die darauf verwendeten Mühen und Kosten sind jedenfalls menschlicher und einträglicher angewendet als auf den Bau und die Erhaltung der großartigen Gefängnisse, in denen die verirrten gleich wilden Thieren in Käfigen erhalten werden, in schlechter Gesellschaft bei zerrüttender Lebensart und ohne weitere Anleitung zur Hebung der Unwissenheit und Not, als durch einige unverständliche Lehren über die außersinnliche Welt, von welcher der salbungvolle Lehrer ebenso wenig weiß wie der unwissende Schüler. Die Menschenliebe kann sich der Aufgabe nicht entziehen jeden Verletzer der Gesetze als verirrten anzusehen und zu behandeln, dafür zu sorgen daß er die Quellen seiner Verirrung erkenne und verstopfe. Wenn sie in der Unkenntniß liegen muß dieser abgeholfen werden, nicht durch allgemeine theologische Redensarten sondern durch sachliche Berücksichtigung eines jeden Falles; wenn dagegen die Not zur Verletzung führte muß dieser abgeholfen werden durch Eröffnung von Arbeitwegen oder durch Fortildung zu ergibigen Arbeitzweigen.

Augenscheinlich kommen diese Hilfen, so schätzenswert sie auch an sich sind, in vielen Fällen zu spät, in fast allen Fällen mindestens unvortheilhaft spät. Dem verirrten wie auch dem Verbande wäre viel besser geholfen gewesen, wenn man ihm die Hilfe geleistet hätte bevor er Verbrecher ward. Es wird bei hinzurichtenden Mördern gewöhnlich große Mühe aufgewendet um sie zur Reue zu bringen, auch als schöne That gepriesen wenn sie zerknirscht zum Tode gehen. Dennoch kommen die Hilfen zu spät, denn beide Menschenleben welche verloren sind hätten erspart werden können wenn dem Mörder vorher die Vorstellungen beigebracht worden wären, welche erst nachher in der Zerknirschung sich ausprägen: er hätte den Mord unterlassen, die Menschheit wäre um zwei nützliche Mitglieder reicher und der Ver=

band hätte die Bestrafung erspart. Auch die Mittel zur Hebung der Not wären weit zweckmäßiger vorher angewendet, denn dadurch wäre dem Genossen das Verbrechen und dem Verbande die Strafe erspart worden. Es ist aber nicht möglich im voraus jeden einzelen zu erkennen, welcher späterhin Verbrecher werden könnte; dagegen läßt sich wissen daß vorzugsweise aus den unwissenden und Notleidenden die Verbrecher hervor gehen, uud daß wenn man durch Lehre und Arbeit ihrer Entstehung vorbeugt man jedenfalls die Zahl der Verbrechen mindert, also um so weniger hinterher zu bessern brauche. Vorbeugen ist überaus leicht im Vergleiche zur nachherigen Hilfe: die zweckmäßige Unterhaltung und Besserung eines Verbrechers im Gefängnisse kostet mehr Mühe und Geld als die Erziehung von 10 Kindern zu nützlichen und schuldfreien Menschen; ein Gefängniß für 100 Verbrecher kostet mehr als die Schulen für 1000 Kinder. Es gelingt um 10 Mal leichter dem empfänglichen Kinderverstande eine begreifliche und nützliche Lehre einzupflanzen als einem verhärteten Verbrecher, und 100 Kinder sind leichter zur Arbeit anzulernen und anzuhalten als ein in Faulheit aufgewachsener Landstreicher. Dennoch suchen die meisten Statsverwaltungen weit eher ihren Stolz zu befriedigen in großen festen und zahlreich bevölkerten Gefängnissen, als in geräumigen wohl eingerichteten und allgemein benutzten Schulen. Sie lassen lieber das Unkraut üppig empor wachsen um sich als Helden in der mühsamen Vertilgung zu erweisen, als daß sie durch zeitiges ausrotten der Keime und Besämung des reinen Landes mit nützlicher Frucht, vorbeugend den doppelten Vortheil in leichterer Mühe und größeren Erfolg herbeiführten.

Zur Beseitigung der Unwissenheit bedarf es des Jugend-Unterrichtes, gerichtet auf Erwerbung der Hilfkenntnisse welche die Fortbildung des Menschen zu höheren Stufen fördern können, indem sie den in Schrift und Wort vorhandenen Bildungschatz der Menschheit zugänglich zu machen. Es bedarf der Gesetzkenntniß, welche jeden Genossen befähigt im voraus zu wissen was er thun und lassen darf, damit er es nicht erst hinterher erfahre zum eigenen Schaden und dem des Verbandes. Zur Beseitigung der Not bedarf es der Erziehung zur nützlichen Arbeit, der Eröffnung aller Arbeitwege für Jedermann, des schaffens närender Arbeit und des ausgleichens entstehender Notstände durch Rath und Hilfe. Auch hierin kommt der Vortheil zu Statten, daß die Mühe und Aufwendung im Vorwege viel geringer und erfolgreicher sind als bei nachheriger Anwendung. Die Erziehung zur nützlichen Arbeit in den Schulen würde sich zum größten Theile bezahlt machen, viel leichter als in den Gefängnissen; mit dem späteren Unterrichte in Waffenübungen verbunden, würde sie

Kosten des Unterhaltes ersparen, indem die Soldaten lernten ihre Kleider Geräte Speisen und andere Sachen des Verbrauches selbst anzufertigen oder auszubessern; an anderen Orten in ländlichen Bezirken würde sie höhere Kenntnisse des Ackerbaues und der Gartenzucht einpflanzen. Die Eröffnung der Arbeitwege für Jedermann bedürfte lediglich des aufhebens aller Hindernisse die der Stat selbst erschaffen hat, die er durch kostspielige und verderbliche Einrichtungen aufrecht erhält in den Vorrechten, einzelen Theilen seiner Genossen auf Betreibung besonderer Berufszweige verliehen. Schaffen nützlicher Arbeit geschieht durch angemessene Förderung der Unternehmungen welche aus sachlichen Gründen dem Verbande obliegen: Landstraßen Wasserverbindungen Flußregelungen Urbarmachung der wüsten Ländereien des States u. a. Ferner durch aufheben der gesetzlichen Hindernisse, welche den Unternehmungen neuer Arbeiten entgegen stehen: Untheilbarkeit von Landbesitzen, Erstgeburtrecht, Besitzrecht unwissender oder eigensinniger Menschen an Flächen die zur höheren Verwendung notwendig sind, fortgesetztes eintheilen des Statsgrundes zur Ansiedlung kleiner Besitzer, welche ihre Arbeit auf Erzielung höherer Erträge verwenden. Ausgleichen entstehender Notstände hat theils zu geschehen in der bisher gebräuchlichen Weise durch Unterstützung der armen mittelst Lebensunterhalt anderentheils aber durch Rat und Anleitung. Die Armen-Unterstützung verhält sich zu letzteren Mitteln in gleicher Weise wie nachheriges bessern der Verbrecher zum vorherigen belehren der unwissenden: die Armen-Unterstützung ist ein an sich untadelhaftes aber meistens zu spät angewendetes Mittel, welches nur für den Augenblick den Folgen einer Ursache abhilft, die der Verband vorher leichter und bleibend hätte vernichten können und auch bei seiner Hilfe fortbestehen läßt. Die meisten Notstände der Menschen sind Folge einer augenblicklichen Hilflosigkeit, der ein höher gebildeter durch einfachen Ratschlag oder eine geringe Hilfe in Befürwortung oder Anweisung des richtigen Weges bleibend hatte abhelfen können; in Ermanglung dessen die Hilflosen der Verzweiflung verfallen und in Unkenntniß der richtigen Mittel auf Irrwege gerathend zu Grunde gehen. Die Staten erhalten über die ganze Erde verbreitet eine Anzahl Stellvertreter (Gesandte Consuls u. a.), um ihren angehörigen im Auslande Rat Hilfe und Rechtsicherheit zu gewähren; aber im Inlande sorgen sie nicht im mindesten dafür Rat- und Hilflosen die fehlende Kenntniß und Anleitung zu geben wie es der Consul im Auslande thut; auch ist niemand gehalten das Recht eines verletzten kostenfrei bei allen Gerichten zu vertreten. Die Verwaltungen glauben im Inlande nicht zu dem verpflichtet zu sein was sie im Auslande willig übernehmen; sie hindern vielmehr durch ihre

Gesetze und Beschränkungen das erlangen des Rates, der Hilfe und Rechtsicherheit, durch vertheuern und erschweren der Rechtsuchung mehren sie die Hilflosigkeit welche zur Armut und zum Verbrechen führt. Die Notwendigkeit und verhältnißmäßige Leichtigkeit der Hilfe ist bereits hie und da zur Erkenntniß gelangt und hat zu verschiedenen freiwilligen Aushilfen Veranlassung gegeben, namentlich zu

Arbeit=Nachweisung=Anstalten,
Friedenstiftung=Vereinen, und
Unterstützung=Gesellschaften,

von denen jede in ihrer Art den Verlegenheiten abzuhelfen sucht, welche geschaffen werden durch die Unfähigkeit der meisten Menschen zum erkunden und benutzen der vorhandenen Verhältnisse.

Die Anstalten zum nachweisen von Arbeiten besorgen die Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; helfen der Verlegenheit ab in welcher arbeitende sich befinden wenn sie in großen Städten Arbeit suchen wollen ohne zu wissen welche Arbeitgeber vorhanden sind. Mit geringer Mühe werden darin große Hilfen gewährt und tausenden durch nachweisen vorhandener Gelegenheiten zur Beschäftigung die Not erspart in welche Arbeitlosigkeit die Unvermögenden versetzt.

Die Vereine zum Frieden stiften dienen zum vorbeugen der Prozesse, welche bei der herrschenden Unzweckmäßigkeit des Rechtsverfahrens die Schlingen sind, in denen Menschenliebe Vertrauen Glück und Wohlstand gefangen werden, wobei beide Parteien Verlüste erleiden ohne daß Rechtsicherung daraus erwüchse. Jene Vereine leisten mit sehr geringer Mühe große Hilfe, indem sie den zerrütteten Prozessen vorbeugen durch freiwilliges vermitteln, und da ihre Mitglieder weder durch veraltete und widersinnige Gesetze noch durch frühere Entscheidungen (Präcedenzfälle) verhindert werden den gesunden Menschenverstand walten zu lassen: so bieten ihre Entscheidungen größere Rechtsicherheit als die der Gelehrten=Gerichte. Da sie überdies an keine Formen gebunden sind: so erfolgen ihre Entscheidungen viel rascher, und da sie unter ihren Mitgliedern jederzeit solche haben die in den vorkommenden Streitfragen ihre besondere Sachkenntniß zur Geltung bringen können: so sind ihre Ermittlungen kein blindes umhertappen wie bei den Gelehrten=Gerichten, sondern gerade auf die entscheidenden Punkte gerichtet nach denen sie rasch und sicher den Endscheid feststellen. Da ihr verfahren überdies versöhnlicher wirkt indem sie den Parteien im Leben nahestehen und keine Veranlassung haben in Selbstüberhebung ein orakelhaftes Ansehen sich zu geben: so dienen sie auch der Erhaltung des Friedens in weit höherem Maße als die Gerichte, in denen nur zu oft Unkenntniß und Trägheit das

verfahren lenken mit orakelndem Ansehen. Die Frieden=Vereine sind überdies von großer sittlicher Wirkung: den nahestehenden Mitbürgern gegenüber sucht Jedermann im besten Lichte zu erscheinen, und selbst der streitsüchtige beruhigt sich Männern gegenüber mit denen er im täglichen Verkehre steht. Den Gerichten gegenüber hat diese Rücksicht keine Geltung und die Zwietracht mit ihrem hämischem Gefolge drängt sich nicht allein hervor, sondern wird gepflegt und entwickelt durch die Länge des Prozesses und die befangene Rechthaberei der Advokaten: die Verhandlungen vor dem Vereine mildern und erheben den Menschen, wogegen sie vor den Gerichten ihn verhärten ergrimmen und niederbeugen. Wenn auch solche Vereine keinen gesetzlichen Zwang ausüben können, sondern die Nachsuchung ihrer Vermittlung und die Gelebung ihrer Endscheide nur freiwillig geschehen kann, so ist doch ihre Einwirkung groß und heilsam; sie können nicht jeden Prozeß verhindern aber ihre Zahl ansehnlich mindern, und ihre Vorzüge kommen namentlich den unvermögenden zu Gute, deren Rechtsuchung die Einrichtung der Gelehrten=Gerichte so feindlich und verderblich sind, daß fast jeder Prozeß sie in Not versetzt sofern sie Geld und Ehre besitzen. Derartigen Friedensgerichten könnten die Priester der verschiedenen Glaubensverbände mit besonderem Erfolge sich widmen, da sie manche geeignete Kenntnisse und das gebürende Ansehen besitzen. Es wäre ihnen ein Feld nützlicher Thätigkeit und angewendeter Menschenliebe eröffnet, wo sie bildend und beglückend wirken könnten, dem frischen Leben und der Gegenwart angehörig und erlöst aus der dumpfen Finsterniß der veralteten Theologie. Allein nur an entlegenen Orten dienen die Priester als Ratgeber und Friedensstifter; in einträglichen Pfarren werden sie durch das theologische Geschäft zu sehr in Anspruch genommen und dürfen die Gebüren nicht versäumen um der ertraglosen Friedenstiftung sich zu widmen. Sie könnten aber als Friedenstifter dienen sobald die Zeit raubenden laufenden Geschäfte ihnen abgenommen werden und ihre Gemeinden sie auf die Lehrthätigkeit beschränken, neben der ihnen alsdann die nötige Zeit und Kraft zu gemeinnützigen Zwecken verbleiben würde.

Die Unterstützung=Gesellschaften sind älteren Ursprunges, hatten aber in früheren Zeiten überwiegend ein kirchliches Gepräge. In neuerer Zeit sind die Zwecke geschieden worden und neben den Gesellschaften welche auf trennende Glaubensgrundlagen vorwaltend Gewicht legen, gibt es solche die lediglich das Menschliche pflegen und ihre Hilfe rein sachlich abmessen. Diese Hilfen werden vorwaltend gewährt durch ausgleichen des Mangels sei es dauernd oder nur in vorübergehenden Fällen; sie gestalten sich als Almosenspende in der Gestalt von Geld oder Kleidung Narung Wohnung Heilung und Pflege. So

löblich diese auch an sich sind, leiden sie doch an dem erheblichen Mangel daß sie meistens zu spät kommen, indem sie vorhandene Not auszugleichen suchen statt dem entstehen der Not vorzubeugen. Ihr Bemühen der werkthätigen Hilfe steht aber jedenfalls höher als abspeisen mit theologischen Trostgründen; allein es wendet vorwaltend dem hinfälligen und in Rückbildung absterbenden die Hilfe zu, welche in Anwendung auf das heranwachsende und fortbildende weit größeren Erfolg hätte, indem es der nahen Zukunft die nützlichen Genossen mehrte und der späteren Zukunft die hinfälligen ersparte. Namentlich gilt dieses von den allenthalben vorhandenen Stiftungen für das hilflose Alter, gewöhnlich großartig eingerichtet und wohl ausgestattet um in kostspieliger Weise hilflose alte Leute zu unterhalten bis sie sterben. Die darin bethätigte Menschenliebe ist ebenso hoch zu schätzen wie jede andere; allein sie ist minder zweckmäßig angewendet, als wenn die gleichen Mittel getheilt worden wären zwischen den hilflosen Alten und der hilflosen Jugend; in der Art, daß die Alten möglichst sparsam hingehalten würden weil jede Aufwendung ertragslos dem Grabe verfällt, und der dadurch erlangte Überschuß auf die ertragsfähige Pflege der Jugend verwendet würde. Derartige Stiftungen geschehen gewöhnlich von alten Leuten oder solchen die dem hilflosen Alter besondere Rücksicht widmen, weil dessen Not auffälliger erscheint als die der verwilderten Jugend, deren Rohheit sich glücklich fühlt und deshalb nichts weiter zu bedürfen scheint. Aus diesem Grunde ist nicht darauf zu rechnen, daß solche Stifter ihr Wohlwollen ausschließlich der hilflosen Jugend widmen sollten; allein eine Verbindung beider Zwecke mögte zu erreichen sein und auch sachlich passend sich gestalten lassen, da alte Leute und Kinder sich gegenseitig ergänzen, und ihr zusammen leben in einer Anstalt das beiderseitige Wohlergehen fördern würde: die Leitung des gebildeten und milden Alters würde ihm erhöheten Grade wohlthätig wirken auf die hilfbedürftige Jugend und dem Alter das drückende Bewußtsein ersparen nutzlos dahin zu leben.

Die alte Welt zeigt sich darin einseitig, daß sie fast alle Kräfte und Einrichtungen auf ausgleichen entstandener Übel verwendet und zu wenig auf vorbeugen der entstehenden. Sie ist stolz auf ihre Armen-Anstalten Krankenhäuser und Gefängnisse, verwendet auch darauf große Beträge; dagegen legt sie weniger Gewicht auf Maßnahmen zum arbeitschaffen um der Armut vorzubeugen; auf die Gesundheitpflege durch Eheförderung Unterricht Baugesetze Städteerweiterung Wasserversorgung Entwässerung u. a., um Krankheiten zu verhindern; darauf die Menschen zu belehren über Sitten und Gesetze, über die Wohlthaten des Verbandes indem sie leben, wodurch den meisten

Gesetzverletzungen vorgebeugt würde die in den Gefängnissen gesühnt werden sollen. Sie läßt die Übel entstehen und üppig emporwachsen und schreitet erst dann dawider ein wann sie lästig werden; sie wendet meist vergeblich die härtesten und kostspieligsten Mittel an um kräftig entwickelte Übel auszurotten oder zu dämpfen, denen sie hätte durch leichte und wohlfeile Mittel im entstehen vorbeugen können. Es herrscht vorwaltend die rückständige Auffassung des Verbandes, welcher noch immer seine Aufgabe darin erblickt seinen Genossen zu wehren und entgegen zu treten, ihnen zu verbieten und sie zu bestrafen; im übrigen nur wohlthätig zu sein dem unglücklichen und ihm Almosen zu geben aus Barmherzigkeit sobald das Bedürfniß schreiend oder lästig wird. Die ganze Auffassung ist roh, indem sie nur die Eindrücke als maßgebend anerkennt, welche stark genug sind um durch ihre Auffälligkeit sich einzuprägen, wie namentlich Bettelarmut Alterschwäche Krüppelhaftigkeit widerliche Krankheit und grobe Verbrechen; nur solchen abzuhelfen sucht durch Almosen oder Strafen und glaubt darin allen Anforderungen genügt zu haben.

Diesen Irrthum überzeugend nachgewiesen zu haben ist ein Verdienst der Gegenwart, welche dargelegt hat daß Armut und Verbrechen nicht notwendige Übel seien sondern wandelbare, denen durch zweckmäßige Einrichtungen vorzubeugen sei. Es wird voraussichtlich eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Welt sein diese Überzeugung zu stärken, sie augenfällig zu begründen durch den Nachweis daß Armut Krankheit und Verbrechen allmälig abnehmen, wenn der Verband ihrem entstehen vorbeugt durch schaffen nützlicher Arbeit, durch Gesundheitpflege und zweckdienlichen Unterricht; daß es also Übel seien nicht außer der Menschheit begründet sondern in derselben als Folge der rückständigen Erkenntniß der Leiter des Verbandes, welche nicht wissen durch menschliche Fürsorge sie auszurotten.

So zeigt sich die gebildete Menschheit auf allen Lebenswegen geschäftig jedem zur menschenwürdigen Stellung zu verhelfen. Die Überzeugung daß jeder neugeborene ein Miterbe am Schatze der Menschheit sei dämmert auf; es wird erkannt daß er Ansprüche an seine mitlebenden habe, denen sie verpflichtet sind zu genügen nicht allein zu seinem Wohle sondern auch zu dem der Gesammtheit. Sein berechtigter Anspruch auf Sicherung des Lebens im Kampfe um das Dasein, auf Steigerung seines Genusses durch lohnende Arbeit und auf Fortbildung seines Menschenwesens, wird mehr und mehr anerkannt und zu befriedigen gesucht. Auch die Mittel dazu, welche bisher in zersplitterter und in weiter Zerstreuung angewendet wurden fließen zur Vereinigung; so daß die Allgemeinheit zur Geltung kommt. Wie das Menschenrecht im einzelen zur größeren Anerkennung gelangt

so auch in den verschiedenen Völkern: es bildet sich die Überzeugung daß auch diese berechtigte Ansprüche besitzen, denen genügt werden muß, wenn die Menschheit im Bewußtseine ihrer vorgeschrittenen ihre Pflicht erfüllt haben wolle. Jedes Volk hat durch sein Dasein einen berechtigten Anspruch auf dessen Forterhaltung, so lange es nicht zum überwiegenden Nachtheile der Menschheit desselben sich bedient; es hat Anspruch auf alle Genüsse welche ihm durch seine Arbeit erreichbar sind; ihm gehört sein Antheil an dem Bildungschatze der Menschheit und das Recht in seiner Besonderheit sich fortzubilden, wenn diese dem Gemeinzwecke der Menschheit nicht widerstreitet. Es folgt daraus, daß kein Volk berechtigt sei ein anderes zu unterjochen, es zu beschränken in seiner Ausbildung, zu zwingen seine Volksthümlichkeit aufzugeben, seine Sprache Sitten Glaubensansichten u. a. Andererseits folgt aber auch, daß kein Volk berechtigt sei dem Gemeinzwecke der Menschheit zu widerstreben uud deren Fortbildung aufzuhalten; sei es indem das Volk Wüsten und wilde Zustände verewigen wolle welche durch andere Völker fortgebildet werden können, oder durch Räubereien Brandstiftungen u. a. die Besiedlung des Landes hindere; denn in solchen Fällen ist ihre Vertreibung und Ausrottung ebenso berechtigt wie die der wilden Thiere. Jedes Volk der Erde hat bei aller Verschiedenheit der Bildungstufen das gleiche Recht; denn es bildet einen Zweig der Menschheit, auf gleicher Grundlage, aber durch Verschiedenheit der Verhältnisse in ungleicher Weise fortgebildet. Die mindere Bildung darf ein rückständiges Volk ebenso wenig seiner Rechte verlustig machen wie die rückständigen Genossen der vorgeschrittenen Völker. Aus diesem Rechte folgen aber auch Pflichten, denn jedes Volk als Zweig der Menschheit ist den Zwecken derselben untergeordnet, hat deren Fortbildung sein Leben zu widmen; verletzt es diese Pflichten so verfällt es der Rückbildung, welche zum Untergange führt durch aussterben oder Ausrottung. Es liegt z. B. kein Grund vor, um ein reiches schönes Land wüste liegen zu lassen, weil die darauf wandernden rückständigen Horden unfähig sind dasselbe zu bebauen. Die Menschheit bedarf der Früchte zu ihrer Fortbildung, und wenn die Urbewohner diesem höchsten Zwecke sich nicht unterordnen wollen, so sind vorgeschrittene Völker berechtigt dasselbe in Besitz zu nehmen und in einträglichster Weise anzubauen; denn der Menschheit dient es mehr wenn hundert vorgeschrittene von der Quadratmeile Land sich ernären und fortbilden, als wenn ein rückständiger Jäger darauf verbleibt, der zu seinem dürftigen Unterhalte der selben Fläche bedarf und ihrer Urbarmachung sich widersetzt. Die Geschichte der Menschheit lehrt, daß zu allen Zeiten der Mensch hat zurückstehen müssen gegen die Fortbildung des Menschenwesens. Jener ergab den

Rohstoff zur Fortbildung (§. 399) und war in sofern die notwendige Grundlage, mußte aber auch als Rohstoff dienen zum Verbrauche, der gerechtfertigt war wenn die Fortbildung des Menschenwesens den Verbrauch erforderte.

Die Überzeugung von dem Rechte der Völker an dem Bildungschatze der Menschheit prägt sich am stärksten aus im bemühen der Glaubensboten, welche den rückständigen Völkern die Lehren der Bibel des Korans oder der Buddhaschriften verkünden. Möge auch Beschränktheit der Lehrer, namentlich der christlichen, den Zweck meist verfehlen oder Heuchelei und Scheinheiligkeit den bedürftigen des eigenen Volkes die Früchte seines Fleißes zu entziehen um sie bei fremden Völkern zu vergeuden: so läßt sich doch nicht verkennen, daß im Missionswesen die Anerkennung der verschiedenen Völker als Zweige der Menschheit ihre höchste Form erhält und daß der uneigennützige Glaubensbote, der opferfreudige Lehrer unter fremden rückständigen Völkern das höchste streben des Menschen bethätigt (§. 396) und der Träger des höchsten Rechtes der Menschheit sei.

Im allgemeinen Menschenrechte haben wir den Gipfel unserer Welt zu erkennen, von welcher unsere Sinne im Stande sind Eindrücke zu empfangen, die unsere höheren Fähigkeiten zu Vorstellungen und Begriffen verwenden. Die Begrenzung des Menschenwesens ließ ihn nur einen Theil der Welt auffassen; die Verschiedenheit der örtlichen Lebensverhältnisse lenkte seine Fortbildung auf getrennte Bahnen; die unterschiedliche Begabung der einzelen führte sie in verschiedener Beschleunigung zu den höheren Stufen, auf denen, als höchstes Gebilde des menschlichen Verstandes, die Überzeugung erwuchs von der Zusammengehörigkeit der Menschheit und dem alle umfassenden Menschenrechte. Der Mensch mogte auf allen Stufen irre geleitet werden von seinen Sinnen und seinem Gedächtnisse (§. 6.) oder von seinem Verstande (§. 14); dennoch unter allen Schwierigkeiten der Heranbildung (§. 29) rang er empor zu jener höchsten Gestaltung der Welt. Er suchte den Gipfel auf dem Wege der Gottesvorstellungen, steigerte seine Erkenntniß von den Übermächten des Thierreiches (§. 33) durch eine Stufenreihe von Gottesvorstellungen (§. 61) zum Gottesbegriff um darin das All zu vereinen. Sein Verstand als Einbildung drang vor in die außersinnliche Welt (§. 62), bevölkerte sie mit Gestalten (§. 82) und suchte durch Verbindung mit ihnen die Welt seiner Vorstellungen zu ergänzen, der Menschheit höheren Einfluß auf die Geschicke der Welt zu verschaffen. Er erhob das Menschenwesen in seinen Vorstellungen zur Unsterblichkeit (§. 88), indem er die Zusammengehörigkeit aller auf einander folgenden Menschen in ihrem gemeinschaftlichen fortleben als Seelen (§. 92) zu gestalten suchte und

darin das Recht der Menschheit ausprägte. Ihm ward das Menschenwesen die Grundlage der Erkenntniß von gut und böse (§. 111); von den rückständigen Stufen des Thierrechtes, bildete er seine Vorstellungen fort zum Verbandesrechte, Völkerrechte und Menschenrechte (§. 118) und scheute nicht zurück vor einer vollständigen Weltspaltung (§. 120) in seinen Gedanken, um die Zwecke der Menschheit als gute Seite der Welt, den rückständigen Gestaltungen als böse Seite gegenüber zu stellen.

Es ward ihm Pflicht die Menschheit mit der übrigen Welt in Einklang zu setzen, mit den übermächtigen Wesen (§. 121) wie auch unter sich (§. 127) und das Urtheil seines Verstandes als Gewissen (§. 134) war sein Wegweiser auf den Bahnen des strebens. Die Zusammengehörigkeit der Menschheit erkannte er an in seinen Vorstellungen über Lohn und Strafe (§. 139), als welche er allgemeinen Segen wie allgemeine Übel deutete, und das Menschenrecht suchte er in wandelbaren Gesetzen auszuprägen (§. 153). Die Menschheit vereinte er in seinen Hoffnungen auf einen Erlöser (§. 171) und ihr Recht gestaltete er als Anspruch auf erlangen der vorgesetzten Lebensziele (§. 173). Im Christenthume suchte er beides in allgemeinen Glaubenssätzen und Geboten durch Kirchenversammlungen (§. 189) zum Ausdrucke und zur Anerkennung zu bringen; die ganze Menschheit sollte im Christenthume vereint sein und gleiche Rechte besitzen, die der Papst zu Rom als Alleinherrscher über die Menschheit verwalten wollte (§. 201). Das streben der Menschheit führte in der Wissenschaft (§. 224) zu weiteren Gestalten, zum anerkennen der Menschheit und ihrer Rechte, zum zurück drängen der außersinnlichen Welt (§. 238) um in der Sinnenwelt die Grundlagen zu erforschen. Der Mensch widmete sich den Naturwissenschaften (§. 244), suchte die Ordnung der Welt zu erkennen (§. 255) und erhob die Wissenschaft an die Stelle der Theologie (§. 267) um glauben durch wissen zu ersetzen (§. 277).

Nicht länger in den weiten Gebieten des außersinnlichen sondern in den Verhältnissen der Menschen zu einander, wurden die Grundlagen ihrer Zusammengehörigkeit und ihres gemeinsamen Rechtes erkannt: in den Verhältnissen der Liebe und Ehe (§. 281 u. f.) und in der Verjüngung der Menschheit durch den Nachwuchs (§. 319); in den Einrichtungen zum Leben im Verbande (§. 321 u. f.) den Rechten des States und seiner Genossen, den Eigenthumsverhältnissen und deren Regelung (§. 350 u. f.). Es wurden die Grundzüge des Lebens der gesammten Menschheit erkannt in ihrer Heranbildung der Zahl (§. 364) und der Fortbildung des Menschenwesens (§. 370) wirksam im Kampfe um das Dasein (§. 371) dem streben nach Stei=

gerung des Genusses (§. 382) und dem streben nach höherer Bildung (§. 389); alle Strömungen in Fortbildung und Rückbildung neben einander verlaufend (§. 397), aber aus aller Zweiseitigkeit (§. 410) eine allmälige Fortbildung des Menschenwesens zu höheren Stufen erwachsend, eine langsame Ansammlung des Schatzes an Bildung und Gütern, dessen die Menschheit der Gegenwart sich erfreut.

Die Vorstellung von der Zusammengehörigkeit der Menschen war überdies erwachsen aus der Frage nach der Entstehung der Menschheit (§. 411) und das Menschenrecht aus den Ansichten der Denker und Forscher über die Entstehung der Welt (§. 417) welche die Welt erkannten als Reihenfolge steigender Entwicklung (§. 427) deren Gipfel der Mensch sei (§. 438) und Träger des höchsten Rechtes. Seine Kräfte sind die Blüten der Erde (§. 442) und sein Wille gestaltet das höchste Gesetz (§. 444); alle Bezüge sind lediglich durch Klugheit zu leiten (§. 447), deren höchste Anwendung seine Freiheit ist (§. 449) gerichtet auf die Menschheit und ihre Zwecke, um auf diesem Wege das Glück jedes einzelen zu begründen im streben für das Menschenwohl (§. 456).

Die Vergangenheit läßt auf den verschiedenen Bahnen den ferneren Verlauf der Menschheit im Vorausblicke erkennen, zeigt ihre Richtung und Mittel (§. 465) und die fernhin liegenden Ziele der neuen Welt (§. 466): wie immer mehr die Zusammengehörigkeit der Menschheit sie zur Vereinigung drängt (§. 471) und wie in der neuen Welt das Menschenrecht zum höchsten Ausdrucke gelangen wird in der Ehe (§. 468) im State (§. 469) in der Würde der Arbeit (§. 470) und der Geltung des einzelen sowie der verschiedenen Völker (§. 473). Die Menschheit bei aller Verschiedenheit im einzelen, dennoch gleich im Rechte und zusammengehörig in ihrem Leben und ihren Zwecken. Die erweiterte Anerkennung und Durchführung dieser beiden Ergebnisse sind die Ziele der Fortbildung der Menschheit und damit auch die unserer Welt.

Damit wäre der vorliegende Versuch beendet, in der Geschichte der Menschheit den Verlauf ihrer Entwicklung und die stufenweise Fortbildung ihrer Erkenntniß nachzuweisen; auch auf Grund dessen versprochenermaßen (§. 28) zu zeigen, daß der Mensch höher stehe als er dachte, besser sei als er glaubte und glücklicher als er meinte. Es ist erwiesen worden:

daß das Menschenwesen die höchste Gestaltung unserer Welt sei, nicht als zitternder Sklave einem unerforschlichen Willen gegenüber stehend, sondern als Blüte und Selbstbewußtsein der Erde, der Oberherr ihrer übrigen rückständigen Bildungen: der Mensch steht also höher als er dachte;

daß der Mensch nicht böse sei in seinem Wesen, sondern nur irrend in der Erkenntniß seines Verhältnisses zur übrigen Welt, daß es nicht einer unerforschlichen Gnade, sondern der zunehmenden Erkenntniß bedürfe um ihn vom bösen zu befreien, vor allem was die vorgeschrittenen als das rückständige des menschlichen Lebens bezeichnen: der Mensch ist also besser als er dachte;

daß die Menschen nicht zum Leide geboren seien, sondern durchgehends ein glückliches Erdenleben führen, in einer Abwechslung von Freude und Leid deren es bedarf zum Glücke und zur Fortbildung der Erkenntniß; daß auch das Glück des einzelen abhange von seinem bemühen mit der übrigen Welt in Einklang sich zu setzen: der Mensch ist also glücklicher als er meinte.

Mögen diese Überzeugungen durch zunehmende Erkenntniß immer mehr zur Herrschaft gelangen und die Menschheit im Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit durch gleiches Recht einem jeden das höhere Maß des Glückes bereiten welches er als Miterbe der Menschheit verlangen darf!

---

# Schlußfolgerungen.

## §. 474. Die Welt ist Selbstbildung.

Wir erblicken die Welt in unausgesetzter Bewegung, ihre Gestaltungen wechselnd aber die vorhandenen Formen wiederholend, so weit gleichartig und gleichmäßig daß wir dieses in Gesetze zu fassen vermögen. Als Ursache einer jeden Bewegung ergibt sich eine andere vorher gegangene und jede Wirkung zeigt sich wiederum als Ursache einer nachfolgenden Bewegung. Dem zufolge muß jede Gestaltung als eine zeitweilige Form der allgemeinen Weltbildung gelten, als ein Glied der endlosen Kette von Bewegungformen der Welt.

Der Grund alles Wechsels läßt sich erkennen als in den Gestaltungen liegend, in ihren Beziehungen zu einander welche wir gewohnt sind als Kräfte zu bezeichnen, und deren Gleichmäßigkeit des wirkens wir als Gesetze ausprägen. Es liegt deshalb keine Notwendigkeit vor, den Urgrund außerhalb der Gestaltungen zu suchen, und alle deßfallsigen Versuche werden erkannt als hervorgegangen aus dem Mangel an Erkenntniß der Welt und ihrer inneren Bezüge. Nur in Folge der Unkenntniß vom Grundzuge der Welt suchte der Mensch die Ursachen außerhalb derselben und, sein eigenes Wesen zum Maßstabe nehmend, seine Unabhängigkeit von den Gestaltungen seiner Hände, deutete er die Welt als Schöpfung eines von ihr unabhängigen Wesens. Je rückständiger die Erkenntniß desto weiter greifend schwankender und unerforschlicher ward das wirken des Schöpfers gedacht; je weiter die Erkenntniß fortschritt desto mehr gestalteten sich die empfangenen Eindrücke als gesetzmäßige Vorgänge und um so enger ward der Bereich den man der Willkür des Schöpfers einräumte. In der Gegenwart ist in der Erkenntniß der Denker jede Deutung auf Willkür geschwunden, es ist kein Anlaß verblieben zur Annahme eines menschenänlich schwankenden außerhalb der Welt stehenden Willens, als Geist gedacht.

Die unausgesetzte Selbstbildung der Welt erweist sich nicht als eine kreisläufige Umbildung, sondern als spiralige Fortbildung, als

ein allmäliges vorrücken zu höheren Gestaltungen. Am augenfälligsten erweist sich dieses in der Menschheit, der höchsten uns bekannten Gestaltung der Welt: sie hat nachweisbar von den rückständigsten Stufen der Bildung, die an und auch innerhalb der Grenzen des Thierwesens liegen, sich fortgebildet bis zu den höchsten Stufen der Gegenwart; sie hat einen Schatz an Bildung und Gütern angesammelt, den sie als Errungenschaft des eigenen Lebens ansehen darf. Auf den tieferen Stufen der Gestaltungen zeigen sich Spuren der im Laufe ungemessener Zeiten stattgehabten Fortbildungen: für die rückständigen Stufen der anfänglichen Bildung der Erde erweist sich als wahrscheinlichste aller Erklärungen, allmäliges ballen der Erde aus unorganischen Stoffen die im Weltenraume schwebten. Von dieser Urgestaltung der Welt bis zu den jetzigen Gestaltungen der Erde muß eine Kettenreihe von Fortbildungen angenommen werden, weil eine kreisläufige Umbildung nichts anderes hätte ergeben können als einen gleichzeitig zu- und abnehmenden Ball von unorganischen Stoffen.

Die Selbstbildung der Welt ergibt sich demnach daraus:

daß die Welt erweislich den Grund ihrer Gestaltungen in sich trägt, den der Verstand des Menschen als Kräfte und Gesetze sich verdeutlicht;

daß sie in den rückständigsten (unorganischen) Gestaltungen der Urzeit, wie auch in der vorgeschrittensten Gestaltung der Neuzeit (der Menschheit) als eine Fortbildung sich erweist, welche demnach auch den zwischenliegenden Stufen zum Grunde liegen muß.

Beides ist ausreichend zur Erklärung des entstehens der zahllosen Verschiedenheiten der Gestaltungen aus den in Welt liegenden Ursachen.

### §. 475. **Die Welt ist im einzelen gleichzeitig fortbildend und rückbildend.**

Die zeitweiligen Formen der einzelen Gestaltungen, welche wir gewohnt sind auf den vorgeschrittenen Stufen des Pflanzen- und Thierreiches als Leben zu bezeichnen, erscheinen uns jede als eine unausgesetzte Folge von Umbildungen (Lebensäußerungen), in denen ein fortbildendes entstehen und ein rückbildendes vergehen sich unterscheiden läßt. Jedes Einzelwesen entsteht aus kleinsten Anfängen, wächst heran zur Gipfelhöhe seines Lebens und schwindet darauf rückläufig bis zum kleinsten Ende; in mehr oder minder gestreckten Bahnen aus dem unorganischen aufsteigend und in dasselbe zurück sinkend.

Der selbe Vorgang wiederholt sich im ausbilden des Menschenwesens: aus dem kleinsten Ei wächst die Gestaltung heran zum atmenden Menschen, vom Säuglinge zum ausgewachsenen mehrungfähigen,

vom unbewußten Kinde zum selbstbewußten Menschen, der auf der Gipfelhöhe seines Lebens seine Fähigkeiten in ihrer höchsten Bildung offenbart. Darauf folgt der absteigende Theil des Lebens: die Fähigkeiten fallen der Rückbildung anheim und sinken zuletzt herab zum kindlichen Unbewußtseine, zum Tode und auflösen des Wesens in seine unorganischen Bestandtheile. Gleiches findet statt in der Grundform jedes Menschen, der Zelle: sie entsteht aus kleinsten Anfängen, wächst heran und bildet sich fort in ihrem Sonderleben bis zur Gipfelhöhe, verfällt alsdann der Rückbildung und kehrt zurück in das unorganische Urmeer. Auch im Leben der Familien Stämme und Völker wiederholen sich Fortbildung und Rückbildung, aufsteigen zur Lebenshöhe und absteigen zum Untergange. Nur das Leben der Menschheit als ganzes offenbart sich bis jetzt nur als Fortbildung, d. h. wir sehen dasselbe ungeachtet der wechselvollen Fortbildung und Rückbildung der einzelen Völker und Menschen im aufsteigen des Lebens; wir vermögen bei der Unbegrenztheit der menschlichen Fähigkeit zur Fortbildung keinen Gipfelpunkt zu erkennen, auf welchem die Rückbildung der Menschheit beginnen müßte.

Dieses fort- und rückbildende Leben im einzelen ist aber kein vergebliches oder ertragloses Leben gewesen, kein endloser Rundlauf in gleichen Bahnen, so daß jene beiden Hälften sich ergänzt hätten gleich den Hälften eines Kreises, einerseits vom Ausgangspunkte fortbildend und hinausführend und andererseits rückbildend wiederum heimführend; sondern jeder Lauf hat durchgehends einen Überschuß der Fortbildung über die Rückbildung ergeben, woraus allmälig Schätze sich ansammeln konnten. Alle in- und außerhalb der Menschheit vorhandenen organischen Wesen des Pflanzen- und Thierreiches sind demnach als Erzeugnisse der Erde zu betrachten, als die Überschüsse welche ihre Fortbildung über die gleichzeitige Rückbildung ergab. Besonders in der Menschheit sind die Schätze an Bildung und Gütern deren die Lebenden sich erfreuen, die Erzeugnisse des Lebens der Menschheit, die Früchte des Lebens unserer Vorfahren, als Überschüsse der Fortbildung über die Rückbildung angesammelt vererbt und gemehrt bis zur jetzigen Höhe.

### §. 476. Die Welt ist einheitlich und unendlich.

So weit der Mensch die Vorgänge der Welt zu erkennen vermag, zeigt sich ihm eine endlose Folge von Umbildungen, welche in so festem und gleichbleibendem Zusammenhange mit einander stehen, daß sie nur als Einheit vorhanden sein können, wenn auch in einer Flucht unzähliger Erscheinungen auf uns wirkend. Es ist nicht möglich, irgend eine der zeitweiligen, vorüber fliegenden Gestaltungen aus dem Zusammenhange zu lösen um sie als geschiedenes festzuhalten. Alles

deßfallsigen Bemühen des Menschen, durch welche er sich Vorstellungen und Begriffe schafft, gelingt nur theilweis; denn der Mensch durch die Mängel seiner Sinne verleitet faßt nur die innerhalb der Grenzen seiner Sinne fallenden Bewegungen auf, löst diese in Gedanken aus der rastlosen Flucht heraus und unterzieht sie der Thätigkeit seines Verstandes. Die Beschränkung seines Wesens macht diese Art der Auffassung notwendig: er kann die Welt nur erkennen dadurch daß er Einzelheiten in Gedanken abgrenzt um geschiedene Vorstellungen zu gewinnen, aus denen er wiederum vorwaltendes und gemeinsames in Gedanken ausscheidet um Begriffe zu bilden. Diese Denkvorgänge sind aber lediglich Erzeugnisse seines Eigenwesens, notwendig an sich, aber nicht die Grundlagen der Außenwelt sondern nur die der Innenwelt des Menschen, Hilfen deren er sich bedient und aus sich selbst schafft um die Welt zu verstehen.

Zu diesen Hilfen gehören vornämlich seine Begriffe bezüglich Zeiten und Räume. Die einzelen Eindrücke welche er von seiner Außenwelt empfängt, werden durch die verschiedene Auflösung des zurück geworfenen Lichtes in seinen Augen zu farbigen Bildern, welche nach seinem Hirn fortgepflanzt, dem Gedächtnisse als geschiedene Formen sich einprägen. Die Erstreckung dieser gehegten Bilder benennt er als Räume der daraus gemuthmaßten Gegenstände seiner Außenwelt, und indem er sie vergleicht mit der gleichmaßigen Erstreckung anderer Gegenstände (Flächenmaße) gibt er den einzelen Räumen eine Bezeichnung; denkt sich dann jenes gleichartige in der Folge seiner Geschiedenheiten als eine allgemeine Eigenschaft seiner Außenwelt, als Raum. In gleicher Weise denkt er sich die Zeit, indem er gestützt durch die Mängel seiner Sinne einzele Eindrücke aus der unendlichen Bewegungfolge abscheidet und ihre Dauer als deren Zeit auffaßt; sie auch durch vergleichen mit anderen mit Dauer=Bezeichnungen belegt, und das gleichartige in der Folge seiner Geschiedenheiten zusammenfaßt als allgemeine Eigenschaft seiner Außenwelt, als Zeit.

Außerhalb seiner Gedanken gibt es aber weder Raum noch Zeit: alle seine gedachten Räume grenzen unmittelbar an einander, so daß sie zusammen eine unabsehbare Erstreckung bilden, nicht einen Gesammtraum sondern eine Raumlosigkeit; alle seine gedachten Zeiten ebenso, indem sie eine unermeßliche Folge von Bewegungen bilden, nicht eine Gesammtzeit sondern eine Zeitlosigkeit (Ewigkeit). Die Scheidung in Raum und Zeit liegt nur in seinen Gedanken begründet, ist lediglich die Geschiedenheit der Eindrücke welche er neben und nacheinander auffaßte; die wiederum ihren Grund hatte in den Mängeln seines Wesens, welche es verhindern das Bild aller Gegenstände und gleichzeitig auch deren Bewegung aufzufassen. Einen Gedanken des Raumes oder der

Zeit kann er nur aus einem dauernden Eindrucke hervorbringen, dessen Dauer er dadurch herstellt daß er während dem andere Eindrücke der Bewegung zurück weist. Die Scheidung ist eine absichtliche und zur Auffassung der Eindrücke notwendige, aber lediglich ein Vorgang der Innenwelt des Menschen; sie ist nicht vorhanden in der Außenwelt, welche vielmehr gleichzeitig beiderlei Eindrücke auf den Menschen macht als Ausflüsse ihrer Einheit.

In gleicher Weise sind die anderen Scheidungen des Menschen nur sein Werk: was er unterscheidet als Sein und Bewegung, bezeichnet er auch als Stoff und Kraft oder Welt und Geist; in allen nur die Geschiedenheit der empfangenen Eindrücke durch Namen unterscheidend. Was er als Raum auffaßte und durch vergleichen mit anderen Raumerfüllungen maß oder wog um das verhalten zu erkennen, bezeichnet er auch als Sein oder Stoff oder Welt, und unterscheidet es von den anderen Eindrücken welche er Bewegung, Kraft oder Geist nennt; lediglich weil er die beiderartigen Eindrücke nicht zusammen aufzufassen vermag, wiewol sie gleichzeitig auf ihn gemacht werden. Der Mensch muß seinem beschränkteu Wesen nach jeden Eindruck von anderen scheiden um ihn auffassen, sich einprägen und durch seinen Verstand zu Vorstellungen und Begriffen führen zu können. Er mag aber seine Eindrücke noch so vielfältig scheiden, danach gestaltet sich nur seine Innenwelt nicht die Außenwelt; welche in ihrer Einheit und Unendlichkeit besteht, wenn auch der Mensch ihre zahllosen Einwirkungen auf ihn als unterscheidbare Gestaltungen seiner sinnlichen und außersinnlichen Welt sich denkt und sich denken muß, weil er nur begrenzte Eindrücke aufzufassen vermag.

### §. 477. Die Erde ist unsere Welt.

Für uns Menschen ist die Erde die Welt; denn wenn auch die übrigen Sterne als Weltkörper die Erde vielfach übertreffen, so ist doch ihre Einwirkung geringfügig im Vergleiche zu den Einflüssen der Erde auf uns. Nur die Sonne waltet so sehr im Leben der Erde also auch des Menschen, daß sie als Ursache aufgefaßt werden muß; allein ihre Wirkung wird uns in den Haupt-Bezügen nur merkbar und verständlich durch die Erde, so daß diese wenn auch von der Sonne beeinflußt und ihr dienend als unsere Welt bezeichnet werden darf.

Der Erde entstammen wir: aus Erde und Luft baut sich unser Wesen auf und zur Erde kehrt es wieder zurück nachdem der zeitweilige Lebenslauf des einzelen beendet. In uns liegt nichts was nicht auf die Erde zurück geführt werden könnte und müßte. Die einfachen Stoffe der Erde gehen Verbindungen ein welche in unserem Wesen als Salze Kalke Wasser u. a. in unorganischen Gestaltungen

walten; sie verbinden sich im Pflanzenreiche zu Eiweiß Stärke Säuren Zuckern Fetten, u. a. die in unser Wesen übergehen und darin wirken; sie gelangen im Thierreiche zur Gestaltung als Eiweis Fleischstoff Nervenstoffe u. a., die im Menschen zur höchsten Form gelangen. Das sogenannte leibliche ist aufgebaut aus den einfachen Stoffen der Erde und ihren vorhergegangenen Verbindungen; es lassen sich erkennen und ausscheiden: Wasserstoff Sauerstoff Stickstoff Kole Kalk Fosfor Chlor Natron Kali Eisen u. a., deren Verbindungen alle Bestandtheile des leiblichen bilden, als Knochen und Horngebilde Sehnen Fleisch Blut Nerven Rückenmark Hirn u. a. Das sogenannte geistige ist erkennbar als die vielgestaltigen Äußerungen der Bewegung im Menschen, als das Leben welches ihn von seiner Leiche unterscheidet. Diese Bewegung ist nachweisbar das Ergebniß der Umbildungen im Menschen, der Einwirkungen des Lebens der Erde auf das einzele Wesen, welches sich äußert in schaffen der Wärme durch Atmung und Speise, im aufbauen des Wesens durch Bildung und Anwachs der Zellen, in Entwicklung und Erregung der Nerven mit ihren Ausläufen im Rückenmarke und Hirn. Die Quelle dieser Bewegungen ist zunächst irdisch: der Mensch empfängt sie aus und von der Erde; ohne Licht und Wärme der Erde, ohne Wahlverwandtschaft ihrer Stoffe wären nicht möglich die Bewegungen im Menschenwesen, welche wir sein Leben seinen Geist nennen. Jenseit der Grenzen unserer Sinne wird allerdings noch vieles verborgen liegen, was wir entweder zur Zeit nicht erkennen können weil unsere Fähigkeiten noch nicht so weit entwickelt sind, oder welches uns vielleicht für alle Folgezeit verborgen bleiben wird weil die Fähigkeiten zu ihrer Auffassung nicht in unserem Wesen enthalten sind. Allein mit diesem unbekannten haben wir zur Zeit nichts zu schaffen: wir bestreben uns zu erforschen ob solches vorhanden sei, und wollen es dann erkennen lernen. Aber so lange wir nicht wissen ob dieses der Fall und möglich sei, kennen wir es nicht, ist es nicht da für uns, und alle bezüglichen Gestaltungen unserer Einbildung sind entweder erhebende oder niederbeugende Selbsttäuschungen.

Der Mensch lernt jedoch als ein zeitweiliges Erzeugniß der Erde sich höher zu schätzen, wenn er seinen Zusammenhang mit der Menschheit und dadurch mit der Erde betrachtet. In der Menschheit liegt die Unsterblichkeit jedes einzelen, und wie er das Erzeugniß der vor ihm lebenden ist, deren Bildung in ihm zum Ausdrucke gelangt, so setzt sich auch sein Leben fort in den nachkommenden, in den Früchten die er vererbt, seien es Kenntnisse oder Güter die er ererbte oder schuf. Was er als Überschuß seines Lebens zum Schatz der Menschheit beiträgt ist sein Wesen, das bleibende und unsterbliche seiner zeitweiligen Erschei=

nung, der Kern seines Lebens, ewig fortbestehend ohne das vergängliche seiner Gestaltung welches zum unorganischen zurückkehrt.

An der Erde haftet unser Leben, aus ihr quillen unsere Freuden und Leiden; in ihrem Leben erkennen wir unsere Bestimmung und deshalb ist auch die Erde unsere Welt.

§. 478. **Der Urzustand der Erde läßt sich erkennen in Weltkörperchen.**

Die Beobachtungen haben gelehrt daß alljährlich eine unzählige Menge kleiner Körper zur Erde gelangen, aus Stoffen zusammen gesetzt, welche Hauptbestandtheile unserer Erdrinde bilden. Die Geschichte verschiedener Völker berichtet daß solches auch in früheren Jahrhunderten stattgefunden habe, und große Blöcke in Sibirien, Mexiko u. a. liegend deuten sich an als derartige herabgefallene Körper durch ihre änliche Zusammensetzung, lassen schließen daß solche Fälle auch geschehen seien vor aller geschichtlichen Zeit. Es darf deshalb als wahrscheinlich gelten, daß zu allen Zeiten derartige Körperchen (Sternschnuppen Feuerkugeln Ärolithen), von der Erde angezogen auf sie herabfielen, daß also diese, je nach der Zeitdauer welche man sich denkt, entweder einen Theil des Erdkörpers oder auch den ganzen Ball zusammen ausmachen müssen. Da nun in der Vergangenheit jede Zeitdauer angenommen werden darf, und anderweitige Beobachtungen längst daran gewöhnt haben millionen Jahre als geringfügig im Leben der Erde zu betrachten, auch nicht bezweifelt werden darf daß die Erdkugel durch solche angezogene Körperchen gebildet werden konnte, wenn man den dazu erforderlichen Zeitraum als möglich erweist: so steht nichts der Erklärung entgegen, daß auf dem bekannten und ausreichenden Wege der Zusammenfügung kleiner Weltkörper der Erdball sich gebildet habe und noch ferner fortbilde. Daß die in der Gegenwart herabfallenden nur die schwerer schmelzbaren oder fester zusammenhaltenden Stoffe Eisen Nickel Schwefel u. a. enthalten, nicht aber die leichteren Metalle, findet seine Erklärung durch die Lichterscheinungen und das Funken sprühen welche gewöhnliche solche Fälle begleiten; denn sie erweisen daß ein Glutzustand beim durcheilen unserer Lufthülle erzeugt wird, welcher zu Schmelzungen Oxydationen und abfliegen der Verbindungen Veranlassung giebt, welches nach bekannten Gesetzen die leichteren Metalle am ehesten und vollsten treffen muß, so daß diese sich abtrennen längs bevor der Körper zur Erdoberfläche herab gelangt.

Die Enstehung der Erde aus kleinen Körperchen führt zu der Annahme daß solche allenthalben im Weltraume vorhanden seien und daß jedes einzele seine Eigenbewegung besitze in dem Gasgemenge, welches aller Wahrscheinlichkeit nach in unendlicher Erstreckung die

Welt erfüllt; daß aber diese Eigenbewegung abgelenkt werde durch die gegenseitige Anziehung, welche wirkt im einfachen Verhältnisse des Gewichtes und dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung. Sobald demnach ein Körper in den Bereich der Anziehung eines anderen gelangt, der übermächtig genug ist um jenen durch überwinden des Widerstandes der Gase gänzlich anzuziehen, hebt er dessen Eigenbewegung auf und zwingt ihn sich anzuschließen, d. h. auf ihn herab zu fallen. Je mehr ein solcher übermächtiger Körper durch Anschlüsse der kleineren anwuchs, desto weiter ward sein Bereich der Anziehung, desto zahlreicher also die Anschlüsse. Dadurch konnten anfänglich geringe Unterschiede, durch zunehmendes anwachsen des Gewichtes also des Anziehung-Bereiches, zu der großen Manchfachheit führen welche unser Sonnensystem aufweist: von der übermächtigen Sonne an durch die großen und kleinen Planeten und deren Monde, bis zu den ungeballten Kometen und den noch getrennt umher schwebenden Einzelkörperchen, welche die Grundgestalten sind durch deren anschließen die übermächtigen noch unausgesetzt sich vergrößern.

Die Kleinheit der Körperchen im Vergleich zu den Entfernungen in denen sie sich bewegen, läßt sie dem menschlichen Auge nicht sichtbar werden, bevor sie nicht so weit genähert sind daß sie die Lufthülle unter Lichterscheinungen durcheilen. Die Kleinheit der Planeten im Vergleiche zu ihren Zwischenräumen, läßt vermuthen daß erst ein geringer Theil der Körperchen in den Planeten und Monden sich geballt habe und also die unausgesetzte Vergrößerung dieser Sterne ohne absehbares Ende sich fortsetzen könne; jeder Stern anwachsend in dem Verhältnisse wie seine zunehmende Größe den Bereich seiner Anziehung erweitert und andere Körper in den Bereich seines übermächtigen anziehens gelangen.

## §. 479. **Die Erde hat sich fortgebildet durch allmälige Zunahme.**

Die unausgesetzte Vergrößerung der Erde durch den Anschluß von Weltkörperchen mehrte ihr Gewicht und demgemäß ihre Fähigkeit zur Anziehung der ferner schwebenden; damit wuchs auch die Geschwindigkeit ihres Umlaufes um die Sonne, also die Fähigkeit zum einholen der Körperchen welche mit ihr die selbe Bahn dahin ziehen, aber wegen der Reibung des Weltgases mit minderer Geschwindigkeit. Die gesteigerte Fähigkeit in Anziehung und Lauf vergrößerte also ihren Körper um so mehr durch Anschlüsse; ihre Ballung mußte mit wachsender Beschleunigung zunehmen.

Je mehr die Erde zunahm, desto stärker wurde der Druck den die Theile auf einander übten, von der Oberfläche nach dem Schwer=

punkte zunehmend. Demgemäß ward gebundene Wärme frei und die Erdkugel erhob sich aus dem niedrigen Wärmezustande des Weltenraumes allmälig zu einem Wärmemaße, in welchem die Wahlverwandtschaften wirken konnten zum verbinden der einfachen Stoffe. Gleichzeitig mit den Weltkörperchen zog die Erde auch einen Theil des sie umgebenden Weltgases an und bildete daraus eine ihr zugehörige Lufthülle; gegenwärtig hauptsächlich bestehend aus Stickstoff und Sauerstoff, aber anfänglich nach dem späterhin aus Gasen gebildeten Wasser zu schließen reichlich mit Wasserstoffe gemischt. Diese Lufthülle ward gleich der Erdkugel allmälig aus den kleinsten Anfängen zur jetzigen Höhe und Dichte fortgebildet; anfänglich nur die Zwischenräume der zusammen geballten Körperchen ausfüllend, dann allmälig über ihren Umfang sich erhebend, so wie durch Zunahme der Anziehung die angeeignete Gasmenge gemehrt ward, bis in der Gegenwart die Erde bei 1717 Meilen mittlerem Durchmesser und dem Eigengewichte von $5{,}_{68}$ des Wassers, eine Lufthülle von 4500 Meilen Höhe besitzt, deren Druck an der Meeresfläche gleich ist einer Quecksilbersäule von etwa $0{,}_{760}$ Meter und in Abständen von je 5500 Meter ($^3/_4$ Meilen Höhe, um die Hälfte an Dichtigkeit abnimmt.

Je mehr die Erwärmung zunahm, desto stärker und reicher ward das Wirken der Wahlverwandtschaften, bis die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff stattfinden konnte um Wasser zu bilden. Dieses mogte anfänglich in der Kristallisation der Oxüde der leichten Metalle zu Kiesel Kalk Kali Natron Magnesia u. a. gebunden werden; bei zunehmender Menge durchdrang es die Zwischenräume, beschleunigte die Umsetzungen und ward späterhin reichlich genug um auf der Oberfläche sich zu sammeln, allmälig anwachsend bis es gegenwärtig etwa $^2/_3$ der ganzen Oberfläche der Erde mit einem Meere bedeckt.

Je mehr die Lufhülle zunahm durch Anziehung der Weltgase im Verhältnisse wie die wachsende Erde ihre Fähigkeiten steigerte, desto stärker ward die Dichtigkeit der Luft an der Erdoberfläche und um so größer ihre Lichtfähigkeit. Die im Weltenraume herrschende Dunkelheit ward auf der anwachsenden Erde allmälig zur Erleuchtung gesteigert; im Laufe ungemessener Zeiten ward die waltende Nacht zur beginnenden Dämmerung und diese steigerte sich langsam zur Helle wie wir sie empfinden. Die Erleuchtung der Erde ist fast ausschließlich die Wirkung der von Sonne ausgehenden Bewegungen, welche wellenförmig nach allen Seiten sich verbreiten, und außer dem Lichte auch als Wärme Elektricität Magnetismus und Stoffverbindungen umsetzend (chemisch) wirken.

Vom Anbeginne her mußte die Erleuchtung und Erwärmung des werdenden Erdballes auf seiner Oberfläche verschieden wirken,

weil die Richtung seiner Umdrehung (der Gleicher) schief steht zur Ebene seinen Umlaufes um die Sonne, auch während des Umlaufes die Eigenbewegung unverändert sich fortsetzt, so daß die Erde nicht die selbe Seite der Sonne zukehrt, wie der Mond unserer Erde, sondern abwechselnd die zu beiden Seiten ihres Gleichers vorhandenen Flächen. Diese Grundverhältnisse haben aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang her gewaltet und ihre Wirkung mußte sein, daß die Licht- und Wärme-Verhältnisse am Gleicher viel stärker gesteigert wurden als an den Polen; daß also von jeher wirksame Verschiedenheiten herrschten, änlich wie jetzt aber um so geringer je rückständiger die Erdbildung. Diese Verschiedenheit mußte Bewegungen auf der Oberfläche erzeugen, indem die größere Wärmemenge am Gleicher die Luft verdünnte, welche dadurch leichter geworden aufstieg und nach den Polen abfloß, während von dort her die kältere also dichtere Luft nach dem Gleicher drängte. Dieser Bewegung folgten auch die mit der erwärmten Luft aufgestiegenen Dünste, welche auf dem Wege nach den Polen verdichteten und als Regen Schnee oder Hagel niederfielen, auch in der Folge wie sie den Polen sich näherten bis unter den Gefrierpunkt abkühlten. In den selben Richtungen entstanden frühzeitig Strömungen des Meeres, welches am Gleicher erwärmt an der Oberfläche nach den Polen abfloß, wogegen von dort her kältere Strömungen unterhalb jener nach dem Gleicher vordrangen, theils aber auch auf der Meeres-Oberfläche vollständige Rundläufe sich herstellten zu beiden Seiten des Gleichers.

Ununterbrochenes anwachsen des Erdballes steigerte allmälig alle diese Bewegungen: die Eigenwärme der Erde nahm zu, ihre Lufthülle ward höher dichter und steigerte sich ihr bewegen als Wärme Licht Elektricität und Magnetismus; die Wahlverwandschaften wurden mächtiger, die Umsetzungen der Verbindungen reichhaltiger, die Strömungen der Luft und des Meeres wirkten gewaltiger, die Stoffverbindungen wurden einerseits durch Druck verdichtet, andererseits durch Luft und Wasser aufgelöst oder zertrümmert und fortgeführt. Es bildeten sich Kristallgesteine und aus ihren Trümmern Schichtgesteine oder lose Trümmerlagen; die Schichten änderten ihre Lage in Folge der Mehrung ihres Inhaltes durch zugeführte Stoffe oder Minderung durch fortgenommene, durch anwachsende einseitige Belastung oder durch stattfindende Selbstentzündung ihrer Bestandtheile. So wurden im Laufe der Zeit durch Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche die Runzelungen hervorgebracht welche sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufweist. Die genannten Bewegungen nehmen sämmtlich noch in der Gegenwart ihren Verlauf: die Luft- und Wasserströmungen zwischen dem Gleicher und den Polen bringen Verdunstung und auch

Niederschläge mit sich, treiben Stoffe und Wärme=Mehrung oder =Minderung über die ganze Oberfläche, verändern die Meeresküsten durch Abreißungen oder Anschwemmungen, zernagen durch Wasser die Oberfläche des Landes und führen die Trümmer in das Meer, bringen Schichten=Hebungen und Senkungen zu Stande. Es verändert sich allenthalben die Erdrinde durch Umsetzung der Stoffverbindungen und Änderung der Gleichgewicht=Verhältnisse, durch Zerstörung und Neubildung gleichzeitig wirkend.

§. 480. **Die Bestandtheile wurden lebensfähig und bildeten sich weiter.**

Die Zerlegung der Gestaltungen unserer Erde hat etwa 70 unterschiedliche einfache Stoffe erkennen lassen, von denen drei unter den herrschenden Verhältnissen gasig sind (Wasserstoff Stickstoff Sauerstoff) einer in Dampfform (Brom) einer (Fluor) unbekannt gestaltet, ein anderer tropfbar flüssig (Quecksilber) und die übrigen fest bei verschiedener Dichte. Diese Körperzustände ändern sich je nach den maßgebenden Verhältnissen: die festen Stoffe werden durch erhöhete Wärme tropfbar flüssig (geschmolzen), vom Platin bei muthmaßlich + 2800°, bis zum Fosfor hinab, der bei + 45° flüssig wird. Das tropfbare Quecksilber wird umgekehrt durch Wärmeminderung fest, indem es bei — 39° als festes Metall gehämmert werden kann. Die drei Gase können wahrscheinlich, nach Vergleich mit anderen Versuchen zu schließen, durch gesteigerten Druck flüssig gemacht und durch Minderung ihrer Wärme zum festen Körperzustande gebracht werden; doch ist solches bisher nicht gelungen. Jeder der vorhandenen Stoffe verbleibt nur unter den zur Zeit herrschenden Verhältnissen in dem uns gewöhnlichen Zustande, und kann entweder gasig flüssig oder fest sein sobald die bedingenden Verhältnisse dem entsprechend sich ändern.

Aus den zahlreichen Stoffen sind nur wenige von wesentlicher Bedeutung gewesen für die Fortbildung der Erde, vor allen anderen die drei Gase. Der Wasserstoff verband sich mit dem Sauerstoffe zu Wasser; der Sauerstoff verband sich mit den leichteren Metallen zu Erden, welche als Thon Kiesel und Kalk fast alle Gesteine ausmachen, außerdem als Pottasche und Soda wesentlich in Betracht kommen. Der Sauerstoff verband sich mit Stickstoff zu Ammoniak Salpetersäure u. a., mit der Kole zu Kolensäure, mit Schwefel zum Schwefelsäurigen u. a.; welche Verbindungen wiederum unter sich und mit vielen der anderen Stoffe Verbindungen eingingen, so daß eine Anzahl von Gestaltungen aus zwei drei vier oder mehreren Stoffen entstanden. Die verschiedenen daraus entstandenen Gesteine waren beständigem Stoffwechsel ausgesetzt, gaben an das durchziehende Wasser

Lösungen als Ausscheidungen und empfingen aus demselben zugeführte Stoffe, je nachdem die Wahlverwandschaft es bedingte; die Luft führte Wärme Stoffe und Verbindungen zu und nahm dagegen andere fort: so daß die Grundlagen des Lebens, im Thierreiche als Stoffwechsel und Atmung benannt, schon in den unorganischen Verbindungen begannen.

Die Lufthülle auf der Erde mußte ihre größte Dichtigkeit erlangen am Grunde der Tiefbecken, der Mulden in der gerunzelten Rinde, und als diese mit Wasser gefüllt wurden war auf dem Meeresgrunde die zur Zeit dichteste Luft vorhanden. So weit sich erkennen läßt an den verhältnißmäßig geringen Überresten der Vorzeit, entstand das Leben zuerst im Wasser, und wenn berücksichtigt wird daß dazu nötig waren ein bestimmtes Maß von Luftdichte und ein Maß an Wärme, so ergibt sich, daß am frühesten in den tiefsten Becken unter und neben dem Gleicher die Bedingungen zum entstehen des Lebens vorhanden sein konnten. In welcher Gestaltung der Übergang aus dem unorganischen zum organischen Leben sich vollzog ist zur Zeit unaufgeklärt; die Beschaffenheit der untersten Stufen läßt jedoch darauf schließen, daß die anfänglichen Gestaltungen die Eigentümlichkeiten der Pflanze und des Thieres in sich vereinten. Als niedrigstes Wesen beider Reiche wird zur Zeit die Zelle erkannt, ein häutiger Sack mit einem Safte erfüllt in welchem Körnchen schwimmen. Als einfachere Gestaltung ist ermittelt ein gleichartiger Schleim, der durch Verbindung der drei Gase mit der Kole, unter Beifügung von Kali Natron Schwefel u. a. in kleinen Mengen sich bildet und die größte Änlichkeit hat mit Eiweiß.

Die gegenwärtig auf Erden vorhandenen Pflanzen und Thiere erweisen sich als die Überbleibsel zahlloser Bildungen, welche in dem wechselvollen Leben der Erde entstanden sind, zum Theile sich erhalten haben zum anderen aber ausstarben. Die gegenwärtigen erscheinen als zerstreuete Glieder einer Kettenreihe, deren Zusammenhang um so schwieriger zu ermitteln ist, als nur die wenigen bisher aufgefundenen Überreste ehemaliger Wesen zur Verfügung stehen, deren Entdeckung in der Erdrinde sehr langsam fortschreitet, überhaupt nur den geringsten Theil der vergangenen Wesenarten wird ergeben können, da die meisten der niederen Gestaltungen zu vergänglich sind um irgendwie Spuren zurück zu lassen. Man hat deshalb bei der Anordnung der Wesenreiche nach äußeren Merkmalen, die vorhandenen Lücken benutzt um dort Scheidungen zu denken und danach das vorhandene in drei Reiche zu theilen: Steinreich Pflanzenreich und Thierreich; dabei letzteren beiden das Leben (Organische) beigemessen, zum Unterschiede vom Leblosen (Unorganischen) des Gesteines, der einfachen Ver=

bindungen und Stoffe. Allein es hat sich erwiesen, daß zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche keine durchgehende Scheidung bestehe, daß sie in ihren untersten Gestaltungen (Schwämmen Polüpen u. a.) vereinigt sind, also nur als die beiden Äste eines Grundstammes zu gelten haben, welche bei höherer Fortbildung allmälig auseinander wichen bis wesentliche Verschiedenheiten entstanden.

Daß solche Fortbildungen der Erde in ihren Gestaltungen stattgefunden haben müssen, ergibt sich aus der mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgerten Annahme, die Erde sei anfänglich wüste nnd leer gewesen; ferner aus der sicheren Überzeugung daß ihr höchstes Gebilde, die Menschheit, im Laufe der Jahrtausende sich fortgebildet habe und noch fernerhin sich zu höheren Stufen erhebe. Die zwischen beiden Enden liegende Wesenreihe kann demnach nur durch Fortbildung der ursprünglichen Gestaltung der Erde erklärt werden, da dieses die einzige im Wesen der Dinge liegende Begründung ist; denn jede andere Erklärung von außen her, legt nur der eigenen Unwissenheit einen fremden Namen bei um der Erklärung sich zu entziehen. Wie diese Fortbildung habe stattfinden können läßt sich aus zweien auch jetzt herrschenden Grundverhältnissen schließen, welche sich darin äußern:

daß jedes Wesen seine Besonderheit vererbt auf seine Nachkommen;

daß jede Besonderheit im Einzelleben sich verändert nach Maßgabe der wechselnden Verhältnisse zur übrigen Welt.

Es ergibt dieses die tägliche Erfahrung; denn Pflanzen und Thiere übertragen ihr Wesen auf ihre Nachkommen, ändern sich aber je nachdem zwingende Einflüsse es bedingen, so daß zahllose Wandlungen eintreten und sich vererben. Solche Einflüsse sind: reichere Ernärung, größere Anstrengung, höhere Wärme, gesteigertes Licht, bildende Einwirkung des Menschen, und Zuchtwahl unter den verschiedenen Nachkommen des gleichen Elternpares. Vorhandensein dieser Ursachen in der Vorgeschichte der Erde läßt sich folgern aus ihrer allmäligen Zunahme; denn durch anwachsen des Erdballes mußte seine Eigenwärme steigern, indem der Druck gebundene Wärme in fühlbare umwandelte; die Zunahme der Lufthülle mußte ihre Lichtfähigkeit und Erwärmung durch die Sonne erhöhen; die durch Luft und Wasser fortschreitende Zersetzung der Oberfläche lieferte reichere Ernärung; die Mehrung der Zahl steigerte die Mitbewerbung und zwang zur größeren Anstrengung; die Auswahl unter den Nachkommen, die Zuchtwahl durch welche nur die vorgeschrittenen unter den Ablegern eines Elternpares vererbten, ergab sich aus dem unausgesetzten Lebenskampfe aus welchem am ehesten die Nachkommen siegreich

hervorgingen, welche für das wechselvolle leben in der Vererbung am besten gerathen waren oder ihre Fähigkeiten gemäß Zeit und Ort am stärksten entwickelt hatten. Walten dieser Einflüsse läßt sich nicht allein an Pflanzen und Thieren nachweisen, welche der Mensch willkürlich fortbildet indem er jene Vorbedingungen wirken läßt; sondern auch im unabhängigen Leben der Wesen an Blumen und Früchten, wie an Fröschen Kröten Raupen u. a.; am überzeugendsten aber im Leben der Menschheit, deren Völker und einzele die vielgestaltigen Erscheinungen der Vererbung und Fortbildung offenbaren, und dadurch erkennen lassen wie jene Einflüsse der im Leben der Erde waltenden Grundbedingungen allezeit umgestaltend einwirken mußten.

### §. 481. **Durch Fortbildung und Rückbildung entstanden Verschiedenheiten.**

Die Aufeinanderfolge der Erdbildungen hatte einen durchgehenden Zug des beharrens vermöge der Vererbung, welche das Wesentliche forterhielt in dem unausgesetzten Wechsel der Einzelwesen. Die Vererbung stellt aber in den Nachkommen nicht genaue Abbilder des Elternpares her, sondern Wesen die von den Eltern und auch unter sich verschieden sind, so daß sie an Fähigkeiten theils höher theils niedriger stehen als die Eltern. Am auffälligsten erweist sich dieses bei den Menschen, sehr deutlich auch bei den höheren Thieren, in deren Fortpflanzung wie in dem der Gewächse von den Menschen die Verschiedenheiten zwischen den Nachkommen der selben Eltern zur Zuchtwahl benutzt werden, um nach Willkür neu entstandene Besonderheiten bleibend sich fortpflanzen zu lassen. Diese Zuchtwahl findet aber auch ohne menschliche Einwirkung statt in dem steten Kampfe um das Dasein, den jedes Wesen des Pflanzen- und Thierreiches wider die unorganische und organische Welt führen muß. Die Nachkommen gleicher Eltern welche höher standen, also Fortbildungen derselben waren, hatten größere Wahrscheinlichkeit des fort bestehens als ihre Eltern: die anderen dagegen welche Rückbildungen waren gingen um so eher zu Grunde. Jene fortgebildeten vererbten ihre höhere Stufe auf die Nachkommen, in denen der gleiche Vorgang sich wiederholte mit Fortbildung und Rückbildung; wobei jedoch nicht jedesmal die Vertilgung der niedriger stehenden eintrat sondern diese in glücklichen Fällen unabhängig und getrennt ihr Geschlecht fortsetzten. Nicht alle Nachkommen der selben Eltern sind den gleichen Gefahren und Kämpfen ausgesetzt: es konnte vielmehr geschehen daß die fortgebildeten vertilgt wurden und die rückständigen dagegen sich erhielten, so daß stattgehabte und in einer langen Aufeinanderfolge gesammelte Fortbildungen später der Rückbildung verfielen, allmälig niedere Gestaltungen

bildeten oder ausstarben. Diese Bildungen aufwärts und abwärts wirken noch jetzt in der Menschheit wie im Thier= und Pflanzenreiche und liegt kein Grund vor zur Annahme daß es jemals anders gewesen sei.

Eine zweite Ursache liegt in der Verschiedenheit der zu allen Zeiten auf Erden waltenden Lebensverhältnisse: in der Jahreswärme und der Vertheilung der Wärme über das Jahr; in Regenfall und Verdunstung allenthalben örtlich verschieden; in der Bodenbeschaffenheit, deren Mischung und Löslichkeit den Pflanzenwuchs bedingte, von welchem wiederum besondere Thiere abhängig waren. Wie die Pflanzen noch jetzt durch das verwehen des Samens nach entfernten Gegenden vertrieben werden, so mußten sich von jeher Lebewesen vom Gleicher nach den Polen verbreiten, weil die im Sommer vorherrschenden Winde diese Richtung halten, zumal auf der nördlichen Erdhälfte südwest und südost. Diese Wanderungen führten Pflanzen und in deren Gefolge auch Thiere nach fremden Gegenden, wo sie unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen in Fortbildung und Rückbildung andere Richtungen nahmen: wie noch in neuester Zeit mit Pflanzen der Fall, die aus Australien in Europa eingeführt worden sind, oder in den letzten Jahrhunderten mit Pferden welche die Spanier nach Amerika brachten. Von änlicher Wirkung waren die Änderungen, welche die Verhältnisse der selben Stelle erlitten, wie z. B. Ost=Europa und West=Asien beim Durchbruche des Uralmeeres (§. 378): weite öde Steppen wurden blosgelegt wo ehedem das Meer wogte; die selben Winde, welche vordem die Meeresdünste mit sich führten und als Regen fallen ließen, strichen nachher als dürre Steppenwinde über das Land und machten es zur Wüste. Die vorhandenen Pflanzen und Thiere mußten sich den veränderten Verhältnissen gemäß verhalten: ein Theil mußte aussterben, ein anderer nach feuchten Gegenden wandern; die übrigen, welche sich erhielten, mußten sich fernerhin verschieden bilden um unter den veränderten Verhältnissen den Kampf um das Dasein zu bestehen.

Noch stärker wenn auch allmälig und gleichmäßig wirkend mußte die unausgesetzte Zunahme der Erdkugel zur Fortbildung führen: stärkerer Luftdruck, größere Wärme, mehr Licht, verstärkte Strömungen der Elektricität und des Magnetismus, verbunden mit dem reicheren walten der Wahlverwandschaften hatten erhöhetes Leben zur Folge. Die Beobachtung der vorgehenden Bildungen zeigt ebenso wie die Ergebnisse absichtlicher Versuche wie jene unorganischen Lebensäußerungen der Erde auf die Gestaltung der Pflanzen und Thiere einwirken, wie verschieden die Fortbildung des selben Wesens sich gestaltet (z. B. des Frosches) je nach dem Maß des Lichtes welches dazu

mitwirkt. Wenn man in Gedanken die jetzigen Zustände stufenweise sich mindernd denkt, so würde man in allgemeinen Umrissen eine Folge des verschwindens der Thiere und Pflanzen voraussagen können: die Luftverdünnung würde Thieren und Menschen nach vorliegenden Erfahrungen erträglich sein bis sie nahezu auf die Hälfte herab gesunken wäre; die damit eintretende Wärmeabnahme würde dagegen zuerst sämmtliche Pflanzen der heißen Zone vertilgen, demnächst die des gemäßigten Gürtels und zuletzt die Pflanzen des Nordens bis auf eine Anzahl von Flechten und Mosen nebst Alpenpflanzen, die gegenwärtig in 5500 Meter Höhe wachsen. Luftdruck und Wärme würden nicht allenthalben gleich sein, denn so wie jetzt würde die Schneegrenze am Gleicher höher liegen als entfernt davon, so daß dort selbst bei halbem Luftdrucke noch Getreide wachsen könnte wie gegenwärtig in Tibet auf der entsprechenden Höhe. Der Mensch und die höheren Thiere wären auf keine Flächen begrenzt, könnten nur in kleiner Zahl leben und würden bei fortschreitender Abnahme aussterben müssen. Die Erkaltung und Lichtabnahme würden sich mehren, bis alles Landleben ausgestorben wäre; die Schnee- und Eisbildungen rückten von den Höhen zu den Niederungen vor und in das Meer; das gefrorene Meer dehnte sich immer weiter von den Polen nach dem Gleicher und das allmälig geminderte Leben im Meere würde am Ende gänzlich vertilgt, endend in den untersten Gestaltungen, welche unter den mindesten Verhältnissen der Lufthülle, der Wärme des Lichtes u. a. noch zu leben vermögten.

In der umgekehrten Folge mögen wir uns die Fortbildung des Lebens denken, anhebend von jenen untersten Gestaltungen der Urzeit bis zu den höchsten Gestaltungen der Jetztzeit, und zwar in zunehmender Manchfachheit wie die Fortbildung begleitet von der Rückbildung solche hervor brachte, unter dem Einflusse der zahllosen Wechselfälle des Lebens auf Erden und der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse in der Zeitfolge von millionen Jahren.

## §. 482. **Das Vorhandene ist Ergebniß der Fortbildung in ihren Ausästungen.**

Was wir Rückbildung nennen, ist nur in unseren Gedanken der Fortbildung entgegen gesetzt; in Wirklichkeit ist sie ebenfalls Fortbildung, indem sie in einer begonnenen Richtung die Bildung fortsetzt, wenn auch zum verkümmern oder zum Untergange; in manchen Fällen aber auch nur zur Verkleinerung der Gestalt, die den Kampf um das Dasein besteht während die größere Gestaltung ausstirbt.

Die Fortbildung des Lebens konnte von jeher in den gleichzeitigen Einzelgestalten nur mit verschiedenen Geschwindigkeiten geschehen,

weil die auf der Erde waltenden Verhältnisse zu allen Zeiten unzählig manchfach herrschten. Die Bedingungen des Lebens, wie Luftdruck Wärme Licht u. a., waren verschieden je nach der örtlichen Lage zwischen Gleicher und Polen, je nach der Höhe über dem Meere, d. h. des Hinaufragens in die Lufthülle, und je nach den Verhältnissen in welche Gestaltungen durch wandern gelangten. Pflanzen bei zunehmender Wärme vom Gleicher nach den Polen vorrückend mogten nahezu unverändert bleiben, während die zurück gebliebenen sich fortbildeten; oder aus der Ebene in die Berge gewandert, wo sie die gewohnten minderen Wärmeverhältnisse vorfanden konnten sie ebenso ihre Wesen nahezu unverändert erhalten, wahrscheinlich aber durch den geringeren Luftdruck, veränderte Beleuchtung, Luftströmungen u. a. umgebildet, dadurch verschieden von denen der Ebene und den fortgewanderten: so daß aus einer Stammpflanze dreierlei Bildungen sich schieden und bleibend aus einander wichen. In der Meerestiefe mogten die Urgestalten sich erhalten, wenngleich die anwachsende Erleuchtung der Erde fortbildend einwirken konnte; denn die Wassermenge auf Erden nahm gleichzeitig zu, die Tiefbecken wurden höher angefüllt und die dickere Wasserschicht glich aus was das Licht der Luft gewonnen hatte. Wurde dagegen ein Theil der Urgestalten durch Strömungen nach seichteren Stellen geschleppt, wo sie der Lichtwirkung stärker ausgesetzt waren und größere Wärme empfanden, so war die Fortbildung ermöglicht. Wenn einige dieser fortgebildeten Pflanzen oder Thiere späterhin durch die selbe oder andere Strömungen nach entlegenen Gegenden geführt wurden, 'fand dort das walten der Fortbildung in anderen Richtungen statt und so bildeten sich aus dem gleichem Urstamme Ausästungen nach verschiedenen Seiten.

Die verhältnißmäßig geringe Ausbeute an vorweltlichen Pflanzen und Thieren hat dennoch eine Menge verschiedener Gestaltungen erkennen lassen, welche gegenwärtig nicht mehr vorhanden sind oder nur mit mehr oder minder starken Abweichungen; einzele der ausgestorbenen (Labyrinthodon u. a.) zeigen sogar Merkmale in sich vereint die gegenwärtig nur noch zerstreut in verschiedenen Wesen vorhanden sind. Es ist also bereits erwiesen:

daß die vorhandenen Pflanzen und Thiere nur einen Theil der jemals auf Erden entstandenen Manchfachheit bilden;

daß es Stämme gegeben hat, deren mehrzählige Eigenthümlichkeiten durch Ausästungen sich vereinzelten und einseitig fortbildeten zu getrennten Gestalten.

Wenn demnach in der Gegenwart die Reihenfolgen unterbrochen sind, so daß Anhalt gegeben war die Gestaltungen in Reiche Arten u. s. w. einzutheilen, so wird dadurch nicht diese Eintheilung als

Grundlage der Wesenreihe erwiesen, sondern es erscheinen die Klüfte nur als Lücken, welche der wechselvolle Weltlauf in die geschlossene Reihenfolge gerissen hat; die schon dadurch entstehen mußten, daß die Stammthiere ausstarben und die Nachkommen durch einseitiges fortbilden verschiedener Eigenthümlichkeiten immer weiter aus einander weichen. Die Gestaltungen konnten dadurch im fortschreitenden Leben der Erde immer manchfacher werden und gleichzeitig ihre Reihenfolge zerrissen und lückenhafter. Wie zahlreich die Abweichungen schon im kleinen Kreise werden konnten, lehren die vielen Sorten der Hunde Tauben Antilopen u. a., die größtentheils ohne menschliche Einwirkung durch Ausästungen sich gebildet haben, denen keine Grenze gesetzt ist wenn der Mensch die Spaltungen leitet.

### §. 483. **Die Menschheit ist höchste Gestaltung der Erde.**

Des Beweises dafür bedarf es nicht, da diese Folgerung nirgends angezweifelt wird; wol aber ist die Stellung zu erörtern welche der Mensch zu den übrigen Gestaltungen der Erde einnimmt.

Vom Gesichtspunkte der stufenweisen Fortbildung der Erde sind alle außermenschlichen Gestaltungen zu betrachten als die rückständigen Stufen, deren Wesen theils auf der Bahn stehen welche zum Menschen hinauf führt, theils aber durch die zahllosen Ausästungen in Seitenbahnen geriethen wo sie einseitig sich fortbildeten. So fand schon auf der untersten Stufe vom Pflanzenthiere eine Ausästung des Pflanzenreiches statt, welche für alle Folgezeit unzählige Gestaltungen schuf die niemals zum Menschen führen konnten. Nur der zweite Ast welcher einseitig zum Thierreiche sich fortbildete nahm diese Richtung; aber auch in dieser Bahn führten die meisten Ausästungen seitwärts, nur der Mittelstamm trieb hinauf zum Menschenwesen. So entstanden die Nebenäste der Weichthiere Kerfe und Vögel, wie auch die meisten Gestaltungen der Fische Lurche und Säuger als Ausästungen von dem Hauptstamme, der durch eine kurze Stufenfolge zum Gipfel gelangte, wo er im Menschenwesen seine Blüte entwickelte.

Jene großen Äste, die nach verschiedenen Seiten auszweigten vom Hauptstamme, lassen sich allerdings im allgemeinen bezeichnen; dagegen ist der Stamm selbst, die Folgenreihe welche zum Menschen führte, zur Zeit nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Er mögte wahrscheinlich am ehesten aufzuspüren sein, wenn die niedrigste Gestaltung des Lebens im Menschen zum Ausgang genommen würde, nämlich das Gedärm an sich, dessen Wurmleben unmittelbar dem Leben der Weichthiere sich anschließt. Den Wurm auf die einfache Zelle zurück

zu führen, ihn als gestreckte durchlöcherte Zelle zu deuten, bietet geringe Schwierigkeit; dagegen jene Grundform zum Menschen hinauf zu führen durch lebende oder vorhanden gewesene Gestaltungen ist sehr unsicher. Der Wurm hat im Laufe der Zeit durch Fortbildung ein Gebiß erlangt, hat einen oberen Theil zum Schlund mit Magen gebildet, hat aus seinen Faserringen Muskel Rippen und Rückgrat entwickelt, aus den oberen Wirbeln des Rückgrates das Kopfgerüst, aus häutigen Auswüchsen Schwimmflossen Beine, dann Arme und endlich sich emporgerichtet zum aufrecht gehenden Menschen. Die einzelen Wesen dieser Reihe zu bezeichnen vermögen wir nicht; die meisten Bestandtheile dieses Hauptstammes sind in den ausgestorbenen Wesen der Vorzeit verborgen, welche verschwanden nachdem sie die höhere Stufe im Hauptstamme gebildet hatten und nebenher eine oder mehrere Ausästungen zu Seitenläufen. Wendet sich die Betrachtung rückwärts, so läßt sich allerdings die Menschheit durch ihre rückständigsten Genossen mit den höheren Affensorten verbinden; auch lassen sich die Affen zu Faulthieren hinabführen. Aber dann steigern sich die Schwierigkeiten; denn die Forschung gelangt zu einer Vorzeit, aus der keine zum Beweise geeigneten Gestaltungen vererbt sein werden, nämitch so wie sie damals waren; desto eher aber in Fortbildungen die seitwärts gingen, aus denen man durch Rückbildungen in Gedanken zu Gestaltungen jener Zeit gelangen könnte, also auf einem Wege, der zu unsicher ist um überzeugende Nachweisungen zu ergeben. Dagegen zeigen sich in den Forschungen am unreifen Menschen einige Andeutungen von größeren Werte: es deutet sich an, daß der Hauptstamm durch die Fische und Wasserthiere führt, denn im unreifen Menschen bilden sich vorübergehend Kiemenbögen und Schwimmhäute zwischen den Fingern; dagegen fehlen Bezüge zu den Vögeln, denn die Augenlidfalte, welche an die Schlafhaut der Vogelaugen gemahnt, läßt sich auch von Wasserthieren herleiten. Die Vögel bilden demnach im Ganzen einen Seitenast, der vom Hauptstamme sich abzweigte in den fliegenden Lurchen der Vorzeit, aus denen durch einseitige Fortbildung des Fluges die Vögel sich bildeten, andererseits durch Fortbildung zu Säugen die Flederthiere der Jetztzeit wurden. Die Wasserschlangen führen einerseits durch die Eidechsen der Vorzeit hinauf zum Faulthiere, den Affen und Menschen; andererseits abwärts zur Wurmgestalt bis zur Urzelle hinab reichte. Es gäbe eine kurze Stufenfolge als Stamm=Mensch Affe Faulthier durch Wasserschlange Wurm Zellwesen; so daß die meisten der entstandenen Wesen ausgeschlossen würden von der Hauptbahn: zunächst das ganze Pflanzenreich, dann, mit wenigen Ausnahmen die unzähligen Infusionsthierchen und Würmer, aus denen das ebenfalls ausgeschlossene Reich der

Kerfe abzuleiten wäre; die meisten Fische Lurche und Säuger, namentlich Wale Dickhäuter und Katzenarten wären ebenfalls als Seitenäste zu deuten. Der Überblick der ganzen Fülle und Manchfachheit würde der Betrachtung die Form eines Baumes bieten, der aus seinen Wurzeln einen Stamm treibt, welcher sofort sich trennt in zweie, von denen der eine (das Pflanzenreich) seitwärts mit geringer Erhebung sich fortbildet, wogegen der andere (das Thierreich) senkrecht empor treibt, aber im fortgesetzten aufwachsen eine Anzahl Seitenäste auszweigt, welche größtentheils nach kürzerer oder längerer Zeit abstarben; die übrigen sich einseitig fortgebildet haben in verschiedenem Maße zu Thiergestalten der einzelen Abtheilungen während der Hauptstamm gerade empor wächst bis er in der Menschheit seine Spitze erreicht und damit seine Wesenbildungen abschließt.

§. 484. **In der Fortbildung der Menschheit liegt der Gipfel der Erdbildungen.**

Jede stufenweise Anordnung der Gestaltenreihen führt dazu in der Menschheit den Gipfel aller anzuerkennen. Die Vorstellung von der stufenweisen Heranbildung führt überdies zur Überzeugung daß auch das Ziel aller Erdbildungen im Menschenwesen liege.

Es unterliegt keinem Zweifel daß die Weichthiere tiefer stehen als die festen Thiere; daß unter letzteren die durch Lungen atmenden höher stehen als die durch Kiemen oder Röhren atmenden; daß unter den Lungenatmern die Säuger am höchsten stehen; und daß diese sich ordnen je nach dem Überwichte welches das Nervenleben hat über über das Fleischleben. Diesen Vorbedingungen genügt das Menschenwesen am meisten, und wenn auch nicht in allen Beziehungen so doch in den wichtigsten zeigt der Mensch die höchsten Stufen. Manche Thiere haben Vorzüge der äußeren Ausrüstung, sind stärker an Leibeskraft, rennen und schwimmen besser, haben schärfere Sinne und raschere Entwicklung. Dagegen ragt der Mensch hervor durch sein gesteigertes Nervenleben und durch vorwalten des Hirns über das Rückenmarck, des höheren Lebens über das niedere. Durch sein Hirn hat er alle Mängel ausgeglichen und sein wirken weit über die Leibeskraft des größten Thieres erhöht: er fährt zu Lande und zu Wasser im ausdauern schneller als rennende und schwimmende Thiere, und hat seine Sinne geschärft durch Geräte weit über die Fähigkeit der Thiere hinaus.

Die Ausästungen haben ebenfalls ihre Besonderheiten zu Gipfeln geführt, wie z. B. die Kerfe in den Bienen und Ameisen solche Endpunkte erreichten, in denen das Nervenleben des Astes sich am feinsten ausprägte; die Vögel haben in den Adler Paradiesvögeln Koli=

bris Störchen u. a. die Stärke Schönheit und Klugheit hoch ausgebildet; unter den Säugern finden sich zahlreiche Fortbildungen zu Gipfeln, in Kunstfertigkeiten der Biber u. a., der Voraussicht Klugheit Gelehrigkeit und des Ehrgefühles zu solcher Höhe, daß in manchen Beziehungen der Mensch auf rückständigster Stufe übertroffen wird. Allein alle Spitzen der Äste stehen zurück gegen den Menschen auf dem Gipfel des Stammes und so stellt sich unzweifelhaft heraus, daß die Heranbildung des Menschen die Blüte der zahllosen Bildungen gewesen sein müsse.

Daß der Mensch das jüngste Wesen der Erde sei ergibt sich aus der Thatsache, daß nur in den spätest entstandenen Schichten der Erdrinde seine Überreste und die Spuren seines daseins gefunden worden sind; niemals in den unterliegenden älteren Schichten, aus denen zahlreiche Reste anderer Wesen zumeist von längst ausgestorbenen Gestaltungen hervorgeholt worden sind, aber keine Menschenknochen oder Spuren. Auch daraus folgt daß er der Gipfel der Umgestaltungen sei, daß in den zahllosen Durchkreuzungen der Fortbildung und Rückbildung am Grunde der zunehmenden Ausästungen der Hauptzug zum Menschenwesen allmälig fortrückte; daß der senkrechte Stamm allmälig höher wuchs, auf jeder Stufe die Spitzen der gleichzeitig fortwachsenden Seitenäste überragend, bis er zum Menschenwesen gelangte und in diesem seine Blüte trieb.

## §. 485. Die Menschheit bildete sich fort in Zahl und Wesen.

Wann das Menschenwesen zuerst auf Erden erschienen sei wird um so weniger ermittelt werden können, als die Übergänge von der Affenstufe zum Menschen so allmälig gewesen sein werden, daß selbst wenn Überreste z. B. Schädel gefunden würden, die unterste Menschenstufe schwerlich als solche von den Affenschädeln zu unterscheiden wäre, um so weniger als auch die Affenschädel große Verschiedenheiten bieten. Die Übergänge würden auch wahrscheinlich nur am Gleicher zu finden sein, wo die Fortbildung der Erde zu allen Zeiten durch Licht und Wärme begünstigt voraus war und auch jetzt die großen Affenarten leben die dem Menschenwesen am nächsten stehen. Es ist nicht daraus zu folgern, daß der Mensch von den jetzt vorhandenen großen Affen stamme; denn die Abscheidung wird schon lange her sein und das gemeinschaftliche Stammthier hat in den jetzigen Affen eine seitliche Ausästung getrieben, die höher oder niedriger stehen kann als jenes je nachdem die Bildung steigend oder sinkend sich gestaltete. Das Stammthier ist ausgestorben und seine Nachkommen haben im Laufe der Zeit sich ändern müssen nach Maßgabe der Umstände, also eben so wol verschieden von ihm wie der

Mensch. Ueberdies ist der Mensch von jeher Ausrotter seines Geschlechtes gewesen: die rückständigen Völker der Jetztzeit sterben zusehends aus; in der Geschichte sind zahllose Völker verschwunden, und da diese Ausrottungen auf den rückständigen Stufen der Bildung noch mehr geschehen sein werden als jetzt: so läßt sich schließen, daß der Mensch von jeher durch Ausrottung der unteren Stufen seines Wesens die Lücke zwischen sich und den Affen erweitert habe. Die Menschen und Affen der Gegenwart sind zu deuten als fortgesetzte Bildungen eines Stammthieres, welches entweder höher oder tiefer stand als die jetzt lebenden Affen; in welcher Beziehung die Wahrnehmung daß die jetzt lebenden Affen in ihrer Jugend höher gebildet sind als auf der Lebenshöhe, darauf hinweist, daß sie seit jenem Stammthiere in der Rückbildung befindlich sind; denn durchgehends wiederholt sich in der Entstehung und dem aufwachsen eines jeden Wesens zunächst die Vorgeschichte seiner Gattung (§. 437).

Wann der Mensch auf Erden erschien, d. h. eine Lücke zwischen Menschen und Affen entstand groß genug um Kreuzungen zu verhindern, wird sich nicht ermitteln lassen; denn die Möglichkeit war schon vorhanden, als die Lufthülle nur $^3/_4$ ihrer jetzigen Dichte hatte, weil damals schon Pflanzen und Thiere am Gleicher leben konnten, von denen der Mensch sich ernären mogte und er selbst noch jetzt in solcher dünnen Luft (z. B. in den Anden) zu leben vermag. Das vorhanden sein jener Luftdünne in der Tiefebene am Gleicher führt aber viel weiter zurück in die Urzeit als das muthmasliche Alter der Schichten in denen unzweifelhafte Menschenreste gefunden wurden, und deshalb mögte anzunehmen sein, daß die Ausästung der Affen von jenem Stammthiere erst später geschah, daß also zur Zeit der $^3/_4$ Dichte noch das Stammthier lebte.

Immerhin steht fest daß der Mensch auf sehr niedrigen Stufen seine Fortbildung begonnen habe; denn die rückständigsten Völker der Gegenwart, welche gleichweit entfernt sind vom hochgebildeten Europäer wie vom höchsten Affen (§. 426), leben auf so niedrigen Stufen der Bildung, daß geschlossen werden darf die vor dem vorhanden gewesenen aber ausgerotteten noch tiefer stehenden Menschen, seien in Bezug auf Bildung größtentheils innerhalb des Thierreiches befindlich gewesen, in mancher Beziehung noch unter den höheren Thieren stehend. Von dieser tiefen Stufe muß also die Menschheit, gedrängt durch die Ungunst ihrer äußeren Ausstattung, sich erhoben haben zur Menge und Bildung der Gegenwart. Auch der Rückblick in die Vorgeschichte der Europäer lehrt: daß diese von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen haben an Zahl und Wesen; daß sie zu millionen heranwuchsen und gleichzeitig das Menschenwesen sich hob mit seinem

ererbten Schatze an Bildung und Gütern; daß stufenweise sein Kampf um das Dasein erleichtert ward, sein streben nach Genuß sich veredelte und sein streben nach höherer Bildung reichere Befriedigung fand.

Wie die Vorgeschichte der jetzigen Bildungvölker so leitet auch die Vergleichung der gleichzeitig auf Erden lebenden Völker zur Erkenntniß der Stufenfolgen menschlicher Heranbildung: es zeigt sich wie der Mensch auf unterster Stufe, als nackter wehrloser Allesfresser zerstreut umherirrend, von den größeren Raubthieren als Wild gejagt und getödet wird und in ihnen seine angebeteten Übermächte erkennt; wie er auf höheren Stufen zu Horden sich vereinigt, welche ihr Leben sichern durch vereinte Kämpfe wieder jene Thiere und fremde Menschen. Wie sie nächstdem zu wandernden Hirten-Stämmen heranwachsen, welche den thierischen Übermächten und dem Thierdienste sich entziehen, um in stärkeren Übermächten (Wüstensturm Waldfeuer Meer Wolkenhimmel u. a.) ihre Verehrungwesen zu erkennen und mittelst der Einbildung zu gestalten als Elohim El Jehoh (Jehova) Moloch Poseidon Indra Theos Zeus Deus Tiud Bog u. a. Wie sie an Bildung zunehmend zu geschlossenen Völkern wurden, ansässig und Ackerbau treibend an Dichtigkeit der Bevölkerung und Höhe der Bildung rasch zunahmen und zur Verehrung der alles befruchtenden Sonne sich erhoben, diese steigernd in der Lieblichkeit der Frühlingssonne HR der Ägüpter, Mithras der Perser, Mithrasch der Inder, Adonai der Chaldäer und Israeliten Apoll, und Adonis der Hellenen, Baldur der Nordländer u. a.), bis endlich der erhabene Sternenhimmel (Bel-Zebaoth) zum Verehrungswesen ward; aus dessen Merkmalen die höchsten Wesen der Christen Mosaiten und Muhammadaner vervollständigt wurden und der Mensch seine alles umfassende Gottesvorstellung bildete.

In der Gegenwart offenbart sich in den Europäern und ihren Ablegern die höchste Fortbildung der Menschheit sowohl an Zahl wie an Wesen: der Kampf um das Dasein hat hier vergleichsweise zur größten Sicherheit des Lebens geführt, streben nach Steigeruug des Genusses ist hier am stärksten veredelt worden und streben nach höherer Bildung zum höchsten gesteigert: zur Aufopferung für das Wohl der Menschheit. Nirgends, mit alleiniger Ausnahme der Japaner und Chinesen, ist die Dichtigkeit der Bevölkerung bei gleichzeitiger Steigerung der Bildung zu solcher Höhe geführt worden. Alles was im Menschenwesen als das höchste erkannt worden ist findet hier seine zur Zeit erhabenste Gestaltung; auch die herrschenden Gottesvorstellungen gehen allmälig in den Gottesbegriff über durch Entkleidung von allem daran haftenden Menschenartigen.

§. 486. **Die Bildung ist stufenweise mit verschiedener Geschwindigkeit fortschreitend.**

In den unzähligen Völkern Stämmen Horden und Familien welche die Erde bewohnen, zeigt der Vergleich nicht allein daß diese unter sich verschieden sind an Bildung, sondern auch die einzelen Genossen jener Verbände auf verschiedenen Bildungstufen stehen; nicht allein getrennt durch Verschiedenheit des Alters, sondern auch der Fähigkeiten und der erlangten Ausbildung, sowohl in derem Gesammtwerte wie auch in ihrer Erstreckung über die unterschiedlichen Gebiete der Bildung. Es läßt sich erkennen, wie die höher stehenden Völker durch Gunst der Verhältnisse rascher fortschreiten konnten als die rückständigen und so geschwinder zu den höheren Stufen gelangten; wie ebenso in den einzelen Völkern ein Theil der Genossen begünstigt durch Einflüsse in beschleunigter Fortbildung die höchsten Stufen ihrer Gegenwart erreichen, während ihre mitlebenden in niederer Reihenfolge hinter ihnen zurückbleiben, stufenweise abwärts reichend bis zum Stande rückständiger Völker oder Zeiten. Die Menschheit bildet einen keilförmigen Zug bergan steigend: die wenigen höchstgebildeten voran, die Zielpunkte des erhellten Gipfels im Blicke festhaltend; hinter ihnen und tiefer die folgende Menge, an Zahl und Breite des Zuges nach unten sich vergrößernd, bis sie fernab im Thale im Nebeldufte dem Rückblicke entschwindet. Der Zug ist in steter Bewegung, allmälig vorwärts und höher dringend, mögen auch die einzelen fallen. Die Verschiedenheit der Geschwindigkeit läßt die einzelen in ihren Lebensläufen größere oder geringere Strecken der Bahn zurücklegen, und je nach der Ausgangsstufe und dem erreichten Gipfel ihres Lebens gestaltet sich ihre Stellung in der Menschheit.

Es läßt sich erkennen wie der dauernde Aufenthalt der Völker in dem gemäßigten Erdgürtel sie rascher zu den höheren Stufen der Menschenbildung führen mußte, als das Leben anderer Völker im heißen Gürtel einerseits wie im kalten Gürtel andererseits. Im kalten Gürtel unter dürftigen Lebensverhältnissen nimmt der Kampf um das Dasein so sehr das Leben und seine Ergebnisse in Anspruch, daß zur Ausbildung durch steigern des Genusses und strebens nach höherer Bildung nur ein geringes an Zeit und Kräften übrig bleibt, also die Fortbildung um so langsamer geschieht. Ebenso im heißen Gürtel unter den dürftigen Verhältnissen der Wüsten und Steppen. An den übrigen üppigen Stellen dagegen nimmt das streben nach steigern des Genusses durch Ruhe so sehr das Leben und dessen Ergebnisse in Anspruch, daß für das streben nach höherer Bildung sehr wenig verbleibt. Die Bildung schreitet auch hier nur langsam fort oder, wenn sie in einzelen Theilen der Völker (Alt-Agüpter Chaldäer und Inder) be-

günstigt ward, eilte sie mit gleicher Geschwindigkeit wie im aufblühen auch dem Verfalle zu. Nur in dem gemäsigten Erdgürtel fanden sich die Vorbedingungen vereint um den drei Richtungen des Menschenwesens den Einklang zu sichern; so daß weder der Kampf um das Dasein, noch das streben nach Steigerung des Genusses einen unverhältnißmäsigen Theil des Lebens in Anspruch nehmen; daß vielmehr dem streben nach höherer Bildung die Fähigkeiten und Mittel zur beschleunigten Fortbildung verblieben und hier die um so eher höchsten Stufen erreicht werden konnten welche zur Zeit in der Menschheit walten. Dazu kam noch daß in dem nördlichen gemäsigten Gürtel die größte Landfläche der Erde liegt, so daß die hier wohnenden Völker am stärksten sich ausbreiten und verdichten konnten; daß sie im Norden und Süden durch Wüsten gehindert, gezwungen waren in ihrem Gürtel sich auszubreiten. So walteten die günstigen Verhältnisse bleibend in diesem Menschenzuge, der von Mittelasien aus Europa bevölkernd, auf seinem arischen Wanderzuge die Einflüsse der höheren südlichen Bildung sich aneignete, ohne die günstigen Verhältnisse des gemäsigten Gürtels zu verlassen. In Europa fiel ihm der Vortheil zu, daß im Süden ein weites warmes Meer sich erstreckte, auf dem die Früchte südlicher Bildung zugeführt wurden, daß im Westen der warme Golfstrom die Küsten bespült und den Ländern Wärme und Feuchte zuführend die Herstellung des Einklanges zwischen den drei Richtungen erleichterte. Wie sehr diese Verhältnisse zurückwirken im Kreise der Arier, erweist sich z. B. beim Vergleiche zwischen den Italiern, Engländern und Russen; dem Volke des warmen heiteren Mittelmeeres, mit dem des warmen feuchten Golfstromes und dem entfernt von beiden wohnenden Volke des kalten trockenen Binnenlandes: die Fortbildung jener beiden Völker mußte in größerer Geschwindigkeit stattfinden als die der Russen und rascher zu höheren Stufen führen. An beiden Enden zeigen sich überdies die stärksten Hemmungen: der Kälte welche in Nord-Rußland die Erfordernisse des Kampfes um das Dasein unverhältnißmäßig steigert; und der Hitze in Süd-Italien, welche das streben nach Steigerung des Genusses durch Ruhe zur ungebührlichen Geltendmachung bringt: wodurch in beiden Fällen für das Streben nach höherer Bildung um so weniger übrig bleibt und in Folge dessen die Fortbildung um so langsamer geschieht.

Im Leben der einzelen machen sich in änlicher Weise Verhältnisse geltend welche die Geschwindigkeit der Fortbildung bedingen: die Abstammung kommt zunächst in Betracht, jedoch weniger in Bezug auf die Ererbung von Fähigkeiten als auf die Art der dadurch erreichbaren Mittel zur Fortbildung, namentlich der anfänglichen Anleitung dazu. Demnächst macht sich das Verhältniß der Bildungstufen geltend,

in deren Mitte der einzele lebt und ob er es vermag diesen sich zu entziehen um in höhere zu gelangen; außerdem die Verhältnisse welche seinen Kampf um das Dasein genügend erleichtern, um dem streben nach höherer Bildung Zeit und Mittel zu lassen; aber auch nicht so sehr ihn der notwendigen Anstrengung entziehen, um sein streben nach Steigerung des Genusses übermächtig zu entwickeln und darin jenen Gewinn an Zeit und Mitteln zu vergeuden. Je nachdem diese bedingenden Verhältnisse einzel oder zusammen wirken mit einander oder sich durchkreuzen, steigert sich die Fortbildung der einzelen in verschiedenen Geschwindigkeiten. Da aber die größte Beschleunigung von der vereinten Wirkung mehrerer jener Vorbedingungen abhängt: so wird erklärlich wie die höchste Bildung der Zeit immer nur von einer Minderzahl erreicht werden könne, weil die Wahrscheinlichkeit des nicht zusammen treffens ungleich größer ist als die, daß alle Vorbedingungen in günstigster Weise in einem Menschenleben zusammen wirken. Weil sonach die Fortbildung stufenweise in verschiedenen Geschwindigkeiten fortschreitet, so müssen die gleichzeitig lebenden auf weit verschiedenen Stufen der Bildung sich bewegen.

### §. 487. Fortbildung und Rückbildung wirken neben einander.

Im Leben jedes einzelen Menschen und in jeder seiner Gestaltungen wirken Fortbildung und Rückbildung unendlich verschieden. Vom ersten Keime des entstehenden Lebens bis zum letzten zerfallen der Bestandtheile, durchkreuzt sich in unzähliger Folge das entstehen neuer Gebilde mit vergehen der alten: jede Zelle zum Aufbaue des werdenden Wesens erwächst aus aufgenommenen Stoffen, bildet sich fort zum Gipfel ihres daseins, verfällt alsdann der Rückbildung und löst sich am Ende auf in einfache unorganische Verbindungen. Im unreifen Leben wie im reifen waltet der selbe Vorgang; in jenem findet nicht allein der Stoffumsatz statt durch Fortbildung und Rückbildung der Stoffverbindungen, sondern es bilden sich auch vorübergehend Zwischenstufen der Heranbildung in Knorpeln Kiemenbögen Schwimmhäuten u. a., die der Rückbildungen verfallen und schwinden vor der Geburt. Im reifen Leben waltet in gleicher Weise der Stoffumsatz in beiden Richtungen; auch erscheinen Zwischenbildungen als Milchzähne, die nach wenigen Jahren durch Rückbildung verschwinden, und deren Nachfolger wie auch die Hare gewöhnlich verfallen noch vor dem sie tragenden Menschen. Am auffälligsten zeigt die Lebensbahn des reifen Menschen die Fortbildung und Rückbildung in seinem Wachsthume: aufsteigend vom Säuglinge zum Erwachsenen und sich fort=

bildend bis zur Lebenshöhe; darauf absteigend zum Greise und kindisch sich rückbildend zum Tode.

Im Leben der Völker wiederholt sich der Vorgang mehr oder minder auffällig, sei es im gesammten Dasein oder in einzelen Zügen. Unzälige Völker der Geschichte haben ihr Leben in der Vorzeit beschlossen, sich fortgebildet bis zu ihrer Höhe und sind dann durch Rückbildung zerfallen, entweder spurlos verschwunden oder in verkümmerten Nachkommen ein kindisches Greisenleben führend. Manche darunter wie die alten Ägüpter Chaldäer und Perser gelangten durch Fortbildung zu einer reichen und gewaltigen Lebenshöhe, wogegen andere Völker nur niedrige Gipfel hatten; jene hinterließen der Menschheit einen reichhaltigen Überschuß ihres Lebens an Bildung und Gütern, wogegen diese verschwanden ohne eine nennenswerte Erbschaft zu hinterlassen. Je nach dem Werte, zu dem Fortbildung und Rückbildung sich erhoben und dem Verhältnisse, in welchem sie zu einander standen, gestaltete sich das Leben der gestorbenen Völker und der Belauf ihrer Überschüsse: in allen Fällen beide Bildungen neben und mit einander.

Auch an der Bevölkerung einzeler Länder erweist sich der gleiche Vorgang. Die Halbinsel Italien z. B. ward um 1000 vor Chr. G. von verschiedenen arischen Stämmen bevölkert: Latinern Volskern Umbrern u. a., zwischen denen die Bewohner der Handelstadt Rom an der Tiber, aus kleinen Anfängen sich fortbildeten zu einem mächtigen Volke; welches nach und nach alle Völker Italiens unterwarf und seine Herrschaft unablässig ausbreitend ein Reich bildete, welches in seiner weitesten Ausdehnung um Christi Geburt vom Kaukasus bis an das Atlantische Meer reichte und von Schottland bis an Nubien. Neben dieser Fortbildung an Gewalt, nahm die Rückbildung der bürgerlichen Freiheit ihren Verlauf und ward so übermächtig daß die Römermacht von jener Höhe zur Zerrüttung herabsank und eine Beute der Teutonen ward. Die nachfolgende Bevölkerung durch die Überwinder gestärkt begann einen neuen Bildunglauf, wuchs und gedieh auf anderen Bahnen, und vom zehnten Jahrhunderte an stehen die Italier wiederum auf der Höhe der Zeit, voran die Römer, auf dem Glaubensgebiete ihre Herrschaft erstreckend durch Priester wie 1000 Jahre früher durch Krieger. Diese Macht wuchs bis zum 16. Jahrh. und breitete ihren Einfluß aus über die ganze bekannte Erde, bis nach Grönland im Norden und Habesch im Süden, nach Amerika und Ost-Asien, trachtend alle Völker in ihren Bereich zu ziehen. Von diesem Gipfel sank sie allmälig durch innere Rückbildung, verlor weite und reiche Gebiete durch den Abfall der Evangelischen, büßte auch ihre Macht ein unter den Katholiken. Dazu kam der gleichzeitige Verfall

des italischen Handels seitdem der Seeweg nach Ostindien entdeckt war und dem indischen Handel weit entlegene aber günstigere Bahnen eröffnete: die Handelstädte verfielen, der Reichthum sank und die Bewohner Italiens verzehrten nach und nach die Früchte früherer Jahrhunderte bis im 18. Jahrh. ihr Verfall auf allen Bahnen offenkundig vorlag. Im 19. Jahrh. begannen sie auf neuer Bahn die Fortbildung: sie strebten zur Einheit um die bisherigen herben Verlüste der Zersplitterung künftighin zu sparen, und befinden sich augenscheinlich aufs neue im aufsteigen, mühsam und langsam zwar aber vorrückend und dem Ziele sich nähernd. Wann und wo sie den Gipfel erreichen, auf welchem die Rückbildung eintritt muß die Zukunft lehren.

Auch die gesammte Menschheit zeigt in den verschiedensten Bahnen ihrer Bildung den gleichen Verlauf: es entstanden Vorstellungen in unzähliger Manchfachheit, wurden fortgebildet bis zum äußersten, verfielen alsdann der Rückbildung und sanken dahin, um anderen Raum zu geben denen es im Laufe der Zeit ebenso erging. Wie mühsam haben sich nicht im Laufe der Jahrtausende die Gottesvorstellungen empor gerungen, durch niedere Formen zur höchsten die ganze Welt erfüllenden Gestaltung; auf dieser Höhe verlieren sie mit ihrer Menschenänlichkeit auch ihre Faßlichkeit, hören auf Vorstellungen zu sein und werden Begriffe, in denen die Vorstellungen durch Rückbildung verschwinden. Die andere Vorstellung vom Vorhandensein einer Seele im Menschen und von ihrer Unsterblichket, hat in den alten Ägüptern stufenweise sich fortgebildet zur Gestaltung ihres Wesens und der Art ihres Fortlebens in Abbildungen des Erdenlebens: die Seele als Dunstwesen in der Gestalt des ehedem lebenden Leibes und ihr fortleben als Steigerung oder Erniedrigung des Erdenlebens mit seinen Beschäftigungen Freuden und Leiden. Allmälig erhob sich ihre Fortbildung in den Europäern dahin, daß die Sichtbarkeit der Seele undenkbar ward, daß Himmel und Hölle mit ihren dem Erdenleben nachgebildeten Zuständen aufgegeben wurden; so daß jede Faßlichkeit verloren ging und nach Erreichung des Gipfels die Rückbildung eintrat, welche jene ägüptische Vorstellung zum schwinden führt. In gleicher Weise ist es Gesetzen und Einrichtungen ergangen: die Gesetze lösen sich unausgesetzt ab, entstehen, gewinnen an Geltung und sinken alsdann hinab bis neuere Gesetze sie tilgen; neue Einrichtungen werden getroffen, ihr Einfluß dehnt sich aus über weite Gebiete um endlich durch Rückbildung in Vergessenheit zu sinken. Das Lehnswesen mit seinen Gesetzen und Einrichtungen in der Vorgeschichte der Europäer entstanden, bildete sich fort bis zur Höhe, auf welcher es mit wenigen Ausnahmen bei allen Völkern Europas galt und das gesammte Stats=

leben gestaltete. Darauf begann die Rückbildung, der Adel verlor seine Macht, die Gemeinsamkeit des Lehnsverbandes schwand dahin und in der Gegenwart leben nur noch dürftige Spuren. Das dem Lehnswesen folgende Geburtrecht der Fürsten (die Legitimität) bildete sich darauf fort bis zur größten Höhe in der Vorstellung vom Gottesgnadenthume und dem Besitzrechte der Fürstenhäuser an bestimmten Ländern und den darauf lebenden Menschenherden; welche rechtlos durch die Gnade des Fürsten lebend vertauscht verkauft vererbt erworben oder verloren werden konnten gleich Viehherden. Von dieser Höhe ist die Legitimität im 19. Jahrh. durch gesteigerte Erkenntniß abwärts geführt worden und befindet sich in der Rückbildung; Länder und Völker haben aufgehört Besitztheile zu sein, welche verschenkt werden könnten; werden noch vererbt, aber ihre Zusammengehörigkeit wird anerkannt, und in neuerer Zeit stimmten Völker ab über ihre Fürsten sandten sie fort und erwählten andere. Auch das Kriegsleben der Völker hat durch Fortbildung und Rückbildung seine Geltung geändert: aus den anfänglichen Stammesfehden erwuchsen Völkerkriege und diese nahmen zu an Geltung bis Kriegsherren an die Spitze der Völker gelangten, welche alle Einrichtungen auf Kriegszustände baueten und den Krieg zur höchsten Aufgabe der Völker erhoben, der alle Mühen und Kräfte der Zwischenzeiten des Friedens gewidmet sein sollten. Auf diesem Gipfelpunkte trat die Rückbildung ein: die Friedensaufgaben der Völker gewannen an Geltung, der Krieg verlor sein hohes Ansehen, der Kriegsherr ward minder notwendig, seine Unbeschränktheit die für den Krieg eine Grundbedingung gewesen war erwies sich nachtheilig für die vorwaltenden Friedenszustände; die Bedeutung des Krieges und seiner Einrichtungen wird durch Rückbildung zur Nebensache im leben der Völker.

Auf allen Bahnen des Lebens der Menschheit schreiten Fortbildung und Rückbildung neben einander, in einem beständigen Wechsel: die Einrichtungen und Erfindungen, Vorstellungen und Handlungweisen entstehen und vergehen wie die Zellen im Thiere oder der Pflanze; auch die Menschheit bildet sich beständig um durch unausgesetzte Mauserung, aber jedesmal stralt aus der abgestreiften Hülle ein neuer Kern hervor.

### §. 488. Der Mensch faßt die Eindrücke der Welt in Vorstellungen und Begriffe.

Als eine der zahllosen Gestaltungen der Welt steht der Mensch in Wechselbeziehung mit allen übrigen, die nach Zeit und Umständen auf ihn einwirken oder seiner Einwirkung unterworfen sind. Er empfängt unausgesetzt Eindrücke durch seine Sinne und pflanzt sie durch

seine Nerven fort zum Hirn, wo er je nach der Art des empfangenen Eindruckes sich Vorstellungen bildet über jede der Gestaltungen außer ihm, der er einen besonderen Eindruck beimißt. Aus der Fülle der Eindrücke, welche die auf einander folgenden Menschen empfingen, haben sie durch ihren Verstand nach und nach eine Unzahl von Vorstellungen sich gebildet, welche dem Gedächtnisse eingeprägt und von Eltern und Genossen auf die nachfolgenden Menschen vererbt durch diese gemehrt wurden zum jetzigen Schatze. Von diesen Vorstellungen haben begabtere, aus engeren und weiteren Gruppen das gemeinsame in Gedanken hervor gezogen und dieses als „Begriff" bezeichnet; dessen Bedeutung und Wert in jedem einzelen Falle verschieden ist, je nach den Vorstellungen welche als Grundlage dienten und je nachdem das hervor gezogene (abstrahirte) in den bezüglichen Vorstellungen das vorwaltende bildete oder nicht.

Die Vorstellungen und Begriffe machen den Bildungschatz der Menschheit aus, der vom Anbeginne her aus kleinen und dürftigen Anfängen zur jetzigen Fülle herangewachsen ist durch vererben der Neubildungen, welche die höher gebildeten aller Zeiten und Völker schufen und hinzu fügten. Jeder einzele hat einen Theil dieses Schatzes durch mittheilen und selbst schaffen in sich aufgenommen und daraus seine Innenwelt gebildet; außerdem einen Theil je nach den empfangenen Eindrücken außer sich versetzt an gemuthmaßte Stellen und daraus seine Außenwelt gebildet; deren Bestandtheile er unterscheidet nach Form Farbe Schwere Wärmeäußerung Ton Geruch Geschmack u. a., um sie als Sinnenwelt zu fassen; wogegen er andere Bestandtheile, die er hierin nicht einzuschließen vermogte, zu einer außersinnlichen Welt gestaltete, deren Einwirkungen der Verstand sich einbildete als Wesen.

Es bethätigen sich darin die dem Menschenwesen inne wohnenden Fähigkeiten und Mängel. Seine Sinne vermögen unterschiedliche Eindrücke aufzufassen, jeder derselben aber beschränkt; denn die Forschungen des Verstandes haben erkennen lassen, daß es Grenzen der Stärke Dauer und zeitlichen Trennung gibt, welche die Faßlichkeit eines Eindruckes bedingen und jenseit welcher die Fähigkeiten zum auffassen nicht ausreichen, also die Eindrücke nicht erfolgen. Außerdem mag es Äußerungen der Welt geben, zu deren auffassen uns die Sinne fehlen, so daß wir keinerlei Eindrücke davon empfangen. Die Grenzen des Menschenwesens sind nicht die Grenzen der Welt; aber die außerhalb unserer Fähigkeiten liegende Welt ist nicht da für uns; wir können weder Vorstellungen noch Begriffe daraus bilden, auch nicht durch Ahnungen sie kennen lernen, denn sie bietet dem Menschenwesen keine Möglichkeit irgend welcher Verbindung. Die Mängel des Menschenwesens liegen nicht allein in der Begrenztheit seiner

Sinne, sondern auch in den Schwankungen seines Gedächtnisses und den Fehlgriffen des Verstandes. Sein Gedächtniß vermag nur einen Theil der empfangenen oder selbst gebildeten Vorstellungen und Begriffe aufzubewahren um sie jederzeit wach rufen zu können: dieser Theil prägt sich auch nicht ein nach seinem Vergleichswert, so daß nur die minder wichtigen ausgeschieden würden, sondern nach augenblicklichen oder bleibenden Stimmungen, so daß die jezeitig im Gedächtnisse eines Menschen aufbewahrten Vorstellungen und Begriffe einen vielgestaltigen Vorrat bilden, aber in jedem einzelen verschieden. Sein Verstand wirkt nicht minder mangelhaft, indem er zunächst nicht die Wesen der Außenwelt zur Grundlage seines wirkens nehmen kann, sondern sich begnügen muß mit den Eindrücken welche sie auf die Sinne machten: nur aus diesen vermag er die Vorstellungen und Begriffe zu bilden. Um ihre Werte zu ermitteln durch messen und wägen muß er sich der Geräte bedienen, welche wie alles andere in unausgesetzter Bewegung sind, unaufhörlich sich ändern während des Gebrauches und zu den Mängeln seiner Sinne und seines Gedächtnisses auch die ihrigen fügten. Nachdem der Verstand einerseits die Eindrücke unterschieden hatte, bemühete er sich andererseits ihren Zusammenhang zu erforschen, zunächst zum schaffen der Begriffe und demnächst zum aufstellen von Ursach-Verhältnissen, mittelst welcher er die wiederholt beobachtete Aufeinanderfolge zweier Bewegungen bezeichnete, von denen er die vorhergehende als Ursache und die nachfolgende als Wirkung benannte. In dieser Anwendung seines Verstandes geschahen um so mehr Fehlgriffe, als der Mensch bei diesen Zusammenfügungen alles unberücksichtigt lassen mußte, was außerhalb der Grenzen seiner Sinne lag, also keinen faßbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte; indem er dabei meistens mit den Eindrücken sich begnügte, welche daß Äußere der Gegenstände auf ihn machte; daß er ferner alles was nicht als Äußeres erschien, nicht durch Forschung ermittelte sondern durch Einbildung in Bilder und Vorstellungen auszuprägen suchte; wie er auch mit allen anderen verfuhr, was er nicht durch unmittelbare Auffassung sich zu verdeutlichen wußte, also seiner außersinnlichen Welt zurechnete.

Das unausgesetzte wirken der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens in den auf einander folgenden Menschen und Völkern ist allerorts und jederzeit durchkreuzt worden von den zerstörenden Einwirkungen der Welt; die durch zahllose Unterbrechungen des Verlaufes die Vererbung der erworbenen Bildung störten, die Strömungen unterbrachen oder ablenkten, auch oftmals den Faden der Erkenntniß abrissen, so daß den nachfolgenden nur vereinzelte Ergebnisse überliefert wurden ohne Kenntniß ihrer Entstehung. Dazu kam, daß in

Folge der ungleichmäßigen Geschwindigkeiten der Fortbildung die Menschen ungleich fortschritten, nicht allein die verschiedenen Völker weit auseinander standen an Bildung, sondern auch die gleichzeitig lebenden Genossen eines jeden Volkes. Es war jederzeit eine lange Folgenreihe von Bildungsstufen in der Menschheit wirksam, mit allen daran haftenden Vorstellungen Begriffen und Einbildungen, mit der Zeit anwachsend und in der Gegenwart vielfältiger als je zuvor.

Der gegenwärtige Bildungschatz der Europäer ist das vielgestaltige Ergebniß des Lebens der Menschheit in den verflossenen Jahrtausenden. Er enthält Bruchstücke des wirkens der menschlichen Fähigkeiten und Mängel in den vorgeschrittensten wie den rückständigsten Völkern des Alterthumes: es mengen sich die Gestaltungen aus der arischen Heimat unserer Vorfahren in Mittel-Asien mit denen der alten Semiten und Ägüpter Afrikas; das wissen der alten Hellenen und Römer mit dem der Inder Chaldäer und Perser; mit den Kenntnissen der Araber des Mittelalters die in Europa neu gebildeten Gestaltungen des Christenthumes; die heidnische Vielgötterei der Israeliten des alten Testamentes verschlungen mit den heidnischen Vorstellungen Mittelasiens im neuen Testamente; die Götter des Moses übertragen in das Christenthum und verbunden mit dem arischen Himmelsherrn Theos Deus Gott Bog u. a. zum Christengotte; der ägüptische Unsterblichkeitglaube neben dem mittelasiatischen Teufels- Gespenster- und Höllenglauben: in Künsten und Wissenschaften, Gesetzen und Einrichtungen ein buntes Gemenge aller Zeiten und Völker, zerrissen und verworren aufgehäuft aus Trümmern und Neugestaltungen, in solcher Menge daß der Fortschritt der Menschheit sich behindert fühlt.

Der wachsende Zwiespalt zwischen den Anforderungen des beschleunigten Fortschrittes der Menschheit und den auf allen Wegen hinderlichen Anhäufungen von Vorstellungen und Begriffen rückständiger Stufen der Bildung, hat mehr und mehr dazu gedrängt eine Sichtung derselben vorzunehmen, um den auf Irrthümern früherer Zeiten oder rückständiger Menschen sich stützenden Theil auszuscheiden und der Rückbildung zu übergeben. Dieses streben entstand unter den Europäern mit dem erwachen des alten Hellenenthumes im 15. Jahrh., wendete sich im 16. Jahrh. zunächst wider das bestehende Christenthum, soweit es über den Inhalt der Bibel hinaus sich gebildet hatte; späterhin nahm es die Bibel im ganzen zum Gegenstande, und im 18. Jahrh. begann die Untersuchung aller Grundlagen des wissens. Dabei ward vorwaltend verneinend verfahren, weil man zunächst die Geltung irriger Vorstellungen und Begriffe untergraben mußte, um Raum zu gewinnen zur Bewegung und für die nothwen-

digen Neuschöpfungen welche die anwachsenden Forschungen an die Stelle des veralteten setzen.

§. 489. **Nach den Eindrücken ward die Welt in den Vorstellungen gespalten.**

Der Mensch als begrenztes Wesen war gezwungen jeden Eindruck von anderen zu scheiden um ihn auffassen zu können; also die Welt so weit er in Wechsel=Beziehung mit ihr stand durch nachdenken in Einzelheiten zu zerlegen, weil er nur in dieser Weise sie seinem Gedächtnisse einprägen und durch seinen Verstand bearbeiten konnte.

Das Bedürfniß nach Übersichtlichkeit zwang ihn aber das geschiedene möglichst weit zu vereinen, wobei er die Änlichkeiten der empfangenen Eindrücke und der daraus gebildeten Vorstellungen und Begriffe oder Einbildungen zur Grundlage nahm: sein Wesen ward also bestimmend für das zu schaffende. Da der Mensch inmitten der Welt steht, in Zuständen lebt die nur innerhalb fester Grenzen schwanken, so mußten seine Vorstellungen sich unterscheiden oder auch vereinen in zwei getrennten Weisen, je nachdem sie nämlich den Zuständen seines Wesens angemessen waren oder nicht. Je nach seinen Wärmezuständen unterschied er Eindrücke als warm oder kalt, obgleich alle vom härtesten Froste bis zur Glühhitze nur Abstufungen der Wärme sind. Er schuf sich Trennungen zwischen sichtbarem und unsichtbarem je nach der Grenze seiner Sehfähigkeit; bildete sich eine Sinnenwelt und eine außersinnliche Welt je nachdem die Eindrücke ihm faßlich genug waren oder nicht. Was ihm angenehm oder nützlich war und seiner Fortbildung diente bezeichnete er als gut, das übrige nannte er böse; die demgemäßen Handlungen der Menschen unterschied er als sittlich oder unsittlich, ihre Handlungweise als Tugend oder Laster, und in Bezug auf höhere Wesen als Pflichterfüllung oder Sünde.

Es entstand eine Zwiespältigkeit seiner Innenwelt welche er in die Außenwelt hinaus versetzte und dadurch diese ebenso gespalten dachte. Er verband auch die auf gleicher Seite stehenden Eindrücke mit einander, verknüpfte sie zu Ursach=Verhältnissen, mogten beide seiner sinnlichen oder außersinnlichen Welt angehören oder auch in beiden ihren Grund haben. So suchte er die Ursachen des ihn treffenden bösen entweder in der Sinnenwelt und erkannte sie im Willen von Thieren oder Menschen, oder aber er vermuthete sie in der außersinnlichen Welt und mas sie bösen Geistern zu, deren Gesammtheit er in das Bild eines bösen Weltbeherrschers zusammenfaßte (Tiube Elschaddai Wischnu Ariman Satan Teufel u. a.) sobald er dazu gelangt war die ihm ungünstige Weltseite in eine Gestalt zu fassen. Diesem setzte er das ihn treffende gute entgegen, und wenn er dessen

Ursache nicht im eigenem thun oder anderen Wesen seiner Sinnenwelt entdecken konnte, vermutete er sie in der außersinnlichen Welt und mas es guten Geistern zu, deren Gesammtheit er in das Bild eines guten Weltbeherrschers vereinte (Osir Adonai Brama Ormuds Woden u. a.) um die Ursache der ihm günstigen Weltseite in ein Bild zu fassen. Auch als der Verstand über die bildlichen Gestaltungen hinaus ging schied er die Welt in stoffliches und geistiges, materielles und spirituelles, je nachdem die Eindrücke seinen Sinnen erschienen. Als dem Verstande klar ward daß seine Geisterwelt nicht aus luft- oder hauchartigen Stoffen bestehe führte er diese Spaltung allgemein durch, schied seine Welt in Gott und Natur wie das eigene Wesen des Menschen in Geist und Leib; so daß Gott und Geist den Theil der Eindrücke bezeichneten welcher nicht als bildliche Gestaltung von ihm erfaßt ward. Er führte die Spaltung auch in anderer Weise durch, indem er aus den endlosen Umgestaltungen der Welt nur die auffaßte, welche innerhalb der Grenzen seiner Sinne vor sich gingen, stark genug waren um von ihm erfaßt werden zu können: diese bezeichnete er als Bewegung oder Leben und alle anderen nicht erfaßten als Erstarrung Regungloses oder Tod. Er gelangte auch hier wiederum zur Vorstellung eines stofflichen womit er das vermeindlich starre bezeichnete, unterschieden von der Kraft als welche er das bewegende im Bewegten (Lebenden) deutete, den Unterschied welchen er entdeckt zu haben glaubte zwischen bewegtem und bewegunglosem.

So entstanden im Laufe der Zeit eine Menge Spaltungen in den Vorstellungen der Menschen, welche je nach den Bildungständen der einzelen in größerer oder geringerer Ausdehnung das Gebiet ihrer Erkenntniß zerklüfteten. Die Gegenwart bietet wegen der vielfach abgestuften Bildung der gleichzeitig Lebenden die ganze Fülle rückständiger Vorstellungen aus früheren Jahrtausenden, aus denen jeder was außerhalb seiner besonderen Bildungstufe liegt als Aberglauben oder Irrthum bezeichnet, geschieden auf seiner Stufe von dem was seinen Glauben oder seine Überzeugung bildet. Es leben noch jetzt die Vorstellungen von guten und bösen Geistern Engeln Teufeln und Gespenstern; von Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß, Gott und Teufel u. s. w. neben den Vorstellungen von der Vereinigung aller Ursachen in einem höchsten Wesen. Auch diese Vorstellung wiederum erweitert zum Einschlusse aller Wirkungen so daß die Welt nicht gespalten bleibt iu Gott und Natur als zwei verschiedene Wesen, sondern als Eines, als ein Gott-Allsein. Zum änlichen Ergebnisse lenkt das streben nach Einheit auf dem anderen Wege, außerhalb des Gebietes der Gottesvorstellungen: die fortschreitende Erkenntniß hat gelehrt, daß die Unterschiede zwischen starrem und bewegtem nicht vorhanden seien,

daß es keinen Stoff gebe geschieden von Kraft, daß vielmehr alles und jedes in ununterbrochener Bewegung und Umwandlung sich befinde, im unendlichen Zusammenhange; daß Stoff nur eine Bezeichnung der Raumerfüllung sei und Kraft die der Raumveränderung, nicht im Wesen getrennt sondern nur vom Menschen als geschiedene Eindrücke aufgefaßt weil die Beschränktheit seines Wesens solches erfordere. Es vereinigen sich auch hier die in den Vorstellungen der Menschen gespaltenen Bezüge: Stoff und Kraft, Raumerfüllung und Raumveränderung werden Eines, nämlich die einheitliche und unendliche Welt.

§. 490. **Die Grundlage der Menschheit ist gleichartig, jedoch beeinflußt durch örtliche und zeitliche Verschiedenheiten.**

Die Geschichte der Menschheit zeigt durch alle Zeiten und Völker die Gleichartigkeit der Grundlagen sämmtlicher Lebensäußerungen. Mogten die örtlichen und zeitlichen Einflüsse sie noch so verschieden gestalten, so führt die Erforschung der Ursachen in allen Fällen auf die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens zurück.

Zuvörderst sind durch die ganze Menschheit, bei aller sonstigen Verschiedenheit, die fünf Sinne gleichartig in Einrichtung und Begrenzung, so daß jederzeit und allerorts die Eindrücke in der selben Weise anfgefaßt wurden. Desgleichen war das Gedächtniß gleicher Art und unterstand den selben Mängeln, faßte jedesmal nur einen Theil des wissens und bewahrte es je nach Umständen mehr oder weniger getreu. Der Verstand wirkte in allen Menschen, wenn auch in weit verschiedenen Masen so doch in änlicher Weise durch vergleichen der Vorstellungen, ausziehen von Begriffen und erforschen der Ursach-Verhältnisse. Durchgehends war es der selbe Mensch welcher allerorts und jederzeit zur übrigen Welt in Beziehung trat, ihre Eindrücke empfing und verarbeitete in gleichartiger Weise.

Dagegen waren verschieden in den einzelen Menschen: das Maß der Wirksamkeit seines Wesens und die Gestaltungen der Außenwelt welche Eindrücke auf ihn machten. Jeder Mensch hatte seinen gesonderten Bereich der Wechsel-Beziehung: sein Lebenslauf bildete nur einen kleinen Theil des Weltlaufes, entwickelte und vollendete sich an besonderen Orten inmitten eines Stammes oder Volkes eigenthümlicher Art, war auch in seinem Wesen verschieden befähigt; demgemäß mußten die Eindrücke welche er empfing, wie auch die Ergebnisse ihrer Verarbeitung durch seinen Verstand von anderen sich unterscheiden. Der Mensch unter dem Gleicher empfing andere Eindrücke als sein Bruder in Grönland und beide wiederum verschieden von denen des gemäßigten Gürtels: die Fähigkeiten und Mängel eines jeden waren gleichartig,

aber die Gestaltungen ihres Verstandes ihrer Innen- und Außenwelt mußten verschieden werden. Dennoch gingen auch in dieser Richtung allgemeine Grundzüge welche über die ganze Erde die Außenwelt gleichartig gestalten: z. B. der allgemeine Wechsel von Tag und Nacht, der Himmel über den Haupte der Menschen und der gähnende dunkle Abgrund der Klüfte, der jährliche Wechsel zwischen den Zeiten größter und geringster Wärme so wie des höchsten und tiefsten Sonnenstandes, die jährlich wiederkehrende Erneuerung des Pflanzenlebens, der monatliche Mondeswechsel u. a., so daß in vielen Beziehungen auch die Gestaltungen der verschiedenen Außenwelt durchgehende Äulichkeiten bieten.

Dennoch mußten die örtlichen Unterschiede, wenn auch klein bei einmaligem Einflusse grose Verschiedenheiten in der menschlichen Fortbildung bewirken durch unausgesetztes häufen kleiner Abweichungen. Der Bewohner des Wüstengürtels, welcher Nord-Afrika Arabien und Persien durchzieht, so wie heißer und dürrer Länder, von Sandstürmen Spiegelbildern der Wüste Hungersnoth nnd Wassermangel bedroht, empfing andere Eindrücke und bildete sich eine andere Außenwelt als der Bewohner des gemäßigten Gürtels in Asien, wo dem Menschen in regelmäßiger Folge der Jahreszeiten ein mäßiges gedeihen zufließt, nicht zwischen üppiger Fülle und herbem Mangel schwankend, sondern der harten Arbeit ausreichende Früchte ergebend. In den Marschen des Nils und Euphrat-Tigris mogten die Menschen in Üppigkeit schwelgen, während die Bewohner Libiens Nubiens Arabiens und Palästinas in Dürre und Hungersnoth verschmachteten: wo gegen der Arier in Mittel-Asien aus seinen Herden sicheren aber mäßigen Unterhalt gewann. Jeder empfing andere Eindrucke auf gleiche Weise, verarbeitete sie auch gleichartig, aber seine Außenwelt sinnlich wie außersinnlich ward verschieden gestaltet.

Der Wüstenbewohner bildete die Spiegelbilder der ungleich erwärmten Luftschichten, welche den verschmachtenden Wanderer mit Seen und Palmenhainen täuschten, zu bösen Geistern und wie noch jetzt der Araber sie „serab" nennt, kannte sie schon der Israelit vor 3000 Jahren als „seraphim". Die Wüstenwolke wirbelnd daher eilend den zitternden Wanderhirten mit seiner Herde verschüttend oder gnädig vorüber fahrend, war der „Herr Israels" in der Wüste, der grimme „El", vor dem Moses sich beugte mit seinen zitternden Horden, der „asas-El", dem sie am Versöhnungtage den zweiten Bock in die Wüste sandten; der alte Wüstenherrscher, dem Jakob bereits den Opferstein zu Beth-El (Zelt oder Stätte des EL) geweihet hatte, bliebe durch alle Zeiten bei den Israeliten in Verehrung, ward auch noch von Jesus am Kreuze angerufen: „Mein El, mein El, warum hast du mich verlassen." Das

Leben in der Wüste, allen drohenden Gefahren des Wüstenherrn ausgesetzt, der in jedem Augenblicke ohne vorherige Anzeichen das ganze Volk verderben konnte, mußte im Volke einerseits die Beweglichkeit erhöhen durch stete Furcht, andererseits die Unterwerfung unter den unerforschlichen Willen des Wüstenherrn und das streben diesen Willen zu ergründen. Diese Ausbildungen offenbaren sich bei allen dorther stammenden Semiten: sie durchweben die alten Geschichtbücher der Israeliten mit Aufruhr und Jammer und beugen noch jetzt die muhammadanische Welt blindlings unter den Willen Allahs; sie führten Moses dazu durch Verzückungen den unerforschlichen Willen der außersinnlichen Welt zu erkunden, mit dem furchtbaren zu reden im Orakelzelte, wie noch jetzt die Profeten der Hirtenvölker Ost-Afrikas; sie gaben den Semiten die größere Beweglichkeit die jetzt den Araber der heißen Länder kennzeichnet wie den Mosaiten in unseren gemäßigten Ländern; sie verliehen der Menschheit den Wunderglauben, der unter den dortigen Verhältnissen sich erzeugen mußte, wo der Mensch ratlos den unabläßig schwankenden Zuständen gegenüber stand.

Ganz verschieden davon waren die Eindrücke welche die arischen Vorfahren der Europäer in der Urheimat empfingen, in Baktrien und den oberen Industhale. Der Wolkenhimmel spendete Regen und Gewitter im regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten, und hinderte das verdorren und verschmachten; ward als Himmelsherr die anerkannte und verehrte Übermacht, zuverläßig und gerecht dem arbeitsamen mäßiges gedeihen schenkend; spendete weder dem müssigen unverdiente Fülle noch dem fleißigen unverschuldetes Elend; drohete dem Menschen kein unvorhergesehenes Unheil und sein Leben wandelte hin in regelmäßiger Folge. Diesen Eindruck verewigten die alten Weden-Gesänge, weit verschieden von den Eindrücken der Israeliten welche das alte Testament wiedergibt: der Arier vertrauensvoll und wißbegierig, der Semit unaufhörlich schwankend mißtrauisch und wundergläubig. Der Arier von Mittel-Asien nach Europa wandernd verblieb im gemäßigten Erdgürtel unter der Herrschaft seines Himmelherrn, dessen Allmacht Güte Gerechtigkeit und Zuverläßigkeit die Grundzüge verblieben der höchsten Verehrungwesen ihrer Nachkommen; der Tyros Zeus und Theos der Hellenen, der Janus Jupiter und Deus der Römer, wie der Tyr Tiud Ziu der Teutonen trugen sämmtlich jene Grundzüge. Diese blieben auch im nachfolgenden Christenthume herrschend, so sehr daß dem höchsten Verehrungwesen selbst die heidnischen Namen Theos Deus Gott Bog u. a. verblieben. Die semitische Bibel konnte durch die mosaischen Götzen den arischen Himmelherrn trüben aber nicht verdrängen; vielmehr haben die in Europa eingewanderten Israeliten ihren semitischen Adonai mit den Zügen des arischen Himmelsherrn

ausgerüstet, an die Stelle der Züge jenes Wesen der prangenden Frühlingssonne.

Die alten Israeliten dagegen zeigten nach den Berichten der Bibel zu allen Zeiten ein wirres haschen nach Nothelfern, und nur der ursprüngliche Wüstenherr EL konnte sich dauernd erhalten, so lange sie auf ihren Wanderungen der Wüste nahe blieben. Die Folgenreihe der Götzen in der Bibel zeigt, wenn auch die ersten Bücher viel später verfaßt worden sind, daß sie zuerst verehrten die Elohim (Mehrheit von Eloa), als Schöpfer der Welt (1. Mos. 1. 1) dargestellt; späterhin mit den anderen Semiten (Babelonern Sürern u. a.) den grimmen EL dem Jakob (1. Mos. 28) nach einer Traumerscheinung den Stein weiht zu Beth=EL (Stätte des EL); der EL verblieb auch zur Zeit Moses, welcher (2. Mos. 18. 4) seinen Sohn EL-i-jeser (EL meine Hilfe) nannte, weil der „Gott seines Vaters“ seine Hilfe gewesen sei. Neben und gleichgeltend mit ihm verehrten sie unter Moses Leitung den JHOH (sogen. Jehova), dem das Orakelzelt geweiht war, und der mit dem durch betäubende Räucherungen verzückten Moses vom Gnadenstule herab redete. Beide Verehrungwesen JHOH und EL (azaz-El) stehen neben einander im Versöhnungopfer; denn Moses verordnet (3. Mos. 16. 8) nach dem Wortlaute der Urschrift: „Und Aron soll das Los werfen über die zwei Böcke, ein Los für JHOH und das andere für azaz-El“ (azaz = Macht oder Gewalt). Außerdem baut Moses (2. Mos. 17. 15) einen Altar dem „Herrn Nissi“ (Dio=Nysos?) und errichtet die eherne Schlange (4. Mos. 21) zur Verehrung, den Seraf oder ägüptischen Tiube den „Widersacher“, welcher 400 Jahre lang Verehrungwesen blieb (2. Kön. 18. 4). Nebenher ist fortwährend vom Moloch (Herrn Kämpfer Kriegsgotte) die Rede; überdies erwähnt der Profet Amos (5. 26) des Kijun, und späterhin Stephanus (Apostelg. 7. 43) erwähnt des Remphan als Götzen auf dem Wüstenzuge, so daß unter Moses Leitung unzweifelhaft die Vielgötterei herrschte. Erst der Nachfolger Josua (24. 14) will den JHOH zur Herrschaft bringen. Zur Zeit Davids ist der Bal höchstes Verehrungswesen, denn er benennt nach ihm die Stätte eines Sieges (2. Sam. 5. 20); nachher wird von Salomo der chaldäische Adonai an die Spitze gestellt, die jugendliche prangende Frühlingssonne, der milde aber siegende Sonnenheld, dem er den großen Tempel weiht mit allen Einrichtungen des Sonnendienstes; in den Schriften der Profeten steht der Herr des Sternenhimmels (Zebaoth) an der Spitze, während das Volk den alten Göttern treu blieb. Neben diesen herrschte eine Menge alter und neuerer Götzen, vor allen und unausrottbar der Moloch, der Feuerherr und Kriegswalter, dem das geängstigte Volk seine Kinder opferte wie es auch die übrigen

Semiten thaten. Ein älterer Götzenname deutet sich an in der Bezeichnung ihres Festtages, des Sabbath (bath oder beth = Zelt), also Tag dem Zelte oder der Verehrung des Sab oder Seb geweiht, den die Israeliten nach ägüptischen Berichten bei ihrer Flucht aus Ägüpten verehrten und im Bilde des Wüstenesels mit sich führten. Es zeigt der geschichtliche Verlauf des Volkes unter Leitung seiner Profeten Hohenpriester und Könige ein unaufhörliches wechseln der Götter: das unsichere Leben und die Unbeständigkeit des Wüstenvolkes zeigte sich im tappenden haschen nach Nothelfern, von denen jeder nur so lange galt bis Unglück eintraf, worauf jene Leiter oder das Volk es mit einem anderen versuchten. Die alten Israeliten waren zu allen Zeiten Heiden, wurden erst nach Jesu Zeiten Eingottgläubige (Monotheisten) als Anbeter des chaldäischen Adonai; hatten vordem nicht einmal dahin gelangen können gleich den Hellenen und Römern einen ihrer Götter dauernd an die Spitze zu stellen; weil die Unbeständigkeit ihres älteren Völkerlebens in der Wüste und des späteren auf der Völkerbrücke Palästina eine bleibende Anordnung unmöglich machten. Die irrige Vorstellung als ob die Israeliten unter Moses Eingottgläubige gewesen seien ist nur durch unrichtige Übersetzungen der Bibel entstanden, welche alle Götzennamen (Elohim EL JHOH Adonai u. a.) ohne Unterschied bezeichnete durch den Namen „Gott", obgleich sie sämmtlich viel weiter vom Gotte der Christen entfernt standen als Zeus der Hellenen und Jupiter der Römer, denen gemeinschaftlich der arische Himmelsherr zum Grunde liegt.

Diese Wirkungen der örtlichen Verschiedenheiten verblieben auch in der Folgezeit: der Semit heiß beweglich mit vorherrschender Einbildung und wundergläubig; der Arier kül schwerfälliger mit vorherrschendem Verstande und begierig nach Einsicht. Die Schriften der Semiten (altes und neues Testament) sind voll von Wunderberichten Weissagungen und Gesichten verzückter; die Schriften der Völker aus Mittel-Asien (Chinesen Arier Perser Hellenen Römer u. a.) voll von Lehren Gründen und Erläuterungen des Verstandes. Schon Paulus fand in seiner Erfahrung diese hervor stechende Unterscheidung (1. Kor. 1. 22), indem er sagt: „die Juden fordern Wunder, die Griechen fragen nach Weisheit". Noch in der Gegenwart läßt sich die Nachwirkung in den Europäern erkennen, nicht allein an den darunter befindlichen Mosaiten sondern auch an den Völkern des Mittel-Meeres, deren Vorfahren semitische Beimischungen empfingen: die Einbildung mit ihren Wundern Weissagungen und Träumen herrscht im Mittelmeer-Becken; nördlich der Wasserscheide waltet der küle Verstand.

Bei aller Verschiedenheit kömmt dennoch in beiden Zweigen gleichartiges des Menschenwesens zur Geltung: auch der Arier erkannte

Vorgänge die er nicht zu erklären wußte und deshalb auf Wunder deutete; er fand daß erleuchtete Männer durch Vorausblick kommende Begebenheiten im voraus verkündeten und glaubte an Weissagungen; er hörte von Ehelosen beiderlei Geschlechtes welche durch fasten ihre Nerven überreizten, daß sie von Erscheinungen im wachen und träumen heimgesucht würden und lernte dadurch an Verzückungen glauben. Als die Semiten ihnen neue Lehren brachten konnten Hellenen wie Römer deren Götter Kronos Apoll Adonis Saturn Merkur u. a. aufnehmen, wie auch ihre Helden (Herakles Prometheus u. a.) ihre Wundersagen Weissagungen und Verzückungen. Gleiches wiederholte sich als den Nachkommen das Christenthum mit der Semiten-Bibel gebracht ward So entstand eine Mischung von arischem und semitischem auf gemein menschlicher Grundlage, wie es im christlichen Glaubensbekenntnisse auffällig sich darstellt, wenn man die Bestandtheile auf ihren Ursprung zurück führt: wie z. B.:

| | |
|---|---|
| „Ich glaube an" | ist rein menschlich |
| „Gott Vater" | ist arisch |
| „Schöpfer" | ist ägüptisch |
| „Himmels und Erde" | ist arisch |
| „Jesus" (Jeschua) | ist semitisch |
| „Christos" (Maschiach) | ist semitisch |
| „Sohn Gottes" | ist arisch (hellenisch) |
| „Heiligen Geist" | |
| als Weissager | ist semitisch |
| als Weisheitspender | ist arisch (persisch). |

In den Glaubens-Vorstellungen (der Religion) und allem was damit zusammenhängt an Redensarten Gebräuchen Tempeln und deren Einrichtungen Farben Musik Gesang Bildern Heilsmitteln u. a., ist vorzugsweise solche Mischung der Gestaltungen heißer Länder mit denen der gemäßigten, des ägüptischen und semitischen mit wenigem arischen vorgegangen. Letzteres kannte keine Götterbilder und angebetete Überreste (Reliquien) keine Tempel Altäre Weihwasser heilige Gefäße u. s. w., sondern empfing sie über Hellas und Rom aus Ägüpten. Der jetzige Bischofstab stammt vom Osir, dessen Farben (weiß roth und gelb) auch die Priestergewänder schmücken: die dreifache päpstliche Krone ist der Hut der ehemaligen Sonnenpriester, Bild des dreitheiligen Jahres; der Abendmahl-Kelch ist der ehemalige Isiskelch mit dem heiligen Nilwasser, bedeckt vom stralenden Sonnenbilde des Osir u. s. w. Alles dahin gehörige des Christenthumes ward dem arischen Wesen der Europäer aus Ägüpten zugeführt, dem Lande des Wunderglaubens und der Pracht.

So weit die Erde bewohnt ist von Menschen erblicken wir das

gleiche Wesen mit seiner Furcht und seinen Hoffnungen, in örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten auf gleicher Grundlage fortgebildet. Auf rückständigen Stufen ist es die bedrohliche Weltseite, deren Eindrücke er faßt und in seinen Vorstellungen ausprägt, alle gräulich und Schaudern erregend vom Siva der Inder und dem Ariman der Perser bis zum Teufel der Europäer. Gespenster durchweben allerorts das Leben, bei jenen alten Völkern wie unter den jetzigen Indianern Amerikas und den Negern Afrikas, oder den Bewohnern der Sundainseln und den Samojeden am Eismeere: die Dunkelheit in welcher das Auge den Menschen im Stiche läßt verursacht ihm allenthalben grauen, und jegliches was er nicht erklären kann gilt ihm als Unheil drohend. Bei zunehmender Bildung erhebt er sich zum freudigen Bewußtseine, erkennt die günstige Weltseite und gestaltet seine Vorstellungen demgemäß in gütigen Göttern, freundlichen Geistern, Engeln des Lichtes und Lebens, Bekämpfern der Finsterniß, Sonnenhelden und ritterlichen Heiligen, Heilanden und Erlösern, die der dankbare Mensch zu Göttern erhebt. In allem waltet der Mensch mit seinen Fähigkeiten und Mängeln, durch Willen und That sich fortbildend zu höheren Stufen.

§. 491. **Im Menschen wird der Wille der Welt bewußt.**

Die Heranbildung der Welt in einer Reihenfolge von Stufen und Ausästungen vermögen wir uns am einfachsten als Bethätigungen des Willens zu verdeutlichen, der von seiner einfachsten Wirkung als Anziehung der zerstreuten Weltkörperchen, allmälig seine Gestaltungen höher bildete bis sie im Menschen den Gipfel des Lebens der Erde erreichten. Fast alle Bildungzüge welche in der Fortbildung der Wesen verfolgt werden können zu ihrer stufenweisen Erhöhung, gelangen im Menschen zur erhabensten Gestaltung, höher als alle anderen steigert sich in ihm die Erkenntniß zum Selbstbewußtseine, zur Überschau des vorhandenen und zum Einblicke in sich selbst.

§. 492. **Das Menschenwesen enthält alle Stufen des Weltwillens.**

Die rückständigste Wirkung des Weltwillens offenbart sich in der Anziehung welche die einfachsten Gestaltungen an einanderfügt: sie waltet im Menschen, sowol in seiner Stellung zum Schwerpunkt der Erde, dem aufrechten gehen und dem haften an der Erde, wie auch in allen Äußerungen seines Lebens, der Atmung Ernärung dem Blutumlaufe der Auffaugung und Ausscheidung. Als höhere Äußerung des Weltwillens zeigt sich die Wahlverwandschaft, welche die einfachen Stoffe bei ihrer Anziehung zu Verbindungen überführt und diese um=

gestaltet: sie wirkt im Menschen als Stoffumsatz zur unausgesetzten Umgestaltung seines Wesens, die wir als Lebenslauf des einzelen bezeichnen. Die höchsten Äußerungen lassen sich erkennen als Wärme Licht Magnetismus und Elektricität, die unter sich wie auch mit den tieferen Stufen zusammenhängen und in allen Vorgängen der Welt als die Erreger und Fortbildner erscheinen: sie walten am stärksten im Menschen, bedingen nicht allein sein Leben überhaupt, sondern auch dessen höchste Gestaltung im Nervenwesen, zumal dem Hirn, dessen Thätigkeit zum Selbstbewußtseine führt, zur höchsten Gestaltung des Weltwillens auf der Erde.

### §. 493. **Die Menschheit bethätigt ihr Wesen in der Ehe, den Verbänden und als Gesammtheit.**

Das ursprüngliche leben der zweigeschlechtigen Menschheit war die Ehe, die Verbindung zweier Menschen verschiedenen Geschlechtes zur gegenseitigen Fortbildung und zur Verjüngung der Menschheit durch Nachwuchs. Sie ward fortgebildet vom zufälligen zeitweiligen vereinen zum dauernden Anschlusse, getragen von anhaltender Zuneigung; die weibliche Hälfte ward durch Entdeckung des Feuers erhoben von einer lästigen Gefährtin zur nützlichen Gehilfin; aus der Arbeitsklavin zur rohen Arbeit verwendet, ward die Ehehälfte Hüterin des Herdes, Erzieherin der Kinder und Pflegerin des Mannes. Die Kinder auf den rückständigsten Stufen die Speisevorräte ihrer Eltern für Zeiten der Hungersnot, späterhin verkäufliche Ware zur Erlangung von Genüssen, jeder Willkür der Eltern preisgegeben, wurden allmälig erhoben und geschützt in ihrem Dasein und ihrer Fortbildung, anerkannt in ihrer Menschenwürde und angeleitet durch Unterricht. So gestaltete sich die Ehe stufenweise in Eltern und Kindern zur jetzigen Höhe.

Die Verbände begannen als der Mensch seine ursprüngliche Ungeselligkeit überwindend mit seines gleichen, namentlich seinen nächsten Verwandten sich verband zum Schutze und Trotze. Es entstanden die Sippen, aus diesen die Stämme und so im Laufe der Zeit die Völker, als Verbände solcher Genossen die durch Sprache Sitten und gleiche Bahnen der Fortbildung in starken Bezügen zu einander stehen. Solche Verbände richteten die Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten verschieden ein, je nachdem die Kriegszustände vorwalteten oder nicht: im ersteren Falle unterstellte sich der Verband dauernd einem gewählten Kriegsherrn; im letzteren Falle waren die Erfordernisse der Friedenszustände überwiegend und wurden zur Verwaltung die erfahrensten und klügsten Männer aus und von der Gesammtheit aller Waffenfähigen erwählt. Diese Grundverschiedenheit pflanzte sich

fort durch alle Zeiten und Völker, und je nachdem die Zustände eines Volkes sich änderten ward die eine oder andere Einrichtung herrschend. Als die arischen Stämme in Europa einwanderten führten die unaufhörlichen Kriegszustände der Wanderung Eroberung und Ansiedlung zur Kriegsherrschaft, zur Gliederung des Wanderzuges nach den Erfordernissen des Krieges, zur Herrschaft der Führer und Unterordnung der übrigen, zur ungleichen Beutetheilung und zur verschiedenen Wohlhabenheit. Nach geschehener Eroberung ward das Land vertheilt: in den Verbänden freier und gleichberechtigter Sippen zu gleichen Theilen, aber nicht zum Eigenthume sondern geliehen (zum Lehn). Im letzteren Falle theilten die Anführer (der Adel) das Land unter sich und jeder verlieh entsprechende Antheile seinem Gefolge in Unterlehen; alles Land nur zum zeitweiligen Gebrauche und unter bestimmten Fällen an die Gesammtheit zurückfallend. Zur Vertretung der Gesammtheit wider jeden einzelen erwählte der Adel aus seiner Mitte einen durch Fähigkeiten hervorragenden Genossen zum Vormanne (Fürsten), der nach gesetzlichen Vorschriften das allgemeine zu vertreten hatte so lange es der Adel angemessen erachtete; andernfalls setzte er den Fürsten ab verjagte oder tödete ihn, wie die Geschichte aller europäischen Völker an zahlreichen Beispielen bis in die Neuzeit erweist (§. 341). Das ursprüngliche Lehnsverhältniß ward frühzeitig vielerwärts zerrüttet durch Verschwörung des Fürsten und Adels wider das Volk: jene raubten das Land der Gesammtheit, wandelten die Lehen um in unbeschränkten Besitz, der unbehindert vererbt ward, wogegen der Adel dem Wahlfürsten seine Würde erblich verlieh. Es entstand das erbliche Fürstenthum und daraus erwuchs, durch allmälige und unausgesetzt betriebene Erweiterung der Fürstenmacht, die Vorstellung vom Besitzrechte der Fürstenhäuser an Land und Leuten, die Legitimität mit ihren Vortheilen und Nachtheilen. Je nachdem es den Fürsten gelang, den Adel zu schwächen und den Widerstand der anwachsenden Städte zu überwinden, wurden sie mehr oder weniger früher oder später unbeschränkt; je mehr es ihnen gelang andere Fürsten zu unterjochen und zu beseitigen desto weiter dehnten sie den Bereich der Herrschaft ihres Fürstenhauses. So entstanden nach und nach die Königreiche England Frankreich und Spanien; das deutsche Reich gelangte nicht zur Unterjochung der Fürsten, sondern hatte nur ein wählbares Oberhaupt (Kaiser) an seiner Spitze; Italien blieb zertheilt in gleichberechtigte Fürstenthümer ohne Oberhaupt; in Polen erhielt sich die ursprüngliche Zersplitterung in gleichberechtigten Adel.

Der zunehmende Wohlstand und das wachsende vorwalten der Friedenszustände, brachte deren Erfordernisse zu Geltung und es erwuchs das streben die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten

einer Mehrzahl von erwählten Männern zu übertragen. Es entstand (im 14. Jahrh.) die freistatliche Verfassung der Schweizer, die änliche der Niederländer, späterhin (im 17. Jahrh.) in England die Republik unter Cromwell und 1793 die französische, welche sich 1848 wiederholte und 1870. In anderer Weise äußerte sich gleiches streben nach Beschränkung der Fürstenmacht durch einführen und feststellen von Verfassungen, welche die Rechtsverhältnisse aller Genossen eines Verbandes regeln sollen, dem Fürsten die Verwaltung erleichtern aber auch seine Willkür beschränken. Diese verschiedenen Gestaltungen des Lebens der Menschheit im statlichen Verbande walten noch in der Gegenwart neben einander.

Außerdem wirken die Menschen in zahllosen Verbänden welche zu beschränkten und zeitweiligen Zwecken geschlossen werden. Die ältesten sind die Jagd-Verbände zum töden der Thiere des Landes oder Meeres; Raub-Verbände zum plündern anderer Stämme oder erlangen von Sklaven; Handels-Vereine Versicherung-Gesellschaften Zünfte Banken und sonstige Verbände zur Sicherstellung der Genossen oder zum gemeinsamen betreiben von Geschäften. Es entstanden frühzeitig Arbeit-Verträge, indem die welche kein Land besaßen zur ausreichenden Ernärung, ihre Arbeit anderen liehen welche mehr Land hatten als sie selbst bearbeiten konnten; woraus im Laufe der Zeit die Landsklaverei sich entwickelte. Änliches bestand in den Besitz-Verhältnissen der beweglichen Güter: die besitzlosen, genötigt sich zu ernären durch ihre Arbeit, mußten diese den Besitzern der Arbeitstoffe leihen und geriethen durch eigene Unkenntniß in die Geldsklaverei. Beiden Arten suchte die Menge sich zu entziehen durch Gewalt: die Landsklaverei führte schon in früheren Jahrhunderten zu den Bauernkriegen; die Geldsklaverei in neuerer Zeit zu Arbeiter-Unruhen, streichen der Arbeit und Aufständen. Jene ward gemindert durch aufheben der Leibeigenschaft und größere Vertheilung des Bodenbesitzes; dieser wird in der Gegenwart abgeholfen durch Unterricht zur höheren Verwertung der Arbeit, durch Spar- und Leihcassen und Vereine zur gegenseitigen Hilfe der Genossen.

Auf allen Wegen bethätigt die Menschheit ihr Wesen in Fortbildung und Rückbildung neben einander; aber erstere überwiegend und Überschüsse ergebend, welche sich im Laufe der Jahrtausende angesammelt haben zu einem reichen Schatze an Bildung und Gütern. In der Verwendung der Bildung für die einzelen erweist sich das wissen als Gemeinbesitz aller, denn die Wissenschaft steht Jedermann zur Verfügung, unbeschränkt nutzbar und für jeden unerschöpflich. In der Verwendung der Güter herrscht jedoch der Eigenbesitz: jeder hält einen Theil gesondert von denen der anderen Menschen und diesen

nicht verfügbar; auch ungleich vertheilt, den meisten viel weniger als sie bedürfen, dagegen einer Minderzahl viel mehr als ihr Leben erfordert. Mit dem Schatze an Bildung waltet die Menschheit als Gesammtheit; den Schatz an Gütern hegt und mehrt sie dagegen in Einzelwesen und ungleichen Theilen.

§. 494. **Die Fortbildung ist unbegrenzt zunehmend in festen Bahnen.**

Die Fortbildung der Menschheit an Zahl und Wesen erscheint unbegrenzt: wir kennen den bisherigen Gang und die Verhältnisse ihrer Zunahme und vermögen keine Grenze abzusehen, bei deren erreichen die Fortbildung stocken und in Rückbildung übergehen müßte. Das gegenwärtig in Europa herrschende Verhältniß der Mehrung um etwa $^1/_{100}$ jährlich, kann nach vorliegenden Erfahrungen vielfach sich erhöhen, und die bisherige verhältnißmäßig geringe Ausnutzung der Erdoberfläche erweist daß eine viel größere Bewohnerzahl auf der Erde gesicherte Ernärung finden könnte. Die Fortbildung des Wesens vermag ebenfalls unbegrenzt zu geschehen: die Sicherung des Daseins kann noch vielfach gemehrt werden; das streben nach Steigerung des Genusses kann keine Grenze finden weil es unersättlich ist und bleibt, auch die Möglichkeit gesteigerter und erhöheter Befriedigung vorliegt; streben nach höherer Bildung wird nie erlahmen, denn es ist der Grundzug der Welt und das Gebiet der Bildung ist unbegrenzt.

Die Fortbildung bewegt sich in festen Bahnen und da diese durch die Eigenthümlichkeit des Menschenwesens bedingt werden, in seinen Fähigkeiten und Mängeln begründet liegen: so wird sie auch in diesen ihren ferneren Verlauf nehmen. Voran steht nach herrschender Ansicht die Bahn der Religion, der Vorstellungen über die Bezüge der Menschen zur außersinnlichen Welt, zu den Vorgängen welche der Mensch deutete als Wirkungen von Ursachen, die außerhalb oder über seiner Sinnenwelt lägen. Der Fortschritt auf dieser Bahn hat allmälig das Gebiet der Sinnenwelt erweitert und das außersinnliche erobert: der Glaube an die Wirksamkeit der Orakel und Opfer hat sich verloren, die vom Gebete gehoffte Wirkung auf außersinnliche Übermächte schwindet, ebenfalls die Sühngebräuche und Verehrungweisen, auch der Glaube an menschenänlicher Gestaltung und Bildung des Willens der außersinnlichen Welt. Der Glaube an hauchartige Geisterwesen ist dahin; damit geht der Gottesglaube in den Gottesbegriff über und die Vorstellung von einer trennbaren Seele des Menschen schwindet, seitdem durch aufhören des gespenstigen jedes Seelenwesen unfaßbar geworden ist. Die ehemals als außersinnlich gedachte Welt mit ihren durch die Einbildung geschaffenen Gestaltungen

verduftet, weil ihr walten sinnlich wahrnehmbar geworden ist: die Religion verliert ihren geheimnißvollen Inhalt und schwindet dahin.

Die Wissenschaft schreitet dagegen unablässig weiter, vertieft und erhöht sich nach allen Richtungen, ergründet und erweitert ihr Gebiet unaufhörlich. Die ganze Welt ist ihr Bereich und deshalb ist ihr streben unendlich: möge sie hinaus dringen in den Weltenraum und durch Verschärfung der Fernröhre entlegene Nebelflecke auflösen in Sternenhaufen, jedenfalls werden stets neue Nebelflecke auftauchen den Nachfolgern zur Lösung; möge sie sich vertiefen in die Welt des Kleinen, ihre Gläser schärfen um die Einrichtung der kleinsten Wesen zu ergründen, es eröffnen sich um so mehr die Reihenfolgen kleinerer Gestaltungen mit ihren Besonderheiten. Die Manchfachheit der lebenden Wesen ist unergründlich: wir kennen bisher nur die allgemeinen auffälligsten und zugänglichsten Bezüge; die Besonderheiten sind noch am wenigsten bekannt. Die Einflüsse der übrigen Welt auf das Leben kennen wir nur zum kleinen Theile; noch weniger das dem menschlichen Daseine vorher gegangene Leben auf der Erde und dessen Bedingungen. Die Geschichte der Erde bietet der Forschung ein unendliches Gebiet, dessen Erkundung schwierig aber lohnend sein wird. Das Menschenwesen als höchste und reichste Bildung der Erde eröffnet die größte Stufenfolge der Erscheinungen, um so näher liegend als der Denker und das Bedachte dasselbe sind. In allen diesen Bahnen ist der Fortbildung ihr Weg vorgezeichnet: küles erforschen der Bewegungen unter steter Berücksichtigung der Mängel des eigenen Wesens, vergleichen der erkannten Thatsachen nach allen möglichen Seiten, unterscheiden und demnächst einordnen derselben in Folgereihen, bezeichnen des vorwaltenden in ihrem Daseine und zusammenfassen des gemeinsamen verschiedener Wesen um daraus Begriffe zu bilden. Die Wissenschaft wird dadurch zur tieferen Erkenntniß gelangen, zum verbinden und durchgehenden in den zahllos unterschiedenen Gestaltungen, zu den Grundformen und den Lebensbedingungen welche aus einfachen Anfängen die unendliche Fülle des Lebens gestalteten.

Im Verbandesleben sind der Menschheit ebenfalls ihre Wege vorgezeichnet: es richtet sich bei zunehmender Bildung und anwachsendem Wohlstande immer mehr auf Friedenszustände ein und wird in diesem Streben die Kriegsherrschaft ersetzen durch Friedens-Einrichtungen, durch eine Verwaltung welche die fähigsten Genossen verwendet in den geeigneten Kreisen und das Wohl aller Genossen zum Ziele setzt. Die anwachsende Kenntniß der Erstehung der Staten und Fürstenherrschaft wird die Vorstellung beseitigen, als ob die Fürstenhäuser Eigenthümer besonderer Theile der Erdoberfläche (Länder) seien, auf denen Menschenherden (Unterthanen) durch ihre Gnade lebten, um jederzeit bereit zu

sein ihr Leben und ihre Güter herzugeben wenn das Wohl des Fürstenhauses solches verlange. Die Völker lernen einsehen daß es nicht der erdrückenden stehenden Heere bedürfe, um sicher und glücklich zu leben, daß die Furcht der Fürstenhäuser vor der Raubsucht anderer keinen Grund abgebe für die Völker um ihre besten Kräfte dafür herzugeben; daß vielmehr die Völker sämmtlich dabei betheiligt seien den Frieden zu wahren, auch alle geneigt dazu sind, so daß nur in den Fürstenhäusern der Grund der drückenden Kriegslasten ruhe. Die Fürstenmacht befindet sich augenscheinlich in der Rückbildung; denn sowohl im Kreise der Fürsten wie in den übrigen Genossen verändern sich die Verhältnisse dahin daß jene um so seltener den Anforderungen genügen können. Die Spärlichkeit hervorragender Mitglieder der Menschheit überhaupt, die Unvererblichteit ungewöhnlicher Fähigkeiten, die Mängel der Erziehung und die Abgeschlossenheit des Lebens, auch manche unwürdige Genossen auf dem Throne, geben starke Gründe wider die Erblichkeit der Fürstenwürde und die Beschränkung derselben auf einzele Familien. Anwachsen der Erfordernisse des States drängt vielmehr zur Wahl, um aus der großen Zahl der Genossen den fähigsten hervor zu heben, und auch aus diesem nur den Abschnitt seiner Lebenshöhe zu verwenden. Die Verhältnisse nehmen, abgesehen von Übertreibungen nach beiden Seiten, in ihrer mittleren breiten Entwicklung einen derartigen Verlauf, als ob das 19. Jahrhundert das letzte der Fürstengewalt unter den Europäern sein sollte. Auch scheint in manchen Fürstenhäusern nach dieser Voraussetzung bedachtsam verfahren zu werden, als ob die Wanderung nahe bevor stehe.

Unabhängig davon dehnen sich die Machtbefugnisse des Verbandes seinen Genossen gegenüber: es giebt keine Bahn des menschlichen Lebens auf welcher nicht die Gesammtheit durch Gesetze waltet, fördernd und verlangend oder hindernd und verbietend; gegenwärtig mehr als je zuvor. Sie besitzt dazu unzweifelhaft die Befugniß und Gewalt, denn Gemeinwohl ist höchstes Gesetz, und die Gesammtheit muß bei zunehmender Erkenntniß immer weiter das gemeinnützige im Leben der einzelen erkennen und zur Geltung bringen. Dagegen führt die Fortbildung in den einzelen Genossen zur Erkenntniß, daß die Gesammtheit neben und mit jenen Rechten auch Pflichten gegen die einzelen zu erfüllen habe; daß sie verflichtet sei jedem nach seiner Fähigkeit Einfluß zu eröffnen auf schaffen und abändern der Gesetze denen er folgen soll; daß sie jedem gleiches Recht gewähre und geeignete Mittel zur Fortbildung; daß sie die zum Gemeinbesten erforderlichen Lasten vertheile im richtigen Verhältnisse zu den Leistungen welche jeder vom Verbande empfängt; daß wenn einzele Genossen aus sachlichen Gründen ungebürlich mehr leisten

müssen als andere, die Gesammtheit sie entschädige, nicht allein wenn sie ihre Güter (Land Häuser u. a.) hergeben zu öffentlichen Anlagen, sondern auch wenn sie ihr Zeit und Kräfte zum Kriegsdienste im Frieden oder Kriege herzugeben gezwungen werden. Der Verband hat das Recht zu Zwecken des Gemeinwohles aus sachlichen Gründen die Leistungen der Genossen ungleich zu vertheilen, übernimmt aber damit auch die Pflicht die mehrbelasteten zu entschädigen. So erfordert es die Gerechtigkeit und überdies die Sparsamkeit; denn je mehr der Verband für Kriegszwecke entschädigen muß, desto mehr wird er die Mannszahl unter Waffen anf das nothwendigste beschränken, also seinen Genossen Zeit und Kräfte sparen, wird dabei auch ungeneigter sein zu Angriffkriegen. In Betreff der Leistungen welche jeder Genosse dem Verbande schuldet hat sich die Vorstellung heraus gebildet, daß jeder Genosse verpflichtet sei zur Vertheidigung gegen fremde Angreifer weil jeder gleichen Schutz für sein Leben verlangt; daß also jeder Kriegsfähige in den Waffen geübt werden sollte und zu dem Ende allgemeine Wehrpflicht herrschen müsse; daß aber diese Verpflichtung nicht weiter erstreckt werden dürfe als zur Einübung nöthig sei, also jede andere Verwendung namentlich zum Polizeidienste im Frieden mißbräuchlich geschehe, weil dazu Beamte genommen werden sollten. Bezüglich der übrigen Leistungen der Genossen gelangt der Grundsatz zur Geltung, daß sie abgemessen werden nach dem Werte der Güter für welche jeder den Schutz des Verbandes in Anspruch nimmt; und da diese Güter zweierlei Art sind, nämlich festes Eigenthum und bewegliche Einnahmen: so sei es erforderlich, sämmtliche Steuern über beide Arten von Gütern zu vertheilen, iu der Form von Eigenthums- (Vermögens-) Steuern und Einnahme- (Einkommen-) Steuern. Demnächst folgt aber auch aus der Steuerpflicht der einzelen das Recht derselben zur Mitverwaltung: wie die Verbände sich bisher genötigt sahen den Kreis der Wähler und Wahlfähigen zu erweitern, so werden sie auch fernerhin dem Drange nachgeben müssen, um schließlich allen Genossen welche im Waffentragen oder in Geld u. a. zu Leistungen angehalten werden, die Befugniß einzuräumen zur Einwirkung auf die Verwaltung nach Masgabe ihrer Fähigkeiten.

Auch das Leben der kleinen Verbände schreitet fort in festen Bahnen: die Erwerb-Verbände haben allmälig die Bereiche ihres wirkens ausgedehnt, die Versicherung-Vereine ihren Schutz über zahlreichere Zweige des Lebens verbreitet, sind auch aus den engen Kreisen der begüterten zu den weiteren der Arbeiter gelangt, welche die größeren Unsicherheiten ihrer Lebensbahnen durch Sparkassen Vorschuß-Vereine Arbeit- Ankauf- und Verkauf-Vereine Kranken- und Todenladen u. a. auszugleichen suchen, in gegenseitiger Hilfe die nöthige Stütze findend

für manche Fälle. Dieses zusammen stehen und arbeiten muß voraussichtlich über kurz oder lang zum völligen zusammen leben kleinerer Verbände führen, deren Genossen nicht an einer Menge gesonderter Vereine sich betheiligen, sondern alles und jedes durch gegenseitige Hilfe im eigenen Kreise suchen und finden. Es bereiten sich allmälig die Wege dazu: es wächst die Neigung zum vereinen, steigert sich die Verträglichkeit und hebt sich die Fähigkeit zur Leitung der eigenen Angelegenheiten; so daß auf ruhigem und gesetzlichem Wege die Einführung völliger Gemeinschaft sich vorbereitet.

§. 495. **Die Fortbildung der Menschheit ist die Frucht des Lebens aller Menschen.**

Die Menschheit hat von den kleinsten Anfängen an Zahl und Gesittung sich fortgebildet zur jetzigen Höhe, durch die zahllos einander folgenden Einzelleben, deren Überschüsse allmälig den Schatz an Bildung und Gütern anhäuften dessen die gegenwärtige Menschheit sich erfreut. Ob der Beginn von einem oder mehreren Elternparen, an einem oder verschiedenen Orten ausging ist gleichgiltig; denn es genügt die Thatsache daß der Anfang in jeder Beziehung dürftig war, daß die Menschheit begann an der Grenze des Thierreiches, in Erkenntniß sogar innerhalb desselben stehend, und daß sie mühsam zur jetzigen Höhe sich heran bilden mußte.

Die Bildung ist aus unzähligen Irrthümern herangewachsen, denen der Mensch durch die Mängel seiner Sinne seines Gedächtnisses und Verstandes ausgesetzt war. Jeder Verstorbene hat seinen Theil dazu beigetragen und in den gleichzeitig lebenden waren jedesmal alle zurückgelegten Stufen der Bildung herrschend, von den weit rückständigen hinauf zur höchsten der Zeit. Die Beiträge der einzelen waren verschieden, die Lebensüberschüsse das Ergebniß; aber bei allen Schwankungen im einzelen war der Gewinn allmälig zunehmend. Die Menschheit ist herangewachsen an Zahl zu mehr als 1300 Millionen; die Bildung hat sich gesteigert zu einer Ausbreitung des wissens wie nie zuvor; die Güter haben zugenommen an Werth in solchem Maße, daß der Menschheit der Gegenwart ein reicheres Lebens geboten ist als jemals ihre Vorgänger genossen haben: alles die Frucht der Mühen sämmtlicher vorauf gegangener Geschlechter, vom dürftigsten Menschen der umherstreifenden Horde der Urzeit bis zu unseren eigenen Genossen herauf.

§. 496. **Jeder Lebende ist Erbe am Schatze der Menschheit.**

Nicht unsere Eltern sondern die Menschheit im Ganzen hat uns

Bildung und Güter vererbt, zum Genusse und zur weiteren Vererbung auf die Nachkommen. Jeder hat nur den kleinsten Theil seiner Erkenntniß von seinen Eltern empfangen, den größten von anderen Seiten; selbst was er von seinen Eltern empfing war im Wesentlichen von der übrigen Menschheit herrührend. Liebe und und Sorgfalt mogten sie als ihr eigenstes Vermächtniß betrachten, aber ihre Kenntnisse waren überwiegend Erzeugniß aller, nur von ihnen bewahrt und überliefert.

Jeder lebende ist ein Glied der in allen fortlebenden Menschheit, eine Zelle im Gesammtwesen, entstehend mitwirkend und vergehend, aufgenommen und nach vollbrachtem Lebenslaufe wieder ausgeschieden gleich einer Zelle. Als Theil des Ganzen durch sein Leben und seine Leistungen hat er auch Theil an dem Inhalte des Ganzen, lebt in und aus demselben. Jeder andere ist ihm gleichberechtigt, so daß er dessen Leben in der Gesammtheit nicht stören darf; aber auch er hat gleiches Recht mit jedem anderen und gleichen Anspruch auf das Erbe der Menschheit, welches dem wirken aller Vorlebenden entstammt und allen Nachlebenden bereichert hinterlassen werden soll.

## §. 497. **Das Menschenrecht ist höchste Gestaltung der Welt.**

Das Menschenwesen erweist sich als die Spitze des Lebens der Erde, als höchst gebildete Gestaltung; im Menschen offenbart sich das Selbstbewußtsein als vornehmste Thätigkeit seines Wesens, und als das höchste Erzeugniß seines Selbstbewußtseines erweist sich das Menschenrecht, welches stufenweise vom Thierrechte sich heranbildete durch das Verbandesrecht und Völkerrecht zum gleichen Rechte aller Menschen.

Jeder Mensch welcher auf Erden entsteht befindet sich in einer Genossenschaft, welche die hinterlassenen Schätze ihrer Vorgänger als Erbschaft ergreift und benutzt. Er ist mitberechtigter Erbe um Theil zu nehmen an der Bildung und den Gütern, welche als Erzeugniß und Eigenthum der Menschheit in ihrem Leben verbleibt und sich mehrt, mögen auch die einzelen Genossen im steten Wechsel von Leben und Tod sich ablösen. Als Miterbe hat jeder entstehende Mensch ein Recht auf Mitbenutzung der Hinterlassenschaft der Menschheit und darf dieses äußern in folgenden als berechtigt anerkannten Forderungen:

daß ihm sein Dasein gesichert werde soweit es der Hilfe der Gesammtheit bedürfe;

daß ihm der Bildungschatz der Menschheit zugänglich und nutzbar gemacht werde durch Unterricht, lediglich abgemessen nach seinen Fähigkeiten;

daß die Fortbildung der Menschheit in seinem Wesen ihm gestattet und erleichtert werde, sowol in der auf Hebung der Zahl wie auf Fortbildung des Menschenwesens gerichteten Bahnen;

daß sie seiner Eigenthümlichkeit im glauben und wissen vollständige Freiheit zur Entwicklung lasse, und nur auf sein thun leitend und zwingend einwirke;

daß die Gesammtheit seine Pflichten nach seinen Rechten abmesse.

Dazu benötigt es der allgemeinen Fürsorge zur Entstehung des Lebens, und da die Ehe das ergibigste Mittel dazu ist, so bedarf es der Förderung und Sicherung des Ehelebens, durch Freiheit des waltens der Liebeswahl im schließen und scheiden der Ehen, durch erleichtern der Kinderlast mittelst Steuerkürzungen nach Maßgabe der Kinderzahl, durch zurückdrängen der Wildniß in ihren Gestaltungen der Vielweiberei Vielmännerei und Unnatur. Da die Menschheit des verjüngenden Nachwuchses bedarf zum fortleben: so ist sie auch weit mehr als die Eltern verpflichtet für denselben zu sorgen, zunächst durch abschaffen des wirkens der frevlen Furcht vor Übervölkerung und demnächst durch Förderung der Ehe und ihrer Zwecke.

Das entstandene Leben ist ein Wertbesitz, welchen die Menschheit nicht allein zu erhalten sondern auch fortzubilden hat, damit es für den Theil, den es aus der Erbschaft der Menschheit einstweilen entnehmen muß zu seinem Aufbaue, derselben nachher ausreichenden Ersatz geben könne in seinen Früchten. So weit diese Fortbildung nicht durch die Eltern geschehen kann hat die Gesammtheit dafür zu sorgen in rein sachlicher Weise, nicht nach den Eltern sondern den Fähigkeiten der Kinder abgemessen. Sie hat jeden einzelen zu zwingen sich fortzubilden, aber seiner Eigenthümlichkeit Raum zu lassen, weil nur durch Manchfachheit der Bestrebungen die richtigen Bahnen der Fortbildung ermittelt werden können.

Die Geltung des einzelen in der Menschheit ist lediglich nach seinem Menschenwerte abzumessen und sein wirken in derselben nach Maßgabe seiner Fähigkeiten; so daß ererbte Vorrechte und Begünstigungen unstattnehmig sind. Die Pflichten jedes einzelen sind nach dem Umfange seiner Rechte abzumessen und ist ihm die Theilnahme an jeglichem einzuräumen wo er nützlich wirken kann. Auch muß dieses Recht über die weibliche Hälfte erstreckt werden, deren Zurücksetzung und Unterdrückung aufzuheben ist um ihr das gleiche Recht mit der männlichen Hälfte zu gewähren, zur Ausbildung auf allen Wegen und zur Anwendung ihrer Fähigkeiten in allen Richtungen für welche die Besonderheit ihres Wesens sie befähigt.

§. 498. **Die Freiheit des Menschen liegt in seiner Erkenntniß.**

Jeder Mensch ist täglich gezwungen Entschlüsse zu fassen, zwischen verschiedenen Wegen des thuns zu wählen und darin seine Freiheit zu äußern; änlich den Thieren aber höher nach Maßgabe der Stufe seiner Erkenntniß. Das Dasein ist einfache Äußerung des Willens der Welt, wirkend in der ganzen Gestaltungreihe der Welt; die Fortbildung von den tiefsten Stufen zur höchsten steigert den Willen zur Erkenntniß, und damit zur Freiheit der Wahl im thun. Der Mensch kann nicht aufhören ein Theil des Weltganzen zu sein, nicht den Wechselbeziehungen mit der übrigen Welt sich entziehen, bleibt also ihren Einwirkungen unterworfen in allen seinen Lebensäußerungen. Aber je nach dem Stande seiner Erkenntniß besitzt er Voraussicht und Urtheil, und vermag dadurch den Äußerungen des Weltwillens in solchen Gestaltungen sich zu entziehen, welche ihn mit Schaden bedrohen oder dieselben zu benutzen so weit sie ihm vortheilhaft sind. Je nachdem er die Ziele und Zwecke der Menschheit erkennt und seine Fähigkeiten zur Förderung derselben, vermag er sittlich zu handeln, seine Freiheit als Sittlichkeit zu gestalten. Je rückständiger seine Erkenntniß, desto enger und niedriger ist das Gebiet seiner Freiheit, nur von Zielen und Zwecken der Selbsucht erfüllt und zwischen diesen wählend. Je vorgeschrittener die Erkenntniß, desto mehr wird die Rücksicht auf die Menschheit herrschend und seine Wahl trifft nunmehr die sittlichen Mittel zur Hebung der Menschheit. Auf den untersten Stufen der Menschenbildung herrscht der Wille in einfachster Gestalt als Raub und Mord; denn die Erkenntniß ist nicht weiter gelangt und bietet keine weitere Wahl. Auf höheren Stufen erhebt sich der Wille zur Menschenliebe, die Erkenntniß eröffnet ein weites die ganze Menschheit umfassendes Gebiet und die Freiheit hat die Wahl unter unzähligen Zwecken und Mitteln höherer Art. Je nach der Erkenntniß ist der Bereich abgegrenzt, auf welchem die Freiheit ihre Wahlen vollzieht und in niederen oder höheren Gestaltungen sich äußert.

§. 499. **Der Einzele gilt nur als Theil der Menschheit.**

Jeder Mensch ist in seinem Wesen seiner Erkenntniß und seinem thun ein Erzeugniß der Menschheit, welche vor ihm sich fortbildete und mit ihm lebt. Seine Gestalt mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ist das Ergebniß der Fortbildung einer Menschenreihe, die durch seine Voreltern bis zum Stammpare führt, welche die erste Stufe des Menschenwesens über das Thier gewann. Die Erkenntniß des ein=

zelen, möge sie hoch oder niedrig sein, ist mühsam gewonnen worden durch die zahllosen Geschlechter, in welchen durch Jahrtausende das Hirn der Erde anwuchs: geschaffen und verändert unterm Gleicher wie auch in Mittelasien, in Hellas und dem alten Rom wie bei den Arabern des Mittelalters und den Europäern der Neuzeit, haben schwarze braune gelbe und weiße Menschen beigetragen, Profeten und Dichter wie Forscher und Denker gewirkt und gelitten, um die Erkenntniß zu erringen welche der Jetztlebende mühelos in sich aufnimmt. Auch das thun des Menschen ist Ergebniß der Bildungstufe welche die Menschheit in ihm erreichte, also das Erzeugniß der Vor- und Mitlebenden. Der einzele ist demnach alles und jedes nur in und durch die Menschheit: ihr verdankt er sein Leben seine Bildung und seine Güter; nur in der Menschheit ist es möglich sich fortzubilden und sein Leben zu genießen: nur als Theil der Menschheit kann er Geltung beanspruchen.

### §. 500. **Das Glück liegt im streben nach Fortbildung der Menschheit.**

Der Mensch erstrebt vom ersten bis zum letzten Atemzuge das Glück, die Erreichung der Ziele welche er sich vorgesetzt hat. Er sucht es in der Ehe, seiner Stellung im Verbande, als Entdecker und Erfinder oder Forscher, als Lehrer und Lenker, findet aber selten sein genügen; und selbst wenn er sein Ziel erreicht eilt er rastlos weiter, neuen höher gestellten Zielen zugewendet. Das Glück, welches er sucht liegt im streben, und da das höchste streben nur die Fortbildung der Menschheit zum Ziele haben kann: so ist das Glück des einzelen nur auf diesem Wege zu finden. Alles und jedes was diesem Zwecke dient und durch den einzelen vermöge seiner Fähigkeiten erreichbar ist, birgt für ihn das Glück. Er strebe danach, so wird er das Glück empfinden; er führe der Menschheit den Gewinn seines Lebens zu, so wird er unsterblich fortleben in dem was er schuf, wenn auch sein Name verschwindet wie seine Asche.

Hamburg, Juni 1872.

**C. Radenhausen.**

Leipzig, C. [illegible]

# Inhalt des vierten Bandes.

## Heranbildung der Welt.

## Verhältnisse der Welt.



## Glück und Unglück.



## Alte und neue Welt.



## Schlußfolgerungen.

---

## Stimmen der amerikanischen Presse.

Die Verlagshandlung theilt nachstehend den Lesern dieses Werkes einige Stimmen der Amerikanischen Presse mit.

Die Evening-Post vom 13. October 1871, eine der bedeutendsten und einflußreichsten Zeitungen New-Yorks, enthielt folgenden Leitartikel:

### Isis.

„For the drift of the maker is dark, an Isis hid by the veil“ says Tennyson. This mystery is what the well-known philosopher C. Radenhausen undertakes to disclose, but in a spirit and with objects very different from those of a prophet. His book, called „Isis; der Mensch und die Welt“ or „Man and the world“ is issued in four handsome volumes. The extent of it, for the time busy men have to read, is rather alarming; but for the extent and importance of the subjects treated it must be considered as amazingly small.

The first volume and half of the second are before us. The argument begins with the human senses and the development of the intellectual powers; upon which the author's theory corresponds in many respects with that of Alexander Bain. What is known in England as „the associational psychology has been studied with profit and satisfaction by Herr Radenhausen.

He then applies the principles thus determined to the historical investigation of the growth of religous conceptions and especially to the development of Judaism and of Christianity, as set forth in the books of the Old Testament and in modern history. Extending the field of inquiry further, he examines, in its widest extent the whole system of belief in a supernatural world; in spirits and our relations to them, in human immortality, in prayer, sacrifice, duty, sin, conscience, and the divine sanctions of the moral law.

„Die Wege des Schöpfers sind dunkel, ein Schleier verhüllt die Isis,“ sagt Tennyson. Dieses Geheimniß unternimmt der wohlbekannte Philosoph C. Radenhausen zu enthüllen, in einem Geiste und mit Zielen, sehr verschieden von denen eines Propheten. Sein Werk „Isis; der Mensch und die Welt“ erscheint in vier starken Bänden. Diese Größe ist fast zu viel für die Zeit, welche beschäftigte Männer übrig haben zum lesen; aber für die Ausdehnung und Bedeutung der behandelten Fragen muß sie als staunenswerth knapp gelten.

Die ersten anderthalb Bände liegen uns vor. Die Abhandlungen beginnen mit den menschlichen Sinnen und die Entwicklung der Denkkräfte; worin des Verfassers Theorie vielfach übereinstimmt mit der von Alexander Bain. Was man in England „verbindende Seelenlehre“ nennt, ist von Herrn Radenhausen mit Erfolg ausreichend studirt worden.

Die dadurch ermittelten Grundsätze verwendet er dann zur geschichtlichen Untersuchung des Wachsens der Religionsmeinungen, besonders der Entwicklung des Judenthumes und Christenthumes, auf Grund der Bücher des Alten Testamentes wie der neueren Geschichte. Im weiteren Verfolge der Erörterungen untersucht er im weitesten Umfange das ganze System des Glaubens an eine übernatürliche Welt, an Geister und unsre Verbindung mit ihnen, an die Unsterblichkeit, Gebete, Opfer, Pflicht und Sünde, Gewissen und die göttlichen Geheiße der Moral-Gesetze.

These branches of what is commonly called natural religion afford the basis for a thorough examination of the ideas which are distinctively Christian, such as redemption, which is traced from she first longings for it in the hearts of the ancient Israelites to its full development in the apostolic preaching of Christ's propitiatory sacrifice. This is followed by a skeptical but suggestive criticism of the growth of Christian doctrine; which is sufficiently full for the early ages of the church, but rather meagre for its later history, as indeed the author's plan requires. The account of the growth of the papacy, as both a spiritual and temporal power, is exceedingly instructive, being fair and thoroughly intelligent. But his general views, both of the value of Christian ideas in themselves and of the power of Christian faith upon the nations which hold it, seem to us to be affected by his skeptical zeal, so that he underestimates these great elements of human progress.

With only one third of a great work in our hands, it is impossible to attempt a judgment upon it as a whole. Dr. Radenhausen certainly shows himself an able thinker, who can present the most profound investigation in a language and a form not only intelligible but attractive to every well-informed reader. His fundamental principles in the investigation are essentially those of a new philosophy, of which Herbert Spencer is the foremost exponent in England; and the great end for which he labors is to supply, from science fixed principles of knowledge, to take the place in morals and life of the faith in the unknown, which he regards as in its decay. That part of the book which is to treat of the being of the Deity and of

Diese Theile der gewöhnlich als natürliche bezeichneten Religion bilden der Grund einer gründlichen Untersuchung der eigenthümlich christlichen Ideen, wie z. B. der Erlösung, welche verfolgt wird vom ersten Sehnen danach in den Herzen der alten Israeliten bis zur vollen Entwicklung in den Apostelreden über Christus Versöhnungs-Opfertod. Dem folgt eine zweifelvolle aber aufklärende Kritik des Wachsthumes des christlichen Glaubens, welche ausreichend vollständig ist für die ersten Zeiten der Kirche, aber etwas mager für deren spätere Geschichte, freilich geboten durch des Verfassers Plan. Die Erläuterung des Wachsthumes der Päpste als geistliche und weltliche Macht ist überaus lehrreich, unpartheiisch und gründlich durchdacht. Aber seine allgemeinen Ansichten über den inneren Werth der christlichen Ideen wie die Macht des christlichen Glaubens über die ihn hegenden Völker, erscheinen uns beeinflußt durch seinen kritischen Eifer, so daß er diese großen Ursachen des Fortschrittes der Menschheit unterschätzt.

Aus dem vorliegenden Drittel eines großen Werkes ist es unmöglich über den Werth des Ganzen zu urtheilen. Herr Radenhausen erweist sich unbedingt als tüchtiger Denker, der die tiefsten Untersuchungen sprachlich und formlich so erläutert, daß sie jedem gebildeten Leser nicht nur verständlich werden, sondern auch anziehend. Seine leitenden Grundsätze in den Untersuchungen sind im wesentlichen die einer neuen Philosophie, deren hervorragendster Verkünder in England Herbert Spencer ist. Das Endziel für welches er arbeitet, ist, die festen Grundlagen der Erkenntniß in wissenschaftlicher Weise darzustellen, um in Sittlichkeit und Thun an die Stelle des Glaubens an das Unerkannte zu treten, den er betrachtet als im Verfalle. Die Abhandlung über Gott und Unsterblich-

the immortality of man has not yet appeared, but if it shall teach that the Creator is to be sought and found only in nature and its laws, and that the only immortality to be hoped for is that of the race, whose combined labors make history a continual progress towards larger happiness and a better life, the reader of the first part will not be surprised by it.

keit ist noch nicht erschienen mit der zweiten Hälfte des Bandes. Der Leser der ersten Hälfte darf sich aber nicht wundern, wenn sie ihm lehren wird, daß der Schöpfer zu suchen und zu finden sei nur in der Natur und ihren Gesetzen und daß die einzige Unsterblichkeit welche er zu hoffen habe, die der Menschheit sei, deren vereinte Arbeit ihre Geschichte zum unausgesetzten Vorschreiten, zum höheren Glücke und besseren Leben gestalte.

Yet there is nothing in the work to offend any reader; its calmness is truely philosophical, and if it is not absolutely unprejudiced, it is only because the author's learning though immense, is by no means unlimited. The most earnest opponents of his leading principles may read his book with gratification and profit.

Dennoch ist nichts in dem Werke was den Leser verletzen könnte. Seine Ruhe ist wahrhaft philosophisch und wenn auch nicht unbedingt vorurtheilsfrei, ist es dieses nur, weil des Verfassers Wissen wol sehr groß ist, aber keineswegs grenzenlos. Der ernstlichste Gegner seiner leitenden Grundsätze kann das Werk lesen mit Genugthuung und Nutzen.

## New-York. Belletrist. Journal.

Isis der Mensch und die Welt von C. Radenhausen ist in zweiter veränderter Auflage erschienen. Es verdient im hohen Grade die Aufmerksamkeit Aller, welchen daran liegt, dem Räthsel des Daseins auf den Grund zu kommen, und ist für jeden denkenden Menschen, auch wenn er nicht auf dem Standpunkte des Verfassers steht, vom höchsten Interesse. In klarer, einfacher und doch nicht des rhetorischen Schwunges entbehrender Sprache führt Radenhausen uns in alle Gebiete der menschlichen Gesellschaft und ihre Beziehungen zum Weltall ein, und setzt durch die Vielseitigkeit seines Wissens ebenso sehr wie durch die Zweckmäßigkeit seines Raisonnements, welches immer an das Nächste anknüpft um zu einem großen Schlusse auf das Allgemeine zu gelangen, in Erstaunen. Man ersieht aus der bloßen Anordnung des Stoffes, daß hier mit ebenso viel Gründlichkeit wie praktischem Scharfsinn, welches nicht blos glänzen sondern nützen will, zu Werke gegangen wird, und daß ein Jeder, der überhaupt nachdenkt, Unterhaltung und Belehrung aus dem Epoche machenden Werke schöpfen kann.

